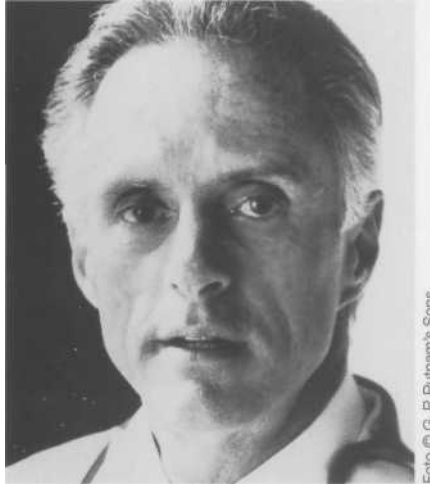


ROBIN
COOK
DIE OPERATION

CLUBPREMIERE

Klapptext:

Dr. Daniel Lowell hat sich bereits einen Namen in der Wissenschaft gemacht. Doch die Harvard Universität bedeutet für ihn eine berufliche Sackgasse. Als er zusammen mit seiner Freundin Dr. Stephanie D'Agostino ein eigenes Forschungslabor eröffnet, das sich auf Gentherapie mit Hilfe von Stammzellen spezialisiert, erfüllt er sich endlich den lang gehegten Traum von Unabhängigkeit. Hier entwickelt Lowell sein bahnbrechendes HTSR Verfahren, bei dem Teile der menschlichen DNA, die bestimmte Krankheitsbilder verursachen, durch gesunde DNA ersetzt werden. Er verspricht sich Hilfe für unzählige kranke Menschen, vor allem aber einen Namen in der Fachwelt und einen millionenschweren Profit. Moralische Bedenken hat er nicht. Doch dann droht der konservative Senator Ashley Butler, Abtreibungsgegner und erklärter Feind der Biotechnologie, die ehrgeizigen Pläne zunichte zu machen. Butler, aussichtsreicher Kandidat für die kommenden Präsidentschaftswahlen, ordnet unter dem Druck der Öffentlichkeit eine Anhörung im Senat an. Dr. Lowell kann die Vorwürfe, dass er den Tod ungeborenen Lebens in Kauf nimmt, nicht entkräften. Sein Lebenstraum scheint einem unnachgiebigen Gesetz zum Opfer zu fallen. Da bittet ihn der Senator um ein geheimes Treffen. Denn Butler leidet an Parkinson. Und er hat nur eine Hoffnung: Die Gentherapie von Dr. Lowell. Er macht ihm ein höchst lukratives Angebot unter zwei Bedingungen: Die Operation muss unter strengster Geheimhaltung auf den Bahamas stattfinden, und die DNA soll dem Grabtuch von Turin entnommen werden...



Robin Cook ist Absolvent der Medizinischen Fakultät der Columbia-Universität. Seine Assistenzzeit leistete er an der Harvard-Universität ab. Als es ihm schon mit dem ersten Roman gelang, die internationalen Bestsellerlisten zu erobern, ließ er sich von seinen Aufgaben beim Massachusetts Eye and Ear Institute beurlauben. Seither lebt Robin Cook als freier Schriftsteller mit seiner Frau in Florida. Seither zählt er zu den erfolgreichsten Autoren von Medizinthrillern.

ROBIN COOK

DIE OPERATION

Roman

Aus dem Amerikanischen von Leo Stroh

CLUB,

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel

»Seizure« bei G. P. Putnam's Sons, a member of Penguin Group Inc. New York.

Umwelthinweis: Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden
auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor
Verschmutzung –

ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem PE-Material.

Ungekürzte Lizenzausgabe

der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH

und der angeschlossenen Buchgemeinschaften

Copyright © der Originalausgabe 2003 by Robin Cook

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Schutzumschlag- und Einbandgestaltung: stefanmatlik.de, Essenheim

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany 2004

Buch-Nr. 007.060

www.derclub.de

www.donauland.at

PROLOG

Montag, der 22. Februar 2001, war einer jener verblüffend warmen Wintertage, die den Bewohnern der Atlantikküste die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Frühlings vorgaukelten. Von Maine bis hinunter zum äußersten Zipfel von Florida herrschte strahlender Sonnenschein, und die Temperaturunterschiede betrugen nicht einmal zehn Grad Celsius. Für die überwältigende Mehrheit derjenigen, die diesen lang gezogenen Küstenstrich bevölkerten, sollte es ein normaler, glücklicher Tag werden. Für zwei außergewöhnliche Menschen jedoch markierte dieser Tag den Beginn einer Kette von Ereignissen, die schließlich zu einer schicksalhaften Überschneidung ihrer Lebenswege führen sollte.

13.35 Uhr

Cambridge, Massachusetts

Daniel Lowell hob den Blick von dem rosafarbenen Notizzettel in seiner Hand. Zwei ungewöhnliche Dinge teilte dieses Stück Papier mit: Zum einen war der Anrufer Dr. Heinrich Wortheim gewesen, der Direktor der chemischen Fakultät in Harvard, der ihn zu sich ins Büro bestellte. Zum anderen war das mit *DRINGEND* beschriftete Kästchen mit einem dicken X gekennzeichnet. Dr. Wortheim verwendete immer Buchstaben zur Kommunikation und erwartete, dass man ihm auch mit einem Buchstaben antwortete. Er war einer der weltweit führenden Chemiker, bekleidete das ehrwürdige und hervorragend dotierte Amt eines Fakultätsdirektors in Harvard und war ein napoleonischer Exzentriker. Nur sehr selten ließ er sich mit dem gemeinen Volk ein, zu dem er auch Daniel

rechnete, obwohl Daniel Abteilungsleiter war und in der Hierarchie nur eine Stufe unter Wortheim rangierte.

»He, Stephanie«, rief Daniel quer durch das Labor. »Hast du die Nachricht auf meinem Schreibtisch gesehen? Vom Kaiser persönlich. Er hat mich in sein Büro bestellt.«

Stephanie hob den Blick von dem Stereomikroskop, an dem sie gerade etwas sezierte, und blickte Daniel an. »Das klingt nicht gut«, sagte sie.

»Du hast ihm doch nichts verraten, oder?«

»Wie denn? Während meiner gesamten Doktorandenzeit habe ich ihn nur zweimal gesehen – bei der Verteidigung meiner Dissertation und als er mir die Urkunde übergeben hat.«

»Vielleicht hat er ja eine Ahnung, was wir vorhaben«, mutmaßte Daniel. »Das wäre nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, wen ich alles um Mitarbeit in unserem wissenschaftlichen Beraterstab gebeten habe.«

»Und, gehst du hin?«

»Das möchte ich mir auf gar keinen Fall entgehen lassen.«

Vom Labor bis zum Verwaltungsgebäude der Fakultät war es nur ein kurzes Stück. Daniel wusste, dass ihm eine Konfrontation bevorstand, aber es war ihm egal. Eigentlich freute er sich sogar darauf.

Sofort als Daniel eintraf, schickte ihn die Sekretärin mit einer Handbewegung direkt in Wortheims Heiligtum. Der alternde Nobelpreisträger saß hinter seinem antiken Schreibtisch. Durch die weißen Haare und das schmale Gesicht wirkte Wortheim älter als seine angeblichen zweiundsiebzig Jahre. Aber sein Aussehen schmälerte die Ausstrahlung seiner befehlsgewohnten Persönlichkeit, die ihn wie ein magnetisches Feld umgab, in keiner Weise.

»Bitte, setzen Sie sich, Dr. Lowell«, sagte Wortheim und betrachtete seinen Besucher über den Rand seiner Lesebrille hinweg. Obwohl er den Großteil seines Lebens in den USA

verbracht hatte, schwang immer noch ein leichter deutscher Akzent in seiner Stimme mit.

Daniel folgte seiner Aufforderung. Ihm war bewusst, dass sich auf seinem Gesicht ein leises, unbekümmertes Lächeln zeigte, das der Fakultätsdirektor mit Sicherheit nicht übersehen konnte. Wortheim war zwar über siebzig, aber seine Sinne waren immer noch genauso scharf wie früher und registrierten jede Andeutung einer Kränkung. Dass Daniel vor diesem Dinosaurier im Staub kriechen sollte, war einer der Gründe, weshalb er sich sicher war, dass seine Entscheidung, der akademischen Forschung den Rücken zuzudrehen, richtig war. Wortheim war ein kluger Kopf und er hatte den Nobelpreis gewonnen, aber er war immer noch in der anorganischen, synthetischen Chemie des vergangenen Jahrhunderts verhaftet. Die Gegenwart und die Zukunft lagen jedoch in der organischen Chemie in Form von Proteinen und ihren jeweiligen Genen.

Schließlich, nachdem die beiden Männer einander ausgiebig angestarrt hatten, brach Wortheim das Schweigen. »Ihrem Gesichtsausdruck entnehme ich, dass an den Gerüchten etwas dran ist.«

»Könnten Sie vielleicht etwas deutlicher werden?«, entgegnete Daniel. Er wollte absolut sicher sein, dass sein Verdacht zutraf. Eigentlich hatte er erst im nächsten Monat an die Öffentlichkeit gehen wollen.

»Sie haben sich ein Gremium aus wissenschaftlichen Beratern zusammengestellt«, sagte Wortheim. Er stand auf und begann hin und her zu gehen. »Ein solches Gremium kann nur eines bedeuten«, fuhr er fort. Dann blieb er stehen und starrte Daniel an. »Sie haben vor, von Ihrem Amt zurückzutreten, und haben eine Firma gegründet oder stehen zumindest kurz davor.«

»Schuldig in allen Anklagepunkten«, erklärte Daniel. Er konnte nicht verhindern, dass das Lächeln zu einem breiten

Grinsen wurde. Wortheims Gesicht hatte sich unterdessen tiefrot verfärbt. Kein Zweifel, für Wortheim war diese Situation gleichbedeutend mit Benedict Arnolds Verrat im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg.

»Ich habe mich persönlich für Ihre Einstellung eingesetzt«, fuhr Wortheim ihn an. »Wir haben Ihnen sogar ein Labor nach Ihren Wünschen eingerichtet.«

»Das Labor lasse ich ja hier«, entgegnete Daniel. Unglaublich, dass Wortheim ihm Schuldgefühle machen wollte.

»Ihre Pflichtvergessenheit ist eine Unverschämtheit.«

»Ich könnte mich dafür entschuldigen, aber das wäre geheuchelt.«

Wortheim kehrte hinter seinen Schreibtisch zurück. »Ihr Weggang bringt mich gegenüber dem Universitätspräsidenten in eine sehr unangenehme Lage.«

»Das bedaure ich«, sagte Daniel, »und das meine ich wirklich ernst. Aber genau dieses bürokratische Hin und Her ist einer der Gründe dafür, dass mir die Universität nicht fehlen wird.«

»Was noch?«

»Ich habe es satt, neben meinen Forschungen auch noch unterrichten zu müssen.«

»Sie gehören zu denjenigen mit den wenigsten Lehrstunden an der gesamten Fakultät. Das haben wir vereinbart, als Sie zu uns gekommen sind.«

»Und trotzdem werde ich dadurch vom Forschen abgehalten. Aber auch das ist nicht der Hauptgrund. Ich möchte endlich die Früchte für meine Ideen ernten. Preise und Artikel in Fachzeitschriften reichen mir nicht.«

»Sie wollen berühmt werden.«

»So könnte man es wahrscheinlich ausdrücken. Und das Geld ist ja auch nicht zu verachten. Sogar Leute, die nicht halb so viele Fähigkeiten haben wie ich, haben es geschafft.«

»Haben Sie jemals *Dr. med. Arrowsmith* von Sinclair Lewis gelesen?«

»Ich komme nicht oft dazu, Romane zu lesen.«

»Vielleicht sollten Sie sich die Zeit einmal nehmen«, schlug Wortheim vor. »Unter Umständen überdenken Sie Ihre Entscheidung dann noch einmal, bevor sie unwiderruflich feststeht.«

»Ich habe sehr viel darüber nachgedacht«, sagte Daniel. »Ich glaube, das ist der richtige Schritt für mich.«

»Möchten Sie meine Meinung hören?«

»Ich glaube, ich kenne Ihre Meinung bereits.«

»Ich glaube, dass das Ganze in einer Katastrophe endet, für uns beide, aber hauptsächlich für Sie.«

»Vielen Dank für Ihre ermutigenden Worte«, erwiderte Daniel. Er stand auf. »Man sieht sich auf dem Gelände.« Dann ging er hinaus.

17.15 Uhr Washington, D.C.

»Danke, dass Sie zu mir gekommen sind«, sagte Senator Ashley Butler mit seinem charakteristischen, herzlichen Südstaatenakzent. Das Lächeln fest auf seinem teigigen Gesicht verankert, begrüßte er eine Gruppe aufgeregt wirkender Männer und Frauen, die alle in dem Augenblick von ihren Stühlen aufgesprungen waren, als er mit seiner Stabschefin in das enge Konferenzzimmer seines Senatsbüros gestürmt kam. Die Besucher waren an den massiven Eichentisch in der Zimmermitte gesetzt worden. Sie waren Vertreter einer kleinen Unternehmensgruppe aus der Hauptstadt des Heimatbundesstaates des Senators, die sich für Steuererleichterungen einsetzen wollten. Oder ging es um eine Senkung der Versicherungsprämien? Der Senator konnte sich nicht mehr so genau daran erinnern, und auf seinem Tagesplan, wo es eigentlich hätte vermerkt sein sollen, stand auch nichts.

Er durfte nicht vergessen, das mit seiner Büroleiterin zu besprechen. »Es tut mir Leid, dass ich zu spät komme«, fuhr er fort, nachdem er auch mit dem letzten Gast einen energischen Händedruck ausgetauscht hatte. »Ich habe mich wirklich sehr auf unser Zusammentreffen gefreut. Eigentlich wäre ich gerne schon viel früher hier gewesen, aber nun ja, solche Tage gibt es eben.« Er verdrehte die Augen, um das Gesagte zu unterstreichen. »Leider, leider ist es schon spät und ich habe eine andere wichtige Verpflichtung, sodass ich nicht hier bleiben kann. Das tut mir Leid, aber Mike – da steht er – ist wirklich großartig.«

Der Senator gab seinem Mitarbeiter, der die Aufgabe hatte, sich mit den Leuten zu befassen, einen ermunternden Klaps auf die Schulter und schob den jungen Mann so weit nach vorne, dass seine Oberschenkel sich gegen den Tisch pressten. »Mike ist mein bester Mann. Er hat ein offenes Ohr für all Ihre Probleme und informiert mich dann. Ich bin mir sicher, dass wir Ihnen helfen können, und genau darum geht es uns.«

Der Senator verpasste Mikes Schulter noch eine Serie von Klapsen, die er mit einem bewundernden Lächeln begleitete, wie ein stolzer Vater auf der Examensfeier seines Sohnes.

Einstimmig bedankten die Besucher sich beim Senator, dass er sie empfangen hatte, besonders angesichts seines straffen Zeitplans. Auf jedem einzelnen Gesicht lag ein begeistertes Lächeln. Falls die Leute von der Kürze der Zusammenkunft oder angesichts der Tatsache, dass sie fast eine halbe Stunde lang hatten warten müssen, enttäuscht waren, dann ließ sich keiner auch nur das Geringste anmerken.

»Mit größtem Vergnügen«, schwallte Ashley hervor. »Wir sind immer für Sie da.«

Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging zur Tür. Dort angekommen, winkte er. Die Besucher aus seinem Heimatstaat winkten zurück.

»Das war ein Kinderspiel«, murmelte Ashley Carol Manning zu, seiner langjährigen Stabschefin, die den Konferenzraum im Schlepptau ihres Chefs verlassen hatte. »Ich hatte schon Angst, die wollen mich mit irgendwelchen Jammergeschichten und unvernünftigen Forderungen festhalten.«

»Sie haben aber doch einen ganz netten Eindruck gemacht«, sagte Carol unsicher.

»Was meinen Sie, kommt Mike mit ihnen klar?«

»Ich weiß nicht«, sagte Carol. »Er ist noch nicht so lange dabei, dass ich das beurteilen könnte.«

Der Senator ging voraus, den Flur hinunter und in sein persönliches Büro. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war siebzehn Uhr zwanzig. »Kann ich davon ausgehen, dass Sie wissen, wohin Sie mich jetzt begleiten werden?«

»Natürlich«, sagte Carol. »Wir gehen wieder zu Dr. Whitman.«

Der Senator warf Carol einen tadelnden Blick zu und legte den Zeigefinger auf die Lippen. »Das ist ja wohl kaum für die Allgemeinheit bestimmt«, flüsterte er gereizt.

Ohne seine Büroleiterin Dawn Shackelton auch nur im Geringsten wahrzunehmen, griff Ashley nach den Papieren, die sie in die Höhe hielt, während er an ihrem Schreibtisch vorbeiging und sein persönliches Büro betrat. Unter den Papieren befanden sich ein vorläufiger Ablaufplan für den morgigen Tag, eine Liste aller Anrufer während seines Aufenthalts in der Hauptstadt anlässlich einer verspäteten namentlichen Abstimmung sowie die Abschrift eines spontanen Interviews mit irgendeinem CNN-Menschen, der ihm in der Lobby aufgelauert hatte.

»Ich hole lieber mal mein Auto«, sagte Carol nach einem Blick auf ihre eigene Armbanduhr. »Wir sollen um halb sieben da sein, und man weiß nie, wie es mit dem Verkehr aussieht.«

»Gute Idee«, sagte Ashley und trat hinter seinen Schreibtisch, die Augen auf die Liste der Anrufer geheftet.

»Soll ich an der Ecke C-Avenue/Zweite Straße auf Sie warten?«

Ashley knurrte zustimmend. Ein paar Anrufe waren wichtig, von den Vorsitzenden einiger seiner vielen politischen Aktionsgruppen. Aus seiner Sicht war das Spendensammeln seine wichtigste Aufgabe überhaupt, schließlich wollte er im übernächsten November wieder gewählt werden. Er hörte, wie die Tür hinter Carol ins Schloss fiel. Zum ersten Mal an diesem Tag wurde es still um ihn herum. Er hob den Blick. Zum ersten Mal an diesem Tag war er allein.

Sofort ergriff die Düsterei wieder von ihm Besitz, die er schon beim Aufwachen heute Morgen registriert hatte. Vom Magen bis in die Fingerspitzen konnte er sie spüren. Er war noch nie gerne zum Arzt gegangen. Als Kind war es einfach die Angst vor der Spritze oder einer anderen schmerzhaften oder peinlichen Erfahrung gewesen. Je älter er wurde, desto mehr hatte sich die Angst verändert, war stärker und schrecklicher geworden. Arztbesuche waren nun unwillkommene Erinnerungen an seine eigene Sterblichkeit, daran, dass er kein junger Hüpfen mehr war. Mittlerweile war es so, als erhöhte schon das bloße Aufsuchen eines Arztes die Wahrscheinlichkeit auf irgendeine schreckliche Diagnose wie zum Beispiel Krebs oder, noch schlimmer, ALS.

Vor ein paar Jahren war bei einem von Ashleys Brüdern nach dem Auftreten einiger unspezifischer neurologischer Symptome die so genannte Amyotrophische Laterale-Sklerose festgestellt worden. Nach dieser Diagnose war der muskulöse, sportliche Mann, der, mehr noch als Ashley, vor Gesundheit gestrotzt hatte, in Windeseile zum Krüppel geworden und nach wenigen Monaten gestorben. Die Ärzte waren machtlos gewesen.

Nachdenklich legte Ashley die Papiere auf den Schreibtisch und starrte ins Leere. Vor einem Monat hatte er die ersten unspezifischen Symptome bei sich selbst festgestellt. Zunächst

hatte er sie nicht weiter beachtet, hatte sie auf die Arbeitsbelastung oder zu viel Kaffee oder zu wenig Schlaf geschoben. Die Symptome kamen und gingen, verschwanden aber nie vollständig. Und wenn er ganz ehrlich sein sollte, sie wurden langsam schlimmer. Das Ärgerlichste war dieses immer wiederkehrende Zittern seiner linken Hand. Bereits ein paar Mal war er gezwungen gewesen, sie mit der rechten Hand festzuhalten, um zu verhindern, dass es auffiel. Dann dieses Gefühl, als hätte er Sandkörner in den Augen, wodurch sie peinlicherweise zu tränen anfangen. Und schließlich noch diese gelegentliche Steifheit, die das Aufstehen und das Losgehen zu einer geistigen und körperlichen Anstrengung machte.

Letzte Woche hatten ihn diese Schwierigkeiten endlich bewogen, trotz seiner fast abergläubischen Bedenken zum Arzt zu gehen. Aber er war weder ins Walter-Reed noch ins Bethesda-Naval-Hospital gegangen. Er hatte zu viel Angst davor, dass die Medien Wind davon bekamen, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Solche Art Publicity konnte Ashley nicht gebrauchen. Nach fast dreißig Jahren Zugehörigkeit zum Senat hatte er sich große Bedeutung erworben. Er war eine Kraft, mit der man rechnen musste, auch wenn er als Blockierer galt, der die Vorgaben seiner Partei regelmäßig unterlief. Aber sein konsequentes und permanentes Engagement für biblisch-fundamentalistische und populistische Anliegen wie zum Beispiel die Beschneidung der Rechte des Staates und das Schulgebet hatte ihm, ebenso wie seine ablehnende Haltung gegenüber der Abtreibung oder der gesellschaftlichen Gleichbehandlung benachteiligter Gruppen, eine wachsende Gefolgschaft im ganzen Land und über die Parteigrenzen hinweg gesichert. Mit einer gut geölten politischen Maschinerie im Hintergrund war die Wiederwahl in den Senat kein Problem. Und für 2004 peilte er die Eroberung des Weißen Hauses an. Spekulationen oder irgendwelche Gerüchte über seinen Gesundheitszustand konnte er da nicht gebrauchen.

Als Ashley seine Zurückhaltung gegenüber einer ärztlichen Untersuchung schließlich aufgegeben hatte, hatte er einen Internisten in Virginia aufgesucht, den er von früher her kannte und auf dessen Diskretion er zählen konnte. Der Internist hatte ihn dann unverzüglich an Dr. Whitman überwiesen, einen Neurologen.

Dr. Whitman hatte sich zwar nicht festgelegt, aber als er von Ashleys größter Sorge erfahren hatte, hatte er gesagt, er glaube nicht, dass es sich in diesem Fall um das Gehrig-Syndrom handele. Nach etlichen gründlichen Untersuchungen, darunter auch eine Kernspintomographie, hatte Dr. Whitman zwar keine Diagnose geäußert, hatte Ashley aber ein Medikament verschrieben, das er ausprobieren sollte, um zu sehen, ob die Symptome damit verschwanden. Dann hatte er Ashley einen Termin für die nächste Woche gegeben. Bis dahin sollten alle Untersuchungsergebnisse vorliegen, sodass er eine Diagnose stellen konnte. Und genau dieser Besuch stand Ashley nun bevor.

Ashley strich sich mit einer Hand über die Augenbrauen, wo sich Schweißtropfen gebildet hatten, obwohl es kühl im Raum war. Er konnte das Rasen seines Pulsschlags spüren. Und wenn er jetzt doch das Gehrig-Syndrom hatte? Oder einen Gehirntumor? Damals, in den frühen Siebzigern, als Ashley noch State Senator war, hatte einer seiner Kollegen einen Gehirntumor bekommen. Vergeblich versuchte Ashley, sich daran zu erinnern, welche Symptome der Mann gezeigt hatte. Er wusste nur noch, dass er ein Schatten seiner selbst geworden und dann gestorben war.

Die Tür zum Vorzimmer ging ein Stück weit auf. Dawn streckte ihren sorgfältig frisierten Kopf herein. »Carol hat gerade vom Handy aus angerufen. Sie ist in fünf Minuten am Treffpunkt.«

Ashley nickte und stand auf ohne jede Schwierigkeit. Das war ermutigend. Der einzige Lichtblick in dieser ganzen

Angelegenheit war, dass die Medikamente von Dr. Whitman offensichtlich Wunder vollbracht hatten. Die Besorgnis erregenden Symptome waren allesamt verschwunden, abgesehen vielleicht von einem leichten Zittern kurz bevor er die nächste Tablette nahm. Wenn das Problem so einfach in den Griff zu bekommen war, dann brauchte er sich vielleicht gar keine Sorgen zu machen. Das versuchte er sich zumindest einzureden.

Carol war pünktlich. Ashley hatte auch nichts anderes erwartet. Sechzehn seiner fast dreißig Jahre als Senator arbeitete sie nun für ihn und hatte unzählige Male ihre Verlässlichkeit, Einsatzbereitschaft und Loyalität unter Beweis gestellt. Sogar auf der Fahrt nach Virginia wollte sie die Zeit nutzen, um die Ereignisse des Tages und das, was morgen zu erwarten war, zu besprechen. Aber dann verfiel sie in die gleiche Nachdenklichkeit wie Ashley und redete nicht weiter. Stattdessen konzentrierte sie sich auf den wahnsinnigen Verkehr.

Ashleys Angstpegel stieg sprunghaft höher, je näher sie der Arztpraxis kamen. Als er aus dem Wagen stieg, schwitzte er bereits wieder. Er hatte im Lauf der Jahre gelernt, auf seine Intuition zu hören, und jetzt schrillten sämtliche Alarmglocken. Irgendetwas war mit seinem Gehirn nicht in Ordnung. Er wusste es, und er wusste auch, dass er versuchte, es zu verleugnen.

Der Termin war Ashley zuliebe extra außerhalb der allgemeinen Sprechstunde gelegt worden. In dem leeren Wartezimmer herrschte Grabesstille. Die einzige Lichtquelle war eine Leselampe, die einen schummerigen Lichtkegel auf den leeren Empfangstresen warf. Ashley und Carol blieben einen Augenblick lang unschlüssig stehen. Dann öffnete sich eine Tür und hartes Neonlicht fiel herein. Im Türrahmen war Dr. Whitmans schemenhafte, von hinten angestrahlte Silhouette zu sehen.

»Bitte verzeihen Sie diesen unfreundlichen Empfang«, sagte Dr. Whitman. »Meine Mitarbeiter sind schon nach Hause gegangen.« Er knipste einen Wandschalter an. Er trug einen gestärkten weißen Arztkittel und legte ein geschäftsmäßiges Auftreten an den Tag.

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, sagte Ashley. »Wir sind für Ihre Diskretion dankbar.« Er suchte im Gesicht des Doktors nach der Andeutung eines sanften Ausdrucks, nach irgendetwas, was er als gutes Zeichen interpretieren konnte. Es war nichts dergleichen zu entdecken.

»Kommen Sie bitte in mein Büro, Herr Senator.« Dr. Whitman winkte ihn herein. »Miss Manning, wenn Sie bitte hier draußen warten wollen.«

Das Büro des Arztes war ein Paradebeispiel für zwanghaften Ordnungstrieb. Vor dem Schreibtisch standen zwei Besucherstühle. Die Dinge auf der Schreibtischplatte waren sorgfältig in einer Reihe ausgerichtet, die Bücher im Regal nach ihrer Größe sortiert.

Dr. Whitman deutete auf einen der Gästestühle und setzte sich dann an seinen Platz, die Unterarme auf den Tisch gelegt, die Hände übereinander. Sobald der Senator sich gesetzt hatte, schaute er diesen durchdringend an. Eine lastende Stille machte sich breit.

Ashley hatte sich noch nie so unwohl gefühlt. Seine Angst hatte ihren Höhepunkt erreicht. Den größten Teil seines Lebens hatte er damit zugebracht, nach immer mehr Macht zu jagen, und er hatte damit mehr Erfolg gehabt, als er in seinen kühnsten Träumen gehofft hatte. Doch in diesem Augenblick war er vollkommen machtlos.

»Am Telefon haben Sie gesagt, dass die Medikamente, die ich Ihnen verschrieben habe, Ihnen geholfen haben«, begann Dr. Whitman.

»Ganz hervorragend sogar«, rief Ashley aus. Eine plötzliche Welle der Freude hatte ihn erfasst, weil Dr. Whitman zunächst

das Positive aufgegriffen hatte. »Die Symptome sind fast alle verschwunden.«

Dr. Whitman nickte wissend. Sein Gesichtsausdruck blieb undurchschaubar.

»Ich dachte eigentlich, das sei eine gute Nachricht.«

»Sie hilft uns, die richtige Diagnose zu stellen«, entgegnete Dr. Whitman.

»Und... wie sieht die aus?«, fragte Ashley nach einer unangenehmen Stille. »Wie lautet die Diagnose?«

»Die Medikamente, die ich Ihnen gegeben habe, waren Levodopa«, begann Dr. Whitman zu dozieren. »Der menschliche Körper kann diese Mittel in Dopamin umwandeln, eine Substanz, die bei der Nachrichtenübermittlung im Gehirn eine gewisse Rolle spielt.«

Ashley holte tief Luft. Er spürte plötzlich, wie die Wut sich Bahn brechen wollte. Er wollte nicht, dass man ihm Vorlesungen hielt wie einem Studenten. Er wollte eine Diagnose hören. Er fühlte sich wie eine Maus, die von der Katze in die Ecke gedrängt und nur zum Spaß noch ein bisschen geärgert wird.

»Sie haben einige Gehirnzellen verloren, die an der Herstellung des Dopamin beteiligt waren«, fuhr Dr. Whitman fort. »Diese Zellen befinden sich in einem bestimmten Teil Ihres Gehirns, der so genannten *Substantia nigra*.«

Ashley hielt zum Zeichen der Kapitulation die Hände in die Höhe. Er unterdrückte das Bedürfnis, seinem Ärger mit Worten Luft zu machen, indem er angestrengt schluckte. »Herr Doktor, kommen Sie zum Punkt. Wie lautet Ihre Diagnose?«

»Ich bin mir zu fünfundneunzig Prozent sicher, dass Sie an der Parkinson-Krankheit leiden«, sagte Dr. Whitman. Er lehnte sich zurück. Sein Stuhl quietschte.

Einen Augenblick lang war Ashley sprachlos. Er wusste nicht viel über die Parkinson-Krankheit, aber es klang nicht gut. Ein paar Prominente, die mit dem Leiden zu kämpfen

hatten, tauchten vor seinem geistigen Auge auf. Gleichzeitig war er erleichtert darüber, dass kein Gehirntumor oder das Gehrig-Syndrom diagnostiziert worden waren. Er räusperte sich.

»Ist das heilbar?«, wagte er zu fragen.

»Gegenwärtig noch nicht«, sagte Dr. Whitman, »aber Sie haben ja selbst erlebt, dass die Krankheit mit Hilfe von Medikamenten eine Zeit lang unter Kontrolle gehalten werden kann.«

»Was heißt das konkret?«

»Wir können Sie für eine Weile, vielleicht ein Jahr, vielleicht auch länger, von fast allen Symptomen befreien. Meiner Erfahrung nach ist es allerdings leider so, dass die Medikamente bei Patienten wie Ihnen, wo die Symptome relativ schnell stärker geworden sind, auch schneller an Wirkung verlieren. Von diesem Punkt an werden sich die durch die Krankheit hervorgerufenen Lähmungserscheinungen immer weiter ausbreiten. Wir müssen uns dann auf die jeweiligen Umstände einstellen.«

»Das ist eine Katastrophe«, murmelte Ashley. Die Konsequenzen dieser Diagnose waren erschütternd. Seine schlimmsten Befürchtungen waren wahr geworden.

KAPITEL 1

Mittwoch, 20. Februar 2002, 18.30 Uhr Ein Jahr später

Daniel Lowell hatte den Eindruck, als hätte das Taxi ohne jeden Grund mitten auf der M-Street – einer belebten, vierspurigen Hauptverkehrsader in Washington, D.C. – angehalten. Daniel war noch nie gerne Taxi gefahren. Es kam ihm absolut lächerlich vor, sein Leben einem völlig Unbekannten anzuvertrauen, der meistens aus irgendeinem weit entfernten Dritte-Welt-Land stammte und sich mehr mit seinem Handy beschäftigte als mit dem Verkehr. Jetzt standen sie mitten auf der M-Street, während draußen in der Dunkelheit der Berufsverkehr zu beiden Seiten an ihnen vorbeijagte und der Fahrer immer noch mit großem Engagement in einer fremden Sprache telefonierte. Daniel fühlte sich bestätigt. Er warf einen Blick zu Stephanie hinüber. Sie machte einen entspannten Eindruck und lächelte ihm aus dem Halbschatten zu. Liebevoll griff sie nach seiner Hand.

Erst als Daniel sich vorbeugte, sah er die Ampel, die über der Straße hing, um den Verkehr auf einer relativ ungünstig in der Mitte eines Häuserblocks gelegenen Linksabbiegerspur zu regeln. Als sein Blick auf die andere Straßenseite wanderte, entdeckte er eine Einfahrt, die zu einem unscheinbaren, kastenförmigen Backsteingebäude führte.

»Ist das unser Hotel?«, fragte Daniel. »Falls ja, dann sieht es aber nicht gerade einladend aus.«

»Warten wir doch mit der abschließenden Beurteilung, bis wir ein wenig mehr Erkenntnisse gewonnen haben«, erwiderte Stephanie in spielerischem Ernst.

Die Ampel sprang auf grün und das Taxi schoss vorwärts wie ein Rennpferd aus der Box. Der Fahrer steuerte den Wagen mit

einer Hand, während er aus der Kurve heraus beschleunigte. Nur mit Mühe konnte Daniel verhindern, gegen die Autotür geschleudert zu werden. Nach einem heftigen Schlag waren sie in der Hoteleinfahrt und nach einer weiteren scharfen Linkskurve, die sie vor den Eingang brachte, bremste der Fahrer so scharf, dass Daniels Sicherheitsgurt sich spürbar straffte. Schon einen Augenblick später wurde seine Tür aufgerissen.

»Willkommen im Hotel Vier Jahreszeiten«, strahlte ein livrierter Portier. »Sie kommen gerade an?«

Daniel und Stephanie ließen ihr Gepäck in der Obhut des Portiers, betraten die Hotellobby und gingen zum Empfangstresen. Als sie über den dicken, feudalen Teppich schritten, kamen sie an einer Gruppe vorbei, die in ein Museum für Moderne Kunst gepasst hätte. Elegant gekleidete Menschen räkelten sich in plüschigen Samtsesseln.

»Wie hast du mich denn zu diesem Hotel überredet?« Daniels Frage hatte nur rhetorischen Charakter. »Von außen sieht es ja ziemlich unscheinbar aus, aber die Inneneinrichtung lässt darauf schließen, dass das eine teure Angelegenheit wird.«

Stephanie hielt Daniel am Arm fest. »Willst du etwa behaupten, dass du unser Gespräch von gestern schon wieder vergessen hast?«

»Gestern haben wir über vieles gesprochen«, grummelte Daniel. Gerade ging eine Frau mit einem französischen Pudel auf dem Arm an ihm vorbei. Sie trug einen diamantenen Verlobungsring von der Größe eines Tischtennisballs.

»Du weißt genau, was ich meine!«, rief Stephanie. Sie griff nach Daniels Gesicht und zwang ihn, sie anzuschauen. »Wir haben beschlossen, dass wir das Beste aus dieser Reise machen wollen. Wir bleiben zwei Nächte in diesem Hotel und wir werden den Luxus genießen, so, wie wir einander genießen werden, hoffe ich jedenfalls.«

Daniel verstand Stephanies sinnliche Andeutung und musste lächeln, auch wenn ihm nicht danach zumute war.

»Deine Aussage morgen vor dem gesundheitspolitischen Unterausschuss von Senator Butler wird nicht gerade ein Spaziergang«, fuhr Stephanie fort. »So viel steht fest. Aber egal, was passiert, wir nehmen auf jeden Fall eine schöne Erinnerung mit nach Cambridge zurück.«

»Hätte es dafür nicht ein etwas weniger extravagantes Hotel sein können?«

»Ausgeschlossen«, erklärte Stephanie. »Hier gibt es einen Wellness-Club, Massagen und einen erstklassigen Zimmerservice, und wir werden alles in Anspruch nehmen. Also entspann dich, mach dich locker. Und außerdem... die Rechnung übernehme ich.«

»Ehrlich?«

»Na klar! Die Firma hat mich so fürstlich entlohnt, da sollte ich ihr schon mal etwas davon zurückgeben.«

»Aah, Tiefschlag!«, sagte Daniel spielerisch und taumelte, als wäre er tatsächlich getroffen worden.

»Schau mal«, sagte Stephanie, »ich weiß, dass die Firma schon seit einer Weile keine Gehälter mehr bezahlen kann, aber ich werde dafür sorgen, dass diese gesamte Reise über die Firma abgerechnet wird. Wenn es morgen wirklich schlecht läuft – und das kann durchaus sein –, dann soll das Insolvenzgericht entscheiden, wie viel Geld das Vier Jahreszeiten für unsere Sinnesfreuden bekommen soll.«

Daniels Lächeln wurde zu einem kräftigen Lachen. »Stephanie, du überraschst mich immer wieder aufs Neue!«

»Und das war erst der Anfang«, erwiderte Stephanie lächelnd. »Die Frage ist allerdings: Kannst du jetzt endlich mal locker lassen oder nicht? Sogar im Taxi warst du angespannt wie eine Klaviertaste.«

»Aber nur, weil ich Angst hatte, wir würden nicht heil hier ankommen, nicht wegen der Rechnung.«

»Na, komm schon, mein Goldesel«, sagte Stephanie und schob Daniel vorwärts. »Gehen wir in unsere Suite.«

»Suite?«, fragte Daniel, während er sich zum Empfangstresen schleppen ließ.

Stephanie hatte nicht übertrieben. Von ihrer Suite aus konnten sie die Chesapeake Bay und den Ohio Canal sowie den dahinter liegenden Potomac River sehen. Auf dem niedrigen Tischchen im Wohnzimmer war ein Eiskübel mit einer Flasche Champagner darin platziert. Und auf der Kommode im Schlafzimmer und auf der ausgedehnten Ablagefläche des großzügig geschnittenen Marmorbades standen Vasen mit frischen Blumensträußen.

Sobald der Page verschwunden war, legte Stephanie die Arme um Daniel. Ihre dunklen Augen blickten hinauf in seine blauen. Ein leichtes Lächeln umspielte ihre vollen Lippen. »Ich weiß, dass du morgen eine Menge Stress hast«, begann sie. »Also, wie wär's, wenn ich das Kommando übernehme? Wir wissen beide, dass Senator Butlers Gesetzesvorlage auf ein Verbot deines großartigen, patentierten Verfahrens hinauslaufen würde. Und das hätte den sofortigen Finanzierungsstopp für die Firma zur Folge, mit katastrophalen Konsequenzen, das ist klar. Damit ist alles gesagt, was dazu gesagt werden muss. Jetzt lass es uns für diesen Abend einfach vergessen. Schaffst du das?«

»Ich kann's versuchen«, sagte Daniel, obwohl er wusste, dass das ausgeschlossen war. Vor nichts fürchtete er sich mehr als vor dem Versagen.

»Mehr verlange ich gar nicht«, sagte Stephanie. Sie gab ihm noch einen schnellen Kuss, dann löste sie sich von ihm und machte sich an der Champagnerflasche zu schaffen. »Also, mein Plan sieht folgendermaßen aus! Wir trinken zuerst ein Glas Blubberwasser, dann nehmen wir eine erfrischende Dusche. Im Anschluss daran ist in einem Restaurant hier in der Nähe, dem Citronelle, ein Tisch für uns reserviert. Ich habe

gehört, dass es ganz fantastisch sein soll. Nach einem wundervollen Essen kommen wir wieder hierher und fallen wahnsinnig und leidenschaftlich übereinander her. Was sagst du dazu?»

»Ich müsste verrückt sein, etwas dagegen zu haben«, sagte Daniel und hob zum Zeichen der Kapitulation die Hände.

Stephanie und Daniel lebten jetzt seit mehr als zwei Jahren zusammen und hatten eine angenehme Vertrautheit entwickelt. Sie waren schon Mitte der Achtzigerjahre aufeinander aufmerksam geworden. Damals war Daniel an die Universität zurückgekehrt, während Stephanie noch Chemiestudentin in Harvard war. Sie fühlten sich zwar zueinander hingezogen, hatten aber beide dem Drängen widerstanden, da solche Verbindungen von der Universitätsleitung überhaupt nicht gerne gesehen wurden. Außerdem hatten sie nicht die geringste Ahnung gehabt, dass ihre jeweiligen Gefühle auch erwidert wurden, zumindest nicht bis zu dem Zeitpunkt, als Stephanie ihre Doktorarbeit abgeschlossen hatte und in den Lehrkörper aufgerückt war. Dadurch konnten sie einander zumindest auf einer ähnlichen Ebene begegnen.

Auch in ihrer wissenschaftlichen Arbeit ergänzten sie sich. Als Daniel der Universität den Rücken zukehrte, um seine Firma zu gründen, da war es selbstverständlich, dass Stephanie mit ihm kam.

»Wirklich nicht schlecht«, sagte Stephanie, nachdem sie ihr Champagnerglas geleert und auf den Tisch zurückgestellt hatte. »So, und jetzt werfen wir eine Münze, wer zuerst duschen darf.«

»Nicht nötig«, sagte Daniel und stellte sein leeres Glas neben Stephanies. »Ich lasse dir den Vortritt. Ich kann mich ja solange rasieren.«

»Einverstanden«, erwiderte Stephanie.

Daniel wusste nicht, ob es am Champagner lag oder aber an Stephanies ansteckender Heiterkeit, jedenfalls fühlte er sich,

während er sein Gesicht einschäumte und mit der Rasur begann, schon deutlich entspannter, wenn auch nicht sorgenfreier. Da er nur ein Glas getrunken hatte, lag es wahrscheinlich doch an Stephanie. Sie hatte es ja schon angedeutet, der morgige Tag konnte in einer Katastrophe enden – eine Perspektive, die ihn auf verstörende Weise an Heinrich Wortheims Prophezeiung an dem Tag erinnerte, als dieser gemerkt hatte, dass Daniel wieder in die Privatwirtschaft zurückgehen wollte. Aber Daniel wollte nicht zulassen, dass diese Gedanken ihren Aufenthalt hier überschatteten, zumindest nicht heute Abend. Er wollte versuchen, es Stephanie gleichzutun und sich zu amüsieren.

Er blickte in den Spiegel, vorbei an seinem Seifenschaum-Gesicht, und sah Stephanies verschwommene Gestalt hinter der nebelverhangenen Glaswand der Duschkabine. Ihr Gesang übertönte das Rauschen des Wassers. Sie war sechsunddreißig, sah aber eher aus wie sechsundzwanzig. Er hatte ihr mehr als einmal gesagt, dass sie bei der Verteilung der Gene sehr gut weggekommen war. Sie war groß und hatte eine weibliche Figur, trotzdem war ihr Körper schlank und fest, als würde sie regelmäßig ins Fitness-Studio gehen, was aber nicht der Fall war. Ihre makellose, olivbraune Haut und die dichte, glänzende Mähne mit den dazu passenden dunklen Augen komplettierten das Bild.

Die Duschkabine ging auf und Stephanie trat heraus. Vollkommen ungeniert trocknete sie sich die Haare ab. Einen Augenblick lang beugte sie sich nach vorne und rubbelte ihre Haare trocken. Dann richtete sie sich wieder auf und warf dabei die Haare zurück, wie ein Pferd, das seine Mähne neu ordnet. Als sie schließlich anfang, sich mit provozierendem Hüftwackeln den Rücken abzutrocknen, erfasste sie aus dem Augenwinkel Daniels starren Blick im Spiegel. Sie hielt inne.

»He!«, sagte sie. »Was gibt's denn da zu glotzen? Ich denke, du wolltest dich rasieren?« Mit einem Mal wurde sie sich ihrer

Nacktheit bewusst und wickelte sich ein Handtuch um den Körper. Es sah aus wie ein trägerloses Minikleid.

Daniel war zunächst etwas beschämt gewesen, weil sie ihn in einer solch voyeuristischen Pose ertappt hatte, aber er hatte sein inneres Gleichgewicht schnell wiedergefunden. Er legte das Rasierzeug zur Seite und ging zu Stephanie hinüber. Dann nahm er sie bei den Schultern und blickte ihr tief in die schimmernden Augen. »Ich war einfach überwältigt davon, wie sexy und verführerisch du aussiehst.«

Stephanie legte ihren Kopf etwas zur Seite und blickte ihn aus einer leicht veränderten Perspektive an. »Alles in Ordnung?«

Daniel lachte. »Alles bestens.«

»Bist du heimlich ins Wohnzimmer geschlichen und hast den Champagner geleert?«

»Ich meine es ernst.«

»So etwas hast du seit Monaten nicht mehr gesagt.«

»Na ja, ich war mit anderen Dingen beschäftigt, und das ist noch eine sehr freundliche Umschreibung. Als ich mir überlegt habe, eine Firma zu gründen, da hatte ich keine Ahnung, dass ich hundertzehn Prozent meiner Kraft für die Geldbeschaffung benötigen würde. Und dazu jetzt noch diese Bedrohung durch die Politik, die das gesamte Unternehmen gefährdet.«

»Das verstehe ich«, sagte Stephanie. »Ganz ehrlich, und ich habe es nie persönlich genommen.«

»Ist es wirklich schon Monate her?«

»Worauf du dich verlassen kannst«, sagte Stephanie und nickte unterstreichend.

»Ich möchte mich dafür entschuldigen«, sagte Daniel. »Und zum Zeichen meines ehrlichen Bedauerns möchte ich eine Änderung in der Abendplanung beantragen. Ich schlage vor, wir ziehen die körperliche Liebe vor und stellen die Pläne für das Abendessen zurück. Gibt es Gegenstimmen?«

Daniel beugte sich hinunter, um Stephanie einen spielerischen Kuss zu geben, aber sie legte ihm den Zeigefinger auf die Nase und schob sein immer noch mit Rasierschaum bedecktes Gesicht zurück. Dabei zog sie ein Gesicht, als müsste sie etwas außergewöhnlich Ekliges anfassen, besonders, als sie ein bisschen Rasierschaum, das an ihrem Finger klebte, an seiner Schulter abwischte. »Die Dame lässt sich auch durch parlamentarische Tricks nicht von einem guten Abendessen abbringen«, stellte sie fest. »Es hat einige Mühe gekostet, diesen Tisch zu reservieren, also bleibt es bei der ursprünglich beschlossenen und verkündeten Abendgestaltung. Weiterrasieren!« Sie schob ihn gut gelaunt in Richtung Waschbecken und stellte sich dann neben ihn, um sich die Haare zu föhnen.

»Mal ganz im Ernst«, brüllte Daniel, nachdem er mit Rasieren fertig war, um den Fön zu übertönen. »Du siehst wirklich fantastisch aus. Manchmal frage ich mich, was du an einem alten Mann wie mir bloß findest.« Er schüttete sich Aftershave auf die Handflächen und klopfte sich damit auf die Backen.

»Zweiundfünfzig ist doch nicht alt«, brüllte Stephanie zurück. »Und schon gar nicht, wenn man so aktiv ist wie du. Du siehst, ehrlich gesagt, auch ziemlich sexy aus.«

Daniel betrachtete sich im Spiegel. Er fand sich eigentlich ganz gut aussehend, aber er machte sich nichts vor: sexy war etwas anderes. Schon vor langer Zeit hatte er sich damit abgefunden, dass er eher der Bücherwurm war, eine Art naturwissenschaftliches Wunderkind schon während der Schulzeit. Stephanie wollte ihm nur schmeicheln. Er hatte schon immer ein schmales Gesicht gehabt, sodass er sich zumindest keine Gedanken über Hängebacken oder Falten machen musste, abgesehen von ein paar kleinen Krähenfüßen, wenn er lächelte. Er trieb regelmäßig Sport, wenn das auch in den letzten Monaten aufgrund der hohen zeitlichen

Beanspruchung bei der Suche nach Investoren zu kurz gekommen war. Als Lehrkraft in Harvard hatte er regen Gebrauch von den Sportanlagen gemacht, hatte Squash und Handball gespielt und war auf dem Charles River gerudert. Das Einzige, was es aus seiner Sicht an seinem Aussehen auszusetzen gab, waren die größer werdenden Geheimratsecken und der dünner werdende Haarwuchs auf dem Kopf sowie die silbernen Strähnen, die sich an den Schläfen in sein ansonsten braunes Haar einschlichen. Aber daran ließ sich sowieso nicht viel ändern.

Als sie sich schließlich zurechtgemacht hatten, angezogen und in die Mäntel geschlüpft waren, verließen sie das Hotel. Der Portier hatte ihnen eine einfache Wegbeschreibung zum Restaurant mitgegeben. Arm in Arm spazierten sie auf der M-Street etliche Straßenblocks nach Westen und kamen dabei an den unterschiedlichsten Kunstgalerien, Buchhandlungen und Antiquitätenläden vorbei. Es war frisch, aber nicht zu kalt, und trotz der Großstadtlichter waren viele Sterne am Himmel zu sehen.

Der Empfangschef des Restaurants brachte sie an einen seitlich stehenden Tisch, der, trotz des lebhaften Betriebs, ein wenig Zweisamkeit gewährleistete. In Erwartung eines romantischen Dinners bestellten sie eine Flasche Wein und etwas zu essen. Während der Vorspeise schwelgten sie in amüsanten Erinnerungen an die Zeit, als sie sich füreinander interessiert hatten, ohne sich jemals zu verabreden, und verfielen anschließend in ein zufriedenes Schweigen. Leider wurde es von Daniel unterbrochen.

»Wahrscheinlich wäre es besser, ich würde gar nicht erst damit anfangen...«, fing Daniel an.

»Dann lass es«, unterbrach ihn Stephanie, die sofort ahnte, worauf Daniel hinauswollte.

»Aber vielleicht doch«, sagte Daniel. »Eigentlich muss ich es sogar loswerden, und das lieber jetzt als nachher. Vor ein paar

Tagen hast du gesagt, dass du unseren Quälgeist, Senator Ashley Butler, unter die Lupe nehmen willst, um mir vielleicht noch Material für die Anhörung morgen zu besorgen. Ich weiß auch, dass du dich darum gekümmert hast, aber du hast dich noch nicht dazu geäußert. Wie kommt das?«

»Soweit ich mich erinnern kann, warst du damit einverstanden, dass wir diese Anhörung für den heutigen Abend vergessen.«

»Ich war damit einverstanden, dass ich versuche, die Anhörung zu vergessen«, korrigierte Daniel. »Und ich habe es nicht ganz geschafft. Hast du nichts gesagt, weil du nichts gefunden hast, was uns weiterhelfen könnte, oder warum sonst? Sag's mir, dann lassen wir das Thema für den Rest des Abends wirklich ruhen.«

Stephanie blickte ein paar Herzschräge lang zur Seite, um ihre Gedanken zu sortieren. »Was willst du wissen?«

Daniel ließ ein kurzes, atemloses Lachen hören. »Du machst es komplizierter als nötig. Wenn ich ehrlich sein soll, ich weiß nicht genau, was ich wissen will, ich weiß nicht einmal, welche Fragen ich stellen soll.«

»Es wird nicht einfach mit ihm werden.«

»Den Eindruck hatten wir ja bereits.«

»Er sitzt seit 1972 im Senat, sodass er allein durch seine lange Zugehörigkeit großen Einfluss hat.«

»Davon war ich ausgegangen. Immerhin ist er der Vorsitzende des Unterausschusses«, sagte Daniel. »Ich möchte gerne wissen, was in ihm vorgeht.«

»Er macht den Eindruck eines typischen, altmodischen Südstaatendemagogen.«

»Ein Demagoge, hmm?«, erwiderte Daniel fragend. Für einen kurzen Augenblick kaute er auf der Innenseite seiner Wangen herum. »Da muss ich leider meine Beschränktheit zugeben. Ich habe den Begriff *Demagoge* schon öfter gehört, aber, um ehrlich zu sein, ich weiß gar nicht genau, was er

bedeutet, zumindest nicht, wenn er nicht einfach abwertend gemeint ist.«

»Er bezeichnet einen Politiker, der sich allgemein vorhandener Vorurteile und Ängste bedient, um Macht zu erlangen und zu erhalten.«

»In unserem speziellen Fall also die Ängste der Bevölkerung vor der Biotechnologie generell.«

»Ganz genau«, stimmte Stephanie zu. »Besonders, wenn in diesem Zusammenhang Begriffe wie Embryo oder Klonen verwendet werden.«

»Weil das auf Embryo-Farmen und irgendwelche Frankensteinszenarien hindeutet.«

»Exakt«, sagte Stephanie. »Er macht sich die Unwissenheit der Menschen und ihre schlimmsten Ängste zunutze. Und im Senat hat er die Rolle des Blockierers. Es ist immer einfacher, gegen etwas zu sein als für etwas. Er hat während seiner gesamten Laufbahn nichts anderes gemacht, hat sogar seine eigene Partei in vielen Fällen auflaufen lassen.«

»Das klingt nicht besonders gut für uns«, stöhnte Daniel. »Das heißt, wir brauchen gar nicht erst zu versuchen, ihn mit rationalen Argumenten zu überzeugen.«

»So sehe ich es auch, leider. Deshalb habe ich auch nicht darüber gesprochen. Es ist schon schlimm genug, dass jemand wie Butler überhaupt im Senat sitzt, ganz abgesehen von seinem Einfluss und seiner Macht. Senatoren sollten eigentlich echte Leitfiguren sein und keine Machtpolitiker.«

»Es ist wirklich deprimierend, dass so ein Trottel die Macht hat, unkonventionelle und viel versprechende wissenschaftliche Ideen wie meine einfach zu blockieren.«

»Ich glaube nicht, dass er ein Trottel ist«, korrigierte Stephanie. »Ganz im Gegenteil. Er hat auf seine Weise auch sehr viel, fast schon machiavellistische Kreativität entwickelt.«

»Womit beschäftigt er sich sonst noch?«

»Mit den üblichen fundamentalistisch-konservativen Themen. Die Debatte um die Rechte des Staates natürlich, die ist ihm besonders wichtig. Aber er ist auch gegen alles, was mit Pornografie, Homosexualität, gleichgeschlechtlicher Eheschließung und so weiter zusammenhängt. Und, ach ja, er ist auch gegen Abtreibung.«

»Abtreibung?«, fragte Daniel überrascht. »Er ist in der Demokratischen Partei und nicht für die freie Entscheidungsmöglichkeit der Frau? So langsam kommt es mir vor, als wäre er ein rechtslastiger, republikanischer Betonkopf.«

»Wie gesagt, er hat keine Angst, seiner eigenen Partei in den Rücken zu fallen, wenn es ihm gerade in den Kram passt. Er ist auf jeden Fall gegen Abtreibung, auch wenn er in diesem Punkt gelegentlich einmal zurückrudern und seine Position etwas modifizieren musste. So hat er sich auch bei vielen Bürgerrechtsthemen durchgemogelt. Er ist ein gerissener, hinterhältiger, proletarischer, populistischer Konservativer, der aber, im Gegensatz zu Strom Thurmond oder Jessie Helms, in der Demokratischen Partei geblieben ist.«

»Unglaublich!«, meinte Daniel. »Man müsste doch eigentlich meinen, dass die Leute mit der Zeit seine Selbstsucht und Machtgier erkennen und ihn abwählen. Warum hat sich die Partei nicht gegen ihn gestellt, wenn er bei zentralen Fragen immer wieder von ihrer Linie abgewichen ist?«

»Er hat einfach zu viel Macht«, sagte Stephanie. »Er verfügt über eine gut geölte Spendenmaschinerie und viele politische Aktionsgruppen, Stiftungen und sogar Firmen, die sich für seine diversen populistischen Anliegen einsetzen. Die anderen Senatoren haben schlicht und ergreifend Angst vor ihm, angesichts der enormen Summen, die ihm zur Verfügung stehen. Er hat keinerlei Scheu, damit gegen jeden anzugehen, der ihm bei einer möglichen Wiederwahl in die Quere kommen will.«

»Das wird ja immer schlimmer«, murmelte Daniel.

»Aber mir ist bei meinen Nachforschungen auch etwas Seltsames aufgefallen«, fügte Stephanie hinzu. »Es wird wohl eher Zufall sein, aber du und er, ihr habt ein paar Dinge gemeinsam.«

»Oh, bitte!«, stöhnte Daniel.

»Zum einen stammt ihr beide aus großen Familien mit jeweils neun Kindern«, sagte Stephanie. »Und ihr seid beide die Drittgeborenen und habt zwei ältere Brüder.«

»Unglaublicher Zufall! Wie groß wohl die Wahrscheinlichkeit dafür sein mag?«

»Ziemlich gering. Man müsste fast annehmen, dass ihr mehr gemeinsam habt, als ihr glaubt.«

Daniels Miene verfinsterte sich. »Ist das dein Ernst?«

Stephanie lachte. »Nein! Natürlich nicht! Ich will dich bloß ärgern! Na, komm schon, entspann dich!« Sie griff über den Tisch nach Daniels Weinglas und drückte es ihm in die Hand. Dann hob sie ihr eigenes Glas. »Jetzt haben wir aber genug über Senator Butler geredet! Trinken wir auf unsere Gesundheit und unsere Beziehung, denn beides kann uns niemand nehmen, egal was morgen auch geschehen mag, und das ist schließlich das Wichtigste.«

»Du hast Recht«, sagte Daniel. »Auf uns!« Er lächelte, aber gleichzeitig spürte er, wie sich sein Magen zusammenzog. Sosehr er auch versuchte, das Schreckgespenst des Fehlschlags zu verdrängen, es hing trotzdem wie eine schwarze Wolke über ihm.

»Du siehst wirklich verführerisch aus«, sagte Daniel und versuchte, den Anschluss an den Augenblick im Badezimmer des Hotels wiederzufinden, als Stephanie aus der Dusche gekommen war. »Wunderschön, klug und sehr sexy.«

»Das klingt schon besser«, erwiderte Stephanie. »Du aber auch.«

»Außerdem bist du eine Nervensäge«, fügte Daniel hinzu.
»Aber ich liebe dich trotzdem.«

»Ich liebe dich auch«, sagte Stephanie.

Sobald sie fertig gegessen hatten, drängte Stephanie zum Aufbruch. Sie gingen schnell zurück zum Hotel. Im Restaurant war es warm gewesen, aber jetzt spürten sie die Kühle der Nacht durch ihre Mäntel dringen. Als sie im leeren Fahrstuhl des Hotels standen, gab Stephanie Daniel einen leidenschaftlichen Kuss, drängte ihn in eine Ecke und presste sich voller Verlangen an ihn.

»Warte mal!«, sagte Daniel und lachte nervös.
»Wahrscheinlich haben sie hier eine Kamera installiert.«

»Oh, mein Gott!«, murmelte Stephanie, während sie sich hastig aufrichtete und ihren Mantel glatt strich. Mit den Augen suchte sie die Decke der Kabine ab. »Daran habe ich überhaupt nicht gedacht.«

Als die Fahrstuhltüren sich auf ihrem Stockwerk öffneten, zog Stephanie Daniel schnellen Schrittes mit bis zu ihrer Zimmertür. Sie schob die Schlüsselkarte in den Schlitz und öffnete lächelnd. Sie traten ein, und als sie nach einigem Hin und Her schließlich das »Bitte nicht stören«-Schild außen an die Tür gehängt hatte, nahm sie Daniel bei der Hand und schleppte ihn aus dem kleinen Flur ins Schlafzimmer.

»Mäntel aus!«, befahl sie und warf den ihren auf einen Stuhl. Dann gab sie Daniel einen Stoß, sodass er rücklings auf das Bett fiel. Sie kletterte auf ihn, bis sich ihre Knie auf Höhe seines Brustkorbes befanden, und fing an, seine Krawatte zu lockern. Doch dann hielt sie inne. Sie hatte bemerkt, dass seine Stirn mit Schweißtropfen übersät war.

»Geht es dir gut?«, fragte sie besorgt.

»Mir ist so heiß«, gestand Daniel.

Stephanie ließ sich zur Seite gleiten und half Daniel dabei, sich aufzurichten. Er wischte sich über die Stirn und betrachtete seine feuchte Hand.

»Und bleich bist du auch.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Daniel. »Ich glaube, ich habe einen kleinen Zusammenbruch des vegetativen Nervensystems.«

»Das klingt so medizinisch. Kannst du das auch normal ausdrücken?«

»Ich bin einfach überreizt. Ich fürchte, ich hatte so was wie einen Adrenalinschub. Es tut mir Leid, aber Sex ist jetzt leider nicht mehr drin.«

»Dafür musst du dich nicht entschuldigen.«

»Ich denke doch«, erwiderte Daniel. »Ich weiß ja, dass du das gerne möchtest. Aber ich hatte schon auf dem Rückweg das Gefühl, als wäre mir das einfach zu viel.«

»Kein Problem«, wiederholte Stephanie. »Das muss überhaupt nicht sein. Viel wichtiger ist mir, dass es dir wieder gut geht.«

Daniel seufzte. »Mir geht es erst morgen wieder gut, wenn ich weiß, woran ich bin. Mit Unsicherheit bin ich noch nie gut zurechtgekommen, besonders dann nicht, wenn zu befürchten ist, dass es nicht gut ausgeht.«

Stephanie umarmte ihn. Sie konnte das Herz in seiner Brust schlagen spüren.

Später, nachdem Stephanie lange regungslos dagelegen hatte und ihre Atemzüge immer tiefer geworden waren, schob Daniel die Decke beiseite und glitt aus dem Bett. Er hatte nicht einschlafen können, so sehr hatten Hirn und Puls gerast. Er schlüpfte in einen Hotelbademantel und ging ins Wohnzimmer. Dort stellte er sich ans Fenster und schaute hinaus.

Immer wieder dachte er an Heinrich Wortheims Katastrophen-Prophezeiung und daran, dass sie sich jetzt zu bewahrheiten schien. Das Problem war, dass er bei seinem Weggang aus Harvard verbrannte Erde zurückgelassen hatte. Wortheim würde ihn unter keinen Umständen wieder aufnehmen, ja, vielleicht würde er sogar versuchen, ihn bei

anderen Instituten anzuschwärzen. Darüber hinaus hatte Daniel auch schon 1985, als er bei Merck gekündigt hatte, um wieder an die Universität zu gehen und die Stelle in Harvard anzunehmen, etliche Brücken hinter sich abgebrochen.

Daniels Blick fiel auf die Champagnerflasche im Weinkühler. Er zog sie aus dem Wasser – das Eis war schon längst geschmolzen. Dann hielt er sie gegen das Licht, das zum Fenster hereinfiel. Sie war noch fast halb voll. Er schenkte sich ein Glas ein und probierte. Es schmeckte irgendwie fad, aber immer noch halbwegs kühl. Er nippte ein paar Mal daran und blickte wieder zum Fenster hinaus. Es war ihm klar, dass seine Angst vor einer Rückkehr nach Revere Beach, Massachusetts, irrational war, aber dadurch wurde sie nicht weniger real. In Revere Beach war er aufgewachsen, in einer Familie unter Führung eines unbedeutenden Geschäftsmanns, der für seine zahlreichen Fehler seine Frau und seine Nachkommen verantwortlich gemacht hatte, in erster Linie diejenigen, deren er sich geschämt hatte. Unglücklicherweise war seine Wahl meistens auf Daniel gefallen, da seine beiden älteren Brüder Sportsuperstars an der High School gewesen waren – eine Tatsache, die das empfindliche Ego ihres Vaters wenigstens ein klein wenig aufgepäppelt hatte. Im Gegensatz dazu war Daniel ein spindeldürres Bürschchen gewesen, dessen Interesse eher dem Schachspiel und der Herstellung von Wasserstoff aus Wasser, Abflussfrei und Aluminiumfolie gegolten hatte. Dass es Daniel gelungen war, an der Boston Latin School aufgenommen zu werden, wo er überragende akademische Leistungen brachte, beeindruckte seinen Vater überhaupt nicht. Für ihn war er weiterhin ohne jede Gnade der Sündenbock. Selbst die Stipendien für die Wesleyan University und anschließend für die Columbia Medical School hatten eigentlich nur bewirkt, dass er sich seinen Geschwistern eine Zeit lang entfremdet hatte.

Daniel leerte das Champagnerglas und schenkte sich erneut ein. Während er weiter trank, dachte er an Senator Ashley Butler, den schwarzen Schatten seiner Gegenwart. Stephanie hatte behauptet, ihre Bemerkung über ihn und den Senator und die zwischen ihnen bestehende Ähnlichkeit sei nur Spaß gewesen. Ob das wirklich stimmte? Es war doch ein unglaublicher Zufall, dass er und der Senator aus solch ähnlichen Familienstrukturen stammten. Irgendwo in Daniels Hinterkopf regte sich der Gedanke, dass vielleicht sogar ein Körnchen Wahrheit in dieser Vorstellung stecken könnte. Schließlich, das musste Daniel zugeben, beneidete er diesen Mann um die Macht, mit der er seiner eigenen beruflichen Karriere ein Ende setzen konnte. Daniel stellte sein Glas auf das Tischchen und wandte sich wieder in Richtung Schlafzimmer. Langsam bewegte er sich durch die fremde Umgebung. Er war sich keineswegs sicher, dass er einschlafen könnte, solange die Vorahnungen der nahen Katastrophe so heftig in ihm arbeiteten, aber er wollte auch nicht die ganze Nacht wach bleiben. Also würde er sich ins Bett legen und versuchen, sich etwas zu entspannen, und wenn er schon nicht schlafen konnte, dann konnte er sich doch zumindest ausruhen.

KAPITEL 2

Donnerstag, 21. Februar 2002, 9.51 Uhr

Die Tür zu Senator Ashley Butlers persönlichem Büro sprang auf und der Senator kam mit seiner Stabschefin im Schlepptau heraus. Er schnappte sich das Blatt, das ihm seine Büroleiterin Dawn Shackelton von ihrem Schreibtisch aus entgegenstreckte.

»Das sind Ihre Begrüßungsworte zur Eröffnung der Unterausschusssitzung«, rief sie ihm hinterher. Der Senator war bereits in den Hauptflur abgebogen und steuerte den Eingang seiner Senatsbüroräume an. Sie war es gewohnt, ignoriert zu werden, und nahm es nicht persönlich. Da sie tagtäglich den Zeitplan des Senators abtippte, wusste sie auch, dass er bereits im Verzug war. Er hätte eigentlich jetzt schon im Ausschuss sein sollen, damit die Anhörung pünktlich um zehn beginnen konnte.

Ashley brummte nur, nachdem er die ersten Zeilen auf dem Zettel gelesen hatte, und reichte ihn nach hinten, damit Carol auch einen Blick darauf werfen konnte. Sie war für ihn sehr viel mehr als nur eine Stabschefin, die sich um Personalfragen wie Entlassungen und Einstellungen kümmerte. Als die beiden ins Wartezimmer kamen, wo ungefähr ein halbes Dutzend Menschen auf ein Gespräch mit einem seiner Mitarbeiter warteten, blieb er stehen und gab jedem Einzelnen die Hand. Carol musste ihn regelrecht zur Tür treiben, damit sie sich nicht noch mehr verspäteten.

In der Marmorlobby beschleunigten sie ihre Schritte. Das fiel Ashley nicht leicht, da sich trotz der Medikamente von Dr. Whitman seine Gliedersteife wieder eingestellt hatte. Als würde man versuchen, durch Melasse zu gehen, so hatte Ashley diese Steifheit einmal beschrieben.

»Was halten Sie von der Einleitung?«, fragte Ashley.

»Ganz gut bis jetzt«, antwortete Carol. »Ob Rob sie wohl Phil zu lesen gegeben hat?«

»Das will ich hoffen«, knurrte Ashley. Schweigend legten sie ein paar Meter zurück, dann fügte Ashley hinzu: »Wer, zum Teufel, ist Rob?«

»Ihr Berater für den gesundheitspolitischen Unterausschuss«, erläuterte Carol. »Er ist relativ neu, aber Sie werden ihn bestimmt wiedererkennen. Er hebt sich buchstäblich aus der Masse hervor. Es ist dieser große Rothaarige, der aus Kennedys Stab zu uns gestoßen ist.«

Ashley nickte nur. Er brüstete sich zwar immer wieder damit, dass er sich sehr gut Namen merken konnte, aber seit sein Mitarbeiterstab über siebzig Personen umfasste, konnte er mit der Entwicklung und der unausweichlichen Fluktuation nicht mehr Schritt halten. Phil war ihm vertraut, immerhin war er schon fast so lange dabei wie Carol. Als Ashleys engster politischer Berater war Phil eine Schlüsselfigur. Alles, was in einem Ausschussprotokoll oder einer Kongressmitschrift dokumentiert wurde, musste über seinen Schreibtisch laufen.

»Was ist mit Ihren Medikamenten?«, fragte Carol. Ihre Absätze klangen auf dem Marmorboden wie Pistolenschüsse.

»Hab ich genommen«, gab Ashley gereizt zurück. Um hundertprozentig sicherzugehen, ließ er seine Hand verstohlen in die Seitentasche seines Jacketts gleiten und tastete darin herum. Das hatte er sich gedacht: Die Tablette, die er vorhin eingesteckt hatte, war nicht mehr da, und das bedeutete, dass er sie vor dem Verlassen seines persönlichen Büros genommen hatte. Er wollte während dieser Anhörung eine schöne, hohe Dosis im Blut haben. Das Letzte, was er gebrauchen konnte, war, dass die Medien auf irgendwelche Symptome aufmerksam wurden, wie zum Beispiel dieses Zittern der Hände, schon gar nicht jetzt, wo er vorhatte, das Problem zu beseitigen.

Sie folgten einer Biegung des Korridors und begegneten etlichen besonders liberal eingestellten Senatskollegen, die auf dem Weg in die andere Richtung waren. Ashley blieb stehen und verfiel mühelos in seinen charakteristischen, gedehnten Südstaatenakzent, während er die Frisuren, die modischen Anzüge und die extravaganten Krawatten seiner Kollegen mit Komplimenten bedachte. Auf humorig-selbstironische Weise verglich er ihr gepflegtes Äußeres mit seinem eigenen dunklen Anzug, der dunklen, unauffälligen Krawatte und dem weißen Hemd. Sein Stil hatte sich seit seinem ersten Auftreten im Senat im Jahr 1972 nicht geändert. Ashley war ein Gewohnheitsmensch. Nicht nur, dass er immer noch dieselbe Art von Kleidung trug, er kaufte seine komplette Garderobe auch immer noch bei demselben konservativen Herrenausstatter in seiner Heimatstadt.

Als er und Carol schließlich weitergingen, sprach sie ihn auf sein herzliches Auftreten an.

»Ich schmiere denen bloß Honig ums Maul«, meinte er spöttisch. »Ich bin für meinen Antrag nächste Woche auf ihre Zustimmung angewiesen. Sie wissen doch genau, dass ich diesen Mist nicht ausstehen kann, am allerwenigsten die Haarimplantate.«

»Das weiß ich«, sagte Carol. »Deshalb habe ich mich ja so gewundert.«

Als sie sich dem Seiteneingang des Sitzungssaals näherten, verlangsamte Ashley seinen Schritt. »Geben Sie mir schnell noch mal eine Zusammenfassung, was Sie und die anderen über den ersten Zeugen heute Morgen herausgefunden haben. Ich habe da etwas Spezielles vor, und das darf auf keinen Fall schief gehen.«

»Besonders bemerkenswert finde ich seine berufliche Karriere«, sagte Carol. Sie schloss einen Augenblick lang die Augen, um ihr Gedächtnis auf Trab zu bringen. »Schon während der Schulzeit war er ein naturwissenschaftliches

Wunderkind, hat das Medizinstudium und die Doktorarbeit in Rekordzeit abgeschlossen. Allein das ist eine zumindest beeindruckende Bilanz! Darüber hinaus war er einer der jüngsten Abteilungsleiter bei Merck, bevor er von Harvard abgeworben wurde, die ihm einen prestigeträchtigen Posten an der Universität angeboten haben. Der IQ dieses Mannes sprengt wahrscheinlich jeden Rahmen.«

»Ich kann mich an den Lebenslauf erinnern. Aber das interessiert mich jetzt gar nicht. Was hat Phil über seine Persönlichkeit gesagt?«

»Ich weiß noch, dass Phil ihn für einen egozentrischen Angeber hält, weil er sich abfällig über die Arbeiten seiner Kollegen geäußert hat. In der Regel behält man so etwas für sich, auch wenn man es insgeheim denkt. Aber er muss es unbedingt herausposaunen.«

»Was noch?«

Jetzt standen sie vor der Seitentür und zögerten. Weiter unten im Gang, vor dem Haupteingang zum Sitzungssaal, standen ein paar Leute herum. Sie konnten ihre Stimmen bereits hören.

Carol zuckte mit den Schultern. »Viel mehr weiß ich auch nicht, aber ich habe das Dossier dabei, das unsere Leute zusammengestellt haben und das mit Sicherheit Phils Eindrücke bestätigen wird. Wollen Sie es vor Sitzungsbeginn noch einmal durchlesen?«

»Ich hatte gehofft, dass Ihnen vielleicht so etwas wie eine gewisse Angst vorm Versagen aufgefallen sein könnte«, sagte Ashley. »Fällt Ihnen dazu noch etwas ein?«

»Jetzt, wo Sie es sagen, ja. Ich glaube, Phil hat so etwas in der Richtung geschrieben.«

»Gut!«, sagte Ashley und ließ den Blick in die Ferne schweifen. »Wenn das so ist, dann müsste das in Verbindung mit seinem übersteigerten Ego doch ein sehr schönes Druckmittel ergeben, hab ich Recht?«

»Das kann schon sein, aber ich fürchte, ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Ich weiß noch, dass Rob den Eindruck hatte, dass seine Versagensangst in keinem Verhältnis zu seiner offensichtlichen Intelligenz und zu dem steht, was er bereits erreicht hat. Schließlich könnte er vermutlich überall erfolgreich sein, vorausgesetzt, er will es auch. Inwiefern stellt seine Angst vor dem Scheitern also ein Druckmittel dar, und wieso überhaupt Druckmittel?«

»Es kann schon sein, dass er alles erreichen kann, was er will, aber im Augenblick sieht es so aus, als wollte er ein prominenter Unternehmer werden. Das hat er zumindest ohne jede Scheu in einem Interview zugegeben. Und um das zu erreichen, hat er eine Menge aufs Spiel gesetzt, in Bezug auf seine Karriere ebenso wie finanziell. Er will, dass seine auf der Basis seines patentierten Verfahrens gegründete Firma ein Erfolg wird, und zwar aus sehr persönlichen, um nicht zu sagen oberflächlichen Gründen.«

»Also gut, und was wollen Sie unternehmen?«, fragte Carol. »Rob möchte, dass Sie sich für ein Verbot seines Verfahrens einsetzen. Ganz einfach.«

»Gewisse Umstände haben die ganze Sache etwas verkompliziert. Ich möchte den guten Herrn Doktor zu etwas zwingen, was er freiwillig mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit niemals machen würde.«

Auf Carols breitem Gesicht spiegelte sich Besorgnis wider. »Weiß Rob darüber Bescheid?«

Ashley schüttelte den Kopf. Er gab Carol ein Zeichen, dass sie ihm den Zettel mit der Eröffnungsansprache wiedergeben sollte, und nahm ihn entgegen.

»Wozu wollen Sie ihn zwingen?«

»Das wird Ihnen beiden heute Abend klar werden«, sagte Ashley, während er die Ansprache überflog. »Es würde jetzt zu lange dauern, das alles zu erklären.«

»Das macht mir Angst«, sagte Carol. Sie ließ den Blick links und rechts den Korridor entlangwandern, während Ashley seine Ansprache durchlas. Unruhig verlagerte sie ihr Gewicht von einem Bein auf das andere. Carols großes Ziel bestand darin, nach Ashleys Rücktritt sein Amt zu übernehmen. Das war der Grund, weshalb sie so viele Opfer für ihre jetzige Stellung brachte, zumal der Zeitpunkt für Ashleys Rückzug aus der Politik durch die Diagnose Parkinson in greifbare Nähe gerückt zu sein schien. Sie war für dieses Amt mehr als qualifiziert. Schließlich hatte sie, schon bevor sie nach Washington gegangen war, um Ashleys Laden zu schmeißen, das Amt eines State Senator bekleidet. Mittlerweile war so viel Zeit vergangen und sie war so dicht vor dem Ziel, dass sie auf keinen Fall riskieren wollte, dass er ihr irgendwelche Knüppel zwischen die Beine warf, so wie Bill Clinton es mit Al Gore gemacht hatte. Seit jenem schicksalhaften abendlichen Besuch bei Dr. Whitman wirkte Ashley unkonzentriert und war unberechenbar geworden. Sie räusperte sich, um die Aufmerksamkeit ihres Chefs auf sich zu lenken. »Also, wie wollen Sie denn Dr. Lowell zu etwas zwingen?«

»Indem ich ihm eine Falle stelle und ihm dann den Boden unter den Füßen wegziehe«, sagte Ashley. Dabei hob er den Blick und schaute Carol direkt in die Augen. Er grinste verschwörerisch. »Wir befinden uns in einer Schlacht, und ich will sie gewinnen. Deshalb befolge ich einen uralten Ratschlag aus der *Kunst der Kriegführung*: Stelle fest, wo die entscheidenden Gefechte stattfinden werden, und besetze diese Stellen mit einer überwältigenden Übermacht! Wo ist der Bericht über den finanziellen Zustand seiner Firma?«

Mit etwas Mühe suchte Carol aus den losen Blättern in der Akte das heraus, was Ashley sehen wollte. Sie gab es ihm und er überflog es. Sie suchte in seinem Gesicht nach irgendeinem Hinweis. Ob sie in der nächsten freien Minute Phil anrufen und

ihn vorwarnen sollte, damit er sich schon einmal auf eine neue Entwicklung einstellen konnte?

»Das ist gut«, murmelte Ashley. »Das ist sehr gut. Wie schön, dass ich meine Kontakteleute beim FBI habe. Ohne deren Hilfe hätten wir nur einen Bruchteil davon herausbekommen.«

»Vielleicht sollten Sie Ihr Vorhaben noch einmal in Ruhe mit Phil besprechen«, schlug Carol vor.

»Keine Zeit«, entgegnete Ashley. »Wie viel Uhr ist es eigentlich?«

Carol blickte auf ihre Armbanduhr. »Schon nach zehn.«

Ashley streckte die linke Hand aus, stützte sie mit der rechten und suchte nach Anzeichen für das Zittern. Es war da, aber kaum wahrnehmbar. »Mehr kann man nicht erwarten. Also los, an die Arbeit!«

Ashley betrat den Sitzungssaal durch die Seitentür zur Rechten des hufeisenförmigen Podiums. Der Saal war voller Menschen, die durcheinander liefen und drängelten und ein unverständliches Stimmengewirr erzeugten.

Ashley musste sich zwischen Kollegen und Mitarbeitern hindurch an seinen Platz schlängeln. Der rothaarige Rob stand sofort neben ihm, in der Hand ein zweites Exemplar der Einleitung, die er für Ashley vorbereitet hatte. Ashley signalisierte ihm, dass er nicht mehr gebraucht wurde, indem er sein eigenes Exemplar hin und her schwenkte. Dann setzte er sich und stellte das Tischmikrofon auf seine Größe ein.

Ashley warf noch einen kurzen Blick auf den vertrauten, im griechischen Stil gehaltenen Wandschmuck des Sitzungssaals und ließ seinen Blick anschließend auf den beiden Gestalten ruhen, die vor ihm am Zeugentisch saßen. Zunächst richtete sich all seine Aufmerksamkeit auf die attraktive junge Frau mit den langen, glänzenden, einem Nerz ähnelnden Haaren. Ashley hatte eine Schwäche für schöne Frauen, und diese hier wurde seinen Ansprüchen in jeder Hinsicht gerecht. Sie trug einen seriösen, dunkelblauen Anzug mit weißem Kragen, der einen

scharfen Kontrast zu ihrem gebräunten, olivfarbenen Teint bot. Trotz ihrer zurückhaltenden Kleidung strahlte sie eine angenehme Sinnlichkeit aus. Sie hatte ihre dunklen Augen auf Ashley gerichtet und er hatte das Gefühl, in zwei Pistolenläufe zu blicken. Er hatte keine Ahnung, wer sie war oder warum sie dort saß, aber wer weiß, vielleicht wurde die Anhörung durch ihre Anwesenheit ja ein wenig angenehmer.

Nur zögernd nahm Ashley den Blick von der wohlgeformten Frau und richtete ihn auf Dr. Daniel Lowell. Seine Augen waren heller als die seiner Begleiterin, aber sein regungsloser starrer Blick verriet denselben Grad an Respektlosigkeit wie ihrer. Ashley nahm an, dass der Doktor ziemlich groß war, auch wenn er sich lässig auf seinen Stuhl gefläzt hatte. Er war hager und hatte ein schmales, kantiges Gesicht unter graumelierten Haaren. Selbst in seiner Kleidung lag noch etwas von der Impertinenz, die in seinem Blick und seiner Haltung zum Ausdruck kam. Im Gegensatz zu dem angemessen geschäftsmäßigen Auftreten seiner Begleiterin trug er eine Tweedjacke mit Lederflicken an den Ellbogen sowie ein offenes Hemd ohne Krawatte, dazu eine Jeans und Turnschuhe.

Ashley griff nach seinem Hammer und musste innerlich schmunzeln. Vermutlich versuchte Daniel durch sein Auftreten und seine nachlässige Kleidung zu demonstrieren, dass er sich durch die Vorladung vor einen Unterausschuss des Senats nicht einschüchtern ließ. Vielleicht dachte Daniel, Ashley, der ein baptistisches College in einer Kleinstadt besucht hatte, würde sich von seiner akademischen Laufbahn und seiner Ausbildung an diversen Eliteuniversitäten einschüchtern lassen. Aber da hatte er sich geschnitten. Ashley wusste, dass Daniel bei ihm zu Gast war, in seiner Arena, und dass er selbst Heimvorteil hatte.

»Die Sitzung des gesundheitspolitischen Unterausschusses des Ausschusses für Gesundheit, Ausbildung, Arbeit und Renten ist hiermit eröffnet«, gab Ashley mit betontem

Südstaatenakzent bekannt und bekräftigte diesen Satz mit einigen Hammerschlägen. Er wartete kurz, bis das Durcheinander sich gelegt hatte und alle Besucher auf ihren Plätzen saßen. Er hörte, wie die verschiedenen Mitarbeiter hinter ihm sich ebenfalls setzten. Er blickte zu Daniel Lowell hinunter, aber der Doktor hatte seine Haltung nicht verändert. Ashley schaute nach rechts und nach links. Die meisten Mitglieder des Unterausschusses waren nicht erschienen, nur vier waren überhaupt da, sie lasen entweder irgendwelche Memoranden oder unterhielten sich flüsternd mit ihren Assistenten. Sie waren nicht beschlussfähig, aber das spielte auch keine Rolle. Eine Abstimmung stand nicht auf der Tagesordnung und Ashley hatte nicht vor, eine zu beantragen.

»Die folgende Anhörung beschäftigt sich mit der Vorlage S. 1103«, fuhr Ashley fort. Dabei legte er das Blatt mit seinen einleitenden Worten vor sich auf den Tisch, verschränkte die Arme und legte die Hände um die Ellbogen, um ein Zittern gar nicht erst zuzulassen. Dann neigte er den Kopf ein wenig zur Seite, um durch seine Gleitsichtbrille besser lesen zu können. »Diese Vorlage ist ein Nachtrag zu einem bereits im Parlament beschlossenen Gesetzentwurf. Darin wird das Verbot eines Klonverfahrens beantragt, des so genannten...«

Ashley zögerte und beugte sich nach vorne. Er schaute mit zusammengekniffenen Augen auf das Blatt. »Einen Augenblick, bitte«, sagte er und wich dann offensichtlich von seinem vorbereiteten Text ab. »Dieses Verfahren ist nicht nur Furcht einflößend, sondern auch noch ein Zungenbrecher. Vielleicht kann der verehrte Herr Doktor mir ja helfen, falls ich hängen bleibe. Es heißt Homologe Transgene Segment-Rekombination, abgekürzt HTSR. Donnerwetter! War das richtig, Herr Doktor?«

Daniel setzte sich auf und beugte sich nach vorn. »Ja«, sagte er schlicht und lehnte sich wieder zurück. Auch er hatte die Arme verschränkt.

»Warum spricht ihr Ärzte eigentlich keine allgemein verständliche Sprache?«, fragte Ashley und blickte Daniel über den Brillenrand hinweg an.

Ein paar Zuhörer kicherten, sehr zu Ashleys Freude. Es machte ihm großen Spaß, ein wenig mit dem Publikum zu spielen.

Daniel beugte sich wieder vor und wollte antworten, doch Ashley hob die Hand. »Diese Frage war nicht fürs Protokoll bestimmt, deshalb brauchen Sie auch nicht darauf zu antworten.«

Die Protokollantin machte sich an ihrer Schreibmaschine zu schaffen.

Dann blickte Ashley nach links. »Und noch eine inoffizielle Bemerkung. Mich würde interessieren, ob der ehrwürdige Senator von Montana mit mir einer Meinung ist, dass die Ärzte mit voller Absicht ihre eigene Sprache entwickelt haben, damit wir normalen Sterblichen die Hälfte der Zeit keinen blassen Schimmer haben, worüber sie eigentlich reden.«

Das Gelächter unter den Zuhörern wurde lauter, als der Senator von Montana von seinen Papieren aufsaß und durch begeistertes Nicken seine Zustimmung kundtat.

»Also, wo war ich?«, fragte Ashley und wandte sich wieder seinem Manuskript zu. »Wir brauchen ein solches Gesetz, weil in unserem Land die Biotechnologie ganz allgemein und die medizinische Forschung im Speziellen ihr moralisches und ethisches Fundament verloren haben. Und wir, als Mitglieder des gesundheitspolitischen Unterausschusses des Senats und zugleich als besorgte und moralisch gefestigte Amerikaner, betrachten es als unsere Aufgabe, diese Entwicklung umzukehren, indem wir den gleichen Weg beschreiten wie unsere Kollegen im Parlament. Der Zweck heiligt niemals die Mittel, das gilt ganz besonders für den Bereich der Medizin. Und darüber herrscht in Fachkreisen schon seit den Nürnberger Prozessen absolute Einigkeit. Dieses HTSR-Verfahren ist ein

Paradebeispiel dafür. Ein Verfahren, das uns einmal mehr mit der Ankündigung schreckt, arme, hilflose Embryonen zu schaffen, um sie anschließend zu zerstückeln und das alles unter dem zweifelhaften Vorwand, dass die Zellen, die aus diesen winzigen, werdenden Menschen gewonnen werden, zur Behandlung zahlreicher kranker Patienten dienen sollen. Aber das ist noch nicht alles. Wir werden durch die Ausführungen des Entdeckers dieses Verfahrens, den wir als Zeuge hier in unserer Mitte haben dürfen, erfahren, dass es sich hierbei nicht um ein einfaches, therapeutisches Klonverfahren handelt. Als federführender Verfasser dieser Gesetzesvorlage bin ich schockiert darüber, dass dieses Verfahren sehr allgemeine Anwendung finden soll. Und es bleibt mir nichts weiter zu sagen als: Nur über meine Leiche!«

Einige Zuhörer spendeten zurückhaltenden Applaus. Ashley nahm ihn mit einem Kopfnicken und einer kurzen Pause zur Kenntnis. Dann holte er tief Luft. »Nun, ich könnte Ihnen jetzt noch Etliches mehr über diese neue Technik erzählen, aber ich bin kein Arzt, und deshalb überlasse ich das Wort mit allem Respekt dem Experten, der freundlicherweise vor diesem Unterausschuss erschienen ist. Falls also der hochgeschätzte Kollege zu meiner Seite nichts weiter zu bemerken hat, dann würde ich gerne mit der Befragung des Zeugen fortfahren.«

Ashley schaute den Senator rechts neben ihm an. Dieser schüttelte den Kopf, legte die Hand auf sein Mikrofon und beugte sich zu seinem Vorsitzenden hinüber. »Ashley«, flüsterte er, »ich hoffe, Sie bringen das schnell über die Bühne. Um halb elf muss ich hier weg.«

»Keine Angst«, flüsterte Ashley zurück. »Ich bin bereit zum Todesstoß.«

Ashley nahm einen Schluck Wasser aus dem Glas, das vor ihm stand, und blickte zu Daniel hinab. »Als ersten Zeugen begrüßen wir den genialen Dr. Daniel Lowell. Er ist, wie bereits erwähnt, der Entdecker des HTSR-Verfahrens. Dr.

Lowell verfügt über ausgezeichnete Referenzen, darunter auch Dokortitel von einigen der angesehensten Institute unseres Landes. Und irgendwie hat er sogar die Zeit für eine Assistenz im Krankenhaus auf einer internistischen Station gefunden. Seine Arbeit wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, und er hatte sowohl bei Merck Pharmaceuticals als auch an der Harvard University bedeutende Posten inne. Herzlich willkommen, Dr. Lowell.«

»Vielen Dank, Herr Senator«, sagte Daniel und rutschte auf seinem Stuhl nach vorne. »Ich habe mich über Ihre freundlichen Worte hinsichtlich meines Lebenslaufs gefreut, aber wenn Sie erlauben, dann würde ich gerne sofort zur Sache kommen, indem ich auf einen bestimmten Aspekt Ihrer Einleitung eingehe.«

»Ich bitte darum«, erwiderte Ashley.

»Für das HTSR-Verfahren ist es, ebenso wie für das therapeutische Klonen, nicht erforderlich, ich wiederhole, *nicht* erforderlich, Embryonen zu zerstückeln.« Daniel sprach langsam und betonte jedes Wort einzeln. »Die zur Therapie notwendigen Zellen werden schon vor der Bildung eines Embryos aus einer bestimmten Zellstruktur entnommen, den so genannten Blastozysten.«

»Wollen Sie bestreiten, dass diese Blastozysten werdendes menschliches Leben verkörpern?«

»Es sind menschliche Zellen, aber wenn sie herausgelöst werden, dann ähneln sie den Zellen, die ihr Zahnfleisch abstößt, wenn Sie sich kräftig die Zähne putzen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich so kräftig putze«, sagte Ashley mit einem kurzen Lachen. Ein paar Zuhörer fielen ein.

»Wir alle verlieren ständig lebende Hautzellen.«

»Das mag sein, aber diese Hautzellen könnten keinen Embryo bilden, im Gegensatz zu den Blastozysten.«

»Doch, das könnten sie«, erwiderte Daniel. »Darum geht es ja. Wenn man die Hautzellen mit einer entkernten Eizelle verschmelzen lässt und anschließend aktiviert, dann können auch sie einen Embryo herausbilden.«

»Und genau das geschieht beim Klonen.«

»Sehr richtig«, sagte Daniel. »Blastozysten könnten sich, grundsätzlich betrachtet, durchaus zu einem lebensfähigen Embryo entwickeln, vorausgesetzt, sie werden in einer Gebärmutter eingenistet. Beim therapeutischen Klonen kommt es jedoch zu keinem Zeitpunkt so weit.«

»Ich habe den Eindruck, das sind reine Haarspaltereien«, sagte Ashley ungeduldig.

»Das ist schon richtig«, stimmte Daniel zu, »aber es sind entscheidende Haarspaltereien. Die Menschen müssen begreifen, dass beim therapeutischen Klonen wie auch beim HTSR-Verfahren nicht mit Embryonen gearbeitet wird.«

»Ihr Kommentar zu meinen einleitenden Bemerkungen wurde ordnungsgemäß protokolliert«, sagte Ashley. »Ich würde nun gerne zu den Einzelheiten des hier verhandelten Verfahrens kommen. Würden Sie uns bitte eine offiziell gültige Beschreibung geben?«

»Mit größtem Vergnügen«, sagte Daniel. »Der Begriff ›Homologe Transgene Segment-Rekombination‹ bezeichnet ein Verfahren, mit dessen Hilfe ein Teil der DNA eines Menschen – nämlich der Teil, der für eine bestimmte Krankheit verantwortlich ist – durch ein homologes, das heißt ein in allen Teilen übereinstimmendes, aber gesundes Stück DNA ersetzt wird. Das geschieht im Zellkern einer Zelle des Patienten, die anschließend zum therapeutischen Klonen verwendet wird.«

»Einen Moment mal«, unterbrach ihn Ashley. »Ich bin jetzt schon durcheinander, und den meisten Zuhörern geht es vermutlich nicht anders. Also, mal sehen, ob ich das richtig zusammenkriege. Sie nehmen also irgendeine Zelle eines

kranken Menschen und verändern deren DNA. Anschließend verwenden sie diese Zelle zum therapeutischen Klonen.«

»Das ist richtig«, sagte Daniel. »Dabei wird ein kleiner Teil des genetischen Materials ersetzt, genau der Teil nämlich, der die Krankheit auslöst.«

»Und dann werden anschließend beim therapeutischen Klonen viele solcher Zellen hergestellt, sodass der Patient geheilt wird.«

»Wieder richtig! Die Zellen werden dann mit Hilfe verschiedener Wachstumshormone angeregt, sich so zu entwickeln, dass sie die kranken Zellen ersetzen können. Und dank des HTSR-Verfahrens gibt es in diesen neuen Zellen keine genetische Prädisposition für die entsprechende Krankheit mehr. Wenn diese Zellen dem Patienten implantiert werden, dann ist der Patient nicht nur geheilt, sondern kann diese Krankheit aufgrund seiner genetischen Voraussetzungen nie wieder bekommen.«

»Vielleicht sollten wir an dieser Stelle einmal über einen konkreten Fall sprechen«, schlug Ashley vor. »Dann fällt es uns Nicht-Wissenschaftlern vielleicht leichter, das Ganze zu verstehen. Sie haben ja einige Aufsätze veröffentlicht, aus denen hervorgeht, dass auch die Parkinson-Krankheit mit diesem Verfahren behandelt werden könnte.«

»Das ist richtig«, sagte Daniel. »So, wie viele andere Krankheiten auch, angefangen bei Alzheimer und Diabetes bis hin zu bestimmten Formen der Arthritis. Die Liste der Krankheiten ist lang, und viele lassen sich bis jetzt nicht einmal richtig behandeln, von Heilung ganz zu schweigen.«

»Beschäftigen wir uns doch noch einen Augenblick lang mit Parkinson«, sagte Ashley. »Wieso glauben Sie, dass Ihr HTSR-Verfahren bei diesem Leiden etwas bewirken kann?«

»Weil wir im Fall der Parkinson-Krankheit glücklicherweise Versuche mit Mäusen machen konnten«, sagte Daniel. »Diese Mäuse sind an Parkinson erkrankt, das heißt, in ihrem Gehirn

sind zu wenig Nervenzellen vorhanden, die Dopamin produzieren. Diese Substanz dient als Neurotransmitter. Die Krankheitssymptome bei den Mäusen sind identisch mit denen beim Menschen. Wir haben nun diese Tiere mit dem HTSR-Verfahren behandelt und konnten sie dadurch dauerhaft heilen.«

»Das klingt beeindruckend«, bemerkte Ashley.

»Es ist noch viel beeindruckender, wenn Sie es mit eigenen Augen erleben können.«

»Die Zellen werden injiziert?«

»Ja.«

»Und dabei treten keine Komplikationen auf?«

»Nein, überhaupt keine«, sagte Daniel. »Die Anwendung dieser Technik beim Menschen wurde schon im Zusammenhang mit anderen Therapieformen ausreichend erprobt. Die Injektion muss natürlich sehr sorgfältig und unter strenger Kontrolle durchgeführt werden, aber im Allgemeinen treten dabei keinerlei Komplikationen auf. Unserer Erfahrung nach haben auch die Mäuse keinerlei negative Nebenwirkungen erfahren.«

»Sind die Mäuse schon bald nach der Injektion gesund geworden?«

»Soweit wir beobachten konnten, beginnen die Parkinson-Symptome sofort nachzulassen«, sagte Daniel. »Und dann setzt sich der Prozess sehr schnell fort. Die Mäuse haben eine bemerkenswerte Entwicklung durchgemacht. Innerhalb einer Woche waren sie nicht mehr von der Gruppe der gesunden Tiere zu unterscheiden.«

»Ich nehme an, dass Sie dieses Verfahren jetzt endlich auch an Menschen ausprobieren wollen«, warf Ashley ein.

»Unbedingt.« Daniel nickte mehrfach heftig, um seine Aussage zu unterstreichen. »Nach den Tierversuchsreihen, die in nächster Zukunft abgeschlossen sein werden, hoffen wir auf ein zügiges Genehmigungsverfahren bei der FDA, um das

Verfahren dann unter strengen Kontrollen an Menschen zu erproben.«

Ashley bemerkte, wie Daniel seiner Begleiterin einen kurzen Blick zuwarf und sogar einen Augenblick lang ihre Hand nahm. Er lächelte innerlich, weil er spürte, dass Daniel dachte, die Anhörung nähme einen guten Verlauf. Es war Zeit, diese Fehleinschätzung zu korrigieren. »Doktor Lowell«, begann Ashley. »Kennen Sie die Redensart, dass etwas zu schön klingt, um wahr zu sein?«

»Natürlich.«

»Nun, ich glaube, dass dieses HTSR-Verfahren dafür ein Paradebeispiel ist. Auch, wenn wir die Haarspaltereien, ob dazu nun Embryonen zerstückelt werden müssen oder nicht, außer Acht lassen, so birgt es noch ein weiteres, entscheidendes ethisches Problem.«

Ashley machte eine wirkungsvolle Pause. Im Saal war es vollkommen still.

»Herr Doktor«, sagte Ashley von oben herab. »Haben Sie jemals Mary Shelleys Klassiker *Frankenstein* gelesen?«

»Das HTSR-Verfahren hat nichts mit dem Frankenstein-Mythos zu tun«, erwiderte Daniel ungnädig, so, als wüsste er genau, worauf Ashley hinauswollte. »Wer so etwas andeutet, unternimmt den unverantwortlichen Versuch, sich die Ängste und Fehlinterpretationen der Öffentlichkeit zu Nutze zu machen.«

»Ich fürchte, da bin ich anderer Ansicht«, entgegnete Ashley. »Ich glaube sogar, dass Mary Shelley eine dunkle Vorahnung bezüglich dieses HTSR-Verfahrens gehabt haben muss und dass sie das Buch aus diesem Grund geschrieben hat.«

Das Publikum lachte wieder. Offensichtlich lauschte es gebannt jedem einzelnen Wort und hatte seinen Spaß daran.

»Nun, ich weiß, dass ich nicht in den Genuss einer Eliteausbildung gekommen bin, aber ich habe *Frankenstein* gelesen, das mit dem Untertitel *Der moderne Prometheus*

versehen ist, und ich entdecke da bemerkenswerte Parallelen. Soweit ich verstanden habe, bedeutet das Wort transgen, das in der verwirrenden Bezeichnung Ihres Verfahrens enthalten ist, nichts anderes, als dass den Genomen verschiedener Menschen kleine Teilchen entnommen und miteinander vermischt werden, wie wenn man einen Kuchenteig anrührt. In meinen Ohren – den Ohren eines einfachen Burschen vom Lande – klingt das doch sehr nach Victor Frankenstein, der sein Monster hergestellt hat, indem er Teile von dieser und jener Leiche genommen und sie zusammengenäht hat. Ja, er hat sogar ein bisschen Strom dafür verwendet, genau wie Sie bei Ihrer Klonerei.«

»Im HTSR-Verfahren werden relativ kurze DNA-Abschnitte eingefügt und keine ganzen Organe«, gab Daniel erregt zurück.

»Beruhigen Sie sich, Herr Doktor!«, sagte Ashley. »Das hier ist eine Anhörung, die den Tatsachen auf die Spur kommen soll, und kein Kampf. Ich möchte auf Folgendes hinaus: Bei Ihrem Verfahren entnehmen Sie Teile aus dem Körper eines Menschen und setzen sie einem anderen ein. Sehe ich das richtig?«

»Auf der molekularen Ebene, ja.«

»Die Ebene ist mir vollkommen egal«, sagte Ashley. »Ich möchte lediglich die Fakten klären.«

»In der Medizin sind Organtransplantationen schon seit einiger Zeit gang und gäbe«, gab Daniel giftig zurück. »Die Öffentlichkeit sieht darin kein moralisches Problem, ganz im Gegenteil. Und eine Organtransplantation steht dem Konzept des HTSR-Verfahrens mit Sicherheit näher als Mary Shelleys Roman aus dem neunzehnten Jahrhundert.«

»Sie haben uns gerade am Beispiel der Parkinson-Krankheit erläutert, dass Sie vorhaben, diese kleinen molekularen Frankensteins erst zu vermischen und dann einem Menschen zu injizieren, damit sie schließlich in seinem Gehirn landen. Es tut mir Leid, Herr Doktor, aber Gehirntransplantationen hat es bis

heute noch nicht besonders viele gegeben. Ich glaube also nicht, dass diese Analogie wirklich zutreffend ist. Wer einem Menschen Teile eines anderen Menschen injiziert, damit sie in sein Gehirn gelangen, überschreitet nach meiner Überzeugung eine Grenze, und meine Überzeugung ist gegründet auf die Worte der Heiligen Schrift.«

»Die therapeutischen Aktivzellen, die wir herstellen können, sind keine molekularen Frankensteins«, sagte Daniel wütend.

»Ihre Meinung wurde ordnungsgemäß protokolliert«, sagte Ashley. »Lassen Sie uns weitermachen.«

»Das ist doch eine Farce!«, sagte Daniel und warf zur Unterstreichung seiner Aussage die Arme in die Höhe.

»Herr Doktor, ich muss Sie daran erinnern, dass Sie an einer Anhörung eines Unterausschusses des US-amerikanischen Parlaments teilnehmen und dass Sie dieser Tatsache durch gebührendes Verhalten Rechnung tragen sollten. Hier sitzen lauter vernünftige Menschen, die einander mit Respekt begegnen sollten, während wir gleichzeitig nach bestem Wissen und Gewissen versuchen, Informationen zusammenzutragen.«

»Es wird aber immer deutlicher, dass diese Anhörung unter falschen Vorzeichen einberufen wurde. Sie sind entgegen Ihren großmütigen Einleitungsworten nicht hier, um sich unvoreingenommen über das HTSR-Verfahren zu informieren. Sie benutzen diese Anhörung lediglich als Forum für Ihre vorgefertigten, emotional gefärbten Phrasen.«

»Ich möchte Sie davon in Kenntnis setzen, dass solche hetzerischen Tiraden vom Kongress äußerst ungern gesehen werden«, sagte Ashley herablassend. »Wir sind hier nicht bei *Der heiße Stuhl* oder sonst irgendeinem Medienzirkus. Aber ich bin deswegen nicht beleidigt. Vielmehr möchte ich Ihnen noch einmal versichern, dass Ihre Aussage ordnungsgemäß protokolliert wurde und dass ich, wie gesagt, gerne weitermachen möchte. Als Entdecker des HTSR-Verfahrens

kann man von Ihnen keine vollkommene Objektivität bezüglich der moralischen Implikationen dieser Methode erwarten, aber genau zu diesem Thema möchte ich Ihnen gerne noch ein paar Fragen stellen. Lassen Sie mich aber zunächst noch bemerken, dass es mir beim besten Willen nicht möglich gewesen ist, die entwaffnend attraktive Frau zu übersehen, die neben Ihnen am Zeugentisch Platz genommen hat. Ist sie zu Ihrer Unterstützung mitgekommen? Falls dies der Fall sein sollte, könnten Sie sie uns vielleicht vorstellen, fürs Protokoll?«

»Das ist Dr. Stephanie D'Agostino«, entgegnete Daniel kurz angebunden. »Sie ist meine wissenschaftliche Mitarbeiterin.«

»Haben Sie auch mehrere Dokortitel?«, fragte Ashley.

»Nein, nur einen«, sagte Stephanie in ihr Mikrofon. »Und außerdem, Herr Vorsitzender, möchte ich mich Dr. Lowells Meinung in Bezug auf den einseitigen Verlauf dieser Anhörung anschließen, wenn auch in etwas moderaterem Ton. Ich halte die Anspielungen auf den Frankenstein-Mythos im Zusammenhang mit dem HTSR-Verfahren für absolut unangemessen, da sie auf menschliche Grundängste abzielen.«

»Das macht mich betroffen«, sagte Ashley. »Ich habe immer geglaubt, dass man als Absolvent einer Eliteuniversität geradezu nach Anspielungen auf dieses und jenes literarische Meisterwerk lechzt. Und jetzt versuche ich es einmal und bekomme gleich zu hören, das sei unangemessen. Halten Sie das für fair? Zumal ich mich noch sehr genau daran erinnern kann, dass man mir an dem kleinen, baptistischen College, das ich besucht habe, beigebracht hat, dass *Frankenstein* unter anderem als Warnung vor den moralischen Konsequenzen eines unkritischen, naturwissenschaftlichen Materialismus gedacht war. Also, aus meiner Sicht muss das Buch dadurch außerordentlich angemessen sein. Aber lassen wir diesen Punkt jetzt auf sich beruhen! Hier handelt es sich schließlich um eine Anhörung und nicht um eine literarische Diskussion.«

Bevor Ashley weiterreden konnte, war Rob hinter ihn getreten und tippte ihm auf die Schulter. Ashley legte die Hand auf das Mikrofon, damit die Worte seines Mitarbeiters nicht in den Saal übertragen wurden.

»Herr Senator«, flüsterte Rob Ashley ins Ohr. »Dr. D’Agostino ist erst heute Morgen als zusätzliche Zeugin gemeldet worden. Wir haben daraufhin ein bisschen Hintergrundmaterial über sie zusammengetragen. Sie hat in Harvard studiert und ist in Boston aufgewachsen, im North End.«

»Hat das etwas zu bedeuten?«

Rob zuckte mit den Schultern. »Es könnte Zufall sein, aber das glaube ich nicht. Vom FBI haben wir doch erfahren, dass gegen einen der Geldgeber von Dr. Lowell ein Ermittlungsverfahren läuft. Und der heißt ebenfalls D’Agostino und ist im North End aufgewachsen. Wahrscheinlich sind sie miteinander verwandt.«

»Nun sieh mal einer an«, meinte Ashley. »Das ist ja interessant.« Er nahm das Blatt entgegen, das Rob ihm reichte, und legte es neben die finanziellen Auskünfte über Daniels Firma. Angesichts dieses unerwarteten Geschenks gelang es ihm nur mit Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken.

Ashley nahm die Hand vom Mikrofon und sagte: »Dr. D’Agostino, sind Sie zufällig mit Anthony D’Agostino verwandt, wohnhaft in Medford, Massachusetts, in der Acorn Street Nummer vierzehn?«

»Das ist mein Bruder.«

»Handelt es sich dabei um denselben Anthony D’Agostino, gegen den zurzeit ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Verstrickung in kriminelle Machenschaften läuft?«

»Leider, ja«, sagte Stephanie. Sie blickte Daniel an, der ihrem Blick mit einem Ausdruck ungläubigen Erstaunens begegnete.

»Dr. Lowell«, fuhr Ashley fort. »War Ihnen bewusst, dass einer Ihrer ersten und auch größeren Investoren sich mit solch einem Verfahren auseinander zu setzen hat?«

»Nein, das wusste ich nicht«, sagte Daniel. »Aber er gehört bei weitem nicht zu den größeren Investoren.«

»Hmmm«, ließ sich Ashley vernehmen, »so, wie ich das sehe, sind etliche hunderttausend Dollar eine Menge Geld. Aber wir wollen nicht kleinlich sein. Kann ich davon ausgehen, dass er nicht bei Ihnen im Vorstand sitzt?«

»Ja, das können Sie.«

»Das beruhigt mich. Und ich nehme an, wir können des Weiteren davon ausgehen, dass der aufgrund krimineller Machenschaften angeklagte Anthony D'Agostino nicht Mitglied des Ethikrates ist, den Sie, wenn ich es richtig sehe, ins Leben gerufen haben?«

Im Saal war unterdrücktes Kichern zu hören.

»Er ist kein Mitglied unseres Ethikrates«, erwiderte Daniel.

»Auch das ist beruhigend. Dann lassen Sie uns doch noch einen Augenblick über Ihre Firma sprechen«, sagte Ashley. »Sie heißt CURE. Das ist ein Akronym, nicht wahr?«

»Ja, richtig«, sagte Daniel und seufzte, als würde ihn das Ganze langweilen. »Abgeleitet aus dem Begriff Cellular Replacement Enterprises.«

»Es tut mir Leid, wenn die formalen Fesseln dieser Anhörung auf Sie ermüdend wirken, Herr Doktor«, sagte Ashley. »Wir versuchen, das alles so schnell wie möglich über die Bühne zu bringen. Aber soweit ich verstanden habe, sucht Ihre Firma im Rahmen einer zweiten Investitionsrunde gerade neue, risikobereite Finanziere, und das HTSR-Verfahren ist dabei Ihr wichtigstes, intellektuelles Kapital. Bereiten Sie mit Ihrer Firma gerade den Börsengang vor?«

»Ja«, sagte Daniel nur. Er lehnte sich zurück.

»Die folgende Bemerkung bitte nicht ins Protokoll«, sagte Ashley und schaute nach links. »Ich möchte den verehrten

Senator aus dem wunderbaren Staat Montana fragen, ob er glaubt, dass die Börsenaufsicht interessiert wäre zu erfahren, dass gegen einen der ersten Investoren einer Firma, die an die Börse gehen möchte, wegen krimineller Machenschaften ermittelt wird. Ich finde schon, dass es hier um die Frage von Anstand und Moral geht. Das sind Gelder, die, soweit wir wissen, mit Hilfe von Erpressung und vielleicht sogar Prostitution zusammengekommen sind und die nun durch ein neu gegründetes Biotechunternehmen gewaschen werden sollen.«

»Ich glaube, sie wäre sehr daran interessiert«, sagte der Senator von Montana.

»Das würde ich ebenfalls annehmen«, sagte Ashley. Er blickte noch einmal auf seine Notizen und dann zu Daniel hinunter. »Ihre zweite Investitionsrunde ist bisher durch die Vorlage S. 1103 und die Tatsache, dass das Parlament bereits eine eigene Fassung verabschiedet hat, aufgehalten worden. Ist das richtig?«

Daniel nickte.

»Sie müssen sich aus protokollarischen Gründen laut und vernehmlich äußern«, sagte Ashley.

»Richtig.«

»Das ist wirklich schade«, sagte Ashley und zeigte alle Anzeichen von echtem Mitleid. »Was allerdings unsere Anhörung hier betrifft, so muss ich davon ausgehen, dass bezüglich Ihrer Objektivität in Fragen, die die ethisch-moralischen Aspekte des HTSR-Verfahrens betreffen, Zweifel angebracht sind. Schließlich steht die Zukunft Ihrer Firma auf dem Spiel, sollte die Vorlage S. 1103 verabschiedet werden. Habe ich Recht, Herr Doktor?«

»Ich war bisher der Meinung und werde es auch weiterhin sein, dass es moralisch verwerflich wäre, das HTSR-Verfahren nicht weiterzuentwickeln und schließlich auch anzuwenden, um zahllosen leidenden Menschen zu helfen.«

»Ihre Meinung wurde protokolliert«, sagte Ashley. »Aber, ebenfalls fürs Protokoll, möchte ich darauf hinweisen, dass Dr. Daniel Lowell es vorgezogen hat, auf die gestellte Frage nicht zu antworten.«

Ashley lehnte sich zurück und blickte nach rechts. »Ich habe keine weiteren Fragen an den Zeugen. Hat jemand meiner verehrten Kollegen noch Fragen?«

Ashley schaute jeden der Senatoren auf dem Podium direkt an.

»Also gut«, sagte er dann. »Der gesundheitspolitische Unterausschuss bedankt sich bei Dr. Lowell und Dr. D'Agostino für ihre freundliche Mitarbeit. Wir rufen den nächsten Zeugen auf: Mr Harold Mendes von der Organisation für das Recht auf Leben.«

KAPITEL 3

Donnerstag, 21. Februar 2002, 11.05

Stephanie entdeckte das Taxi inmitten eines Pulks ankommender Fahrzeuge und hob erwartungsvoll den Arm. Sie und Daniel waren der Empfehlung eines Sicherheitsbeamten im Senatsgebäude gefolgt und zur Constitution Avenue hinübergewandert, in der Hoffnung, dort ein Taxi zu erwischen. Aber sie hatten nicht viel Glück gehabt. Hatte das Wetter am Morgen noch ganz ordentlich ausgesehen, so hatte sich das Bild mittlerweile deutlich verschlechtert. Schwere, schwarze Wolken waren von Osten herangeweht, und bei Temperaturen um den Gefrierpunkt konnte es jederzeit schneien. Unter solchen Bedingungen war die Nachfrage nach Taxis natürlich sehr viel größer als das Angebot.

»Da kommt eins«, sagte Daniel unwirsch, als könnte Stephanie etwas für den Mangel an Taxis. »Pass auf, dass es nicht vorbeifährt!«

»Ich seh's ja«, antwortete Stephanie, ähnlich kurz angebunden.

Seitdem sie aus der Senatsanhörung gekommen waren, hatten sie nur das Allernötigste miteinander gesprochen, gerade so viel wie nötig, um dem Vorschlag des Sicherheitsbeamten zu folgen und zur Constitution Avenue zu gehen. Ähnlich dem Himmel war auch ihre Stimmung immer düsterer geworden, je länger die Anhörung gedauert hatte.

»Verdammt!«, murmelte Stephanie, als das Taxi vorbeigesaust war. Als hätte der Fahrer Scheuklappen auf. Stephanie hatte alles getan, was sie tun konnte. Nur, wenn sie sich mitten in den Verkehr geworfen hätte, hätte sie noch mehr Aufmerksamkeit erregen können.

»Du hast es vorbeifahren lassen«, beschwerte sich Daniel.

»Vorbeifahren lassen?«, schrie Stephanie. »Ich habe gewunken, ich habe gepfiffen, ja, ich bin sogar auf und ab gehüpft. Im Gegensatz zu dir, du hast nicht das Geringste unternommen.«

»Verdammt noch mal, was sollen wir jetzt bloß machen?«, sagte Daniel fordernd. »Man friert sich ja den Arsch ab hier draußen.«

»Sag mir Bescheid, wenn du eine tolle Idee hast, Einstein.«

»Was denn? Ist es vielleicht meine Schuld, dass es hier kein Taxi gibt?«

»Meine aber auch nicht«, gab Stephanie zurück.

Sie versuchten beide, sich etwas aufzuwärmen, indem sie die Arme um den eigenen Körper schlangen, ließen aber unzweideutig erkennen, dass sie sich nicht gegenseitig wärmen wollten. Weder Stephanie noch Daniel hatten einen richtigen Wintermantel mitgebracht. Sie hatten gedacht, sie würden keinen brauchen, angesichts der Tatsache, dass sie über sechshundert Kilometer weit nach Süden geflogen waren.

»Da kommt noch eins«, stellte Daniel fest.

»Du bist dran.«

Mit erhobenen Händen wagte sich Daniel so weit auf die Straße hinaus, wie ihm vertretbar erschien. Aber fast im gleichen Augenblick erblickte er einen Lieferwagen, der auf der äußeren Spur direkt auf ihn zugerast kam, und musste den Rückzug antreten. Daniel winkte und schrie, aber das Taxi fuhr inmitten anderer Autos mit unverminderter Geschwindigkeit weiter.

»Gut gemacht«, lautete Stephanies Kommentar.

»Halt die Klappe!«

Als sie gerade aufgeben und auf der Constitution Avenue in Richtung Westen gehen wollten, hupte es.

Ein Taxifahrer hatte von der Kreuzung von First Street und Constitution Avenue aus Daniels Mätzchen beobachtet. Als die

Ampel auf Grün gesprungen war, war er nach links abgebogen und an den Straßenrand gefahren.

Stephanie und Daniel drängten sich ins Wageninnere und schnallten sich an.

»Wohin?«, wollte der Fahrer wissen und beobachtete sie im Rückspiegel. Er trug einen Turban und seine Haut war so braun, als hätte er gerade eine Woche in der Sahara hinter sich.

»Zum Vier Jahreszeiten«, sagte Stephanie.

Schweigend starrten Stephanie und Daniel aus ihren Seitenfenstern.

»Ich würde sagen, schlechter hätte es gar nicht laufen können«, klagte Daniel nach einiger Zeit.

»Und das ist noch untertrieben«, erwiderte Stephanie.

»Butler, dieses Arschloch, wird seine Vorlage durchdrücken, da bin ich mir sicher. Und wenn das geschieht, dann wird sie auch im eigentlichen Ausschuss und im Senat durchgewunken, das hat mir die Biotechnology Industries Organization schriftlich gegeben.«

»Dann heißt es also: Lebe wohl, CURE Incorporated.«

»Es ist eine Schande! Die medizinische Forschung in diesem Land ist zu einer bloßen Geisel demagogischer Politiker geworden«, stieß Daniel hervor. »Ich hätte mir gar nicht erst die Mühe machen sollen, hier runter nach Washington zu kommen.«

»Vielleicht hast du sogar Recht. Vielleicht wäre es besser gewesen, ich wäre alleine gekommen. Du hast dir jedenfalls keinen Gefallen getan, als du Ashley gesagt hast, er würde die Anhörung als Forum für seine Phrasen nutzen und sei nicht offen.«

Daniel drehte sich um und starrte auf Stephanies Hinterkopf. »Was war das?«, zischte er.

»Du hättest dich nicht so gehen lassen dürfen.«

»Das kann doch nicht wahr sein«, sagte Daniel staunend.
»Willst du damit etwa sagen, dass dieser beschissene Ausgang meine Schuld ist?«

Stephanie drehte sich ebenfalls um und schaute Daniel ins Gesicht. »Sensibilität gegenüber den Gefühlen anderer Menschen gehört nicht gerade zu deinen Stärken. Und diese Anhörung war ein Paradebeispiel dafür. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn du ruhig geblieben wärst. Dass du ihn so attackiert hast, war unpassend. Du hast dadurch jede Möglichkeit, ihn vielleicht doch zu einem Dialog zu bewegen, zunichte gemacht. Das ist alles.«

Daniels bleiches Gesicht lief dunkelrot an. »Diese Anhörung war eine Farce!«

»Das kann ja sein, aber das brauchst du Butler doch nicht gleich ins Gesicht zu sagen. Dadurch hast du den kleinen Hauch einer Chance, die wir vielleicht gehabt hätten, zerstört. Ich glaube, er hat es darauf angelegt, dich auf die Palme zu bringen, damit du einen schlechten Eindruck hinterlässt, und das hat funktioniert. So hat er dich als Zeugen unglaublich gemacht.«

»Du kotzt mich an.«

»Daniel, ich bin genauso wütend wie du darüber, wie das alles gelaufen ist.«

»Ja, klar, bloß dass du sagst, es war meine Schuld.«

»Nein, ich sage, dass dein Verhalten den Verlauf nicht gerade positiv beeinflusst hat. Das ist ein Unterschied.«

»Tja, dein Verhalten hat den Verlauf auch nicht gerade positiv beeinflusst. Wieso hast du mir nie erzählt, dass dein Bruder ein Verfahren wegen krimineller Umtriebe am Hals hat? Du hast mir nur gesagt, dass er ein geeigneter Investor wäre. Wirklich prima geeignet! Und genau der richtige Zeitpunkt, um von dieser kleinen Schweinerei zu erfahren.«

»Das ist erst passiert, nachdem er sein Geld bei uns investiert hat, und es hat in allen Zeitungen in Boston gestanden. Es ist

also nicht gerade ein Geheimnis, aber ich hatte das Gefühl, dass es besser wäre, nicht mit dir darüber zu sprechen, jedenfalls nicht damals. Und ich dachte, dass du es nicht erwähnt hast, weil du nicht taktlos sein wolltest. Aber ich hätte es besser wissen müssen.«

»Du hattest das Gefühl, dass du lieber nicht darüber sprechen willst?« In Daniels Stimme lag übertriebene Verwunderung. »Du weißt doch genau, dass mich die Bostoner Käseblätter nicht interessieren. Und wie hätte ich sonst davon erfahren sollen? Irgendwann hätte ich es so oder so wissen müssen, weil Butler Recht gehabt hat. Wenn wir an die Börse gegangen wären, hätte sich herausgestellt, dass sich unter unseren Investoren ein Verbrecher befindet, und das hätte den ganzen Prozess aufgehalten.«

»Er steht unter Anklage«, sagte Stephanie. »Er ist noch nicht verurteilt. Und in unserem System gilt man so lange als unschuldig, bis das Gegenteil bewiesen ist, weißt du noch?«

»Das ist eine ziemlich schwache Erklärung dafür, dass du mir nichts davon erzählt hast«, fauchte Daniel. »Und, wird er schuldig gesprochen?«

»Ich weiß nicht.« Stephanies Stimme klang jetzt etwas versöhnlicher. Sie empfand den Hauch eines schlechten Gewissens, weil sie Daniel gegenüber nicht offener gewesen war. Sie hatte immer wieder daran gedacht, das Verfahren gegen ihren Bruder zu erwähnen, hatte es aber jedes Mal auf ein Morgen verschoben, das nie konkret geworden war.

»Du hast wirklich keine Ahnung? Das kann ich kaum glauben.«

»Ich habe immer wieder mal so einen Verdacht gehabt«, gab Stephanie zu. »So wie ich auch schon bei meinem Vater den einen oder anderen Verdacht gehabt habe. Und Tony hat im Wesentlichen seine Geschäfte übernommen.«

»Was sind das denn für Geschäfte?«

»Ein Immobilienhandel und ein paar Restaurants, dazu noch ein Café in der Hanover Street.«

»Ist das alles?«

»Genau das weiß ich ja nicht. Wie gesagt, den einen oder anderen Verdacht habe ich schon gehabt, wenn zum Beispiel zu jeder Tages- und Nachtzeit irgendwelche Leute bei uns zu Hause aufgetaucht sind und wenn die Frauen und Kinder nach einem ausgedehnten Essen aus dem Zimmer geschickt wurden, damit die Männer sich unterhalten konnten. Im Rückblick kommt es mir so vor, als hätten wir in vielerlei Hinsicht genau dem Klischee der italo-amerikanischen Mafiafamilie entsprochen. Natürlich nicht in den Dimensionen, die man in irgendwelchen Gangsterfilmen zu sehen bekommt, aber doch ziemlich ähnlich. Wir weiblichen Wesen sollten uns um nichts weiter kümmern als um Haushalt und Kirche, ohne irgendetwas mit dem Geschäft zu tun haben zu wollen. Ich habe mich immer geschämt, weil wir Kinder in unserem Wohnviertel nie so richtig integriert waren. Ich konnte es kaum abwarten, bis ich endlich zu Hause ausziehen konnte, und ich war schlau genug, um zu erkennen, dass gute Leistungen in der Schule die beste Möglichkeit waren.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Daniel. Auch aus seiner Stimme war die Schärfe verschwunden. »Mein Vater hat seine Finger auch in allen möglichen Geschäften gehabt, zum Teil an der Grenze der Legalität. Das Problem war allerdings, dass sie allesamt fehlgeschlagen sind. Und so ist er – und mit der Zeit auch meine Geschwister und ich – zum Gespött der Leute in Revere geworden, besonders an der Schule und natürlich vor allem, wenn man nicht zur Führungsclique gehört hat, was bei mir garantiert nie der Fall war. Mein Vater wurde ›Loser Lowell‹ genannt, und leider hat der Spitzname irgendwie abgefärbt.«

»Bei mir war es genau andersherum«, sagte Stephanie. »Wir wurden mit einem gewissen Respekt behandelt, und das war

auch unangenehm. Als Jugendliche will man doch am liebsten irgendwo dazugehören. Na ja, aber irgendwie hat das bei mir nicht geklappt, und ich wusste nicht einmal, wieso. Ich fand das schrecklich.«

»Wieso hast du mir denn nie davon erzählt?«

»Wieso hast du mir nie von deiner Familie erzählt, abgesehen von der Tatsache, dass du acht Geschwister hast, von denen ich kein einziges jemals kennen gelernt habe, wenn ich das noch hinzufügen darf? Zumindest habe ich dich öfter einmal nach deiner Familie gefragt.«

»Da ist was dran«, sagte Daniel unbestimmt. Sein Blick wanderte nach draußen, wo die Windböen ein paar einsame Schneeflocken herumwirbelten. Er kannte die Antwort auf Stephanies Frage: Weil ihre Familie ihn genauso wenig interessiert hatte wie seine eigene. Er räusperte sich und wandte sich ihr wieder zu. »Vielleicht haben wir nie über unsere Familien gesprochen, weil wir uns beide unserer Kindheit geschämt haben. Und zusätzlich waren wir vielleicht auch zu sehr mit unserer Arbeit und der Firmengründung beschäftigt.«

»Vielleicht«, sagte Stephanie, aber es klang nicht sehr überzeugt. Sie starrte durch die Windschutzscheibe nach vorne. »Es stimmt schon, die Wissenschaft war immer meine Fluchtmöglichkeit. Mein Vater war natürlich nie damit einverstanden, aber das hat mich nur noch sicherer gemacht. Verdammt, wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre ich nicht einmal aufs College gegangen. In seinen Augen war das reine Zeit- und Geldverschwendung. Er hat gesagt, dass ich sowieso heiraten und Kinder bekommen würde, als wäre die Zeit vor fünfzig Jahren stehen geblieben.«

»Meinem Vater war es richtiggehend peinlich, dass ich in den naturwissenschaftlichen Fächern gut war. Er hat überall herumerzählt, dass ich das von meiner Mutter haben müsste, so, als wäre es eine genetisch bedingte Krankheit.«

»Und deine Brüder und Schwestern? Haben sie das genauso gesehen?«

»Bis zu einem gewissen Grad schon, weil mein Vater so kleingeistig war, dass er uns die Schuld an seinem Versagen gegeben hat. Zum Beispiel, dass wir ihm das Geld aus der Tasche ziehen, das er eigentlich gebrauchen könnte, um die nächste gerade angesagte Geschäftsidee realisieren zu können. Meinen Brüdern ist es da zumindest während der Schulzeit ein bisschen besser ergangen, weil sie alle gute Sportler waren und mein Vater sportbegeistert war. Aber reden wir doch noch einmal über deinen Bruder Tony. Wer ist eigentlich auf die Idee gekommen, dass er sein Geld in CURE investieren könnte, du oder er?« Daniels Tonfall hatte jetzt wieder etwas an Schärfe gewonnen.

»Fangen wir jetzt wieder an, uns zu streiten?«

»Gib mir einfach eine Antwort!«

»Was spielt das schon für eine Rolle?«

»Es war eine kapitale Fehleinschätzung, einem Menschen, der möglicherweise – oder, wie es jetzt aussieht, wahrscheinlich – ein Mafiagangster ist, zu erlauben, Geld in unsere Firma zu stecken.«

»Wir sind beide darauf gekommen«, sagte Stephanie. »Im Gegensatz zu meinem Vater hat er Interesse an meiner Arbeit gezeigt, und ich habe ihm gesagt, dass die Biotechnologie gute Chancen bietet, wenn er seine Restaurantträge irgendwo investieren will.«

»Großartig!«, rief Daniel sarkastisch. »Ich hoffe, dir ist klar, dass Investoren ganz allgemein es nicht schätzen, wenn sie ihr Geld verlieren, auch dann nicht, wenn sie zuvor ausführlich über die Risiken informiert worden sind, die eine Firmenneugründung mit sich bringt. Und ich nehme mal an, dass ein Mafioso diesen Sachverhalt weit weniger zurückhaltend ausdrücken würde. Hast du schon mal etwas von

Unannehmlichkeiten wie zum Beispiel zertrümmerten Kniescheiben gehört?»

»Er ist mein Bruder, verdammt noch mal! Hier werden niemandem die Kniescheiben zertrümmert.«

»Ja, ja, aber ich bin nicht sein Bruder.«

»Dass du überhaupt so etwas sagen kannst, ist schon eine Beleidigung.« Stephanies Tonfall war giftig geworden. Sie wandte sich ab und starrte zum Seitenfenster hinaus. Normalerweise hatte sie genügend Geduld, um Daniels Sarkasmus, sein Ego und sein negatives, unsoziales Verhalten zu ertragen, weil sie andererseits seinen brillanten Forschergeist bewunderte, aber im Augenblick, nach allem, was an diesem Vormittag geschehen war, war von ihrer Geduld nicht mehr viel übrig geblieben.

»Unter diesen Umständen habe ich keine Lust mehr, noch einen Abend hier in Washington herumzuhängen«, sagte Daniel. »Ich finde, wir sollten unsere Sachen packen und den nächsten Flug nach Boston nehmen.«

»Einverstanden«, gab Stephanie zurück.

Noch während Daniel bezahlte, stieg sie aus dem Taxi aus. Sie ging direkt in die Hotellobby, ohne wirklich wahrzunehmen, dass er dicht hinter ihr war. Sie war wütend. Was sollte sie machen, wenn sie wieder in Boston waren? In ihrer augenblicklichen Stimmung war die Vorstellung, in Daniels Wohnung in Cambridge zurückzukehren, die sie gemeinsam bewohnten, nicht gerade verlockend. Daniels Andeutungen, ihre Familie sei so tief gesunken, dass sie sogar vor körperlicher Gewalt nicht zurückschreckte, waren ekelhaft. Sie wusste nicht genau, ob es jemanden in ihrer Familie gab, der in Kreditwucher oder andere zweifelhafte Dinge verwickelt war, aber sie war sich absolut sicher, dass noch nie irgendjemandem ein Leid zugefügt worden war.

»Verzeihung, Dr. D'Agostino!«, ließ sich einer der Portiers vernehmen.

Stephanie hatte nicht damit gerechnet, dass ihr Name durch die Hotellobby gerufen wurde, und blieb ruckartig stehen. Daniel prallte mit ihr zusammen und ließ dabei seine Aktenmappe fallen.

»Mein Gott!«, fuhr er sie an und bückte sich, um die Papiere einzusammeln, die aus der Mappe gerutscht waren. Ein Hotelpage half ihm dabei. Auf den Papieren war ein professionell aufgemachtes Schema des HTSR-Verfahrens abgebildet. Er hatte sie zu der Anhörung mitgenommen, um sie zu verteilen, falls es sinnvoll gewesen wäre, damit die Anwesenden auch wirklich verstanden, wie das Verfahren funktionierte. Leider hatte sich dazu keine Möglichkeit ergeben.

Als Daniel schließlich alles wieder beisammenhatte, war Stephanie schon wieder vom Empfangstresen zurück.

»Du hättest auch etwas sagen können, anstatt einfach stehen zu bleiben«, beschwerte sich Daniel.

»Wer ist Carol Manning?«, wollte Stephanie wissen.

»Ich habe nicht den leisesten Schimmer. Wieso?«

»Sie hat dir eine dringende Nachricht hinterlassen.« Stephanie reichte ihm den Zettel.

Daniel überflog ihn. »Ich soll sie zurückrufen. Hier steht, es handele sich um einen Notfall. Was soll das denn heißen, ich kenne sie doch nicht einmal.«

»Welche Vorwahl?«, fragte Stephanie und blickte Daniel über die Schulter.

»Zwei-null-zwei«, sagte er. »Wo ist das denn, weißt du das?«

»Natürlich weiß ich das! Das ist hier in Washington.«

»Washington!«, rief Daniel. »Na, das hätte sich dann ja wohl erledigt.« Er zerknüllte den Zettel, ging zum Empfangstresen und sagte: »Das kann in den Papierkorb.«

Stephanie blieb wie angewurzelt dort stehen, wo sie Daniel den Zettel gegeben hatte. Sie überlegte angestrengt, während sie sah, wie Daniel in Richtung Fahrstuhl ging, und fällte eine

blitzschnelle Entscheidung. Sie stürzte zum Empfang und nahm dem Portier, der noch mit einem anderen Gast sprach, den Zettel aus der Hand. Dann lief sie hinter Daniel her.

»Ich finde, du solltest doch zurückrufen«, sagte Stephanie, als sie schnaufend bei ihm ankam.

»Ach, tatsächlich?«, gab Daniel hochnäsig zurück. »Ich finde nicht.«

Die Fahrstuhltür ging auf und Daniel trat ein. Stephanie folgte ihm.

»Doch, ich finde, du solltest da anrufen. Ich meine, was hast du schon zu verlieren?«

»Noch ein bisschen mehr Selbstachtung«, erwiderte Daniel.

Der Fahrstuhl schwebte nach oben. Daniels Blick war starr auf die Stockwerksanzeige gerichtet, Stephanies auf Daniel. Die Türen glitten zur Seite. Sie gingen den Flur entlang.

»Ich glaube, die Nummer fängt mit der gleichen Zahlenkombination an wie Senator Butlers Büronummer. Dort habe ich letzte Woche angerufen, und ich glaube, die Nummer hat mit 224 angefangen. Falls ich Recht habe, dann ist das die Zentrale des Bürogebäudes des Senats.«

»Noch ein Grund mehr, nicht zurückzurufen«, sagte Daniel. Er öffnete die Tür zu ihrem Zimmer und trat ein. Stephanie war direkt hinter ihm.

Während Daniel noch seinen Mantel ablegte, verschwand Stephanie im Wohnzimmer. Dort strich sie auf dem Schreibtisch den Zettel glatt. »Hier steht auch 224«, rief sie Daniel zu. »Und das Wort *Notfall* ist unterstrichen. Vielleicht hat der alte Komiker ja seine Meinung geändert!«

»Vorher fällt der Mond aus seiner Umlaufbahn«, sagte Daniel und stellte sich neben Stephanie. Er blickte noch einmal auf den Zettel. »Merkwürdig. Was für ein Notfall könnte das denn sein, verdammt noch mal? Zuerst habe ich gedacht, das wären irgendwelche Medienleute, aber wenn das eine Senatsnummer ist, kann das nicht sein. Weißt du was, es ist mir

egal. Ich habe im Augenblick einfach keine Lust, irgendjemandem einen Gefallen zu tun, der etwas mit dem Senat der Vereinigten Staaten zu tun hat.«

»Ruf an! Sonst ärgerst du dich hinterher vielleicht zu Tode. Wenn du es nicht machst, dann mache ich es. Ich sage einfach, ich sei deine Sekretärin.«

»Du, eine Sekretärin? Das ist lustig! Also gut, von mir aus, dann ruf eben an!«

»Ich schalte den Lautsprecher ein, dann kannst du mithören.«

»Na großartig«, sagte Daniel sarkastisch. Er legte sich quer auf das Sofa, den Kopf auf der einen und die Füße auf der anderen Lehne.

Stephanie wählte.

Man hörte nur ein einziges elektronisches Piepsen, dann wurde abgenommen. Eine eindeutig weibliche Stimme sagte Hallo. Sie klang, als hätte sie schon sehnsüchtig auf den Anruf gewartet.

»Ich rufe im Auftrag von Dr. Daniel Lowell an«, sagte Stephanie. Sie sah Daniel direkt in die Augen. »Spreche ich mit Carol Manning?«

»Ja. Danke, dass Sie zurückrufen. Ich muss unbedingt mit Herrn Dr. Lowell sprechen, bevor er das Hotel verlässt. Ist das möglich?«

»Darf ich fragen, worum es geht?«

»Ich bin Senator Ashley Butlers Stabschefin«, begann Carol. »Vielleicht haben Sie mich heute Morgen gesehen, ich habe hinter dem Senator gesessen.«

Daniel zog mit einer schnellen Bewegung seinen Zeigefinger quer über den Hals, um Stephanie zum Auflegen zu bewegen. Sie ignorierte ihn.

»Ich muss mit Herrn Dr. Lowell sprechen«, fuhr Carol fort. »Wie gesagt, es ist außerordentlich wichtig.«

Erneut machte Daniel mit wütendem Gesicht die Geste des Halsabschneidens, und als er sah, dass Stephanie zögerte, wiederholte er sie noch einmal.

Sie bedeutete ihm, er solle das lassen. Es war klar, dass er nicht mit Carol Manning sprechen wollte, aber sie wollte auch nicht auflegen.

»Ist Herr Dr. Lowell denn in der Nähe?«, fragte Carol.

»Das schon, aber er ist im Moment indisponiert.«

Daniel verdrehte die Augen.

»Darf ich fragen, mit wem ich spreche?«, wollte Carol wissen.

Stephanie zögerte erneut. Wie sollte sie darauf reagieren? Schließlich hatte sie Daniel gesagt, sie würde sich als seine Sekretärin ausgeben. Doch jetzt, wo sie schon am Telefon war, hielt sie diese Idee für lächerlich und nannte schließlich einfach nur ihren Namen.

»Oh, gut!«, erwiderte Carol. »Aus Dr. Lowells Aussage geht hervor, dass Sie eine Mitarbeiterin sind. Darf ich fragen, ob es sich dabei um eine enge und vielleicht sogar persönliche Form der Zusammenarbeit handelt?«

Auf Stephanies Gesicht zeigte sich ein unsicheres Lächeln. Sie betrachtete für einen Augenblick den Telefonhörer, als könnte er ihr sagen, was Carol Manning wohl veranlasst hatte, die üblichen Umgangsformen außer Acht zu lassen und ihr eine solche Frage zu stellen. Unter normalen Umständen hätte sie sich darüber geärgert. Aber jetzt verstärkte es nur ihre Neugierde.

»Ich möchte wirklich nicht aufdringlich sein«, fügte Carol noch hinzu, als hätte sie Stephanies Reaktion gespürt. »Das ist keine sehr angenehme Situation, aber man hat mir gesagt, dass Sie beide in derselben Suite wohnen. Ich hoffe, Sie glauben mir, wenn ich Ihnen versichere, dass ich keinesfalls in Ihre Privatsphäre eindringen möchte, ganz im Gegenteil: Ich würde gerne so viel Diskretion wie irgend möglich wahren. Sehen

Sie, der Senator würde gerne ein privates Treffen mit Dr. Lowell arrangieren, und das ist bei der Beliebtheit und Bekanntheit des Senators in dieser Stadt kein leichtes Unterfangen.«

Stephanies Unterkiefer war beim Hören dieser überraschenden Bitte langsam immer tiefer gesackt. Sogar Daniel hatte die Beine von der Sofalehne genommen und sich aufgesetzt. Carol fuhr fort: »Ich hatte gehofft, Herrn Dr. Lowell diese Nachricht persönlich übermitteln zu können. Dann hätten nur der Senator, Dr. Lowell und ich selbst von diesem Treffen gewusst. Aber das ist ja nun nicht mehr möglich. Ich hoffe, wir können mit Ihrer Diskretion rechnen, Dr. D'Agostino.«

»Dr. Lowell und ich arbeiten sehr eng zusammen«, sagte Stephanie. »Auf meine Diskretion können Sie sich hundertprozentig verlassen.« Sie gestikulierte wild umher, um zu erfahren, ob Daniel sich jetzt, nach dieser unerwarteten Wendung, an der Konversation beteiligen wollte. Daniel schüttelte den Kopf, bedeutete ihr aber, weiterzumachen.

»Wir würden uns sehr freuen, wenn dieses Treffen heute Abend noch stattfinden könnte«, sagte Carol.

»Was soll ich Dr. Lowell denn sagen, wenn er sich nach dem Anlass erkundigt?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Da sehe ich allerdings ein Problem«, erwiderte Stephanie. »Ich weiß nämlich zufällig, dass Dr. Lowell mit dem Verlauf der Anhörung heute Morgen nicht besonders zufrieden war. Ich bin mir nicht sicher, ob er überhaupt zu einem Treffen mit dem Senator bereit ist, wenn nicht die Aussicht besteht, dass das auch zu seinem Vorteil sein könnte.«

Stephanie schaute Daniel an. Er signalisierte ihr mit hochgerecktem Daumen, dass er mit ihrer Gesprächsführung einverstanden war.

»Auch das ist etwas ungewöhnlich«, sagte Carol. »Ich bin zwar die Stabschefin des Senators und weiß normalerweise

über jeden Vorgang in seinem Büro Bescheid, aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum der Senator sich mit Herrn Dr. Lowell treffen möchte. Der Senator hat mir sinngemäß nur gesagt, dass Dr. Lowell trotz aller Verärgerung über die Ereignisse des heutigen Tages erst im Anschluss an das Treffen eine endgültige Beurteilung der Vorlage S. 1103 vornehmen solle.«

»Das klingt aber ziemlich vage«, sagte Stephanie.

»Mehr geben meine Informationen beim besten Willen nicht her. Aber trotzdem würde ich Herrn Dr. Lowell dringend empfehlen, sich mit dem Senator zu treffen. Ich habe das Gefühl, dass sich das sehr wohl zu seinem Vorteil auswirken könnte. Ich kann mir einfach keinen anderen Anlass für solch ein Treffen denken. Der ganze Vorgang ist absolut außergewöhnlich, ich kann das beurteilen. Seit sechzehn Jahren arbeite ich für den Senator.«

»Wo würde das Treffen denn stattfinden?«

»Am sichersten wäre es in einem fahrenden Auto.«

»Das klingt nun aber doch ein bisschen zu melodramatisch.«

»Der Senator besteht auf absolute Geheimhaltung, und, wie gesagt, das ist in dieser Stadt nicht einfach.«

»Wer würde den Wagen fahren?«

»Ich selbst.«

»Falls dieses Treffen stattfinden würde, müsste ich darauf bestehen, ebenfalls daran teilzunehmen.«

Daniel verdrehte schon wieder die Augen.

»Da ich Sie bereits darüber informiert habe, gehe ich davon aus, dass dem nichts im Wege steht, aber um hundertprozentig sicherzugehen, müsste ich mich mit dem Senator kurzschließen.«

»Würden Sie uns im Hotel abholen?«

»Ich fürchte, das wäre nicht besonders ratsam. Am sichersten wäre es, wenn Sie und Dr. Lowell mit dem Taxi zur Union Station fahren. Um Punkt neun Uhr komme ich dort in einem

schwarzen Chevrolet Suburban mit getönten Fensterscheiben und dem Kennzeichen GDF 471 vorbei. Ich werde direkt vor dem Bahnhof am Straßenrand halten. Und ich gebe Ihnen für alle Fälle noch meine Handynummer.«

Stephanie schrieb die Nummer auf, die Carol ihr durchgab.

»Kann der Senator mit Dr. Lowells Kommen rechnen?«

»Ich gebe diese Informationen wortwörtlich an Dr. Lowell weiter.«

»Mehr kann ich nicht verlangen«, sagte Carol. »Aber lassen Sie mich bitte noch einmal die außerordentliche Bedeutung dieses Treffens sowohl für den Senator als auch für Dr. Lowell unterstreichen. Genau diese Worte hat der Senator selbst gebraucht.«

Stephanie bedankte sich, versprach, in einer Viertelstunde zurückzurufen, und legte auf. Sie blickte Daniel unverwandt an. »Das ist eine der verrücktesten Geschichten, die ich je erlebt habe«, sagte sie nach kurzem Schweigen. »Was sagst du dazu?«

»Was mag dieses alte Schlitzohr bloß im Schilde führen?«

»Ich fürchte, es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden.«

»Findest du wirklich, dass ich das machen sollte?«

»Ich will es mal so ausdrücken«, sagte Stephanie. »Ich finde, es wäre dumm, nicht hinzugehen. Das Treffen ist geheim, du musst also nicht einmal einen weiteren Verlust deiner Selbstachtung befürchten, es sei denn, es wäre dir wichtig, was Ashley Butler von dir hält. Aber da ich weiß, was du von ihm hältst, kann ich mir das kaum vorstellen.«

»Hast du dieser Carol Manning abgekauft, dass sie nicht weiß, worum es dabei gehen soll?«

»Ja. Ich habe gespürt, dass es sie getroffen hat. Mein Eindruck ist, dass der Senator etwas sehr, sehr Außergewöhnliches in der Hinterhand hat, etwas, das er nicht einmal seiner wichtigsten Mitarbeiterin anvertrauen wollte.«

»Also gut«, sagte Daniel, immer noch eine Spur zögerlich.
»Ruf sie an und sag ihr, dass ich um neun Uhr an der Union Station sein werde.«

»Du meinst, *wir* werden an der Union Station sein«, sagte Stephanie. »Das, was ich zu Miss Manning gesagt habe, war ernst gemeint. Ich bestehe darauf, mitzukommen.«

»Warum nicht?«, sagte Daniel. »Wir können auch eine Party draus machen.«

KAPITEL 4

Donnerstag, 21. Februar 2002, 20.15 Uhr

Als Carol ihren Wagen in der Einfahrt des bescheidenen Hauses in Arlington, Virginia, zum Stehen brachte, da kam es ihr vor, als wäre jede einzelne Lampe im Haus des Senators hell erleuchtet. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. Angesichts der Unwägbarkeiten des Verkehrs in Washington war es alles andere als eine leichte Übung, um Punkt neun Uhr an der Union Station zu sein. Sie hoffte, dass ihre Berechnungen aufgingen, obwohl es nicht gerade viel versprechend angefangen hatte. Für die Strecke von ihrer Wohnung in Foggy Bottom bis zum Haus des Senators hatte sie schon zehn Minuten länger gebraucht als geplant. Zum Glück hatte sie noch eine Viertelstunde zusätzlichen Spielraum eingeplant.

Carol ließ den Motor laufen, zog die Handbremse an und wollte gerade aussteigen. Doch dann sah sie, dass sie gar nicht in den kalten Nieselregen hinaus musste. Ashleys Haustür ging auf und der Senator kam heraus. Hinter ihm stand seine rundliche Frau, mit der er seit vierzig Jahren verheiratet war. In ihrer weißen, mit Spitzen besetzten Schürze über dem bunt gemusterten Hauskleid wirkte sie wie der Inbegriff unerschütterlicher Häuslichkeit. Im Schutz der Veranda und auf ihren eindeutigen Wunsch hin mühte er sich, seinen Schirm zu öffnen. Aus dem Schneetreiben vom Vormittag war mittlerweile ein gleichmäßiger Regen geworden.

Das Gesicht unter dem schwarzen Schirm verborgen begann Ashley, die Eingangstreppe herunterzusteigen. Er ging langsam, setzte bewusst einen Schritt vor den anderen. So hatte Carol einen Augenblick die Gelegenheit, diesen vierschrötigen, leicht gebückten, schwerfälligen Mann zu betrachten, der

genauso gut auch hätte Farmer oder sogar Stahlarbeiter sein können. Für Carol war es kein besonders angenehmer Anblick, ihren Chef näher kommen zu sehen. Die gesamte Szenerie wirkte ausgesprochen deprimierend und Mitleid erregend. Dazu trugen auch die feuchtnebelige Luft und die gräulich schwarze Nacht ihr Teil bei, ebenso wie das monotone Klick-Klack der Scheibenwischer, die unbarmherzig ihre Bögen über die nasse Windschutzscheibe zogen. Allerdings kam Carols Eindruck weniger durch das zustande, was sie sah, als durch das, was sie wusste. Dort stand ein Mann, den sie immer bis an die Grenze der Verehrung respektiert hatte, für den sie über ein Jahrzehnt lang unzählige Opfer gebracht hatte, der aber mittlerweile unberechenbar und gelegentlich sogar bösartig geworden war. Und obwohl sie tagsüber alles versucht hatte, wusste sie immer noch nicht, wieso er auf das bevorstehende heimliche und politisch riskante Treffen mit Dr. Lowell bestanden hatte. Und weil er absolute Geheimhaltung verlangte, hatte sie auch niemand anderen fragen können. Was das Ganze noch schlimmer machte: Sie wurde das Gefühl nicht los, dass Ashley den Grund für dieses Treffen aus reiner Boshaftigkeit vor ihr verborgen hatte, weil er instinktiv wusste, wie sehr ihr daran gelegen war, diesen Grund zu erfahren. Im Verlauf des letzten Jahres hatte sie durch zahlreiche ungerechtfertigte und sarkastische Kommentare den Eindruck gewonnen, dass er sie um ihr relativ jugendliches Aussehen und ihre Gesundheit beneidete.

Carol sah zu, wie Ashley am Fuß der Treppe stehen blieb und auf dem ebenen Boden nach dem Gleichgewicht suchte. Einen Augenblick lang wirkte er wie festgefroren, ein Sinnbild seiner eigenen, eisernen Sturheit – einer Eigenschaft, die Carol früher im Zusammenhang mit seinen populistischen politischen Überzeugungen einmal bewundert hatte, die sie aber jetzt eher ärgerlich machte. In letzter Zeit hatte er etliche Kämpfe nur um des eigenen Machterhalts geführt, als wäre er süchtig danach.

Sie hatte ihn immer für einen der ganz Großen gehalten, der den richtigen Zeitpunkt zum Abschied von der politischen Bühne erkennen würde, aber jetzt war sie sich da nicht mehr so sicher.

Ashley kam langsam auf sie zu. Mit seinem schwarzen Mantel, den hängenden Schultern und den kurzen Trippelschritten erinnerte er Carol an einen übergroßen Pinguin. Nun wurde er langsam schneller. Carol hatte eigentlich gedacht, er würde um das Auto herum zum Beifahrersitz gehen, aber er kletterte direkt hinter ihr auf die Rückbank. Sie spürte, wie der Wagen dabei leicht ins Wackeln kam. Die Tür fiel ins Schloss. Sie hörte den Schirm zu Boden fallen.

Carol drehte sich um. Ashley ließ sich in den Sitz sinken. Die trübe Innenraumbeleuchtung des Wagens ließ sein Gesicht bleich erscheinen, fast schon geisterhaft, und seine groben Züge sahen aus, als hätte man sie in einen ungebackenen Brotlaib hineingedrückt. Das dünner werdende, graue Haupthaar, das normalerweise genau wusste, wo es hingehörte, war fusselig wie ein Klumpen Stahlwolle. In den dicken Brillengläsern spiegelten sich gespenstisch die Lichter des Hauses.

»Sie sind spät dran«, beschwerte sich Ashley ohne jeden Südstaatenakzent.

»Es tut mir Leid«, sagte Carol reflexartig. Sie entschuldigte sich andauernd. »Aber ich denke schon, dass wir es rechtzeitig schaffen. Müssen wir noch etwas besprechen, bevor wir in die Stadt zurückfahren?«

»Losfahren!«, kommandierte Ashley.

Carol spürte, wie sie von einer Woge des Zorns erfasst wurde. Aber sie beherrschte sich im Wissen um die Konsequenzen, die es haben konnte, wenn sie ihren Gefühlen freien Lauf ließ. Was Kränkungen anging, hatte Ashley das Gedächtnis eines Elefanten, und seine Racheakte waren für

ihre Hinterhältigkeit berühmt. Carol legte den Rückwärtsgang ein und lenkte den schwerfälligen Suburban aus der Einfahrt.

Die Strecke führte zum größten Teil über reine Autostraßen. Carol erwischte eine durchgehende grüne Welle und näherte sich mit gleichmäßiger, ruhiger Geschwindigkeit dem Highway 395. Dort herrschte zu ihrer großen Freude schon deutlich weniger Verkehr als noch vor einer Viertelstunde, sodass sie ungehindert bis zur zulässigen Höchstgeschwindigkeit beschleunigen konnte. Carol entspannte sich ein wenig. Sie würden rechtzeitig da sein. Als sie auf den Potomac River zufuhren, donnerte ein Frachtflugzeug, das vom Reagan National Airport gestartet war, über ihre Köpfe hinweg. Für Carol hörte es sich an, als wäre es keine zwanzig Meter über ihnen. Angespannt wie sie war, reagierte sie auf den plötzlichen, ohrenbetäubenden Lärm so heftig, dass der Wagen kurz bedenklich ins Schwanken geriet.

»Wenn ich es nicht besser wüsste«, sagte Ashley und verfiel bei diesem ersten Satz seit seinem schroffen Kommando wieder in seinen typischen Südstaatenakzent, »dann hätte ich beim Andenken meiner Mutter geschworen, dass man die Düsenturbulenzen bis hier auf unserem Highway gespürt hat. Haben Sie den Wagen wirklich im Griff, meine Liebe?«

»Alles in bester Ordnung«, sagte Carol knapp. In der jetzigen Situation fand sie sogar Ashleys theatralischen Akzent lästig, weil sie wusste, wie leicht er ihn an- oder ausknipsen konnte.

»Ich habe mir das Dossier angesehen, dass Sie und die anderen Teammitglieder über den Herrn Doktor zusammengestellt haben«, sagte Ashley nach einer kurzen Unterbrechung. »Um ehrlich zu sein, ich habe es fast auswendig gelernt. Ich muss Ihnen allen gratulieren. Sie haben sehr gute Arbeit geleistet. Ich glaube, ich weiß jetzt mehr über dieses Bürschchen als er selbst.«

Carol nickte, gab aber keine Antwort. Erneut breitete sich Stille aus, bis sie in den Tunnel fuhren, der unter dem Rasen der Washington Mall hindurchführte.

»Ich weiß, dass Sie sauer und wütend auf mich sind«, sagte Ashley unvermittelt. »Und ich weiß auch, warum.«

Carol warf durch den Rückspiegel einen Blick auf den Senator. Die Keramikfliesen des Tunnels reflektierten das Scheinwerferlicht in Lichtblitzen, die ihm immer wieder ins Gesicht zuckten und ihn noch geisterhafter als zuvor erscheinen ließen.

»Sie sind sauer, weil ich Ihnen nicht verraten habe, welche Gründe ich für dieses so wichtige Treffen habe.«

Carol schaute ihn noch einmal an. Sie war verblüfft. Ein solches Zugeständnis war völlig ungewöhnlich für ihn. Noch nie zuvor hatte er erkennen lassen, dass er Carols Gefühle kannte oder dass sie ihn in irgendeiner Weise interessierten. So gesehen war dies nur ein weiterer Beweis für seine augenblickliche Unberechenbarkeit, und sie wusste nicht recht, was sie dazu sagen sollte.

»Da fällt mir ein, wie meine Mama einmal böse auf mich war«, sagte Ashley und fügte seinem Akzent noch seinen Anekdotentonfall hinzu. Carol stöhnte innerlich auf. Sie fand beide Angewohnheiten ähnlich anstrengend. »Das war zu einer Zeit, als ich kaum größer war als ein Grashüpfer. Ich wollte alleine zum Angeln gehen, und zwar an einem Fluss, der fast zwei Kilometer von unserem Haus entfernt war. Dort gab es angeblich Katzenwelse so groß wie Gürteltiere. Also bin ich vor dem Morgengrauen losgelaufen, noch bevor die anderen wach waren, und ich habe meiner Mama damit eine Menge Sorgen bereitet. Als ich dann wieder zu Hause war, war sie so geladen, dass sie mich am Schlafittchen gepackt hat und wissen wollte, wieso ich sie in meinem zarten Alter vor einer solch törichten Unternehmung nicht um Erlaubnis gebeten hatte. Die Antwort war: Weil ich wusste, dass sie nein sagen würde. Nun,

Carol, meine Liebe, bei dem nun bevorstehenden Treffen mit Dr. Lowell war ich in genau derselben Situation. Ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, dass Sie alles versucht hätten, um mich umzustimmen, aber ich bin fest dazu entschlossen.«

»Ich würde nur dann versuchen Sie umzustimmen, wenn es in Ihrem eigenen Interesse liegen würde«, antwortete Carol.

»Es gibt immer wieder Augenblicke, in denen sich Ihr Streben nach Macht nicht verbergen lässt, meine Liebe. Sicherlich, die meisten könnten Ihre wahren Beweggründe gar nicht glauben, angesichts Ihrer offensichtlichen selbstlosen Hingabe, aber ich kenne Sie besser.«

Carol musste schlucken vor lauter Nervosität. Sie wusste nicht genau, was sie mit Ashleys schwülstiger Bemerkung anfangen sollte, aber sie hatte ganz bestimmt keine Lust, die darin liegende Andeutung – dass er nämlich ihre unausgesprochenen Ambitionen ahnte – weiterzuverfolgen. Stattdessen fragte sie: »Haben Sie sich denn wenigstens mit Phil besprochen, um die möglichen politischen Konsequenzen dieses Treffens auszuloten?«

»Um Himmels willen, nein! Ich habe mich mit niemandem besprochen, nicht einmal mit meiner Frau, der Herr schütze sie. Sie, die beiden Wissenschaftler und ich selbst, wir sind die Einzigen, die über dieses bevorstehende Treffen Bescheid wissen.«

Carol fuhr von der Autobahn ab und steuerte die Massachusetts Avenue an. Sie war erleichtert, als sie sich der Union Station näherten. So konnte sich das Gespräch nicht noch einmal um ihre geheimen Ambitionen drehen. Sie blickte auf die Armbanduhr. Es war Viertel vor neun.

»Wir werden ein bisschen zu früh da sein«, sagte sie.

»Dann fahren Sie noch ein bisschen herum«, schlug Ashley vor. »Ich würde gerne auf die Minute pünktlich kommen. Als Signal für den weiteren Verlauf des Treffens.«

Carol bog nach rechts auf die North Capital und dann wieder nach links auf die D-Street. Sie war mit der Gegend vertraut, da sich das Bürogebäude des Senats in der Nähe befand. Als sie das nächste Mal auf die Union Station zufuhren, war es drei Minuten vor neun. Um Punkt neun Uhr war sie vor dem Haupteingang des Bahnhofs angelangt.

»Dort sind sie«, sagte Ashley und zeigte über Carols Schulter hinweg. Daniel und Stephanie kauerten unter einem Schirm des Vier Jahreszeiten. Sie fielen auf, weil sie die Einzigen in der Menge waren, die sich nicht von der Stelle rührten. Alle anderen beeilten sich, um entweder im Bahnhofsgebäude oder in einem der wartenden Taxis Schutz zu finden.

Carol betätigte die Lichthupe, um die Aufmerksamkeit der beiden auf sich zu lenken.

»Es gibt keinen Grund, jetzt so ein Theater zu machen«, knurrte Ashley. »Sie haben uns ja gesehen.«

Daniel blickte noch einmal kurz auf seine Armbanduhr, dann schlenderte er auf den Chevrolet zu. Stephanie hatte sich links bei ihm untergehakt.

Sie traten an Carols Fenster, und Carol ließ es herunter.

»Miss Manning?«, fragte Daniel leichthin.

»Ich sitze hier hinten, Doktor Lowell!«, rief Ashley, noch bevor Carol antworten konnte. »Wie wär's, wenn Sie sich zu mir nach hinten setzen, während Ihre hübsche Mitarbeiterin vorne neben Carol Platz nimmt?«

Daniel zuckte mit den Schultern. Dann umrundeten er und Stephanie den Wagen. Er hielt ihr den Schirm hin, bis sie eingestiegen war, und kletterte dann selbst ins Wageninnere.

»Herzlich willkommen!«, strahlte Ashley und streckte ihm seine große Hand mit den Wurstfingern entgegen. »Vielen Dank, dass Sie an einem solch schrecklichen, verregneten Abend meiner Einladung gefolgt sind.«

Daniel betrachtete Ashleys Hand, machte aber keine Anstalten, sie zu ergreifen. »Was gibt es denn, Herr Senator?«

»Na, sieh mal einer an, ein wahrer Vertreter der Nordstaaten«, sagte Ashley aufgekratzt. Ohne sichtbare Verärgerung über Daniels abweisende Haltung zog er seine Hand zurück. »Immer sofort zum Punkt, ohne Zeit mit den Raffinessen des menschlichen Daseins zu vergeuden. Nun gut, sei's drum. Wir können uns später noch die Hände schütteln. Aber bis dahin sollten wir, also Sie und ich, einander kennen lernen. Sie müssen wissen, ich habe großes Interesse an Ihren äskulapischen Talenten.«

»Wohin, Herr Senator?«, wollte Carol wissen und beobachtete Ashley im Rückspiegel.

»Warum machen wir mit den beiden Doktores nicht eine kleine Besichtigungstour durch unsere schöne Stadt?«, schlug Ashley vor. »Fahren Sie doch zum Tidal Basin hinunter, zum Jefferson-Memorial, dem elegantesten Denkmal, das unsere Stadt zu bieten hat.«

Carol legte einen Gang ein und fuhr auf der First Street nach Süden. Dann tauschte sie mit Stephanie einen kurzen, abschätzenden Blick.

»Hier rechts sehen Sie das Capitol«, sagte Ashley und zeigte hinaus. »Und zu unsrer Linken liegen der Oberste Gerichtshof, dessen Architektur mir persönlich außerordentlich gut gefällt, sowie die Kongressbibliothek.«

»Herr Senator«, sagte Daniel. »Bei allem Respekt, und der ist, so fürchte ich, nicht besonders groß: Ich habe kein Interesse an einer Stadtführung, und schon gar nicht daran, Sie besser kennen zu lernen, erst recht nicht nach dem Schmierentheater dieser so genannten Anhörung, dem Sie uns heute Vormittag ausgesetzt haben.«

»Mein lieber, lieber Freund...«, begann Ashley nach einer kurzen Stille.

»Ach, lassen Sie doch dieses bombastische Südstaatengeschwafel sein!«, stieß Daniel verächtlich hervor.

»Und, fürs Protokoll, ich bin nicht Ihr lieber Freund. Ich bin alles andere als Ihr Freund.«

»Herr Doktor, bei allem gebotenen Respekt, und das meine ich wirklich ernst: Sie tun sich selbst keinen Gefallen, wenn Sie sich zu solchen Unverschämtheiten hinreißen lassen. Bitte erlauben Sie mir, Ihnen einen guten Rat zu geben: Wenn Sie, wie zum Beispiel heute Vormittag, zulassen, dass Ihre Gefühle die Oberhand über Ihren bemerkenswerten Intellekt gewinnen, dann schaden Sie in erster Linie Ihrer eigenen Sache. Aber trotzdem Sie aus Ihrer Abneigung gegen mich keinen Hehl gemacht haben, möchte ich mit Ihnen von Mann zu Mann oder am besten von Gentleman zu Gentleman in Verhandlungen treten, und zwar über eine Sache von höchster Wichtigkeit und zugleich höchster Sensibilität. Wir haben beide etwas, was der andere sich dringend wünscht, und so müssen wir, um unsere Sehnsüchte zu erfüllen, beide etwas tun, was wir eigentlich nicht tun wollen.«

»Sie sprechen in Rätseln«, grummelte Daniel.

»Das mag sein«, gab Ashley zu. »Sind Sie interessiert? Ich werde erst fortfahren, wenn ich von Ihrem grundsätzlichen Interesse überzeugt bin.«

Ashley hörte, wie Daniel ungeduldig den Atem ausstieß, und stellte sich vor, wie er die Augen verdrehte, aber aufgrund der Dunkelheit, die im Wagen herrschte, konnte er sich dessen keineswegs sicher sein. Ashley wartete ab, während Daniel auf die vor dem Fenster vorüberziehenden Smithsonian Buildings starrte.

»Wenn Sie einfach nur Ihr Interesse äußern, dann kann Sie das weder zu etwas verpflichten noch in irgendeiner Weise gefährden«, sagte Ashley. »Außer den Personen hier im Wagen weiß niemand von unserer Plauderei, es sei denn, Sie selbst hätten noch jemanden davon in Kenntnis gesetzt.«

»Es wäre mir wirklich peinlich gewesen, irgendjemandem davon zu erzählen.«

»Herr Doktor, ich habe mich entschlossen, Ihre Unverschämtheiten zu ignorieren, so, wie ich heute Vormittag Ihren Mangel an Höflichkeit ignoriert habe, den Sie mit Ihrer Kleidung, Ihrer verächtlichen Körpersprache sowie Ihren gegen mich gerichteten Verbalattacken zum Ausdruck gebracht haben. Als Gentleman hätte ich beleidigt sein können, aber das bin ich nicht. Sparen Sie also Ihren Atem! Ich möchte lediglich erfahren, ob Sie Interesse daran haben, in Verhandlungen einzutreten.«

»Worüber genau würde ich denn verhandeln?«

»Über die Existenzfähigkeit Ihrer Firma, Ihre Karriere, Ihre Chance auf Berühmtheit sowie – und das ist vielleicht das Entscheidende – eine Möglichkeit, dem Versagen zu entgehen. Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass darin für Sie eine ganz spezielle Bedrohung liegt.«

Daniel hielt den Blick starr auf Ashley gerichtet. Dieser konnte die Augen seines Nebenmannes im Halbdunkel nicht genau erkennen, spürte aber ihren durchdringenden Blick. Der Senator war sich sicher, dass er bis zum innersten Kern seines Gegenübers vorgedrungen war.

»Sie glauben, dass ich besonders ungern versage?«, fragte Daniel. Seine Stimme klang im Vergleich zu vorhin schon weniger süffisant.

»Auf jeden Fall«, gab Ashley zurück. »Sie besitzen eine ausgesprochen kompetitive Persönlichkeit, die, Hand in Hand mit Ihrem Intellekt, die treibende Kraft für Ihre bisherigen Erfolg war. Aber ausgesprochen kompetitive Menschen versagen nur sehr ungern, besonders, wenn ein Teil ihrer Motivation darin liegt, dass sie ihrer Vergangenheit entfliehen wollen. Es war ein langer Weg von Revere, Massachusetts, bis hierher und Sie haben ihn sehr gut gemeistert. Aber Ihr schlimmster Alptraum, das wäre ein Absturz, der Sie zwingen würde, zu den Wurzeln Ihrer Kindheit zurückzukehren. Angesichts all Ihrer Meriten ist das keine wirklich realistische

Bedrohung, aber sie sitzt Ihnen nichtsdestotrotz ständig im Nacken.«

Daniel stieß ein kurzes, freudloses Lachen aus. »Wie kommen Sie denn auf so eine lächerliche, absurde Idee?«

»Ich weiß eine Menge über Sie, mein Freund. Mein Daddy hat mir beigebracht, dass Wissen Macht bedeutet. Und da ich wusste, dass wir miteinander in Verhandlungen treten würden, habe ich natürlich meine zahlreichen Möglichkeiten ausgeschöpft – darunter auch meine Kontakte zum FBI –, um so viel wie möglich über Sie und Ihre neu gegründete Firma in Erfahrung zu bringen. Und so weiß ich nicht nur sehr viel über Sie selbst, sondern über Ihre gesamte Familie, und zwar über etliche Generationen hinweg.«

»Sie haben das FBI auf mich angesetzt?«, fragte Daniel. »Ich weiß wirklich nicht, ob ich das glauben soll.«

»Das sollten Sie auf jeden Fall! Darf ich Ihnen einige besonders interessante Einzelheiten einer ausgesprochen spannenden Lebensgeschichte erläutern? Zunächst einmal sind Sie ein direkter Nachfahre der berühmten Lowells aus Neuengland, die in jener berühmten Beschreibung der Bostoner Gesellschaft auftauchen, wo die Lowells nur mit den Cabots reden und die Cabots nur mit Gott. Oder war es andersherum? Carol, können Sie mir kurz auf die Sprünge helfen?«

»Sie haben Recht, Herr Senator.«

»Das beruhigt mich«, sagte Ashley. »Ich möchte nicht, dass meine Glaubwürdigkeit schon zu einem solch frühen Zeitpunkt erschüttert wird. Aber leider, Herr Doktor, hat Ihnen die Verwandtschaft mit den berühmten Lowells nichts genützt. Es hat den Anschein, als sei Ihr alkoholkranker Großvater zuerst verstoßen und dann – schlimmer noch – enterbt worden, weil er gegen den Willen der Familie die Vorbereitungen auf das Hochschulstudium abgebrochen hat, als Landser in den Ersten Weltkrieg gezogen ist und nach seiner Entlassung ein einfaches Mädchen aus Medford geheiratet hat. Anscheinend haben die

grausamen Erfahrungen während des Krieges in Europa ihn so erschüttert, dass er psychisch nicht mehr in der Lage war, sich in die privilegierten Schichten zu integrieren. Damit befand er sich natürlich in schroffem Gegensatz zu seinen Brüdern und Schwestern, die nicht im Krieg gewesen waren. Sie genossen vielmehr die Exzesse der wilden Zwanzigerjahre und hatten – auch wenn sie möglicherweise Gefahr liefen, dem Alkohol zu verfallen – zumindest einen Schulabschluss und gesellschaftlich akzeptierte Ehepartner.«

»Herr Senator, ich finde das nicht besonders witzig. Könnten wir jetzt vielleicht langsam zur Sache kommen?«

»Geduld, mein Freund«, sagte Ashley. »Lassen Sie mich die Geschichte bis in die Gegenwart fortführen. Es hat den Anschein, als wäre Ihr alkoholsüchtiger Großvater väterlicherseits auch kein besonders guter Vater oder gar ein Vorbild für seine zehn Kinder gewesen, darunter auch Ihr Daddy. Wie der Vater, so der Sohn, das lässt sich sicherlich auch von Ihrem Vater sagen, der den Zweiten Weltkrieg als Soldat durchlitten hat. Er hat zwar den Alkohol weitgehend gemieden, aber dennoch war er seinen neun Kindern nicht gerade ein guter Vater oder gar ein Vorbild. Ich bin mir sicher, da stimmen Sie mir zu. Sie haben dann, dank Ihrer kämpferischen Veranlagung, Ihrer Intelligenz sowie der Möglichkeit, einer Kriegserfahrung in Vietnam aus dem Weg zu gehen, diesen familiären Teufelskreis durchbrochen, allerdings nicht ohne Narben.«

»Herr Senator, zum letzten Mal: Entweder sagen Sie mir jetzt in verständlichen Worten, was Sie eigentlich vorhaben, oder ich bestehe darauf, dass man uns zum Hotel zurückbringt.«

»Aber das habe ich Ihnen doch bereits gesagt«, behauptete Ashley. »Gleich, nachdem Sie eingestiegen waren.«

»Dann sagen Sie's mir lieber nochmal«, spottete Daniel. »Wahrscheinlich haben Sie nur in zarten Andeutungen gesprochen, die an mir komplett vorübergegangen sind.«

»Ich habe gesagt, dass ich großes Interesse an Ihren äskulapischen Talenten habe.«

»Auch durch die Anrufung des griechischen Gottes der Heilkunst bleibt das Ganze ein Rätsel, für das ich im Augenblick keine Geduld habe. Lassen Sie uns konkreter werden, zumal Sie von Verhandlungen gesprochen haben.«

»Konkret geht es um einen Handel zwischen Ihren Fähigkeiten als Arzt und meiner Macht als Politiker.«

»Ich bin Forscher und kein praktizierender Mediziner.«

»Aber Sie sind trotzdem Arzt, und bei Ihren Forschungen geht es darum, andere Menschen zu heilen.«

»Und weiter?«

»Ich werde Ihnen jetzt den eigentlichen Anlass unseres Gesprächs verraten. Aber zuvor brauche ich Ihr absolutes Ehrenwort als Gentleman, dass das, was ich Ihnen mitteilen werde, unter allen Umständen vertraulich behandelt wird, unabhängig vom Ausgang dieses Treffens.«

»Falls es sich um eine wirklich persönliche Angelegenheit handelt, dann habe ich mit der Geheimhaltung kein Problem.«

»Hervorragend! Und Dr. D'Agostino? Habe ich auch Ihr Ehrenwort?«

»Natürlich«, stammelte Stephanie, überrascht von der direkten Ansprache. Als der Senator angefangen hatte, über Daniels Versagensangst zu sprechen, hatte sie sich nach hinten umgedreht und war regungslos in dieser Haltung verharnt, den Blick auf die beiden Männer gerichtet.

Carol hatte Mühe, sich auf das Fahren zu konzentrieren, und war deutlich langsamer geworden. Das Gespräch, das sich auf dem Rücksitz entwickelte, zog sie in seinen Bann, sodass sie öfter in den Rückspiegel mit Ashleys Gesicht blickte als auf die Straße. Mittlerweile glaubte sie zu wissen, was Ashley gleich sagen würde, sie hatte eine Ahnung, welchen Plan er verfolgte. Sie war entsetzt.

Ashley räusperte sich. »Sehr zu meinem Bedauern leide ich unter der Parkinson-Krankheit. Und nicht nur das: Mein Neurologe meint, dass es sich um eine sehr schnell fortschreitende Variante handelt, und es spricht etliches dafür, dass er Recht hat. Bei der letzten Untersuchung hat er sogar darüber gesprochen, dass die Krankheit in Kürze meine Wahrnehmung beeinträchtigen könnte.«

Einige Augenblicke lang herrschte vollkommene Stille im Wagen.

»Wie lange wissen Sie das schon?«, wollte Daniel wissen.
»Ich habe keinerlei Zittern bemerkt.«

»Seit ungefähr einem Jahr. Die Medikamente haben mir geholfen, aber ihre Wirkung lässt sehr schnell nach, genau, wie mein Neurologe es prophezeit hat. Wenn also nicht etwas geschieht, und zwar bald, dann wird mein Leiden öffentlich. Ich fürchte, meine politische Karriere steht auf dem Spiel.«

»Ich kann nur hoffen, dass meine Ahnungen hinsichtlich des Zwecks für dieses ganze Theater nicht zutreffen«, ließ Daniel sich vernehmen.

»Ich fürchte, doch«, gestand Ashley ein. »Herr Doktor, ich möchte Ihr Versuchskaninchen sein, oder präziser, Ihre Ersatzmaus. Sie haben doch mit Mäusen so großen Erfolg gehabt, davon haben Sie heute Morgen noch voller Stolz berichtet.«

Daniel schüttelte den Kopf. »Das ist absurd! Sie wollen, dass ich Sie mit der gleichen Methode behandle wie unsere Mäuse?«

»Ganz genau, Herr Doktor. Mir war natürlich klar, dass Sie aus verschiedenen Gründen dazu nicht freiwillig bereit wären, und deshalb hat diese Unterredung den Charakter einer Verhandlung.«

»Das wäre gesetzeswidrig«, stieß Stephanie hervor. »Die FDA würde das niemals genehmigen.«

»Ich hatte nicht vor, die FDA zu informieren«, sagte Ashley ruhig. »Ich weiß ja, dass die sich gerne überall einmischen wollen.«

»Sie müssten dazu in ein Krankenhaus gehen«, sagte Stephanie. »Aber ohne Zustimmung der FDA würde kein Krankenhaus so etwas zulassen.«

»Kein Krankenhaus in den USA«, fügte Ashley hinzu. »Ich hatte eigentlich an die Bahamas gedacht. Um diese Jahreszeit ist es dort sehr angenehm. Und außerdem gibt es da eine Klinik, die genau das Richtige für unsere Zwecke wäre. Vor einem halben Jahr habe ich mit meinem gesundheitspolitischen Unterausschuss eine ganze Reihe von Anhörungen durchgeführt, die sich mit den mangelhaften gesetzlichen Regelungen für reproduktionsmedizinische Kliniken in unserem Land beschäftigt haben. Im Verlauf dieser Anhörungen sind wir auf die Wingate Clinic gestoßen, ein Paradebeispiel dafür, wie einige dieser Kliniken auf der Jagd nach enormen Profiten selbst die niedrigsten Standards noch unterbieten. Die Wingate Clinic war kurz zuvor auf das zu den Bahamas gehörende New Providence Island umgezogen, um auch die wenigen Gesetze noch zu umgehen, die für ein solches Unternehmen gelten, ein Unternehmen übrigens mit etlichen außerordentlich fragwürdigen Auswüchsen. Mir ist aber damals aufgefallen, dass die Klinik gerade dabei war, ein nagelneues, zukunftsorientiertes Forschungszentrum mit angeschlossenen Krankenhaus zu errichten.«

»Herr Senator, es gibt gute Gründe dafür, dass die medizinische Forschung mit Tierversuchen beginnt, bevor sie sich dem Menschen zuwendet. Alles andere wäre im besten Fall unmoralisch und im schlimmsten Fall eine Riesendummheit. Ich kann mich an einen solchen Versuch nicht beteiligen.«

»Mir war durchaus klar, dass meine Idee bei Ihnen nicht von Anfang an auf Begeisterung stoßen würde«, sagte Ashley.

»Aber, wie gesagt, deshalb befinden wir uns ja in Verhandlungen. Sehen Sie, ich bin bereit, Ihnen mein Wort als Gentleman zu geben, dass meine Gesetzesvorlage S. 1103 niemals den Unterausschuss verlassen wird, falls Sie sich damit einverstanden erklären, mich unter strengster Geheimhaltung mit Ihrem HTSR-Verfahren zu behandeln. Das bedeutet, dass Ihre zweite Finanzierungsphase anlaufen kann, dass Ihre Firma weitermachen kann und dass aus Ihnen genau der wohlhabende, berühmte Biotechunternehmer wird, der Sie so gerne sein wollen. Und was mich betrifft... meine politische Macht nimmt stetig zu, und dabei wird es auch bleiben, vorausgesetzt, dass ich diese Bedrohung durch die Parkinson-Krankheit abschütteln kann. Das heißt also: Wenn jeder von uns etwas tut, was er eigentlich lieber nicht täte, haben wir in der Konsequenz am Schluss beide gewonnen.«

»Was genau würden Sie denn lieber nicht tun?«, wollte Daniel wissen.

»Ich gehe das Risiko ein, ein Versuchskaninchen zu sein«, sagte Ashley. »Und ich gebe gerne zu, dass ich wünschte, unsere Rollen wären vertauscht, aber so ist das Leben. Darüber hinaus riskiere ich politische Konsequenzen von meinen konservativen Wählern, die erwarten, dass die Vorlage S. 1103 vom Unterausschuss in das Gesetzgebungsverfahren eingebracht wird.«

Daniel schüttelte voller Verwunderung den Kopf. »Das ist doch grotesk.«

»Es geht noch weiter«, sagte Ashley. »Angesichts des Risikos, das ich eingehe, wenn ich mich auf diese neue Heilmethode einlasse, finde ich, dass die Lasten zwischen uns sehr ungleich verteilt sind. Um dieses Ungleichgewicht auszugleichen und das Risiko zu vermindern, verlange ich eine göttliche Intervention.«

»Ich möchte lieber gar nicht wissen, was Sie mit *göttlicher Intervention* meinen.«

»Wenn ich es richtig verstanden habe, dann benötigen Sie, falls Sie mich mit dem HTSR-Verfahren behandeln, ein Stück aus der DNA eines Menschen, der nicht unter Parkinson leidet.«

»Das ist richtig, aber es spielt keine Rolle, wer derjenige ist. Man braucht ja, im Gegensatz zur Organ-Transplantation, keine übereinstimmende Gewebestruktur.«

»Für mich spielt es aber sehr wohl eine Rolle, wer derjenige ist«, sagte Ashley. »Dieses kleine DNA-Stück ließe sich doch auch aus Blut gewinnen, nicht wahr?«

»Nicht aus den roten Blutkörperchen, die haben ja keinen Zellkern«, sagte Daniel. »Aber ich könnte es den weißen Blutkörperchen entnehmen, die überall im Blut vorhanden sind. Insofern also: Ja, ich könnte die DNA aus Blut gewinnen.«

»Dem Herrn im Himmel sei Dank für die weißen Blutkörperchen«, sagte Ashley. »Also, ich habe mich mit der Frage beschäftigt, woher das Blut kommen soll. Mein Vater war Pastor in einer Baptistengemeinde, aber meine Mutter, Gott hab sie selig, war eine Katholikin irischer Abstammung. Sie hat mir ein paar Dinge beigebracht, die ich mein Leben lang nicht vergessen habe. Ich möchte Ihnen eine Frage stellen: Wissen Sie, was das Turiner Grabtuch ist?«

Daniel blickte Stephanie an. Ein unsicheres, ungläubiges Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht.

»Ich bin katholisch erzogen worden«, kam Stephanie ihm entgegen. »Das Turiner Grabtuch ist mir durchaus bekannt.«

»Mir auch«, sagte Daniel. »Es ist eine Reliquie, angeblich das Leichentuch Jesu Christi, das aber vor fünf Jahren als Fälschung entlarvt wurde.«

»Stimmt«, sagte Stephanie, »aber das ist schon über zehn Jahre her. Man hat das Tuch mit Hilfe der C-14-Methode auf Mitte des dreizehnten Jahrhunderts datiert.«

»Diese C-14-Datierung interessiert mich nicht«, sagte Ashley. »Zumal sie von etlichen bedeutenden Wissenschaftlern widerlegt worden ist. Aber auch, wenn die Datierung unumstritten wäre, an meinem Interesse würde sich nichts ändern. Das Grabtuch hatte einen ganz besonderen Platz im Herzen meiner Mama, und ihre hingebungsvolle Verehrung hat auch ein wenig auf mich abgefärbt, als sie einmal mit mir und meinen zwei älteren Brüdern nach Turin gereist ist, um die Gegenwart des Tuchs zu spüren. Und das, obwohl ich zu dieser Zeit ein durch nichts zu beeindruckender pubertierender Jüngling war. Abgesehen von den Kontroversen um die Authentizität des Tuches ist und bleibt unbestritten, dass sich darauf Blutflecken befinden. Darüber herrscht nun wirklich fast vollkommene Einigkeit. Ich möchte, dass der DNA-Abschnitt, der zur Anwendung des HTSR-Verfahrens notwendig ist, vom Turiner Grabtuch stammt. Das ist meine Forderung und mein Angebot.«

Daniel lachte verächtlich. »Das ist doch mehr als absurd. Das ist verrückt. Und außerdem: Wie soll ich denn an eine Blutprobe des Turiner Grabtuchs kommen?«

»Das ist Ihr Problem, Herr Doktor«, sagte Ashley. »Aber ich bin bereit und in der Lage, Ihnen dabei zu helfen. So kann ich Sie sicherlich mit detaillierten Informationen versorgen, wie man überhaupt Zugang zu dem Grabtuch erlangen kann. Ich kenne da ein paar Erzbischöfe, die mir im Tausch gegen spezielle politische Rücksichtnahmen gerne den einen oder anderen Gefallen tun. Zufällig weiß ich von Gewebeproben des Grabtuchs, die die Kirche zunächst ausgegeben und später wieder zurückgerufen hat. Vielleicht kann ich Ihnen eine davon zur Verfügung stellen. Allerdings: Abholen müssten Sie sie schon selbst.«

»Ich bin sprachlos«, meinte Daniel und versuchte, seine Erheiterung zu unterdrücken.

»Das ist voll und ganz verständlich«, sagte Ashley. »Ich gehe davon aus, dass dieses Angebot Sie vollkommen unvorbereitet getroffen hat. Ich erwarte daher auch keine sofortige Antwort von Ihnen. Sie sind ein nachdenklicher Mensch, daher war mir klar, dass Sie in Ruhe überlegen müssen. Ich schlage vor, Sie rufen mich an. Ich gebe Ihnen eine spezielle Nummer. Wenn ich aber bis morgen Früh zehn Uhr nichts von Ihnen gehört habe, dann gehe ich davon aus, dass Sie sich entschlossen haben, mein Angebot auszuschlagen. Um zehn Uhr werde ich meine Mitarbeiter anweisen, zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine Abstimmung des Unterausschusses über die Vorlage S. 1103 anzusetzen, damit sie im eigentlichen Ausschuss und im Senat behandelt werden kann. Und ich weiß, dass die Biotechnology Industries Organization Sie bereits darauf aufmerksam gemacht hat, dass die Vorlage S. 1103 ohne Probleme verabschiedet würde.«

KAPITEL 5

Donnerstag, 21. Februar 2002, 22.05 Uhr

Carol Mannings Chevrolet fuhr die Louisiana Avenue hinunter. Die Rücklichter verschmolzen langsam mit denen der anderen Autos und wurden schließlich von der nächtlichen Dunkelheit verschluckt. Stephanie und Daniel schauten ihnen nach, bis sie nicht mehr länger zu erkennen waren. Dann blickten sie einander an. Ihre Nasenspitzen waren nur wenige Zentimeter voneinander entfernt, da sie sich beide unter dem Schirm zusammendrängten. Wieder einmal standen sie regungslos am Bordstein vor der Union Station. Vor einer Stunde hatten sie voller Neugier darauf gewartet, abgeholt zu werden. Jetzt waren sie wie vor den Kopf gestoßen.

»Morgen Früh werde ich wahrscheinlich beschwören, dass das alles nur Einbildung war«, sagte Stephanie kopfschüttelnd.

»Das Ganze kommt mir vor wie ein Traum, völlig unwirklich«, meinte Daniel.

»*Bizarrr* trifft es wohl besser.«

Daniel senkte den Blick und betrachtete die Visitenkarte des Senators in seiner freien Hand. Er drehte sie um. Der Senator hatte in seiner unregelmäßigen Handschrift eine Handynummer auf die Rückseite gekritzelt, die Daniel innerhalb der nächsten zwölf Stunden anrufen sollte. Er starrte auf die Nummer, als wollte er sie sich einprägen.

Eine plötzliche Windbö trieb den Nieselregen nunmehr waagerecht vor sich her. Stephanies Gesicht wurde mit feinen Spritzern bedeckt. Sie schauderte. »Es ist kalt. Lass uns ins Hotel zurückfahren! Es hat doch keinen Sinn, dass wir hier herumstehen und uns durchweichen lassen.«

Daniel entschuldigte sich, als wäre er gerade eben aus einer Trance erwacht, und blickte sich auf dem Bahnhofsvorplatz um. An einem seitlich gelegenen Taxenstand warteten etliche Wagen auf Kundschaft. Mit dem Schirm als Windschutz schob er Stephanie vorwärts. Beim ersten Taxi angekommen, hielt Daniel ihr den Schirm und stieg anschließend ebenfalls ein.

»Zum Hotel Vier Jahreszeiten«, sagte Daniel zum Fahrer, der in den Rückspiegel schaute.

»Was für ein seltsamer Abend, sehr unwirklich und gleichzeitig nicht ohne Ironie«, sagte Stephanie unvermittelt, als das Taxi losfuhr. »Am selben Tag, an dem du mir zum ersten Mal wenigstens eine Kleinigkeit über deine Familie erzählst, liefert mir Senator Butler gleich die ganze Geschichte.«

»Ich finde das eher ärgerlich als ironisch«, entgegnete Daniel. »Verdammt nochmal, dass er das FBI auf mich angesetzt hat, ist doch eine eklatante Verletzung meiner Privatsphäre. Und die Vorstellung, dass das FBI dabei auch noch mitgespielt hat, finde ich absolut entsetzlich. Ich bin schließlich ein ganz normaler Staatsbürger, der nicht unter dem Verdacht steht, ein Verbrechen begangen zu haben. Das riecht doch verdächtig nach den längst vergangenen Tagen eines J. Edgar Hoover.«

»Das heißt also, dass Butler die Wahrheit gesagt hat?«

»Im Großen und Ganzen schon, denke ich«, antwortete Daniel unbestimmt. »Jetzt lass uns doch mal über das Angebot des Senators sprechen.«

»Dazu kann ich sofort etwas sagen. Ich finde, die ganze Sache stinkt zum Himmel!«

»Du siehst darin überhaupt keine positiven Aspekte?«

»Das einzig Positive daran ist, dass sich unser Eindruck bestätigt hat. Wir haben es hier mit einem Demagogen durch und durch zu tun. Außerdem ist er ein widerlicher Heuchler. Er ist aus rein politisch-taktischen Gründen gegen das HTSR-

Verfahren und will es mitsamt der dazugehörigen Forschung verbieten lassen, obwohl es Leben retten und Leid lindern könnte. Und gleichzeitig will er es für sich selbst in Anspruch nehmen. Das ist abstoßend und nicht zu entschuldigen, und wir werden uns mit Sicherheit nicht darauf einlassen.« Stephanie lachte kurz und hämisch. »Zu schade, dass ich ihm versprochen habe, seine Krankheit für mich zu behalten. Diese Geschichte wäre ein gefundenes Fressen für die Medien, und ich würde sie liebend gerne damit füttern.«

»Wir können uns auf keinen Fall an die Medien wenden«, stellte Daniel kategorisch fest. »Und außerdem sollten wir nichts überstürzen. Ich finde, wir sollten über Butlers Angebot in aller Ruhe nachdenken.«

Überrascht wandte Stephanie sich Daniel zu. Sie versuchte, in der Dunkelheit sein Gesicht zu erkennen. »Das ist doch nicht etwa dein Ernst, oder?«

»Lass uns doch mal überlegen, was wir alles haben. Wir sind mittlerweile in der Lage, aus Stammzellen Neuronen heranzuziehen, die Dopamin ausschütten. Wir stochern diesbezüglich also keineswegs nur im Nebel herum.«

»Aber mit Stammzellen von Mäusen und nicht mit menschlichen.«

»Das ist derselbe Prozess. Es gibt etliche Kollegen, die es unter Anwendung derselben Methode mit menschlichen Stammzellen geschafft haben. Die Herstellung der Zellen dürfte nicht das Problem sein. Und wenn wir die einmal haben, dann gehen wir Schritt für Schritt genauso vor wie bei den Mäusen. Ich wüsste nicht, wieso es beim Menschen nicht funktionieren sollte. Schließlich haben sich alle Mäuse, die wir in letzter Zeit behandelt haben, erstaunlich gut entwickelt.«

»Bis auf die, die gestorben sind.«

»Wir wissen aber auch, warum sie gestorben sind. Das war, bevor wir die Injektionstechnik verbessert haben. Alle Mäuse, die die Spritze richtig bekommen haben, sind am Leben

geblieben und gesund geworden. Und bei einem Menschen hätten wir ein stereotaktisches Zielgerät zur Verfügung, bei Nagetieren nicht. Dadurch ließe sich die Injektion viel genauer, sehr viel einfacher und dadurch auch sicherer durchführen. Zumal wir das nicht selbst machen würden. Wir würden uns einen Neurochirurgen suchen, der bereit wäre, uns zu helfen.«

»Ich glaube, ich höre nicht richtig«, sagte Stephanie. »Das klingt ja gerade so, als hättest du schon beschlossen, dich auf dieses wahnwitzige und ethisch nicht zu vertretende Experiment einzulassen. Denn genau das wäre es: ein unkontrollierbares, riskantes Experiment an einem einzigen menschlichen Versuchsobjekt. Egal, was dabei herauskommt, es hätte keinerlei Wert, außer vielleicht für Butler.«

»Da bin ich anderer Meinung. Indem wir uns darauf einlassen, erhalten wir sowohl CURE als auch das HTSR-Verfahren am Leben, und das bedeutet, dass im Endeffekt Millionen von Menschen davon profitieren könnten. Wir müssten dazu einen nicht besonders großen ethisch-moralischen Kompromiss eingehen, der aber angesichts dessen, was am Ende dabei herauskommen würde, aus meiner Sicht absolut vertretbar wäre.«

»Aber dann würden wir genau das tun, was Senator Butler in seiner Einleitung heute Morgen der Biotechindustrie vorgeworfen hat: Wir würden die Mittel durch den angestrebten Zweck rechtfertigen. Es wäre schlicht und einfach unmoralisch, dieses Experiment mit Senator Butler durchzuführen.«

»Na gut, von mir aus, bis zu einem gewissen Grad schon, aber überleg doch mal, wen wir da eigentlich einem Risiko aussetzen: den Bösewicht! Und er ist es, der uns darum bittet. Schlimmer noch, er verlangt es von uns, indem er uns mit Informationen erpresst, die er erhalten hat, indem er das FBI zu illegalen Nachforschungen angestiftet hat.«

»Das kann ja sein, aber falsch und falsch ergibt eben nicht richtig und spricht uns nicht von unserer Mitschuld frei.«

»Ich denke doch. Wir lassen Butler eine Vereinbarung unterzeichnen, in die wir alles hineinschreiben – auch die Tatsache, dass wir uns völlig darüber im Klaren sind, dass sämtliche zuständigen Stellen dieses Landes eine Durchführung des Verfahrens für ethisch nicht vertretbar halten würden, weil es ohne ordnungsgemäßes Genehmigungsverfahren geschieht. Außerdem wird in der Vereinbarung stehen, dass die Behandlung nur auf Butlers Vorschlag hin durchgeführt wird und dass dies außer Landes geschieht. Und, dass er uns durch eine Erpressung zum Mitmachen gezwungen hat.«

»Glaubst du denn, er würde eine solche Vereinbarung überhaupt unterschreiben?«

»Wir lassen ihm einfach keine andere Wahl. Entweder er unterschreibt oder er kommt nicht in den Genuss der HTSR-Behandlung. Die Idee, das auf den Bahamas zu machen, finde ich gut. So verletzen wir keine FDA-Regularien, und für den Fall der Fälle haben wir einen wasserdichten Vertrag in Händen. Dann liegt die Last ganz allein auf Butlers Schultern.«

»Ich muss ein paar Minuten darüber nachdenken.«

»Lass dir Zeit, aber ich bin wirklich überzeugt davon, dass der moralische Aspekt sogar dafür spricht. Anders wäre es, wenn wir ihn irgendwie dazu zwingen würden. Aber das tun wir nicht. Es ist ja gerade umgekehrt.«

»Man könnte uns aber vorwerfen, dass er nicht weiß, worauf er sich einlässt. Er ist schließlich Politiker und kein Arzt. Er kann die Risiken ja nicht wirklich einschätzen. Er könnte dabei auch sterben.«

»Er wird nicht sterben«, sagte Daniel mit Nachdruck. »Wir lassen es vorsichtig angehen, das heißt, dass wir ihm im schlimmsten Fall nicht genügend Zellen injizieren, sodass die Dopaminkonzentration nicht ausreicht, um alle seine

Symptome loszuwerden. In diesem Fall wird er uns anflehen, dass wir die Prozedur wiederholen. Und das ist dann wirklich kein Problem, weil wir von den aktiven Heilzellen eine Kultur anlegen werden.«

»Ich muss erst darüber nachdenken.«

»Natürlich«, erwiderte Daniel.

Den Rest des Weges legten sie schweigend zurück. Erst als sie im Hotelfahrrstuhl nach oben fuhren, sagte Stephanie: »Meinst du wirklich, dass wir eine Einrichtung finden, die sich für unser Verfahren eignet?«

»Butler hat sehr viel Mühe in diese ganze Sache investiert«, sagte Daniel. »Er hat nichts dem Zufall überlassen. Ich wäre ehrlich gesagt erschüttert, wenn er nicht gleichzeitig mit den Nachforschungen über mich auch diese Wingate Clinic, von der er gesprochen hat, überprüft hätte.«

»Das kann gut sein. Weißt du was? Ich glaube, ich habe vor ungefähr einem Jahr etwas über diese Wingate Clinic gelesen. Eine selbständige reproduktionsmedizinische Klinik draußen in Bookford, Massachusetts, ziemlich beliebt, die unter Druck geraten und dann auf die Bahamas umgezogen ist. Es war damals ein ziemlicher Skandal.«

»Ja, das weiß ich auch noch. Da ging es um ein paar fehlgeleitete Reproduktionsmediziner, die äußerst fragwürdige reproduktive Klonexperimente durchgeführt haben.«

»*Unerhört* trifft es besser, wenn wir beispielsweise den Versuch nehmen, menschliche Föten von Schweinen austragen zu lassen. Wenn ich mich recht entsinne, hatten sie auch irgendetwas mit dem Verschwinden einiger Harvard-Studentinnen zu tun, die ihre Eizellen für Versuche zur Verfügung gestellt hatten. Die Betreiber der Klinik mussten das Land Hals über Kopf verlassen und sind nur knapp der Auslieferung zurück in die USA entgangen. Alles in allem klingt das so, als sollten wir mit dieser Klinik und diesen

Leuten unter gar keinen Umständen irgendetwas zu tun haben.«

»Aber wir würden ja gar nichts mit denen zu tun haben. Wir würden unsere Behandlung durchführen, uns die Hände waschen und wieder gehen.«

Die Fahrstuhlür ging auf. Sie gingen den Flur entlang zu ihrer Suite. »Und was ist mit dem Neurochirurgen?«, fragte Stephanie. »Meinst du wirklich, wir könnten jemanden auftreiben, der sich an diesem Versteckspiel beteiligen würde? Eigentlich müsste doch jeder sofort merken, dass da etwas nicht stimmt.«

»Mit den entsprechenden Anreizen dürfte das kein Problem sein. Und das Gleiche gilt für die Klinik.«

»Du meinst Geld.«

»Natürlich! Der universale Motivator.«

»Und was ist mit Butlers Forderung nach Geheimhaltung? Wie würden wir damit umgehen?«

»Die Geheimhaltung geht eher ihn etwas an. Wir würden ihn unter falschem Namen behandeln. Ohne die Brille und den schwarzen Anzug sieht er, glaube ich, ziemlich unscheinbar und unbedeutend aus. Es könnte gut sein, dass er mit einem schrillen, kurzärmeligen Hemd und einer Sonnenbrille gar nicht erkannt wird.«

Stephanie öffnete mit Hilfe der Schlüsselkarte die Zimmertür. Sie legten die Jacken ab und gingen ins Wohnzimmer.

»Wie wär's mit einem Drink aus der Minibar?«, schlug Daniel vor. »Ich bin in Festtagslaune. Noch vor ein paar Stunden habe ich gedacht, wir stecken unter einer dicken schwarzen Wolke fest. Aber jetzt hat sich ein Sonnenstrahl gezeigt.«

»Ein bisschen Wein wäre jetzt genau das Richtige«, meinte Stephanie. Sie rieb die Hände aneinander, um sie ein wenig aufzuwärmen, und kuschelte sich dann in eine Ecke des Sofas.

Daniel zog den Korken aus einer Flasche Cabernet und schenkte ein Weinglas voll. Dann reichte er es Stephanie und nahm sich anschließend einen Scotch. Er setzte sich in die andere Sofaecke. Sie stießen an und tranken jeweils einen kleinen Schluck.

»Und, willst du an diesem verrückten Plan immer noch festhalten?«, fragte Stephanie.

»Ja, das will ich, es sei denn, dir fällt ein überzeugender Grund ein, der dagegen spricht.«

»Und was ist mit diesem Unsinn über das Turiner Grabtuch? Was hat er noch mal gesagt? *Göttliche Intervention!* Was für eine absurde und anmaßende Vorstellung!«

»Einspruch. Ich glaube, das ist ein echter Geniestreich.«

»Du machst Witze!«

»Absolut nicht! Das wäre ein unschlagbares Placebo, und wir wissen ja, welche Wirkung Placebos entfalten können. Wenn er wirklich glauben will, dass er einen Teil der DNA Jesu Christi bekommt, von mir aus. Das wäre für ihn ein enormer Anreiz, an seine Heilung zu glauben. Ich finde, das ist eine brillante Idee. Ich will damit nicht sagen, dass wir tatsächlich DNA vom Grabtuch verwenden müssen. Wir könnten es einfach behaupten, das Ergebnis wäre dasselbe. Aber die Möglichkeit wäre durchaus gegeben. Falls tatsächlich Blut auf dem Grabtuch ist und wir etwas davon bekommen können, dann würde es funktionieren.«

»Auch, wenn der Blutfleck aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt?«

»Das Alter dürfte eigentlich keine Rolle spielen. Die DNA ist dann zwar nur fragmentarisch vorhanden, aber das wäre kein Problem. Wir könnten die gleiche Sonde benutzen wie bei einer frischen DNA, würden das benötigte Segment herstellen und es dann mit einer Polymerase-Kettenreaktion vervielfältigen. Dadurch würde die Herausforderung und die Spannung in vielerlei Hinsicht sogar noch größer werden. Das

Schwierigste dürfte vermutlich sein, der Versuchung zu widerstehen, den Vorgang in einer Fachzeitschrift wie *Nature* oder *Science* zu veröffentlichen. Stell dir mal die Schlagzeile vor: »HTSR und Turiner Grabtuch ermöglichen erstmalig die Heilung der Parkinson-Krankheit beim Menschen.«

»Aber wir werden das nicht veröffentlichen können«, sagte Stephanie.

»Ich weiß! Aber es macht doch Spaß, sich so etwas auszudenken, als Vorbote für das, was danach noch kommen soll. Als nächsten Schritt führen wir dann ein kontrolliertes Experiment durch, und das können wir auf jeden Fall veröffentlichen. Dann steht CURE bestimmt schon im Brennpunkt des öffentlichen Interesses und das Jammertal der Geldnot liegt längst hinter uns.«

»Ich wünschte, ich könnte deine Begeisterung teilen.«

»Ich glaube, das kommt noch, sobald es einmal losgeht. Wir haben heute Abend zwar nicht über einen Zeitplan gesprochen, aber ich gehe davon aus, dass der Senator das möglichst schnell erledigen möchte. Das heißt, wir fangen morgen mit den Vorbereitungen an, sobald wir wieder in Boston sind. Ich werde mich um die Wingate Clinic kümmern und versuchen, einen geeigneten Neurochirurgen aufzutreiben. Wie wär's, wenn du dich mit dem Turiner Grabtuch beschäftigst?«

»Das dürfte zumindest ganz interessant werden«, sagte Stephanie. Sie versuchte, bei der Vorstellung, Butler zu behandeln, wenigstens ein bisschen Tatendrang zu entwickeln, auch wenn ihr Gefühl ihr etwas anderes sagte. »Ich bin mal gespannt, wieso es für die Kirche immer noch als Reliquie gilt, obwohl es sich als Fälschung herausgestellt hat.«

»Der Senator glaubt jedenfalls immer noch an seine Echtheit.«

»Wenn ich mich recht entsinne, dann wurde die C-14-Datierung von drei unabhängigen Labors bestätigt. Es wäre nicht einfach, das zu widerlegen.«

»Wir werden ja sehen, was du herausbekommst«, sagte Daniel. »In der Zwischenzeit sollten wir uns schon mal auf ausgedehnte Reisen einstellen.«

»Du meinst Nassau, Bahamas?«

»Nassau und wahrscheinlich auch Turin, Italien, je nachdem, was du herausfindest.«

»Woher sollen wir das Geld für all diese Flüge bekommen?«

»Von Ashley Butler.«

Stephanie hob die Augenbrauen. »Wer weiß, vielleicht hat diese Eskapade auch ihre guten Seiten.«

»Also, bist du mit im Boot?«, wollte Daniel wissen.

»Ja, ich denke schon.«

»Das klingt aber nicht sehr überzeugt.«

»Mehr ist im Augenblick noch nicht drin. Aber ich könnte mir vorstellen, wie du gesagt hast, dass es besser wird, sobald die Dinge anfangen, sich zu entwickeln.«

»Ich nehme das, was ich kriegen kann«, äußerte Daniel. Er stand auf und legte dabei seine Hand auf Stephanies Schulter, um sie zu drücken. »Ich hole mir noch einen Scotch. Möchtest du noch ein bisschen Wein?«

Daniel füllte beide Gläser nach und setzte sich wieder hin. Nachdem er auf seine Uhr geschaut hatte, legte er Butlers Visitenkarte vor sich auf den Couchtisch und stellte das Telefon daneben. »Sagen wir dem Senator Bescheid. Ich bin mir zwar sicher, dass er mit nervtötender Selbstgefälligkeit darauf reagieren wird, aber, um es mit seinen Worten zu sagen: *So ist das Leben*.« Daniel drückte auf die Lautsprekertaste und erhielt eine Amtsleitung. Er hatte kaum gewählt, da wurde am anderen Ende bereits abgenommen. Ashley Butlers Südstaatenbariton füllte den Raum.

»Herr Senator«, rief Daniel und unterbrach damit Ashleys wortreiche Begrüßungsrede. »Ich möchte nicht unhöflich erscheinen, aber es ist schon spät und ich wollte Sie lediglich

wissen lassen, dass ich beschlossen habe, Ihr Angebot anzunehmen.«

»Na, das ist aber eine Freude!«, jubilierte Ashley. »Und so schnell! Ich hatte schon befürchtet, Sie würden dieser im Grunde genommen doch leichten Entscheidung Ihren Nachtschlaf opfern und erst am Morgen anrufen. Nun, ich bin über die Maßen erfreut! Darf ich annehmen, dass Dr. D’Agostino ebenfalls ihre Einwilligung gegeben hat?«

»Ich bin einverstanden«, sagte Stephanie und versuchte, möglichst überzeugt zu klingen.

»Exzellent, exzellent!«, echote Ashley. »Es ist ja nicht so, dass ich überrascht wäre, da diese Angelegenheit zu unser aller Vorteil ist. Aber ich bin der felsenfesten Überzeugung, dass ein einheitliches Denken und ein gemeinsames Ziel der Schlüssel zum Erfolg sind. Und das ist es doch, was wir alle bei diesem Unternehmen unzweifelhaft anstreben: den Erfolg.«

»Wir gehen davon aus, dass Sie es möglichst schnell hinter sich bringen wollen«, sagte Daniel.

»Auf jeden Fall, meine lieben Freunde. Auf jeden Fall. Mein Leiden wird sich nicht sehr viel länger verbergen lassen. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Da kommt es unserem Vorhaben sehr entgegen, dass demnächst eine sitzungsfreie Periode im Senat beginnt, und zwar in etwa einem Monat. Sie dauert vom zweiundzwanzigsten März bis zum achten April. Normalerweise fahre ich in solchen Phasen nach Hause, um mich politisch zu betätigen, aber dieses Mal habe ich mich darauf eingerichtet, diesen Zeitraum für meine Behandlung zu nutzen. Reicht Ihnen ein Monat, um die entsprechenden heilenden Zellen heranzuzüchten?«

Daniel schaute Stephanie an und sagte leise, fast im Flüsterton: »Das ist ja noch schneller, als ich gedacht hätte. Was meinst du? Können wir das schaffen?«

»Es ist ein weiter Weg bis dahin«, flüsterte Stephanie achselzuckend. »Zunächst dauert es ein paar Tage, bis wir

seine Fibroblasten kultiviert haben. Dann – vorausgesetzt, wir erhalten nach einer erfolgreichen Zellkernübertragung einen lebensfähigen Präembryo – brauchen wir fünf bis sechs Tage, damit sich die Blastozysten bilden können. Und danach brauchen wir nach dem Ernten der Stammzellen noch einmal ein paar Wochen, um sie mit Hilfe von Nährzellen zu kultivieren.«

»Gibt es Probleme?«, wollte Ashley wissen. »Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, was Sie da diskutieren.«

»Nur einen Augenblick, Herr Senator!«, sagte Daniel in den Hörer. »Ich unterhalte mich gerade mit Dr. D’Agostino über den Zeitplan. Sie würde den Großteil der notwendigen Laborarbeit leisten.«

»Anschließend müssten wir sie dazu veranlassen, sich zu den benötigten Nervenzellen auszubilden«, fügte Stephanie hinzu. »Das dauert noch einmal ein paar Wochen, vielleicht auch ein bisschen kürzer. Die Mauszellen waren jedenfalls nach zehn Tagen so weit.«

»Also, was meinst du, wenn alles gut läuft?«, fragte Daniel. »Wäre es in einem Monat zu schaffen?«

»Theoretisch ja. Es wäre zu schaffen, aber dann müssten wir sofort, das heißt also morgen, mit der Arbeit an den Zellen beginnen! Das Problem ist, dass wir auch noch menschliche Eizellen zur Verfügung haben müssen, und das ist nicht der Fall.«

»Oh, verdammt!«, murmelte Daniel. Er biss sich auf die Unterlippe und runzelte die Stirn. »Ich habe mich so daran gewöhnt, dass wir Rindereizellen im Überfluss haben, dass ich gar nicht an die menschlichen Eizellen gedacht habe.«

»Das ist ein gewaltiger Stolperstein«, gab Stephanie zu bedenken. »Selbst, wenn wir schon eine bereitstehende Spenderin hätten, bräuchten wir ungefähr einen Monat, um die Produktion anzuregen und ihr die Eier zu entnehmen.«

»Na ja, vielleicht können uns unsere irregeleiteten Kollegen auch in dieser Hinsicht weiterhelfen. In einer reproduktionsmedizinischen Klinik müssten doch eigentlich ein paar überschüssige Eizellen aufzutreiben sein. In Anbetracht ihres sowieso ramponierten Rufes können wir sie mit Hilfe der richtigen Argumente bestimmt überzeugen, uns mit allem, was wir brauchen, zu versorgen.«

»Das mag sein, aber dann wären wir ihnen auch noch stärker verpflichtet. Je mehr sie für uns tun, desto schwieriger wird es für uns, uns die Hände zu waschen und zu gehen, um deine munteren Worte von gerade eben zu zitieren.«

»Aber wir haben keine Wahl. Die Alternative wäre, CURE, das HTSR-Verfahren und all das, was wir an Blut, Schweiß und Tränen investiert haben, aufzugeben.«

»Letztendlich ist es deine Entscheidung. Aber fürs Protokoll: Ich fühle mich unwohl bei der Vorstellung, diesen Wingate-Leuten angesichts ihrer Geschichte in irgendeiner Weise verpflichtet zu sein.«

Daniel nickte ein paar Mal, während er sich sämtliche Aspekte noch einmal durch den Kopf gehen ließ, seufzte dann und drehte den Mund in Richtung Lautsprecher. »Herr Senator, es besteht die Chance, dass wir in einem Monat einige Aktivzellen zur Verfügung haben. Aber ich muss Sie darauf hinweisen, dass es dazu etlicher Anstrengungen sowie des Glücks bedarf, und wir müssen sofort beginnen. Wir brauchen also Ihre volle Unterstützung.«

»Ich werde so kooperativ sein wie ein Lamm. Ich habe bereits vor einem Monat damit begonnen, indem ich meine Ankunft in Nassau für den dreiundzwanzigsten März terminiert habe, mit der Möglichkeit, die gesamten Senatsferien über dort zu bleiben. Und auch für Sie habe ich ein Zimmer reserviert, so sicher war ich mir, dass Sie mitziehen würden. So etwas muss rechtzeitig gemacht werden, da um diese Jahreszeit auf den Bahamas Hochsaison herrscht. Wir werden im Atlantis Resort

wohnen, wo ich bereits im letzten Jahr einige Zeit zubringen durfte und mir diesen Plan zurechtgelegt habe. Der Hotelkomplex ist groß genug, um eine angemessene Anonymität zu gewährleisten, sodass wir unauffällig kommen und gehen können. Außerdem gibt es dort ein Spielcasino, denn, wie Sie sich vielleicht denken können, habe ich durchaus Freude am Glücksspiel, wenn sich in meiner Tasche ein paar überflüssige Dollars finden.«

Daniel blickte zu Stephanie hinüber. Einerseits war er froh, dass Ashley im Sinne dieses Projektes rechtzeitig gebucht hatte, aber andererseits ärgerte er sich darüber, dass seine Teilnahme als so selbstverständlich vorausgesetzt worden war.

»Werden Sie sich unter Ihrem richtigen Namen eintragen?«, fragte Stephanie.

»Das werde ich in der Tat«, erwiderte Ashley. »Aber meinen Ausflug in die Wingate Clinic werde ich unter falschem Namen unternehmen.«

»Was hat es mit dieser Klinik überhaupt auf sich?«, wollte Daniel wissen. »Ich nehme doch an, dass Sie die genauso gründlich durchleuchtet haben wie meine Vergangenheit.«

»Davon können Sie getrost ausgehen. Ich glaube, dass die Klinik auch in Ihren Augen sehr geeignet für unsere Zwecke sein wird – das Personal allerdings weniger. Dr. Spencer Wingate, der angebliche Leiter der Klinik, ist wohl eine Art Schwadronneur, wenn auch anscheinend hochqualifiziert auf dem Gebiet der Reproduktionsmedizin. Er scheint aber mehr an seinem Dasein als Angehöriger der Inselschickeria interessiert zu sein und ist auf dem Sprung über den Großen Teich, um an den Königshäusern Europas die Werbetrommel für seine Geschäfte zu rühren. Der Mann hinter ihm ist Dr. Paul Saunders. Er ist für das Tagesgeschäft verantwortlich. Er ist ein etwas komplexerer Charakter, der sich selbst als Forscher von Weltformat betrachtet, obwohl er, abgesehen von einer klinischen reproduktionsmedizinischen Ausbildung,

keine Qualifikationen vorzuweisen hat. Ich bin zuversichtlich, dass sich alle beide sehr entgegenkommend zeigen werden, wenn Sie sie bei ihren jeweiligen Eitelkeiten packen. Die Aussicht, mit jemandem von Ihrem Rang und Namen zusammenarbeiten zu dürfen, dürfte für beide eine einmalige Gelegenheit sein.«

»Sie schmeicheln mir, Herr Senator.«

Stephanie musste über Daniels Sarkasmus lächeln.

»Sie haben es sich verdient«, erwiderte Ashley. »Und außerdem sollte man seinem Arzt Vertrauen entgegenbringen.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass die Herren Wingate und Saunders sich mehr für Geld interessieren als für meine Reputation«, sagte Daniel.

»Und ich glaube, dass ihr Blick sehr wohl auch auf Ihre Reputation gerichtet ist, weil sie ihnen zu steigendem Ansehen verhilft und sie damit mehr Geld verdienen können«, bemerkte Ashley. »Aber das korrupte Wesen und die mangelhafte Ausbildung dieser Leute im Bereich der Forschung soll uns nur insofern beschäftigen, als wir uns dessen bewusst sein und es zu unseren Gunsten ausnutzen sollten. Wir wollen ja in erster Linie ihre Einrichtung und ihre Apparaturen benutzen.«

»Ich hoffe, Sie sind sich darüber im Klaren, dass die Durchführung dieser Angelegenheit unter solchen Umständen alles andere als billig werden wird.«

»Ich möchte auch gar nicht, dass es billig wird«, entgegnete Ashley. »Ich möchte eine teure, hochwertige, erstklassige Behandlung haben. Seien Sie versichert, es stehen mir mehr als ausreichende Mittel zur Verfügung, um sämtliche Kosten, die meine politische Karriere betreffen, abzudecken. Allerdings erwarte ich, dass Sie mir Ihre persönlichen Dienste gratis zur Verfügung stellen. Schließlich erweisen wir uns einen gegenseitigen Dienst.«

»Einverstanden«, sagte Daniel. »Aber bevor wir anfangen, einander Dienste zu erweisen, werden Dr. D'Agostino und ich

eine Sondervereinbarung aufsetzen, die von Ihnen unterzeichnet werden muss. In dieser Vereinbarung wird die genaue Entstehungsgeschichte dieser Angelegenheit beschrieben, ebenso die damit zusammenhängenden Risiken einschließlich der Tatsache, dass wir das Verfahren noch nie zuvor bei einem Menschen angewandt haben.«

»Solange ich mich darauf verlassen kann, dass diese Vereinbarung vertraulich behandelt wird, habe ich damit keinerlei Probleme. Sie soll zu Ihrem Schutz dienen, und das kann ich voll und ganz nachvollziehen. Ich an Ihrer Stelle würde genauso handeln, also sollte es diesbezüglich auch keine Schwierigkeiten geben, solange keine inakzeptablen oder unangemessenen Dinge darin enthalten sind.«

»Der Inhalt der Vereinbarung wird absolut akzeptabel sein, machen Sie sich darüber keine Gedanken«, sagte Daniel. »Als Nächstes möchte ich Sie bitten, entsprechend Ihrem Vorschlag Ihre Kontakte zu nutzen, damit wir an eine Gewebeprobe des Turiner Grabtuchs kommen können.«

»Ich habe Miss Manning bereits damit beauftragt, Termine mit den verschiedenen Würdenträgern zu vereinbaren, mit denen ich beruflich in Verbindung stehe. Ich gehe davon aus, dass sich das innerhalb der nächsten Tage realisieren lässt. Wie umfangreich muss die Gewebeprobe denn sein?«

»Sie kann sehr klein sein«, sagte Daniel. »Ein paar Fasern würden uns schon reichen. Aber es müssten natürlich Fasern von einer Stelle mit Blutfleck sein.«

Ashley lachte. »Davon war selbst ich als blutiger Laie ausgegangen. Die Tatsache, dass Sie nur ein kleines Stückchen benötigen, müsste der Sache eigentlich enormen Vorschub leisten. Ich habe ja vorhin bereits erwähnt, dass ich weiß, dass solche Proben genommen und anschließend von der Kirche wieder zurückgefordert wurden.«

»Wir brauchen das Material so schnell wie möglich«, fügte Daniel hinzu.

»Es ist mir vollkommen bewusst, dass schnellstens gehandelt werden muss«, erwiderte Ashley. »Benötigen Sie sonst noch etwas von mir?«

»Ja«, sagte Stephanie. »Wir brauchen eine Gewebeprobe von Ihrer Haut, und zwar morgen Früh. Falls die Aktivzellen wirklich innerhalb eines Monats fertig sein sollen, dann müssen wir diese Gewebeprobe morgen mit nach Boston nehmen. Ihr Hausarzt kann Sie an einen Dermatologen überweisen, und der kann die Probe dann per Kurier zu uns ins Hotel schicken. Daraus entnehmen wir dann die Fibroblasten, mit denen wir die Gewebekulturen anlegen.«

»Wird morgen Früh gleich als Erstes erledigt.«

»Ich glaube, das wäre zunächst einmal alles«, sagte Daniel. Er sah zu Stephanie hinüber und sie nickte.

»Jetzt habe ich selbst noch eine wichtige Bitte«, sagte Ashley. »Ich denke, wir sollten unsere Kommunikation in Zukunft ausschließlich per E-Mail abwickeln, und zwar so kurz und sachlich wie möglich. Zu diesem Zweck sollten wir uns jeweils eine spezielle E-Mail-Adresse besorgen. Unser nächstes persönliches Gespräch sollte erst wieder in der Wingate Clinic auf New Providence Island stattfinden. Ich bin fest entschlossen, diese Angelegenheit so geheim wie irgend möglich zu halten, und daher sollten wir so wenig direkten Kontakt wie möglich haben. Ist das für Sie akzeptabel?«

»Absolut«, stimmte Daniel zu.

»Und was die Spesen betrifft«, sagte Ashley. »Ich lasse Ihnen per E-Mail die Nummer eines vertraulichen Kontos bei einer Bank in Nassau zukommen, das eine meiner politischen Aktionsgruppen eingerichtet hat. Von diesem Konto können Sie sich bedienen. Natürlich erwarte ich von Ihnen irgendwann auch eine Abrechnung. Ist das ebenfalls akzeptabel?«

»Solange genügend Deckung vorhanden ist«, sagte Daniel. »Einer der größten Posten dürfte die Beschaffung der benötigten menschlichen Eizellen sein.«

»Ich wiederhole«, sagte Ashley. »Die zur Verfügung stehenden Mittel sind mehr als ausreichend. Dessen können Sie sicher sein!«

Ein paar Minuten später, nach einer endgültigen und umständlichen Verabschiedungszeremonie, legte Daniel den Hörer auf und stellte das Telefon wieder auf den Tisch. Er drehte sich zu Stephanie um. »Ich musste richtig lachen, als er den Chef der Wingate Clinic einen Schwadronneur genannt hat. Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen um sich werfen.«

»Du hast Recht gehabt. Er hat sich schon sehr intensiv mit der ganzen Sache beschäftigt. Unfassbar, dass er schon vor einem Monat die Zimmer reserviert hat. Ich habe nicht den leisesten Zweifel, dass er die Wingate Clinic ausführlich überprüft hat.«

»Bist du jetzt etwas beruhigter, was diese ganze Sache angeht?«

»Ein bisschen schon«, meinte Stephanie. »Vor allem, weil er signalisiert hat, dass er eine von uns verfasste Vereinbarung unterschreiben will. Dadurch habe ich zumindest das Gefühl, dass er sich über den experimentellen Charakter und die potenziellen Risiken des Verfahrens im Klaren ist. Da war ich mir vorher alles andere als sicher.«

Daniel rutschte über das Sofa, legte seine Arme um Stephanie und drückte sie an sich. Er konnte ihren Herzschlag spüren. Dann wich er ein Stück zurück, gerade so weit, dass er in ihre tiefschwarzen Augen schauen konnte. »Da wir nunmehr im politisch-geschäftlich-wissenschaftlichen Bereich anscheinend alles unter Kontrolle haben, wie wär's, wenn wir noch einmal an der Stelle ansetzen, wo wir gestern Abend abbrechen mussten?«

Stephanie erwiderte Daniels Blick. »Ist das ein unsittlicher Antrag?«

»Oh ja.«

»Wird sich denn dein vegetatives Nervensystem kooperativ verhalten?«

»Sehr viel kooperativer als gestern, das kann ich dir versichern.«

Daniel erhob sich und half Stephanie auf.

»Wir haben das ›Bitte nicht stören‹-Schild vergessen«, sagte Stephanie, als Daniel sie ungeduldig in Richtung Schlafzimmer zog.

»Lebe wild und gefährlich«, sagte er augenzwinkernd.

KAPITEL 6

Freitag, 22. Februar 2002, 14.35 Uhr

Seit ihrem frühen Erwachen am Morgen war Stephanie mit den Einzelheiten des Butler-Projektes beschäftigt. Zwar war ihr bei der Vorstellung, dass sie den an Parkinson erkrankten Senator behandeln sollten, immer noch mulmig zumute, aber es gab zu viel zu tun, als dass sie solchen Gefühlen Raum lassen konnte. Noch vor dem Duschen hatte sie dem Senator eine ganze Serie von E-Mails mit Hinweisen für seine Gewebeprobe geschickt.

Erstens wollte sie die Probe so schnell wie irgend möglich bekommen. Zweitens wollte sie absolut sichergehen, dass sie ein vollständiges Hautstück bekam, da sie Zellen aus den tiefliegenden Schichten der Dermis benötigte. Und drittens sollte die Hautprobe lediglich in einem Gefäß mit einem Zellkulturmedium aufbewahrt und nicht tiefgekühlt werden. Sie war zuversichtlich, dass das Gewebe sich bei Zimmertemperatur so lange halten würde, bis es in ihrem Labor in Cambridge war. Dort würde sie sich dann richtig damit befassen. Sie wollte eine Kultur mit den Fibroblasten des Senators anlegen, deren Zellkerne ihr letztendlich zur Herstellung der Aktivzellen dienen sollten. Die Anwendung des HTSR-Verfahrens und die anschließende Zellkernübertragung – von manchen Zeitgenossen immer noch hartnäckig als »therapeutisches Klonen« bezeichnet – hatte mit frischen Zellen immer besser funktioniert als mit gefrorenen.

Stephanie war überrascht, dass der Senator trotz der frühen Stunde fast postwendend zurückgemailt hatte.

Das ließ darauf schließen, dass er nicht nur ein Frühaufsteher war, sondern sich dem Projekt tatsächlich so intensiv widmen wollte, wie er gestern gesagt hatte. Er teilte ihr mit, dass er

seiner Ärztin bereits eine Nachricht hinterlassen hatte und dass er ihr, sobald sie zurückrief, Stephanies Vorstellungen weitergeben und auf deren genaue Einhaltung pochen wolle.

Von dem Augenblick an, als Daniel die Decke zurückgeworfen hatte, strotzte er vor Tatendrang. Auch er saß an seinem Laptop und verschickte als Allererstes ein paar E-Mails. Er war nur mit einem Hotelbademantel aus Frottee bekleidet und schickte eine Nachricht an eine Investmentgruppe an der Westküste, die ihr Interesse an einer Beteiligung an CURE geäußert hatte, allerdings erst dann, wenn eindeutig klar war, was mit Senator Butlers Gesetzesvorlage geschehen würde. Daniel wollte ihnen mitteilen, dass die Vorlage voraussichtlich im Unterausschuss hängen bleiben werde und keine Bedrohung mehr darstellte. Er hätte gerne auch erläutert, woher er das wusste, aber ihm war klar, dass das unmöglich war. Als er seine Nachricht durch das World Wide Web gejagt hatte, war es an der Westküste erst vier Uhr morgens, sodass nicht mit einer sofortigen Reaktion der Interessenten zu rechnen war. Aber er rechnete zuversichtlich mit einer positiven Antwort.

Um sich ein wenig Luxus zu gönnen, hatten sie sich das Frühstück auf das Zimmer bestellt. Und Daniel hatte auf Mimosen bestanden. In scherzhaftem Ton erklärte er Stephanie, dass sie sich am besten schon einmal an diesen Standard gewöhnte, der, sobald CURE an die Börse ging, ihr täglich Brot werden würde. »Mir reicht's, ich habe genug von der Armut der Gelehrten«, verkündete er. »In Zukunft gehören wir zu den oberen Zehntausend und werden uns dementsprechend verhalten!«

Um Viertel nach neun meldete sich zu ihrer Überraschung der Empfang und teilte ihnen mit, dass ein Kurier ein Päckchen mit dem Vermerk DRINGEND für sie abgegeben habe. Absender sei eine gewisse Dr. Claire Schneider. Sie wurden

gefragt, ob die Sendung direkt auf ihr Zimmer gebracht werden sollte, und sie bejahten.

Wie vermutet enthielt das Päckchen Butlers Hautprobe. Butlers Einsatzbereitschaft beeindruckte sie. Sie hatten frühestens in einigen Stunden damit gerechnet.

So hatten sie mitsamt der Gewebeprobe noch die Zehn-Uhr-dreißig-Maschine nach Boston erwischt und waren kurz nach zwölf auf dem Logan Airport gelandet. Nach einer – aus Daniels Sicht im Vergleich zu Washington noch haarsträubenderen – Taxifahrt in einer Klapperkiste mit einem pakistanischen Fahrer wurden sie vor Daniels Eigentumswohnung in der Appleton Street abgesetzt. Nachdem sie die Kleidung gewechselt und schnell etwas gegessen hatten, fuhren sie in Daniels Ford Focus in die Athenaeum Street im Osten von Cambridge. Dort befanden sich im Augenblick die Räumlichkeiten von CURE. Sie gingen durch den Haupteingang. Die Firma residierte im Erdgeschoss, gleich rechts neben dem Eingang.

Als Daniel CURE gegründet hatte, hatte er fast den gesamten ersten Stock des aus dem neunzehnten Jahrhundert stammenden, frisch renovierten Backsteingebäudes angemietet. Als dann die finanziellen Probleme größer geworden waren, musste als Erstes am Platz gespart werden. Im Augenblick hatten sie noch ein Zehntel der ursprünglichen Fläche zur Verfügung, bestehend aus einem Labor, zwei kleinen Büroräumen und einem Empfangsbereich. Als Nächstes hatten sie überflüssiges Personal eingespart. Zurzeit bestand die Belegschaft aus Daniel und Stephanie, die sich seit vier Monaten keine Gehälter mehr ausbezahlt hatten, einem weiteren Wissenschaftler namens Peter Conway, Vicky McGowan sowie drei Laborassistenten, aus denen bald zwei oder sogar nur einer werden sollte. Daniel hatte sich noch nicht entschieden. Unverändert waren dagegen die Besetzung von Vorstand, wissenschaftlicher

Beraterkommission und Ethikrat geblieben, die er allesamt über das Butler-Projekt im Dunkeln zu lassen gedachte.

»Erst vierzehn Uhr fünfunddreißig«, verkündete Stephanie, nachdem sie die Tür ins Schloss gezogen hatte. »Ich finde, das ist eine gute Zeit, wenn man bedenkt, dass wir die Nacht in Washington, D.C. verbracht haben.«

Daniel grummelte nur. Seine Aufmerksamkeit galt Vicky, die Telefonzentrale, Empfangsdame und Sekretärin in einem war. Sie überreichte ihm gerade einen Stapel von Mitteilungszetteln, die zum Teil noch zusätzlicher Erklärungen bedurften. Da waren vor allem die potenziellen Investoren von der Westküste, die sich telefonisch gemeldet hatten, anstatt auf Daniels E-Mail zu antworten. Nach Vickys Worten waren sie mit den erhaltenen Informationen nicht besonders zufrieden und verlangten nach mehr.

Stephanie ließ Daniel mit dem Geschäftlichen alleine und betrat das Labor. Sie begrüßte Peter, der vor einem der Seziernikroskope saß. Während Daniel und Stephanie in Washington gewesen waren, hatte er sich um die verschiedenen laufenden Experimente der Firma gekümmert.

Stephanie stellte ihren Laptop auf der Specksteinoberfläche des Labortisches ab, den sie als Schreibtisch benutzte. Ihr eigenes Büro war schon den ersten Verkleinerungsmaßnahmen zum Opfer gefallen. Sie nahm Ashley Butlers Gewebeprobe und ging in den eigentlichen Laborbereich hinüber. Vorsichtig und unter sterilen Bedingungen holte sie den Hautfetzen aus dem Behältnis, zerkleinerte ihn, legte das so gewonnene Material dann in ein Gefäß mit frischem Zellkulturmedium und fügte Antibiotika hinzu. Als sie den Glaskolben mit der angelegten Kultur sicher in einem Inkubator untergebracht hatte, kehrte sie an ihren »Schreibtisch« zurück.

»Wie ist es denn in Washington gelaufen?«, rief Peter. Er war schwächling und wirkte wie ein Teenager, obwohl er älter war als Stephanie. Seine unverwechselbaren Kennzeichen

waren abgerissene Kleidung sowie ein blonder Haarschopf, den er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Stephanie dachte immer, er könnte einem Poster aus der Hippiezeit der Sechzigerjahre entsprungen sein.

»Washington war ganz gut«, antwortete sie vage. Sie und Daniel waren übereingekommen, den anderen erst nach Abschluss der Geschichte mit Senator Butler davon zu erzählen.

»Heißt das, wir bleiben im Geschäft?«, fragte Peter.

»Sieht ganz danach aus«, gab Stephanie zurück. Sie steckte das Laptopkabel in die Steckdose und schaltete das Gerät ein. Kurze Zeit später war sie im Internet.

»Bekommen wir das Geld aus San Francisco?« Peter ließ nicht locker.

»Da musst du Daniel fragen«, erwiderte Stephanie. »Ich will mit dem Geschäftlichen nichts zu tun haben.«

Peter hatte verstanden und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Von dem Augenblick an, als Daniel sie gebeten hatte, sich im Rahmen des Butler-Projektes um all das zu kümmern, was mit dem Turiner Grabtuch zusammenhing, hatte sie ungeduldig auf diesen Moment gewartet. Ursprünglich hatte sie vorgehabt, gleich nach ihrer morgendlichen Dusche und vor dem Eintreffen von Butlers Gewebeprobe damit anzufangen, doch dann hatte sie sich umentschlossen. Seitdem sie bei CURE eine Breitbandverbindung ins Internet nutzen konnte, kam ihr die Verbindung per Modem unendlich zäh und langsam vor. Außerdem hätte sie wahrscheinlich sowieso schnell wieder abbrechen müssen. Jetzt stand ihr noch der ganze Nachmittag zur Verfügung.

Sie startete die Google-Suchmaschine, gab TURINER GRABTUCH ein und klickte auf SUCHEN. Sie hatte keine Ahnung, was auf sie zukommen würde. Zwar konnte sie sich noch dunkel an einige flüchtige Bemerkungen über das

Grabtuch aus ihrer Kindheit erinnern – damals war sie noch praktizierende Katholikin gewesen und daran, dass es sich später, im ersten Jahr nach ihrem Studium, als Fälschung herausgestellt hatte, nachdem es mit der C-14-Methode datiert worden war. Aber sie hatte seit Jahren keinen Gedanken mehr an die Reliquie verschwendet und ging davon aus, dass es anderen Menschen ähnlich erging. Wieso sollte man sich schließlich für eine Fälschung aus dem dreizehnten Jahrhundert begeistern? Aber nur einen Wimpernschlag später, nach dem Abschluss der Google-Suche, wusste sie, dass sie Unrecht hatte. Verblüfft starrte sie auf die Zahl der Fundstellen: über achtundzwanzigtausenddreihundert!

Stephanie klickte das erste Suchergebnis an, die Homepage des Turiner Grabtuchs. Eine Stunde lang wurde sie von der Fülle der angebotenen Informationen vollkommen in Beschlag genommen. Auf der allerersten Seite las sie, dass das Grabtuch das meistuntersuchte Artefakt der Menschheitsgeschichte sei! Sie war überrascht. Immerhin interessierte sie sich sehr für Geschichte, hatte sogar neben ihrem Hauptfach Chemie im Nebenfach Geschichte studiert und einen Universitätsabschluss gemacht. Trotzdem war ihr Wissen über das Grabtuch nur begrenzt. Darüber hinaus las sie, dass eine ganze Reihe von Experten der Überzeugung waren, dass die Frage nach der Authentizität des Grabtuches auch durch die C-14-Datierung nicht geklärt war. Als Naturwissenschaftlerin wusste sie um die Zuverlässigkeit dieser Methode zur Altersbestimmung und konnte daher nicht begreifen, wie man zu solch einer Überzeugung gelangen konnte. Das wollte sie unbedingt herausfinden. Aber zuvor betrachtete sie sich noch die Fotos des Grabtuchs, die auf der Website sowohl als Positive wie als Negative zur Verfügung standen.

Stephanie erfuhr, dass der erste Mensch, der im Jahr 1898 das Grabtuch fotografiert hatte, sehr verwundert gewesen war, dass der Abdruck auf den Negativen so viel deutlicher zu sehen

war als auf den Positiven. Und ihr ging es jetzt genauso. Auf dem Positiv war der Abdruck nur schwach erkennbar. Als sie das Bild betrachtete und nach den Umrissen des Abdrucks suchte, da musste sie an die Sommer ihrer Kindheit denken, als sie versucht hatte, in unendlichen Wolkenvariationen Gesichter, Menschen oder Tiere zu entdecken. Auf dem Negativ hingegen wirkte der Abdruck sehr beeindruckend! Er zeigte eindeutig einen Mann, der geschlagen, gefoltert und gekreuzigt worden war. Das warf die Frage auf, wie ein mittelalterlicher Fälscher wohl die Entwicklung der Fotografie hatte vorausahnen können. Wo auf dem Positiv nichts weiter als Flecken zu sehen gewesen waren, ließen sich nunmehr erschreckend realistische, blutige Rinnsale erkennen. Bei einem Blick zurück auf das Positiv stellte sie erstaunt fest, dass das Blut sogar seine rote Farbe behalten hatte.

Im Hauptmenü der Homepage des Turiner Grabtuchs klickte Stephanie die HÄUFIG GESTELLTEN FRAGEN an. Eine der Fragen lautete, ob jemals DNA-Versuche an dem Grabtuch vorgenommen worden seien. Aufgeregt klickte Stephanie die Antwort an. Sie erfuhr, dass texanische Forscher in den Blutflecken DNA gefunden hatten, auch wenn die Herkunft der untersuchten Probe nicht völlig geklärt war. Außerdem herrschte Unklarheit bezüglich der Frage nach der Reinheit und Unversehrtheit der DNA, angesichts der Vielzahl von Menschen, die das Grabtuch im Lauf der Jahrhunderte berührt hatten.

Die Homepage des Turiner Grabtuchs enthielt auch eine ausführliche Bibliografie, auf die Stephanie sich mit großem Eifer stürzte. Erneut war sie über den Umfang erstaunt. Ihre Neugier hatte jetzt einen Höhepunkt erreicht. Sie liebte Bücher und sah die lange Reihe der Titel durch. Dann wechselte sie auf die Seite eines elektronischen Buchhandels, wo hundert Titel zum Thema zur Verfügung standen. Sie stellte zahlreiche Übereinstimmungen mit der Liste auf der Grabtuch-Homepage

fest. Nachdem sie etliche Buchbesprechungen gelesen hatte, entschied sie sich für ein paar Bücher, die sie sofort bestellen wollte. Vor allem die Werke von Ian Wilson sprachen sie an – ein Wissenschaftler, der in Oxford studiert hatte und der, den Kritiken zufolge, beiden Seiten des Authentizitätsstreits gerecht wurde, obwohl er persönlich von der Echtheit des Grabtuchs überzeugt war... nicht nur, was die Herkunft aus dem ersten Jahrhundert betraf, sondern auch als Leichentuch Jesu Christi!

Stephanie griff zum Telefon und wählte die Nummer der örtlichen Buchhandlung. Ihre Mühe wurde belohnt. Eines der Bücher, für die sie sich interessierte, war vorrätig: *The Turin Shroud: The Illustrated Evidence* von Ian Wilson und Barrie Schwartz, einem Fotografen, der zu einem US-amerikanischen Team gehört hatte, das das Grabtuch 1978 sehr gründlich untersucht hatte. Stephanie ließ das Buch auf ihren Namen zurücklegen.

Dann wandte sie sich wieder der Seite des Buchversandes zu und bestellte noch ein paar Grabtuchbücher. Sie würden morgen geliefert werden. Als das erledigt war, stand sie auf und nahm ihren Mantel von der Stuhllehne. »Ich gehe in die Buchhandlung«, rief sie Peter zu. »Ich besorge mir ein Buch über das Turiner Grabtuch. Nur so aus Neugierde: was weißt du darüber?«

»Hmmm«, machte Peter und verzog das Gesicht, als wäre er tief in Gedanken. »Ich weiß, in welcher Stadt es aufbewahrt wird.«

»Ich meine es ernst«, hakte Stephanie nach.

»Tja, sagen wir mal so«, meinte Peter. »Ich habe schon davon gehört, aber mit meinen Kumpels komme ich nur selten auf das Thema zu sprechen. Wenn es unbedingt sein muss, dann würde ich sagen, es gehört zu den Dingen, die die mittelalterliche Kirche dazu benutzt hat, das religiöse Feuer anzufachen und die Sammelbüchsen zu füllen, so wie mit den

Splittern vom Kreuz Christi oder den Fingernägeln von irgendwelchen Heiligen.«

»Glaubst du, dass es echt ist?«

»Das echte Grabtuch Jesu, meinst du?«

»Ja, genau.«

»Oh Gott, nein! Es ist doch vor zehn Jahren bewiesen worden, dass es eine Fälschung ist.«

»Was würdest du sagen, wenn ich behaupte, dass es das meistuntersuchte Artefakt der Menschheitsgeschichte ist?«

»Ich würde dich fragen, was du in letzter Zeit geraucht hast.«

Stephanie lachte. »Danke, Peter.«

»Wofür denn?«, fragte er eindeutig verwirrt.

»Ich habe mir schon Sorgen gemacht, ob ich der einzige Mensch bin, der so wenig über das Turiner Grabtuch weiß. Beruhigend, dass es nicht so ist.« Stephanie zog ihren Mantel an und ging zur Tür.

»Woher kommt denn dein plötzliches Interesse an diesem Tuch?«, rief Peter ihr nach.

»Das wirst du noch früh genug erfahren«, rief Stephanie über die Schulter zurück. Sie ging quer durch den Empfangsbereich und steckte den Kopf in Daniels Büro. Verwundert sah sie ihn gekrümmt über seinem Schreibtisch sitzen, die Hände vors Gesicht geschlagen.

»He«, rief Stephanie. »Alles in Ordnung?«

Daniel blickte auf und blinzelte. Seine Augen waren gerötet, als hätte er darin gerieben, und sein Gesicht wirkte blasser als sonst. »Ja, alles in Ordnung«, sagte er. Er wirkte erschöpft, sein Tatendrang von vorhin war verflogen.

»Was ist denn los?«

Daniel schüttelte den Kopf, während sein Blick über den mit allerhand Gerümpel übersäten Schreibtisch glitt. Er seufzte. »Diese Firma am Leben zu halten, das ist, als müsste man ein leckgeschlagenes Boot mit einem Fingerhut leer schöpfen. Die Investoren wollen erst dann in die zweite Finanzierungsphase

einsteigen, wenn ich ihnen verrate, weshalb ich mir so sicher bin, dass Butlers Vorlage im Unterausschuss stecken bleibt. Aber das kann ich ihnen nicht sagen, weil es dann auf jeden Fall herauskommen würde, und dann würde Butler höchstwahrscheinlich seine Zusage zurückziehen und die Vorlage würde als Gesetz verabschiedet werden. Und dann ist alles aus.«

»Wie viel Geld haben wir noch übrig?«

»Fast gar nichts mehr«, stöhnte Daniel. »In ungefähr einem Monat sind wir am Ende der Fahnenstange angelangt, genau dann, wenn die Gehälter fällig werden.«

»Damit haben wir doch genau den Monat, den wir für Butlers Behandlung brauchen«, sagte Stephanie.

»Na, da haben wir aber Glück gehabt«, höhnte Daniel voller Sarkasmus. »Es kotzt mich an, dass wir all unsere Forschungsarbeiten unterbrechen und uns mit einem Kerl wie Butler und womöglich auch noch mit diesen Reproduktions-Affen in Nassau abgeben müssen. Die medizinische Forschung in diesem Land steckt im Würgegriff der Politik, und das ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Unsere Gründerväter, die auf der Trennung zwischen Staat und Kirche bestanden haben, müssen sich doch im Grab herumdrehen, so wie diese paar Politiker ihren angeblichen Glauben dazu benutzen, den zweifellos größten Fortschritt in der Geschichte der Medizin aufzuhalten.«

»Na ja, wir wissen doch, was hinter diesen technologiefeindlichen Strömungen gegen die Biotechnologie steckt«, sagte Stephanie.

»Was meinst du damit?«

»In Wirklichkeit geht es doch um Abtreibung«, sagte Stephanie. »Im Grunde wollen diese Demagogen erreichen, dass eine befruchtete Eizelle bereits als menschliches Wesen mit sämtlichen dazugehörigen Grundrechten betrachtet wird, ganz egal, wie diese Eizelle befruchtet wurde und was sie in

der Zukunft zu erwarten hat. Das ist ein lächerlicher Standpunkt, aber wenn es tatsächlich so weit käme, dann könnten wir alles vergessen, was seither an Fortschritten in der Abtreibungsfrage erzielt worden ist.«

»Wahrscheinlich hast du Recht«, meinte Daniel. Er atmete aus, und es klang, als würde Luft aus einem Reifen entweichen. »Es ist wirklich absurd. Was werden spätere Generationen von uns halten, wenn wir zulassen, dass etwas so Persönliches wie das Problem der Abtreibung die Entwicklung einer ganzen Gesellschaft auf Jahre hinaus lähmt? Wir haben viele unserer Vorstellungen bezüglich der Menschenrechte, der Regierungsform und auf jeden Fall unsere Rechtsgrundlagen von den Engländern übernommen. Warum nicht auch den Umgang mit der Reproduktions- und Bioethik?«

»Das ist eine gute Frage, aber darüber nachzugrübeln, bringt uns im Augenblick kein Stück weiter. Was ist aus deiner Begeisterung für das Butler-Projekt geworden? Lass uns Nägel mit Köpfen machen! Sobald wir ihn behandelt haben, kann er sich nicht mehr davor drücken, seinen Teil der Abmachung einzuhalten, auch dann nicht, wenn das Ganze an die Öffentlichkeit dringen sollte, weil wir ja die von ihm unterschriebene Vereinbarung haben. Ich will damit sagen, wenn er wieder gesund ist, dann kann er den Medien gegenüber einfach behaupten, dass sämtliche Anschuldigungen politisch motiviert seien. Aber eine unterschriebene Vereinbarung lässt sich nicht so einfach vom Tisch wischen.«

»Da hast du Recht«, gab Daniel zu.

»Was ist denn eigentlich mit Butlers Geld?«, fragte Stephanie. »Ich habe den Eindruck, als wäre das im Augenblick die Schlüsselfrage. Hat sich da etwas getan?«

»Ich habe vergessen nachzusehen.« Daniel wandte sich seinem Computer zu und kontrollierte das Postfach seiner speziell für Butler eingerichteten E-Mail-Adresse. »Hier ist eine Nachricht, die muss von Butler sein. Sie ist mit einem

verschlüsselten Anhang versehen. Das sieht viel versprechend aus.«

Daniel öffnete den Anhang. Stephanie kam um den Schreibtisch herum und blickte ihm über die Schulter.

»Ich würde sagen, das sieht sehr viel versprechend aus«, sagte sie. »Er hat uns eine Kontonummer von einer Bank auf den Bahamas geschickt, und es sieht so aus, als könnten wir beide dort Geld abheben.«

»Hier ist auch ein Link zur Homepage der Bank«, sagte Daniel. »Mal sehen, ob wir den Kontostand abfragen können. Dann wissen wir, wie ernst Butler es wirklich meint.«

Ein paar Mausklicks später ließ sich Daniel ruckartig gegen seine Lehne fallen. Er blickte zu Stephanie empor und sie erwiderte seinen Blick. Sie waren perplex.

»Ich würde sagen, er meint es sehr ernst!«, schloss Stephanie. »Und er ist wild entschlossen!«

»Ich bin platt!«, sagte Daniel. »Ich hatte mit zehn- oder zwanzigtausend gerechnet, maximal. Aber niemals mit hundert. Wie hat er so schnell so viel Geld aufgetrieben?«

»Wie gesagt, er verfügt über ein ganzes Netzwerk aus politischen Aktionsgruppen, die bis zum Umfallen Spenden sammeln. Mich würde bloß interessieren, ob sich irgendeiner der Spender vorstellen kann, wofür dieses Geld eines Tages ausgegeben wird. Wenn diese Leute wirklich so konservativ sind, wie ich denke, dann liegt darin eine gewaltige Ironie.«

»Das kann uns doch egal sein«, sagte Daniel. »Außerdem... nie im Leben brauchen wir dafür einhunderttausend Dollar. Und doch ist es gut zu wissen, dass das Geld da ist – nur für alle Fälle. Machen wir uns an die Arbeit!«

»Ich habe schon eine Fibroblastenkultur mit seinen Hautzellen angelegt.«

»Sehr gut«, sagte Daniel, während das Hochgefühl des heutigen Vormittags langsam wiederkehrte. Er hatte sogar schon wieder ein bisschen mehr Farbe im Gesicht. »Ich

versuche mal, möglichst viele Informationen über die Wingate Clinic zu bekommen.«

»Das hört sich gut an!«, entgegnete Stephanie. Sie ging zur Tür. »Ich bin in ungefähr einer Stunde wieder da.«

»Wo gehst du hin?«

»In die Buchhandlung in der Innenstadt«, rief sie ihm über die Schulter hinweg zu. An der Schwelle blieb sie noch einmal kurz stehen. »Sie haben mir ein Buch zurückgelegt. Nachdem ich mit der Fibroblastenkultur fertig war, habe ich angefangen, mich mit dem Turiner Grabtuch zu beschäftigen. Ich bin sehr froh, dass ich mich damit beschäftigen kann. Das Grabtuch erweist sich als sehr viel interessanter, als ich gedacht habe.«

»Was hast du herausgefunden?«

»Gerade so viel, dass ich jetzt mehr wissen will. In vierundzwanzig Stunden bekommst du einen vollständigen Bericht.«

Daniel lächelte, reckte Stephanie die nach oben gestreckten Daumen entgegen und wandte sich wieder seinem Bildschirm zu. Über eine Suchmaschine erhielt er eine Liste verschiedener reproduktionsmedizinischer Kliniken, darunter auch die Homepage der Wingate Clinic. Nach ein paar Mausklicks hatte er sie auf dem Schirm. Er blätterte die ersten Seiten durch. Sie waren, wie nicht anders zu erwarten, voll mit lobenden und anerkennenden Äußerungen, die das Interesse potenzieller Klienten wecken sollten. Er klickte auf UNSERE BELEGSCHAFT und las sich die Karrierestationen des Führungspersonals durch. Da waren der Gründer und Generaldirektor der Einrichtung, Dr. Spencer Wingate; der Leiter der Forschungs- und Laborabteilung, Dr. Paul Saunders; sowie die Leiterin des Klinikbetriebs, Dr. Sheila Donaldson. Die Lebensläufe waren von gleicher Strahlkraft wie die Beschreibungen der Klinik, obwohl alle drei aus Daniels Perspektive eher zweit- oder sogar drittklassige Institute besucht und Ausbildungen durchlaufen hatten.

Am Ende der Seite fand er, wonach er gesucht hatte: eine Telefonnummer. Dort stand zwar auch eine E-Mail-Adresse, aber Daniel wollte direkt mit einem der Leiter sprechen, entweder mit Wingate oder mit Saunders. Er griff zum Hörer und wählte. Schon nach wenigen Sekunden meldete sich eine angenehme Frauenstimme und fragte ihn, nach einer kurzen, mechanisch heruntergeleierten Lobeshymne auf die Klinik, mit wem sie ihn verbinden sollte.

»Dr. Wingate«, sagte Daniel. Wenn schon, dann konnte er es auch ganz oben probieren.

Nach einer kurzen Pause wurde Daniel mit einer anderen, ähnlich angenehm klingenden Frau verbunden. Sie fragte Daniel höflich nach seinem Namen, bevor sie verraten wollte, ob Dr. Wingate zu sprechen war. Nachdem sie Daniels Namen gehört hatte, reagierte sie sofort.

»Dr. Lowell von der Harvard University?«

Daniel hielt kurz inne, als müsste er sich die Antwort erst überlegen. »Ich war in Harvard, aber im Augenblick habe ich eine eigene Firma.«

»Ich verbinde Sie mit Dr. Wingate«, sagte die Sekretärin. »Ich weiß, dass er schon eine Zeit lang auf Ihren Anruf wartet.«

Nach einem ungläubigen Blinzeln nahm Daniel den Telefonhörer vom Ohr und schaute ihn einen Augenblick lang an, als könnte er ihm die überraschende Reaktion der Sekretärin erklären. Wieso sollte Spencer Wingate auf seinen Anruf warten? Daniel schüttelte den Kopf.

»Guten Tag, Dr. Lowell!« Die Stimme mit dem abgehackten Neuenglandakzent klang eine ganze Oktave höher, als Daniel erwartet hatte. »Ich bin Spencer Wingate und ich bin sehr erfreut, von Ihnen zu hören. Wir haben schon letzte Woche mit Ihrem Anruf gerechnet, aber das macht nichts. Sind Sie bitte so freundlich und warten einen kleinen Augenblick, bis ich Dr. Saunders geholt habe? Es dauert vielleicht eine Minute, aber

wir machen am besten gleich eine Telefonkonferenz. Ich weiß, dass Dr. Saunders sich genauso sehr auf das Gespräch mit Ihnen freut wie ich.«

»Prima«, sagte Daniel freundlich, obwohl sein Befremden noch größer geworden war. Er lehnte sich zurück, legte die Füße auf den Tisch und nahm das Telefon in die linke Hand, damit er mit dem Kugelschreiber in seiner rechten auf den Schreibtisch klopfen konnte. Spencer Wingates Reaktion auf seinen Anruf hatte ihn vollkommen überrumpelt und er war ein bisschen nervös. Immer wieder hörte er Stephanies Mahnungen, sich nicht mit diesen verrufenen, irregeleiteten Reproduktionsspezialisten einzulassen.

Aus einer Minute wurden fünf. Gerade, als Daniel sein inneres Gleichgewicht so weit wiedergefunden hatte, dass er sich zu fragen begann, ob er vielleicht aus Versehen aus der Leitung geworfen worden war, hörte er Wingates Stimme. Er war etwas außer Atem. »Okay, da bin ich wieder! Und du, Paul? Bist du auch da?«

»Ja, ich bin da«, sagte Paul Saunders. Offensichtlich benutzte er einen Anschluss in einem anderen Zimmer. Saunders hatte, im Gegensatz zu Wingate, eine eher tiefe Stimme mit einem für den Mittelwesten charakteristischen, nasalen Akzent. »Ich freue mich sehr, mit Ihnen sprechen zu dürfen, Daniel, wenn ich so frei sein darf.«

»Ganz wie Sie möchten«, erwiderte Daniel.

»Vielen Dank! Und, bitte, nennen Sie mich Paul. Zwischen Freunden und Kollegen bedarf es keiner Formalitäten. Lassen Sie mich gleich zu Anfang betonen, wie sehr ich mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen freue.«

»Das gilt für mich genauso«, ließ sich Spencer vernehmen. »Wahnsinn! Die gesamte Klinik freut sich auf Sie. Wann dürfen wir Sie erwarten?«

»Nun, das ist einer der Gründe für meinen Anruf«, sagte Daniel vage. Er wollte diplomatisch bleiben und kämpfte

gleichzeitig mit seiner enormen Neugier. »Aber zunächst würde ich gerne wissen, wie es kommt, dass Sie meinen Anruf erwartet haben?«

»Durch Ihren Kundschafter, oder wie Sie ihn sonst nennen mögen«, antwortete Spencer. »Wie hieß er noch mal, Paul?«

»Marlowe«, sagte Paul.

»Richtig! Bob Marlowe«, fuhr Spencer fort. »Als er mit der Besichtigung unserer Einrichtung fertig war, hat er gesagt, Sie würden uns in der darauf folgenden Woche anrufen. Natürlich waren wir enttäuscht, als wir nichts von Ihnen gehört haben. Aber das spielt jetzt, wo Sie sich gemeldet haben, wirklich keine Rolle mehr.«

»Wir sind sehr erfreut darüber, dass Sie unsere Einrichtung nutzen wollen«, sagte Paul. »Es wird uns eine Ehre sein, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, dass ich über Ihr Vorhaben spekuliere. Bob Marlowe hat sich zwar nicht konkret geäußert, aber ich gehe eigentlich davon aus, dass Sie Ihr geniales HTSR-Verfahren an einem Patienten ausprobieren wollen. Ich meine, aus welchem anderen Grund sollten Sie aus Boston weggehen, wo Ihnen ein eigenes Labor und hervorragende Krankenhäuser zur Verfügung stehen. Ist meine Annahme zutreffend?«

»Woher kennen Sie das HTSR-Verfahren?«, fragte Daniel. Er war sich gar nicht sicher, ob er jetzt schon über seine Pläne reden sollte.

»Wir haben Ihren hervorragenden Aufsatz in der *Nature* gelesen«, sagte Paul. »Brillant, einfach brilliant. Er hat mich in seiner Bedeutung für die gesamte Biowissenschaft an meine eigene Arbeit erinnert: *Die In-vitro-Reifung menschlicher Eizellen*. Haben Sie das zufällig gelesen?«

»Noch nicht«, antwortete Daniel, der sich weiterhin zur Höflichkeit zwang. »Wo ist der Aufsatz erschienen?«

»Im *Journal of Twenty-first Century Reproductive Technology*«, sagte Spencer.

»Diese Fachzeitschrift kenne ich gar nicht«, erwiderte Daniel. »Wer gibt sie heraus?«

»Wir selbst«, sagte Paul mit stolzer Stimme. »Direkt hier in der Wingate Clinic. Wir fühlen uns der Forschung genauso verpflichtet wie dem Krankenhausalltag.«

Daniel verdrehte die Augen. Die Veröffentlichung wissenschaftlicher Erkenntnisse im Selbstverlag, ohne dass andere Kollegen sie vorher einer kritischen Prüfung unterziehen konnten, war ein Widerspruch in sich. Er war beeindruckt, wie akkurat Butler mit seiner Charakterisierung dieser beiden Männer ins Schwarze getroffen hatte.

»Das HTSR-Verfahren ist noch niemals beim Menschen angewandt worden«, sagte Daniel und vermied nach wie vor eine direkte Antwort auf Pauls Frage.

»Das ist uns klar«, unterbrach Spencer. »Und das ist auch einer der vielen Gründe, weshalb wir begeistert wären, wenn das erste Mal hier bei uns stattfinden würde. An vorderster Front der Entwicklung zu stehen, das ist genau die Reputation, die die Wingate Clinic sich erarbeiten will.«

»Die FDA würde der Durchführung eines nicht offiziell anerkannten Verfahrens allerdings mit großer Skepsis begegnen«, sagte Daniel. »Und sie würde ihre Zustimmung garantiert verweigern.«

»Natürlich«, pflichtete Spencer ihm bei. »Wer wüsste das besser als wir.« Er lachte, und Paul fiel ein. »Aber hier auf den Bahamas hat die FDA keinerlei rechtliche Handhabe, und deshalb muss sie es auch nicht erfahren.«

»Falls ich vorhätte, das HTSR-Verfahren an einem Menschen zu erproben, dann müsste das unter absoluter Geheimhaltung geschehen«, sagte Daniel und gab damit zumindest indirekt sein Vorhaben zu. »Es dürfte auf keinen Fall etwas davon nach außen dringen und könnte daher natürlich auch nicht zu Werbezwecken eingesetzt werden.«

»Darüber sind wir uns vollkommen im Klaren«, sagte Paul. »Spencer wollte damit nicht sagen, dass wir uns sofort darauf stürzen würde.«

»Nein, um Himmels willen!«, flötete Spencer. »Ich würde es erst dann bekannt machen, wenn das Verfahren allgemein anerkannt ist.«

»Dann müsste ich mir aber das Recht vorbehalten, selbst zu bestimmen, wann dieser Zeitpunkt gekommen ist«, sagte Daniel. »Ich selbst werde diese Geschichte überhaupt nicht zu Werbezwecken für das HTSR-Verfahren einsetzen.«

»Nein?«, fragte Paul. »Ja, aber warum wollen Sie es dann überhaupt machen?«

»Ausschließlich aus persönlichen Gründen«, erwiderte Daniel. »Ich bin mir sicher, dass HTSR bei Menschen genauso gut wirkt wie bei Mäusen. Aber das muss ich auch an einem tatsächlichen Patienten beweisen, nur für mich, um die Kraft und die Ausdauer zu haben, mich gegen die Widerstände der politischen Rechten zu stemmen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, dass ich gerade gegen ein mögliches Verbot meines Verfahrens durch den Kongress kämpfe.«

Nun entstand eine peinliche Stille. Durch seine Forderung nach Geheimhaltung und den dadurch bedingten Wegfall der erhofften Werbewirkung hatte er einen der Beweggründe für die Kooperationsbereitschaft der Wingate Clinic zunichte gemacht. Verzweifelt suchte er nach einer Möglichkeit, diese Enttäuschung abzumildern. Als er gerade etwas sagen wollte und die Sache dadurch möglicherweise noch schlimmer gemacht hätte, unterbrach Spencer das Schweigen: »Ich denke, wir können Ihren Wunsch nach Geheimhaltung akzeptieren. Aber wenn wir in nächster Zukunft als Gegenwert für unsere Zusammenarbeit keine gesteigerte Werbewirkung erwarten können, an welche Gegenleistung hatten Sie denn gedacht?«

»Wir würden gerne dafür bezahlen«, sagte Daniel.

Nochmals Stille. Daniel wurde von einer Panikattacke erfasst. Die Verhandlungen liefen nicht gut und so erhöhte sich das Risiko, dass ihm die Wingate Clinic für Butlers Behandlung nicht zur Verfügung stand. Angesichts der äußerst knapp bemessenen Zeit konnte das schon das Ende des ganzen Projektes bedeuten. Daniel spürte, dass er noch etwas mehr anbieten musste. Da fiel ihm ein, was Butler in Bezug auf die Eitelkeit der beiden gesagt hatte. Er biss auf die Zähne und sagte: »Und dann, wenn die FDA das HTSR-Verfahren allgemein freigegeben hat, könnten wir gemeinsam einen Artikel über diesen Fall veröffentlichen.«

Daniel verzog das Gesicht. Die Vorstellung, mit solchen Idioten einen gemeinsamen Artikel zu verfassen, war schmerzhaft, auch wenn ihm klar war, dass er das unendlich weit hinauszögern konnte. Aber auch nach diesem Angebot dauerte das Schweigen an, und Daniels Panik wuchs. Er dachte daran, wie er selbst auf Butlers Wunsch, Blut vom Turiner Grabtuch zu verwenden, reagiert hatte, und schob diesen Leckerbissen nach. Dabei betonte er, dass der Patient darauf bestanden hatte. Daniel schlug sogar denselben Titel vor, den er Stephanie gegenüber im Scherz geäußert hatte.

»Na, das klingt aber nach einem Wahnsinnsartikel!«, ließ sich Paul plötzlich vernehmen. »Das gefällt mir! Wo würden wir veröffentlichen?«

»Egal«, sagte Daniel unbestimmt. »In *Science* oder *Nature*. Wo immer Sie wollen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das besonders schwierig wird.«

»Kann das HTSR-Verfahren mit Blut vom Turiner Grabtuch überhaupt funktionieren?«, wollte Spencer wissen. »Wenn ich mich recht entsinne, dann ist das Ding doch ungefähr fünfhundert Jahre alt.«

»Wie wär's denn mit ungefähr zweitausend Jahren?«, bemerkte Paul.

»Ist es denn nicht als Fälschung aus dem Mittelalter entlarvt worden?«, fragte Spencer.

»Wir wollen uns nicht in irgendwelche Streitereien über die Authentizität des Tuches verwickeln lassen«, sagte Daniel. »Für unsere Zwecke spielt das Alter jedenfalls keine Rolle. Wenn der Patient an seine Echtheit glauben möchte, dann soll er das ruhig tun.«

»Aber würde es auch praktisch funktionieren?«, hakte Spencer nach.

»Die DNA ist in jedem Fall nur in Fragmenten vorhanden, ob das Tuch nun fünfhundert oder zweitausend Jahre alt ist«, sagte Daniel. »Aber das dürfte kein Problem sein. Wir benötigen auch nur Fragmente, die unsere HTSR-Sonden sich herausuchen, sobald wir die Genfragmente mit Hilfe einer Polymerase-Kettenreaktion vervielfältigt haben. Wir bauen uns dann mit Hilfe von Enzymen die Gene, die wir benötigen. Das ist kein Problem.«

»Wie wäre es denn mit dem *New England Journal of Medicine*?«, schlug Paul vor. »Für die Klinik wäre das eine Sensation! Ich hätte wahrsinnig gerne einen Artikel in diesem arroganten Blatt.«

»Na klar«, sagte Daniel und zuckte bei der Vorstellung unwillkürlich zusammen. »Warum nicht?«

»So langsam gefällt mir die Vorstellung auch«, sagte Spencer. »Solch ein Artikel wäre pures Gold für die Medien. Es würde in jeder Zeitung stehen. Verdammt, ich sehe es schon richtiggehend vor mir: Sämtliche Nachrichtensprecher in allen Programmen werden darüber berichten.«

»Das mag ja alles sein«, sagte Daniel. »Aber bitte denken Sie daran, dass die ganze Angelegenheit bis zur Veröffentlichung dieses Artikels absolut vertraulich behandelt werden muss.«

»Das haben wir verstanden«, sagte Spencer.

»Wie wollen Sie denn eine Gewebeprobe vom Turiner Grabtuch bekommen?«, wollte Paul wissen. »Soviel ich weiß,

bewahrt die katholische Kirche es in einer Art futuristischem Gewölbe irgendwo in Italien auf.«

»Darum kümmern wir uns bereits«, sagte Daniel. »Man hat uns Unterstützung von höchster kirchlicher Ebene zugesagt.«

»Ich glaube, für so etwas muss man mit dem Papst persönlich bekannt sein!«, kommentierte Paul.

»Vielleicht sollten wir jetzt einmal über die Kosten reden.« Daniel wollte unbedingt das Thema wechseln, nachdem die Krise überwunden war. »Wir wollen schließlich nicht, dass irgendwelche Missverständnisse entstehen.«

»Welche Dienste wollen Sie denn in Anspruch nehmen?«, fragte Paul.

»Unser Patient hat Parkinson«, erläuterte Daniel. »Wir werden einen Operationssaal samt Personal sowie ein stereotaktisches Zielgerät benötigen.«

Paul sagte: »Einen OP haben wir, eine stereotaktische Ausrüstung nicht.«

»Aber das ist kein Problem«, schaltete sich Spencer ein. »Die könnten wir uns vom Princess Margaret Hospital ausleihen. Die bahamaische Regierung und die Ärzteschaft auf der Insel haben unseren Umzug hierher sehr gefördert. Ich bin mir sicher, dass sie uns gerne aushelfen würden. Wir sagen ihnen einfach nicht, was wir damit vorhaben.«

»Außerdem brauchen wir einen Neurochirurgen«, sagte Daniel. »Einen, der zur Diskretion in der Lage ist.«

»Ich glaube, auch das wird kein Problem sein«, sagte Spencer. »Ich kenne etliche auf der Insel, die meines Erachtens nicht ausgelastet sind. Ich bin mir sicher, dass wir da einen geeigneten finden. Ich weiß natürlich nicht genau, was so jemand kostet, aber ich kann Ihnen versichern, dass der Preis sehr viel niedriger liegt als in den Staaten. Ich würde schätzen, irgendwo zwischen zwei- und dreihundert Dollar.«

»Und die Vertraulichkeit wäre kein Problem?«, fragte Daniel.

»Das glaube ich nicht«, sagte Spencer. »Die suchen alle Arbeit. Seitdem sich immer weniger Touristen ein Moped mieten, hat sich auch die Zahl der Schädeltraumata deutlich reduziert. Ich weiß das, weil zwei der betroffenen Ärzte uns hier draußen aufgesucht und ihre Visitenkarten hinterlassen haben.«

»Klingt, als würden wir vom Glück verwöhnt«, sagte Daniel. »Abgesehen davon brauchen wir nur noch ein bisschen Platz in Ihrem Labor. Ich nehme doch an, dass Sie über ein Labor für die Reproduktionstätigkeiten verfügen, oder?«

»Sie werden Augen machen, wenn Sie unser Labor zu Gesicht bekommen«, sagte Paul stolz. »Es ist auf dem neuesten Stand der Entwicklung und viel mehr als ein reproduktionsmedizinisches Labor! Und abgesehen von meiner Wenigkeit stehen Ihnen etliche talentierte Laborassistentinnen zur Verfügung, die Erfahrung bei der Übertragung von Zellkernen haben und die alle gespannt darauf sind, das HTSR-Verfahren kennen zu lernen.«

»Wir benötigen kein Laborpersonal«, sagte Daniel. »Die Arbeit mit den Zellen erledigen wir selbst. Was wir aber auf jeden Fall noch brauchen, sind menschliche Eizellen. Könnten Sie uns unter Umständen einige zur Verfügung stellen?«

»Natürlich!«, sagte Paul. »Auf Eizellen sind wir spezialisiert, sie werden bald unser täglich Brot sein. Wir haben vor, in Zukunft ganz Nordamerika damit zu versorgen. Haben Sie eine zeitliche Vorstellung?«

»So schnell wie möglich«, sagte Daniel. »Es mag sich jetzt vielleicht zu optimistisch anhören, aber wir würden gerne in einem Monat operieren. Wir stehen unter einem gewissen Druck, da unser freiwilliger Patient uns nur ein schmales Zeitfenster zur Verfügung gestellt hat.«

»Da sehe ich keine Probleme«, sagte Paul. »Wir könnten Ihnen schon morgen Eizellen besorgen!«

»Tatsächlich?«, fragte Daniel. Das war fast zu schön, um wahr zu sein.

»Jederzeit«, sagte Paul und fügte lachend hinzu: »Auch an Feiertagen!«

»Ich bin beeindruckt«, sagte Daniel ernsthaft. »Und erleichtert. Ich hatte schon Sorge, dass die Suche nach den Eizellen uns aufhalten würde. Und damit wären wir wieder bei den Kosten.«

»Wir haben, abgesehen von den Eizellen, keine Ahnung, was wir in so einem Fall verlangen sollen«, sagte Spencer. »Um ehrlich zu sein, wir hätten nie gedacht, dass unsere Klinik einmal von jemand anderem benutzt werden könnte. Machen wir es nicht unnötig kompliziert: Wie wäre es mit zwanzigtausend für die Benutzung des Operationssaals einschließlich Personal und zwanzigtausend pauschal für das Labor?«

»Einverstanden«, sagte Daniel. »Und die Eizellen?«

»Fünfhundert das Stück«, sagte Paul. »Für jede einzelne garantieren wir mindestens fünf Teilungen, ansonsten wird sie ersetzt.«

»Das klingt fair«, erwiderte Daniel. »Aber sie müssen frisch sein!«

»So frisch wie der helle Tag«, sagte Paul. »Wann dürfen wir Sie erwarten?«

»Ich melde mich später noch einmal, vielleicht auch erst heute Abend oder spätestens morgen«, sagte Daniel. »Wir müssen uns wirklich beeilen.«

»Wir erwarten Sie«, sagte Spencer.

Langsam legte Daniel den Hörer auf die Gabel. Als er sicher und fest da lag, stieß er hörbar seufzend den Atem aus. Er spürte deutlich, dass CURE, das HTSR-Verfahren und sein eigenes Schicksal, ungeachtet der Rückschläge der unmittelbaren Vergangenheit, wieder auf Kurs waren!

Dr. Spencer Wingate ließ seine gebräunte Hand nach Beendigung des Gesprächs auf dem Hörer liegen und ließ sich das Telefonat mit Dr. Lowell noch einmal durch den Kopf gehen. Es war nicht so gut gelaufen, wie er erwartet oder gar gehofft hatte, und er war enttäuscht. Als vor zwei Wochen plötzlich und unerwartet die Möglichkeit im Raum gestanden hatte, dass der berühmte Wissenschaftler die Wingate Clinic nutzen wollte, da hatte er noch an die Vorsehung geglaubt, da sie nach achtmonatigen Bauarbeiten und ebenso langem Chaos – gerade die Klinik eröffnet hatten. Eine professionelle Verbindung zu einem Mann, der nach Pauls Worten für den Nobelpreis in Frage kommen konnte, wäre eine wunderbare Möglichkeit gewesen, der Welt zu zeigen, dass Wingate nach dem bedauerlichen Durcheinander in Massachusetts im vergangenen Mai wieder im Geschäft war. Aber so wie es jetzt aussah, konnte man der Welt gar nichts zeigen. Vierzigtausend Dollar waren schön und gut, aber im Vergleich zu den Unsummen, die sie gerade für den Bau und die Ausstattung der Klinik hingelegt hatten, war es nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Spencers Bürotür stand immer noch einen Spaltbreit offen, weil er, nachdem er seinen Stellvertreter gefunden hatte, möglichst schnell wieder an seinen Schreibtisch gehastet war. Jetzt wurde sie ganz aufgestoßen. Die Öffnung wurde von Dr. Paul Saunders' kleinem, quadratischem Körper ausgefüllt. Ein breites Lächeln ließ seine ebenfalls quadratischen Zähne mit den großen Zwischenräumen sehen. Er teilte Spencers Enttäuschung offensichtlich nicht.

»Ist denn das die Möglichkeit?«, platzte Paul hervor. »Wir kriegen einen Artikel im *New England Journal of Medicine*!« Er warf sich in einen Sessel, der gegenüber von Spencers Schreibtisch stand, und stieß immer wieder die geballten Fäuste in die Luft, als hätte er gerade eine Etappe der Tour de France gewonnen. »Und was für einen: ›Die Wingate Clinic,

das Turiner Grabtuch und das HTSR-Verfahren ermöglichen erstmalig die Heilung der Parkinson-Krankheit beim Menschen«. Das wird fantastisch! Die Leute werden uns die Türe einrennen!«

Spencer lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Er betrachtete den Leiter der Forschungsabteilung – ein Titel, auf den Paul bestanden hatte – mit einer gewissen Herablassung. Paul arbeitete hart und er hatte eine Vision, aber oft war er ein bisschen zu überschwänglich. Dafür fehlte ihm der Sinn fürs Praktische, den man brauchte, um ein Geschäft vernünftig zu führen. So hatte er zum Beispiel ihre vorherige Klinik in Massachusetts in den Ruin getrieben. Wenn Spencer die Klinik nicht bis über beide Ohren verschuldet und den größten Teil der finanziellen Reserven außer Landes geschafft hätte, dann hätte das das Ende bedeutet.

»Wieso bist du dir so sicher, dass dieser Artikel überhaupt zustande kommt?«, fragte Spencer.

Pauls Gesicht verdunkelte sich. »Was redest du da? Das haben wir doch gerade eben am Telefon besprochen, sogar den Titel, zusammen mit Daniel. Er hat es sogar selber vorgeschlagen.«

»Es war sein Vorschlag, da hast du Recht, aber wie können wir sicher sein, dass es auch dazu kommt? Falls ja, dann wäre das wirklich großartig, da hast du Recht, aber er könnte das Ganze auch immer wieder auf die lange Bank schieben.«

»Warum sollte er das tun?«

»Ich weiß auch nicht, aber aus irgendeinem Grund ist ihm die Geheimhaltung besonders wichtig, und ein Artikel würde sie zunichte machen. Freiwillig wird er nichts darüber veröffentlichen, zumindest nicht so früh, dass wir etwas davon haben, und wenn wir den Artikel ohne ihn schreiben, dann streitet er wahrscheinlich jede Beteiligung ab. Und dann wäre auch niemand bereit, ihn zu drucken.«

»Da hast du Recht«, stimmte Paul zu.

Die beiden Männer schauten einander über Spencers Schreibtisch hinweg an. Ein Düsenflugzeug im Anflug auf den Nassau International Airport donnerte über sie hinweg.

Die Klinik lag ein Stück westlich des Flughafens, auf einem trockenen, stoppeligen Stück Land. Irgendwo anders hätten sie sich ein eingezäuntes Gelände von ausreichender Größe nicht leisten können.

»Was hältst du denn von dieser Sache mit dem Turiner Grabtuch? Ob er die Wahrheit gesagt hat?«, fragte Paul.

»Das weiß ich auch nicht«, meinte Spencer. »Irgendwie kommt es mir merkwürdig vor, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Aber andererseits finde ich die Idee faszinierend.«

»Versteh mich nicht falsch«, sagte Spencer. »Die Idee ist sicherlich reizvoll und eine Riesensache für einen wissenschaftlichen Artikel, genauso wie für die internationalen Nachrichtensendungen. Aber wenn wir einmal alle Fakten zusammen betrachten, einschließlich der Geheimhaltung, dann kommt mir das alles irgendwie dubios vor. Ich meine, hast du ihm seine Erklärung abgenommen, wieso er sich die ganze Mühe macht?«

»Du meinst, dass er sich selbst die Wirksamkeit des HTSR-Verfahrens beweisen will?«

»Genau.«

»Nicht hundertprozentig, obwohl es stimmt, dass im US-Kongress gerade über das Verbot des HTSR-Verfahrens diskutiert wird. Aber jetzt, wo du es sagst... er hat die Summen, die du genannt hast, ein bisschen zu schnell akzeptiert, als würde Geld keine Rolle spielen.«

»Da sind wir völlig einer Meinung«, sagte Spencer. »Ich hatte überhaupt keine Vorstellung, was ich verlangen sollte, und habe einfach ein paar Zahlen aus der Luft gegriffen. Eigentlich hatte ich erwartet, dass er mir ein Gegenangebot

macht. Verdammt, ich hätte gleich das Doppelte verlangen sollen, so schnell, wie er einverstanden war.«

»Also, was meinst du?«

»Ich glaube, der entscheidende Punkt ist die Identität des Patienten«, sagte Spencer. »Mir fällt sonst nichts anderes ein.«

»Wer könnte es denn sein?«

»Ich weiß nicht«, sagte Spencer. »Aber wenn ich raten müsste, dann würde ich als Erstes auf ein Familienmitglied tippen. Und als Zweites auf jemanden mit Geld, mit viel Geld, wahrscheinlich sogar reich und berühmt, ja, ich glaube, das ist es!«

»Reich!«, wiederholte Paul. Ein leichtes Lächeln zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. »In dem Fall wäre eine erfolgreiche Behandlung Millionen wert.«

»Stimmt genau. Und deshalb denke ich, wir sollten uns weiter an die Reich-und-berühmt-Hypothese halten. Wieso sollte Daniel Lowell unter Umständen Millionen einsacken, während wir mit läppischen vierzigtausend abgespeist werden!«

»Und das heißt, wir müssen die Identität des freiwilligen Patienten herausfinden.«

»Ich hatte natürlich gehofft, dass du die Sache genauso siehst wie ich. Aber gleichzeitig hatte ich befürchtet, dass es dir vielleicht reicht, mit einem so renommierten Forscher zusammenzuarbeiten.«

»Nein, verdammt!«, stieß Paul hervor. »Nicht, wenn wir damit keine Werbung machen können. Und außerdem hat er gesagt, sie würden die Arbeit mit den Zellen selbst erledigen. Das bedeutet ja, dass wir nicht einmal eine Einführung in das HTSR-Verfahren bekommen. Ursprünglich habe ich aber fest damit gerechnet, und das will ich auch nicht so einfach aufgeben. Also sag ihm doch bitte, wenn er das nächste Mal anruft, dass das ein Teil der Abmachung werden muss.«

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte Spencer. »Darüber hinaus sage ich ihm, dass wir die Hälfte des Geldes als Vorschuss haben wollen.«

»Und, dass wir bei der Vergabe der Lizenzen für das HTSR-Verfahren besonders berücksichtigt werden wollen.«

»Das ist eine gute Idee«, meinte Spencer. »Ich werde sehen, was ich tun kann, um die Grundlagen neu zu verhandeln, ohne das Honorar zu erhöhen. Ich will ihn ja nicht verschrecken. Wie wäre es, wenn du in der Zwischenzeit versuchst, hinter die Identität des Patienten zu kommen? So was kannst du einfach besser als ich.«

»Ich verstehe das als Kompliment.«

»So war es auch gemeint.«

Paul stand auf. »Ich setze den Leiter unserer Sicherheitsabteilung darauf an. Kurt Hermann liebt solche Aufträge.«

»Sag dem unehrenhaft entlassenen Elitesoldaten oder was er früher mal war aber, dass er dabei so wenig Leute wie möglich umbringen soll. Wir haben so viel Geld und Mühe investiert, wir sollten uns unseren wohlwollenden Empfang auf der Insel nicht kaputtmachen.«

Paul lachte. »Eigentlich geht er sehr vorsichtig und behutsam vor.«

»Da habe ich aber einen anderen Eindruck«, sagte Spencer. Er reckte die offenen Hände hoch, um jeden Streit im Keim zu ersticken. »Ich glaube nicht, dass die Huren, die er auf Okinawa umgelegt hat, ihn als behutsam beschreiben würden, und auch in Massachusetts – da war er immerhin schon unser Angestellter – hat er sich ein bisschen brutal benommen, aber das hatten wir ja alles schon. Ich gebe zu, dass er das, was er macht, gut macht. Deshalb steht er ja auch immer noch auf unserer Gehaltsliste. Tu mir einfach den Gefallen und sag ihm, er soll sich zurückhalten. Mehr verlange ich gar nicht.«

»Mit dem größten Vergnügen.« Paul stand auf. »Aber du solltest bedenken, dass weder wir noch Kurt Hermann in die Staaten zurückkehren können. Daher kann er vermutlich erst dann entscheidend eingreifen, wenn Daniel, sein Team und der Patient hier eingetroffen sind.«

»Ich erwarte keine Wunder«, sagte Spencer.

KAPITEL 7

Freitag, 22. Februar 2002, 16.45 Uhr

Die gezackte Skyline von Manhattan hob sich wie ein Sägeblatt gegen den dunkler werdenden Winterhimmel ab, als der Direktflug Washington – New York in die letzte Kurve vor dem Flughafen La Guardia einschwenkte. Die Lichter der wild wuchernden, pulsierenden Stadt blinkten wie Juwelen in der aufsteigenden Finsternis. Wie beleuchtete Perlenketten spannten sich die Glühbirnen an den zahlreichen Hängebrücken zwischen hoch aufragenden Pfeilern. Die sanft wogenden Scheinwerfer auf dem Franklin-D.-Roosevelt-Drive erinnerten an diamantene Schnüre, die Rücklichter an Rubine. Und das fröhlich geschmückte Kreuzfahrtschiff, das lautlos an seinen Liegeplatz am Hudson River glitt, sah aus wie eine Brosche.

Carol Manning wandte den Blick vom Fenster und von der reizvollen Szenerie und ließ ihn durch das Innere des Flugzeugs wandern. Es wurde nicht gesprochen. Unbeeindruckt von dem majestätischen Anblick waren die Insassen alle mit ihren Zeitungen, Arbeitsunterlagen oder Laptops beschäftigt. Carols Blick wanderte zum Senator, der neben ihr direkt am Mittelgang saß. Auch er las. In seinen unförmigen Händen hielt er einen Stapel mit Papieren, die er Dawn Shackelton aus der Hand gerissen hatte, als er und Carol aus dem Büro gestürmt waren, in der Hoffnung, den Fünfzehn-Uhr-dreißig-Flug noch zu bekommen. Sie hatten es in allerletzter Sekunde geschafft.

Heute Morgen hatte Carol auf Ashleys Drängen hin einen der persönlichen Sekretäre des Kardinals angerufen und um ein spontanes Treffen für diesen Nachmittag gebeten. Sie sollte

sagen, es handele sich um eine dringende Angelegenheit, würde aber höchstens fünfzehn Minuten in Anspruch nehmen. Father Maloney hatte geantwortet, er wolle sehen, was er tun könne, da der Kardinal eigentlich ausgebucht sei. Aber nach einer knappen Stunde hatte er zurückgerufen und ausgerichtet, der Kardinal habe zwischen halb sechs und halb sieben, zwischen der offiziellen Begrüßung eines zu Besuch in den Staaten weilenden italienischen Kardinals und einem Abendessen mit dem Bürgermeister, Zeit für den Senator. Carol hatte zugesagt.

Angesichts der Umstände – die Hetzerei zum Flugzeug und die Befürchtungen bezüglich des Verkehrs in New York – war Carol unweigerlich beeindruckt von Ashleys offensichtlicher Gelassenheit. Natürlich war es ihre Aufgabe, ihm möglichst alle Schwierigkeiten vom Leib zu halten, aber wenn ihre Rollen vertauscht wären, wenn ihr bevorstände, was ihm möglicherweise bevorstand, sie hätte gewaltige Angst, wahrscheinlich könnte sie sich nicht einmal mehr konzentrieren. Das war bei Ashley ganz anders! Zwar zitterten die Blätter seiner Aufzeichnungen etwas, aber dennoch wurden sie in gleichmäßigem Tempo durchgesehen und nach hinten gesteckt. Seine legendäre Lesefähigkeit hatte offensichtlich weder unter seiner Krankheit noch unter den Ereignissen der vergangenen vierundzwanzig Stunden gelitten.

Carol räusperte sich. »Herr Senator, je mehr ich über diese Geschichte nachdenke, desto mehr überrascht es mich, dass Sie mich nicht nach meiner Meinung gefragt haben. Sonst fragen Sie mich doch fast immer.«

Ashley drehte den Kopf und schaute sie über den Rand seiner dicken, bis auf die äußerste Nasenspitze gerutschten Brille hinweg an. Seine breite Stirn hatte sich in herablassende Falten gelegt. »Carol, meine Liebe«, fing er an. »Sie brauchen mir Ihre Meinung nicht zu verraten. Wie gestern Abend bereits angedeutet, ist sie mir sehr wohl bewusst.«

»Ich hoffe, es ist Ihnen klar, dass ich das Risiko, das mit einer solchen Behandlungsmethode verbunden ist, für zu hoch halte.«

»Ich weiß Ihre Besorgnis zu schätzen, egal, welche Motivation dahinter steckt, aber mein Entschluss steht fest.«

»Aber damit machen Sie sich zu einem Versuchskaninchen. Sie wissen doch gar nicht, wie das Ganze ausgehen wird.«

»Das mag sein, aber wenn ich im Bewusstsein meiner fortschreitenden und unheilbaren, neurologisch degenerativen Krankheit nichts unternehme, dann weiß ich sehr genau, wie das Ganze ausgehen wird. Mein Daddy hat immer gepredigt, dass der Herr im Himmel denjenigen hilft, die sich selbst helfen. Ich war mein ganzes Leben lang ein Kämpfer, und das wird sich jetzt mit Sicherheit nicht ändern. Ich trete nicht mit einem Winseln ab. Ich werde um mich schlagen und kreischen wie eine Katze, die man in einen Sack gesteckt hat.«

»Und was, wenn der Kardinal Ihr Vorhaben ablehnt?«

»Eine solche Reaktion ist kaum zu erwarten, da ich nicht im Entferntesten beabsichtige, den Kardinal über meine Intentionen zu unterrichten.«

»Aber warum fliegen Sie dann hierher?«, sagte Carol in fast schon verärgertem Ton. »Ich hatte gehofft, dass Seine Eminenz Sie im Verlauf des Gesprächs vielleicht zur Vernunft bringen könnte.«

»Wir unternehmen diese Pilgerreise zum Machtzentrum des nordamerikanischen Katholizismus nicht etwa, um Rat zu suchen, sondern lediglich, um uns ein Stück des Turiner Grabtuchs zu sichern, als Schutz und Hoffnung gegen die Unwägbarkeiten der bevorstehenden Behandlung.«

»Aber wie wollen Sie das ohne Begründung schaffen?«

Ashley hob die Hand wie ein Redner, der eine unruhige Menge zum Schweigen bringen möchte. »Genug, meine liebe Carol, sonst werden Sie mir lästig, anstatt mir eine Stütze zu

sein.« Das Flugzeug befand sich kurz vor der Landung und er wandte sich wieder seinen Papieren zu.

Nach dieser schroffen Abfuhr schoss Carol die Hitze ins Gesicht. Immer öfter wurde sie auf solch degradierende Weise behandelt, und immer öfter wurde sie wütend darüber. Aus Furcht, dass ihre Gefühle sich auf ihrem Gesicht widerspiegelten, schaute sie wieder zum Fenster hinaus.

Auch während das Flugzeug auf den Terminal zurollte, schaute Carol weiter nach draußen. Angesichts des Mülls und der schmutzig grauen Schneewehen entlang des Rollfeldes wirkte New York nun nicht mehr wie ein Juwel. Passend zu der düsteren, trostlosen Szenerie grübelte sie über ihre widersprüchlichen Empfindungen und ihre Schuldgefühle hinsichtlich Ashleys Vorhaben nach. Einerseits machte ihr der experimentelle Charakter der geplanten Behandlung zu Recht Sorge, andererseits bestand aber durchaus die Möglichkeit, dass sie erfolgreich war. Nach der Diagnose hatte sie zunächst das angebrachte Mitleid empfunden, aber im Lauf des vergangenen Jahres hatte sie begonnen, darin auch ihre eigene Chance zu sehen. Und jetzt kämpfte die Angst vor einem schlechten Ausgang mit der Angst vor einem guten Ausgang, auch wenn sie sich das nicht recht eingestehen konnte. Irgendwie fühlte sie sich wie Brutus, und Ashley war Caesar.

Das Umsteigen vom Flugzeug in die Limousine, die Carol organisiert hatte, klappte reibungslos. Aber eine Dreiviertelstunde später standen sie hoffnungslos eingekellt im Stau auf dem Franklin-D.-Roosevelt-Drive, wo der Verkehr zum Stillstand gekommen war, seitdem sie darüber hinweggeflogen waren.

Ashley war verärgert angesichts der Verzögerung, warf seine Papiere beiseite und schaltete die Leselampe aus. Im Innenraum des Chevrolet Sedan herrschte wieder Dunkelheit. »Wir verpassen unsere Chance«, knurrte er ohne die Spur eines Akzents.

»Es tut mir Leid«, sagte Carol, als wäre es ihre Schuld.

Nach fünf Minuten absoluten Stillstands und einer Serie von Kraftausdrücken aus Ashleys Mund geriet der Verkehr wie durch ein Wunder wieder in Bewegung. »Dem Herrn im Himmel sei Dank auch für die kleinen Gaben«, ließ Ashley sich vernehmen.

Der Fahrer nahm die Abfahrt zur 96. Straße und gelangte von dort geschickt über Schleichwege in die Innenstadt. So konnte er den Senator und seine Assistentin vier Minuten vor dem Termin bei der Residenz des Erzbischofs an der Kreuzung von Madison Avenue und 50. Straße absetzen. Er wurde angewiesen, um den Block zu fahren, da sie innerhalb der nächsten Stunde wieder zurück zum Flughafen wollten.

Carol war noch nie hier gewesen. Sie betrachtete das unauffällige, dreistöckige, mit grauen Schieferschindeln verkleidete Gebäude, das sich im Schatten der Wolkenkratzer duckte. Es ragte direkt aus dem Bürgersteig empor, ohne dass ein Grasstreifen seine Strenge abgemildert hätte. Ein paar prosaische Fensterklimaanlagen verschandelten die Fassade ebenso wie die massiven Eisengitter im Erdgeschoss, die eher an ein kleines Gefängnis als an eine Residenz erinnerten. Einzig ein Stück belgischer Spitze hinter einem der Fenster lockerte diesen Eindruck etwas auf.

Ashley stieg die steinerne Treppe empor und zog an der polierten Bronzeklingel. Sie mussten nicht lange warten. Ein groß gewachsener, hagerer Priester mit einer auffallend römischen Nase und kurz geschorenem rotem Haar öffnete ihnen die schwere Tür. Er trug einen schwarzen Priesteranzug mit weißem Priesterkragen.

»Guten Abend, Herr Senator.«

»Ihnen ebenso, Father Maloney«, sagte Ashley beim Eintreten. »Ich hoffe, wir kommen zur rechten Zeit.«

»Absolut«, gab Father Maloney zur Antwort. »Ich habe den Auftrag, Sie und Ihre Assistentin in das private Studierzimmer

Seiner Eminenz zu geleiten. Er wird sich sofort zu Ihnen gesellen.«

Das Studierzimmer war ein spartanisch möblierter Raum im ersten Stock. Der einzige Schmuck bestand in einem offiziellen gerahmten Foto von Papst Johannes Paul II. sowie einer zierlichen Statue der Heiligen Mutter Gottes aus reinstem, weißem Carraramarmor. Kein Teppich lag auf dem Holzfußboden, sodass Carols Absätze bei jedem Schritt auf der polierten Oberfläche deutlich zu hören waren. Father Maloney zog sich leise zurück und machte die Tür hinter sich zu.

»Ziemlich schmucklos«, bemerkte Carol. Abgesehen von einer kleinen, betagten Ledercouch, einem dazu passenden Ledersessel, einem Gebetpult und einem bescheidenen Schreibtisch mit einem dazugehörigen Holzstuhl mit steiler Lehne gab es keine Möbel.

»Der Kardinal möchte seine Besucher gerne denken lassen, dass er an materiellen Dingen kein Interesse hat«, sagte Ashley, während er sich auf dem rissigen Sessel niederließ. »Aber das weiß ich besser.«

Carol saß steif auf dem Rand der Couch, die Beine seitlich angezogen. Ashley hingegen hatte sich entspannt zurückgelehnt, als wäre er zu Besuch bei Verwandten. Er schlug ein Bein über das andere und entblößte dabei eine schwarze Socke sowie ein blässlich weißes Stück Wade.

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür erneut und Kardinal James O'Rourke trat ein, gefolgt von Father Maloney, der die Tür hinter ihnen wieder ins Schloss zog. Der Kardinal war in seine Amtstracht gekleidet. Über den schwarzen Hosen und dem weißen Hemd mit Bündchen trug er einen schwarzen Talar, der mit kardinalsroten Kordeln und Knöpfen verziert war. Um die Hüfte war eine breite, rote Schärpe geschlungen. Auf dem Kopf trug er ein kardinalsrotes Zucchettohütchen und um den Hals hing ein mit Juwelen besetztes, silbernes Kreuz.

Carol und Ashley erhoben sich. Carol war beeindruckt von der pompösen Aufmachung des Kardinals, die durch die Kargheit des Zimmers noch augenfälliger wurde. Aber nachdem sie aufgestanden war, merkte sie, dass der mächtige Kirchenfürst kleiner war als sie selbst mit ihren eins achtundsechzig. Und im Vergleich zu Ashley, der selbst keineswegs groß war, wirkte er ausgesprochen klein und plump. Trotz seiner prachtvollen Ausstattung verlieh ihm sein gütiges Lächeln das Aussehen eines demütigen Priesters mit weicher, fleckenloser, aufgedunsener Haut, leuchtend roten Wangen und rundlichen, freundlichen Zügen. Sein scharfer Blick verriet jedoch etwas anderes und stimmte eher mit dem überein, was Carol über den mächtigen Kirchenmann wusste. In ihm spiegelte sich ein exzellenter und gerissener Verstand.

»Herr Senator«, sagte der Kardinal, und seine Stimme entsprach dabei seinem bewusst demütigen Auftreten. Er streckte ihm eine kraftlose Hand entgegen.

»Euer Eminenz«, erwiderte Ashley und kramte seinen herzlichsten Südstaatenakzent hervor. Er drückte die Hand des Kardinals mehr, als dass er sie schüttelte, und vermied es entschieden, seinen Ring zu küssen. »Es ist mir eine große Freude. Ich weiß, welchem Termindruck Sie sich ausgesetzt sehen, und bin deshalb mehr als dankbar dafür, dass Sie die Zeit gefunden haben, sich so kurzfristig mit mir einfachem Burschen vom Lande zu treffen.«

»Ach was, Herr Senator«, wehrte der Kardinal ab. »Es ist mir wie immer ein Vergnügen, Sie zu sehen. Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

Ashley setzte sich und nahm seine vorherige Haltung wieder ein.

Carol wurde erneut rot. Ignoriert zu werden war genauso unangenehm, wie abgewiesen zu werden. Sie war fest davon ausgegangen, dass sie vorgestellt wurde, zumal der Kardinal ihr einen Blick mit einem leisen, fragenden Zucken seiner

Augenbrauen zugeworfen hatte. Sie ließ sich in eine sitzende Position zurücksinken, während der Kardinal den grob geflochtenen Stuhl vom kleinen Schreibtisch herübertrug. Father Maloney stand schweigend an der Tür.

»Ich glaube, in Anbetracht unserer knapp bemessenen Zeit sollte ich direkt zur Sache kommen.«

Carol fühlte sich merkwürdig unsichtbar und beobachtete die beiden Männer, die neben ihr saßen. Mit einem Mal erkannte sie, wie ähnlich sie einander waren, trotz ihrer unterschiedlichen Erscheinung und weit über das ihnen gemeinsame fleißige und zugleich fordernde Wesen hinaus. Beide hatten sie erkannt, dass ein Verwischen der Grenze zwischen Staat und Kirche ihren jeweiligen Interessen dienlich sein konnte. Beide waren sie meisterhafte Schmeichler und pflegten persönliche Verbindungen zu anderen Menschen, um mit ihnen Gefälligkeiten zum beiderseitigen Nutzen auszutauschen. Beide verbargen sie hinter ihrer äußeren Erscheinung – dem demütigen Priester im Fall des Kardinals, dem naiven Burschen vom Lande im Fall des Senators – eine rücksichtslose, berechnende Persönlichkeit mit einem eisernen Willen.

»Der direkte Weg ist immer der beste«, sagte James. Er saß aufrecht da, die pummeligen Hände um das Zucchettohütchen gelegt, das er von seinem fast kahlen Kopf genommen hatte.

Carol erschienen sie wie zwei Gladiatoren, die einander argwöhnisch umkreisten.

»Es hat mir unendlichen Kummer bereitet, mit ansehen zu müssen, wie die katholische Kirche von allen Seiten unter Beschuss geraten ist«, fuhr Ashley fort. »Dieser neuerliche Sexskandal hatte seinen Preis, dazu die Uneinigkeit in den eigenen Reihen und ein kränkelder, gealterter Führer in Rom. Ich habe manche Nacht wach gelegen und nach einer Möglichkeit gesucht, wie ich ihr vielleicht dienen könnte.«

Carol musste sich zusammenreißen, um nicht die Augen zu verdrehen. Sie war nur allzu vertraut mit den wahren Gefühlen des Senators in Bezug auf die katholische Kirche. Als fundamentalistischer Protestant hatte er nur wenig für hierarchisch strukturierte Religionen übrig, und aus seiner Sicht war die katholische Kirche die hierarchischste von allen.

»Ich weiß Ihr Mitgefühl zu schätzen«, entgegnete James. »Im Anschluss an die Tragödie vom elften September habe ich mir um den Kongress der Vereinigten Staaten ähnliche Sorgen gemacht. Auch ich habe mir überlegt, wie ich wohl am besten helfen könnte.«

»Als moralisches Vorbild sind Sie uns eine konstante Hilfe«, sagte Ashley.

»Ich würde gerne noch mehr tun«, sagte James.

»Ich mache mir Sorgen darüber, dass es ein paar wenigen Priestern mit einer gestörten psychosexuellen Entwicklung gelungen ist, die gesamte Organisation, die doch eigentlich dem Wohle der Menschen dient, in finanzielle Schwierigkeiten zu stürzen. Daher wäre ich bereit, als Gegenleistung für einen kleinen Gefallen, eine Gesetzesvorlage einzubringen, die die strafrechtliche Haftbarkeit für anerkannt wohltätige Organisationen – wofür die katholische Kirche ein leuchtendes Beispiel ist – begrenzt.«

Das sich anschließende Schweigen dauerte etliche Minuten. Zum ersten Mal wurde sich Carol des Tickens der kleinen Uhr auf dem Schreibtisch und der entfernten Verkehrsräusche bewusst, die von der Madison Avenue hereindrangen. Sie beobachtete das Gesicht des Kardinals. Sein Ausdruck blieb unverändert.

»Ein solches Gesetz wäre uns in der augenblicklichen Krise eine große Hilfe«, sagte James schließlich.

»So schrecklich jeder einzelne Fall eines sexuellen Missbrauchs auch für das Opfer ist, so sollten wir nicht all diejenigen, die im Blick auf ihre Gesundheit, ihre Ausbildung

oder ihre spirituellen Bedürfnisse auf die Kirche angewiesen sind, ebenfalls zu Opfern machen. Wie pflegte meine Mama immer zu sagen: Wir sollten das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.«

»Wie stünden die Chancen, dass solch eine Gesetzesvorlage verabschiedet würde?«

»Mit meiner ungeteilten Unterstützung, die ich mit Sicherheit zusagen kann, denke ich, dass die Chancen bei über fünfzig Prozent liegen. Und was den Präsidenten betrifft... Ich denke, er würde nur zu gerne ein solches Gesetz unterzeichnen. Er ist ein Mann von tiefem Glauben, der um die Notwendigkeit religiöser Wohlfahrtseinrichtungen weiß.«

»Ich bin mir sicher, dass der Heilige Vater Ihre Unterstützung zu würdigen wüsste.«

»Ich bin ein Diener des Volkes«, sagte Ashley, »aller Rassen und aller Religionen.«

»Sie haben da einen kleinen Gefallen erwähnt«, sagte James. »Sollte ich jetzt vielleicht erfahren, worum es sich dabei handelt?«

»Oh, das ist nur eine Kleinigkeit«, meinte Ashley. »Es geht mir dabei hauptsächlich um das Andenken an meine Mutter. Sie war katholisch. Habe ich das jemals erwähnt?«

»Ich glaube nicht«, sagte James.

Wieder wurde Carol an das Bild zweier Schwertkämpfer erinnert, die sich nach parierten Hieben erneut in Position stellten.

»So katholisch wie nur irgend möglich«, sagte Ashley. »Sie stammte aus der alten Heimat, unweit von Dublin, und war eine sehr gläubige Frau.«

»Ihren Worten entnehme ich, dass sie zu ihrem Schöpfer heimgegangen ist?«

»Leider ja«, sagte Ashley. Er zögerte einen Augenblick, als hätte er einen Frosch im Hals. »Das ist schon etliche Jahre her,

Gott segne sie, sie starb, als ich kaum größer als ein Grashüpfer war.«

Carol kannte die Geschichte. Eines Abends hatte sie nach einer langen Senatssitzung zusammen mit dem Senator eine Bar in der Nähe des Capitols besucht. Nach ein paar Gläsern Bourbon war der Senator ausgesprochen redselig geworden und hatte ihr die traurige Geschichte vom Tod seiner Mutter erzählt. Ashley war damals neun Jahre alt gewesen. Sie war irgendwo in einem Hinterzimmer an den Folgen einer Abtreibung mit unsterilen Instrumenten gestorben. Die Ironie bei dieser Geschichte war, dass sie sich für die Abtreibung entschieden hatte, weil sie nach Komplikationen bei der Geburt ihres neunten Kindes befürchtet hatte, die zehnte Geburt nicht zu überleben. Ashleys Feuer-und-Schwefel-Vater war außer sich vor Zorn gewesen und hatte seinen Kindern sowie der ganzen Gemeinde verkündet, dass diese Frau auf ewig in der Verdammnis der Hölle schmoren würde.

»Soll ich eine Messe für ihre Seele abhalten?«, fragte James.

»Das wäre sehr großzügig«, sagte Ashley, »aber es ist nicht ganz das, was ich im Kopf hatte. Ich weiß noch wie heute, wie ich auf ihrem Schoß gesessen und all den herrlichen Dingen gelauscht habe, die sie mir über die katholische Kirche erzählt hat. Insbesondere erinnere ich mich an die Erzählungen über das wundersame Grabtuch von Turin, das in ihrem Herzen einen speziellen Platz innehatte.«

Zum ersten Mal zeigte sich eine Veränderung im Gesicht des Kardinals. Nur minimal zwar, aber Carol erkannte, dass er überrascht war.

»Das Grabtuch gilt als die heiligste aller Reliquien«, sagte James.

»Das habe ich nicht anders erwartet«, sagte Ashley.

»Der Heilige Vater selbst hat inoffiziell bestätigt, dass er glaubt, dass es sich dabei um das Grabtuch Jesu Christi handelt.«

»Ich bin froh, den Glauben meiner Mutter auf diese Weise bestätigt zu sehen«, sagte Ashley. »Zu Ehren meiner Mutter habe ich während all der Jahre als unbedeutender Beobachter die Vorgänge um das Grabtuch verfolgt. Daher weiß ich, dass eine Reihe von Gewebeproben davon genommen wurden, die zum Teil zu Testzwecken verwendet wurden, zum Teil aber auch nicht. Außerdem weiß ich, dass die unbenutzten Proben nach dem Ergebnis der C-14-Datierung wieder zurückgerufen wurden. Was ich gerne von Ihnen hätte, ist eine klitze...«, Ashley quetschte zum Untersteichen seiner Aussage Daumen und Zeigefinger zusammen, »... klitzekleine zurückgerufene Probe einer mit Blut getränkten Faser.«

Der Kardinal ließ sich gegen die Stuhllehne sinken. Er wechselte einen kurzen Blick mit Father Maloney. »Das ist eine sehr ungewöhnliche Bitte«, sagte er. »Aber die Kirche hat sich zu diesem Thema sehr eindeutig geäußert. Es wird keine weiteren wissenschaftlichen Versuche mit dem Grabtuch mehr geben, es sei denn, es ginge dabei um seinen Erhalt.«

»Ich bin nicht an Versuchen mit dem Grabtuch interessiert«, sagte Ashley kategorisch.

»Wozu wollen Sie dann diese klitze, klitzekleine Probe haben?«

»Für meine Mama«, sagte Ashley schlicht. »Wenn ich das nächste Mal nach Hause komme, dann würde ich sie sehr, sehr gerne in die Urne legen, die ihre Asche beherbergt, damit ihre sterblichen Überreste sich mit dem Herrn des Himmels vermischen können. Ihre Urne steht direkt neben der meines Vaters auf dem Kaminsims in der alten Heimstatt.«

Carol musste ein hämisches Lachen unterdrücken, als sie hörte, wie leicht und überzeugend der Senator lügen konnte. An dem Abend, an dem der Senator ihr die Geschichte seiner armen Mutter erzählt hatte, hatte er ihr auch verraten, dass sein Vater nicht zugelassen hatte, dass sie auf dem Friedhof der

Gemeinde bestattet wurde, sodass sie auf dem Armenfriedhof der Stadt begraben werden musste.

»Ich bin überzeugt«, sagte Ashley, »wenn sie noch einen Wunsch frei hätte, dann wäre es, dass ihre unsterbliche Seele Eingang ins ewige Paradies finden möge.«

James sah auf und zu Father Maloney hinüber. »Ich habe noch nie etwas von diesen zurückgerufenen Proben gehört. Sie etwa?«

»Nein, Euer Eminenz«, sagte Father Maloney. »Aber ich könnte es herausfinden. Erzbischof Manfredi, mit dem Sie gut bekannt sind, ist in Turin eingesetzt worden. Und ich kenne Monsignore Garibaldi, der ja ebenfalls dort ist.«

Der Kardinal sah wieder zu Ashley. »Und ein paar Fasern würden Ihnen reichen?«

»Mehr verlange ich nicht«, sagte Ashley. »Obwohl ich vielleicht hinzufügen sollte, dass ich sie gerne so schnell wie möglich verfügbar hätte, da ich schon in allernächster Zukunft nach Hause zu fahren gedenke.«

»Falls diese klitzekleine Gewebeprobe tatsächlich verfügbar gemacht werden könnte, wie würden wir sie Ihnen überbringen?«

»Ich würde unverzüglich einen Kundschafter nach Turin schicken«, sagte Ashley. »So etwas würde ich niemals der Post oder sonst einem Beförderungsunternehmen anvertrauen.«

»Wir werden sehen, was wir tun können«, sagte James und stand auf. »Und ich gehe davon aus, dass Sie die erwähnte Gesetzesvorlage bald schon auf den Weg bringen werden.«

Ashley stand ebenfalls auf. »Montag früh, Euer Eminenz, vorausgesetzt, ich habe bis dahin von Ihnen gehört.«

Treppenstufen bereiteten dem Kardinal besondere Mühe. Deshalb stieg er nur langsam höher und legte gelegentlich eine Verschnaufpause ein. Das Hauptproblem mit seiner förmlichen Amtstracht war, dass er sich von deren zahlreichen Schichten

eingengt fühlte und ihm regelmäßig zu heiß wurde, besonders dann, wenn er die Stufen in seine Privatgemächer hinaufstieg. Father Maloney war direkt hinter ihm und hielt ebenfalls an, wenn der Kardinal stehen blieb.

Die eine Hand am Treppenlauf, stützte der Kardinal den anderen Arm auf das gebeugte Knie. Mit bleichen, aufgepusteten Backen stieß er den Atem aus und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Es gab zwar einen Aufzug, aber den mied er als eine Art Akt der Buße.

»Brauchen Sie etwas, Euer Eminenz?«, fragte Father Maloney. »Ich könnte es Ihnen herunterbringen, dann müssen Sie die steilen Stufen nicht hinaufsteigen. Es war ein anstrengender Nachmittag.«

»Danke, Michael«, sagte James. »Aber ich muss mich frisch machen, wenn ich das Essen mit dem Bürgermeister und dem Kardinal aus Italien überstehen soll.«

»Wann soll ich mit Turin Kontakt aufnehmen?«, fragte Father Maloney entschlossen.

»Heute Abend, nach Mitternacht«, sagte James zwischen einzelnen Atemstößen. »Dann ist es dort sechs Uhr morgens und Sie müssten eigentlich vor der Messe noch jemanden erreichen.«

»Das war eine überraschende Bitte, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, Euer Eminenz.«

»Wohl wahr! Überraschend und merkwürdig! Falls die Informationen des Senators bezüglich der Textilproben stimmen – und alles andere wäre eine Überraschung, nach allem, was ich über diesen Mann weiß –, dann dürfte die Bitte nicht allzu schwer zu erfüllen sein, da eine direkte Berührung des Grabtuches damit umgangen werden könnte. Aber wenn Sie mit Turin sprechen, dann betonen Sie bitte nachdrücklich, dass die ganze Angelegenheit vollkommen geheim bleiben muss. Es muss absolute Vertraulichkeit herrschen, und keinerlei Schriftverkehr! Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Vollkommen klar«, sagte Michael. »Euer Eminenz, zweifeln Sie an der Begründung des Senators?«

»Das ist meine einzige Sorge«, sagte James mit einem letzten, tiefen Atemzug. Dann nahm er die nächsten Stufen in Angriff. »Der Senator versteht es hervorragend zu feilschen. Ich bin mir sicher, dass er selbst keine unautorisierten Versuche mit der Probe machen möchte, aber vielleicht tut er ja damit jemand anderem einen Gefallen, der genau so etwas vorhat? Der Heilige Vater hat ex cathedra verkündet, dass das Grabtuch keinen entwürdigenden wissenschaftlichen Versuchen mehr ausgeliefert werden darf, und ich stimme darin vollkommen mit ihm überein. Aber darüber hinaus glaube ich, dass es eine gute Sache wäre, ein paar heilige Fasern gegen die Möglichkeit des wirtschaftlichen Überlebens der Kirche einzutauschen. Stimmen Sie mir zu, Father?«

»Absolut.«

Sie waren am oberen Treppenabsatz angelangt. Der Kardinal blieb erneut stehen, um wieder zu Atem zu kommen.

»Glauben Sie denn, dass der Senator sein Angebot hinsichtlich der Gesetzesinitiative in die Tat umsetzen wird, Euer Eminenz?«

»Auf jeden Fall«, sagte James ohne jedes Zögern. »Der Senator kommt seinen Verpflichtungen immer nach. So hat er beispielsweise dem Schul-Gutschein-System, das unsere kirchlichen Schulen vor dem endgültigen Aus bewahren wird, zur Durchsetzung verholfen. Im Gegenzug habe ich dafür gesorgt, dass er bei der letzten Wahl die katholischen Stimmen bekommen hat. Strahlende Sieger auf beiden Seiten, nicht wahr? Aber bei dieser Geschichte hier ist es nicht ganz so eindeutig. Also möchte ich, falls es so weit kommen sollte, dass Sie zur Sicherheit nach Turin fliegen, um zu überprüfen, wer die Probe an sich nimmt und an wen sie weitergegeben wird. Auf diese Art und Weise können wir sämtliche potenziell negativen Folgen vorhersehen.«

»Euer Eminenz! Einen schöneren Auftrag kann ich mir überhaupt nicht vorstellen!«

»Father Maloney!« Der Kardinal schlug einen scharfen Ton an. »Es handelt sich hier um einen ernsthaften Auftrag und nicht um Ihr Privatvergnügen. Ich erwarte absolute Diskretion und Hingabe.«

»Selbstverständlich, Euer Eminenz! Genau das wollte ich damit ausdrücken.«

KAPITEL 8

Freitag, 22. Februar 2002, 19.25 Uhr

»Oh, mein Gott!«, murmelte Stephanie nach einem Blick auf ihre Armbanduhr. Es war schon fast halb acht! Verblüffend, wie die Zeit vorbeiraste, wenn sie von etwas völlig in Beschlag genommen wurde, und das war sie den ganzen Nachmittag lang gewesen. Zunächst hatte sie sich in der Buchhandlung in die Bücher über das Turiner Grabtuch vergraben, und während der letzten Stunde hatte sie wie hypnotisiert vor dem Computer gesessen.

Kurz vor sechs war sie ins Büro zurückgekommen, aber es war niemand mehr da gewesen. Daniel war vermutlich nach Hause gegangen, und so hatte sie sich an ihren improvisierten Schreibtisch im Labor gesetzt und mit Hilfe des Internets und einiger Zeitungsarchive versucht herauszufinden, was genau sich eigentlich vor einem Dreivierteljahr in der Wingate Clinic abgespielt hatte. Sie hatte dabei packende, um nicht zu sagen beunruhigende Dinge erfahren.

Stephanie ließ den Laptop in die Mappe gleiten, griff nach der Plastiktüte aus der Buchhandlung und zog sich den Mantel an. An der Labortür schaltete sie das Licht aus, sodass sie sich praktisch blind den Weg quer durch den verdunkelten Empfangsbereich suchen musste. Auf der Straße angelangt, ging sie in Richtung Kendali Square, den Kopf gesenkt, um sich vor dem eisigen Wind zu schützen. Seit dem frühen Nachmittag hatte sich das Wetter stark verändert – typisch für Neuengland. Jetzt kam der Wind aus Norden anstatt aus Westen, und die Temperaturen waren von milden acht, neun Grad bis unter den Gefrierpunkt gestürzt. Und mit dem

Nordwind kamen auch die Schneeflocken, die jetzt die ganze Stadt wie mit Puderzucker überzogen.

Am Kendall Square stieg Stephanie in die rote U-Bahn-Linie stadtauswärts bis zum Harvard Square, der ihr von den Jahren an der Universität noch sehr vertraut war. Wie üblich war der Platz trotz des Wetters voll mit Studenten und anderen Leuten, die durch das Ambiente magisch angezogen wurden. Sogar ein paar Straßenmusiker trotzten dem rauen Wetter. Mit blau gefrorenen Fingern spielten sie den Passanten etwas vor. Sie taten Stephanie so Leid, dass sie auf ihrem Weg vom Harvard Square bis zum Eliot Square eine Spur aus Dollarscheinen in den umgekehrten Hüten hinterließ, die sie vor sich liegen hatten.

Als Stephanie die Brattle Street erreicht hatte, verloren sich die Lichter und das rege Treiben rasch. Sie kam an einem zum Radcliff College gehörenden Straßenzug sowie am berühmten Longfellow House vorbei. Aber ihre Umgebung ließ sie kalt. Stattdessen ließ sie sich die Erkenntnisse der vergangenen dreieinhalb Stunden durch den Kopf gehen und war gespannt, wie Daniel darauf reagieren würde. Außerdem wollte sie erfahren, was er selbst herausgefunden hatte.

Als sie schließlich die Eingangstreppe vor dem Haus mit Daniels Wohnung hinaufstieg, war es nach acht. Die Wohnung lag in der obersten Etage eines dreistöckigen Gebäudes aus der spätviktorianischen Zeit. Es war komplett restauriert worden, einschließlich des Fassadenschmucks und der fein gearbeiteten Giebelschnitzereien. Er hatte die Eigentumswohnung 1985 gekauft, nach seiner Rückkehr in den Schoß der akademischen Familie in Harvard. Das war ein wichtiges Jahr für Daniel gewesen. Er hatte nicht nur seinen Job bei Merck pharmaceuticals verlassen, sondern auch seine Frau, mit der er fünf Jahre lang verheiratet gewesen war. Er hatte Stephanie erklärt, dass er sich von beiden erdrückt gefühlt hatte. Seine Frau war Krankenschwester gewesen. Er hatte sie während

seiner Assistenzzeit kennen gelernt, als er parallel zu den Diensten im Krankenhaus auch noch seinen Doktor gemacht hatte – ein Kunststück, das für Stephanie einem doppelten Marathon gleichkam. Er hatte Stephanie auch erzählt, dass seine Ex-Frau sehr schwerfällig war und dass er sich während der Ehe wie Sisyphus gefühlt hatte, der fortwährend einen Felsblock den Berg hinaufrollen musste. Und er hatte gesagt, dass sie zu nett gewesen war und dass sie von ihm das Gleiche erwartet hatte. Stephanie hatte nicht gewusst, was sie mit diesen Erklärungen anfangen sollte, hatte aber auch nicht tiefer gebohrt. Sie war dankbar, dass die beiden keine Kinder gehabt hatten, obwohl seine Ex-Frau sich anscheinend nichts sehnlicher gewünscht hatte.

»Ich bin's!«, rief Stephanie, nachdem sie die Wohnungstür mit dem Hinterteil ins Schloss gedrückt hatte. Sie platzierte Laptop und Büchertasche auf dem winzigen Flurtischchen, schlüpfte aus dem Mantel und machte die Schranktür auf, um ihn aufzuhängen.

»Ist jemand da?«, rief sie mit gedämpfter Stimme, weil sie direkt in den Schrank hinein sprach. Als sie mit ihrem Mantel fertig war, drehte sie sich um. Sie wollte gerade noch einmal rufen, da tauchten plötzlich Daniels Umrisse vor ihr auf. Sie erschrak. Er war höchstens einen Meter von ihr entfernt. Mehr als ein Piepsen drang nicht zwischen ihren Lippen hervor.

»Es ist nach acht«, brachte sie schließlich heraus und schlug sich auf die Brust. »Schleich dich doch nicht so an!«

»Warum hast du nicht angerufen? Ich wollte schon die Polizei verständigen!«

»Ach, komm schon. Du weißt doch, wie es ist, wenn ich mal in eine Buchhandlung gehe. Ich war in mehr als einer und bin eben hängen geblieben. In beiden Läden habe ich dann irgendwann mitten auf dem Fußboden gehockt, gelesen und überlegt, was ich wohl kaufen soll. Und dann bin ich ins Büro

zurückgegangen, um über den Breitbandanschluss ins Internet zu gehen.«

»Und wieso war dein Handy nicht eingeschaltet? Ich habe ungefähr ein Dutzend Mal versucht dich anzurufen.«

»Weil ich in der Buchhandlung war, und als ich dann wieder ins Büro gekommen bin, habe ich einfach nicht daran gedacht. Hey! Es tut mir Leid, wenn du dir Sorgen um mich gemacht hast, okay? Aber jetzt bin ich zu Hause, gesund und munter. Was gibt's zum Abendessen?«

»Sehr witzig«, grummelte Daniel.

»Entspann dich!«, sagte Stephanie und zog spielerisch an Daniels Ärmel. »Ich weiß deine Besorgnis zu schätzen, ehrlich, aber ich habe schrecklichen Hunger, und dir geht es doch bestimmt nicht anders. Wieso rufst du nicht schnell im Rialto an, solange ich unter die Dusche hüpfе? Es ist zwar Freitag, aber bis wir da sind, dürfte es eigentlich kein Problem mehr sein.«

»Na gut«, sagte Daniel zögerlich, als ginge es um eine sehr schwer wiegende Entscheidung.

Es war schließlich zwanzig Minuten nach neun, als sie das Restaurant Rialto betraten, wo, genau wie Stephanie gesagt hatte, ein Tisch für sie bereitstand. Sie waren beide ausgehungert, griffen sofort nach der Speisekarte und bestellten. Wunschgemäß beeilte sich der Kellner mit dem Wein, dem Mineralwasser und dem Brot, damit sie ihren Durst löschen und den schlimmsten Hunger stillen konnten.

»Also gut«, sagte Stephanie und lehnte sich zurück. »Wer fängt an?«

»Das kann ich eigentlich machen«, sagte Daniel. »Ich habe nicht viel zu berichten, aber das, was ich habe, ist ermutigend. Ich habe mit der Wingate Clinic telefoniert, die mir für unsere Zwecke gut ausgestattet zu sein scheint, und sie wollen uns in ihre Einrichtung lassen. Ich habe sogar schon ihre finanzielle Forderung akzeptiert: vierzigtausend.«

»Whoa!«

»Ja, ich weiß. Das ist ein bisschen viel. Aber ich habe mich nicht getraut zu feilschen. Am Anfang, nachdem ich ihnen gesagt hatte, dass sie mit uns keine Werbung machen können, da hatte ich schon Angst, dass sie abspringen wollen. Zum Glück haben sie dann doch noch zugesagt.«

»Na ja, es ist ja nicht unser Geld und es ist genug da. Was ist mit den Eizellen?«

»Das ist das Beste. Sie meinen, sie können uns problemlos mit menschlichen Eizellen versorgen.«

»Wann?«

»Sie sagen, wann immer wir wollen.«

»Meine Güte«, sagte Stephanie. »Da wird man doch neugierig.«

»Wahrscheinlich ist es besser, wenn wir dem geschenkten Gaul nicht ins Maul schauen.«

»Wie sieht es mit dem Neurochirurgen aus?«

»Auch kein Problem. Auf der Insel gibt es etliche davon, die verzweifelt Arbeit suchen. Das Krankenhaus vor Ort hat sogar ein stereotaktisches Zielgerät.«

»Das ist beruhigend.«

»Das habe ich auch gedacht.«

»Ich habe gute und schlechte Neuigkeiten. Welche möchtest du zuerst hören?«

»Wie schlecht genau?«

»Alles ist relativ. Nicht so schlecht, dass wir unsere Planungen abbrechen müssten, aber immerhin so schlecht, dass wir vorsichtig sein sollten.«

»Also das Schlechte zuerst, dann haben wir's hinter uns.«

»Die Betreiber der Wingate Clinic sind noch schlimmer, als ich gedacht hatte. Ach übrigens, mit wem hast du eigentlich gesprochen?«

»Mit beiden: Spencer Wingate persönlich und mit seinem Majordomus Paul Saunders. Das sind vielleicht zwei

Vollidioten, anders kann man das nicht sagen. Stell dir vor, die geben eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift heraus und sind gleichzeitig die einzigen Autoren und die Redaktion!«

»Du meinst, es gibt überhaupt kein wissenschaftliches Redaktionsgremium?«

»Genau das war mein Eindruck.«

»Das ist doch lächerlich. Wer soll denn so was abonnieren? Höchstens Leute, die unbesehen alles glauben, was darin abgedruckt wird.«

»Das habe ich auch gedacht.«

»Tja, ich würde sagen, sie sind viel mehr als nur Vollidioten«, sagte Stephanie. »Und sie haben mehr Dreck am Stecken als die Durchführung ethisch fragwürdiger, reproduktiver Klonexperimente. Ich habe in einigen Zeitungsarchiven nachgesehen, hauptsächlich beim *Boston Globe*, weil ich wissen wollte, was im letzten Mai geschehen ist, als die Klinik so überstürzt das Land verlassen und auf die Bahamas umgezogen ist. Weißt du noch, was ich gestern Abend gesagt habe? Dass die beiden irgendwie mit dem Verschwinden einiger Harvard-Studentinnen in Verbindung gebracht wurden? Also nach den Angaben einiger absolut glaubwürdiger Zeuginnen – zufällig allesamt Harvard-Doktorandinnen – besteht zu diesen Fällen sehr viel mehr als nur eine Verbindung. Die Studentinnen hatten sich Jobs in der Klinik besorgt, weil sie herausfinden wollten, was mit ihren gespendeten Eiern geschehen ist. Aber bei ihren Nachforschungen sind sie auf eine Menge Ungereimtheiten gestoßen, die sie gar nicht erwartet hatten. Bei einer richterlichen Anhörung haben sie ausgesagt, die Eierstöcke der vermissten Frauen gesehen zu haben, und zwar im so genannten ›Eiergewinnungs-Raum‹ der Klinik.«

»Großer Gott!«, sagte Daniel. »Wieso sind die Wingate-Betreiber nach solchen Zeugenaussagen nicht sofort verhaftet worden?«

»Mangel an Beweisen und hoch bezahlte Anwälte! Anscheinend gab es einen vorbereiteten Evakuierungsplan, der auch die sofortige Zerstörung der gesamten Klinik und besonders ihrer Forschungseinrichtungen beinhaltet hat. Es ist alles in Flammen aufgegangen, während die Verantwortlichen mit dem Hubschrauber geflüchtet sind. Also konnte die Staatsanwaltschaft auch keine Anklage erheben. Und deshalb, als Gipfel der Ironie, konnten sie auch noch die Versicherungssumme für den Brand kassieren.«

»Und, wie beurteilst du das Ganze?«

»Diese Leute sind alles andere als angenehm. Wir sollten unseren Kontakt mit ihnen auf das Notwendigste reduzieren. Und nach allem, was ich gelesen habe, wüsste ich auch gerne, woher die Eier stammen, die wir von ihnen bekommen, nur um sicherzugehen, dass wir uns nicht an irgendeiner Scheußlichkeit beteiligen.«

»Ich glaube, das wäre keine gute Idee. Wir sind uns doch darüber einig, dass der Pfad der ethischen Vollkommenheit ein Luxus ist, den wir uns nicht erlauben können, wenn wir CURE und das HTSR-Verfahren retten wollen. Ihnen zum jetzigen Zeitpunkt mit unangenehmen Fragen zu kommen, könnte zu Schwierigkeiten führen, und ich möchte nicht das ganze Unternehmen aufs Spiel setzen. Wie gesagt, sie haben nicht besonders begeistert reagiert, als ich die Möglichkeit, unseren Aufenthalt in ihrer Klinik zu Werbezwecken zu nutzen, kategorisch ausgeschlossen habe.«

Stephanie spielte mit ihrer Serviette und ließ sich Daniels Worte durch den Kopf gehen. Es gefiel ihr überhaupt nicht, dass sie sich mit dieser Wingate Clinic einlassen musste, aber Daniel hatte Recht: Angesichts des enormen Zeitdrucks hatten sie keine große Wahl. Und außerdem bewegten sie sich schon durch die Bereitschaft, Butler zu behandeln, auf moralisch-ethischem Sperrgebiet.

»Und, was meinst du?«, fragte Daniel. »Kannst du damit leben?«

»Ich denke schon«, gab Stephanie ohne Begeisterung zurück. »Wir ziehen unsere Behandlungsprozedur durch und verschwinden wieder.«

»So soll es sein«, sagte Daniel. »Aber jetzt weiter im Text! Welche guten Neuigkeiten gibt es?«

»Die guten Neuigkeiten betreffen das Turiner Grabtuch.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Heute Nachmittag, bevor ich in die Buchhandlung gegangen bin, habe ich dir doch gesagt, dass die Geschichte dieses Tuches interessanter ist, als ich gedacht hatte. Tja, das war die Untertreibung des Jahres.«

»Wieso denn das?«

»Im Augenblick glaube ich, dass Butler vielleicht doch nicht so verrückt ist, wie wir meinen, weil das Grabtuch sehr wohl echt sein könnte. Eine sehr überraschende Wendung, nicht wahr, zumal du ja weißt, wie skeptisch ich bin.«

Daniel nickte. »Fast so skeptisch wie ich.«

Nach dieser Bemerkung beobachtete Stephanie ihren Geliebten genau, in der Hoffnung auf irgendein Anzeichen von Humor, ein ironisches Lächeln oder sonst etwas in der Art, aber da war nichts. Es versetzte ihr einen Stich, dass Daniel immer und überall noch ein bisschen besser sein musste als sie. Sie trank einen Schluck Wein, um sich wieder auf das Thema ihres Gesprächs konzentrieren zu können. »Jedenfalls«, sagte sie, »habe ich in der Buchhandlung angefangen zu lesen und konnte fast nicht mehr aufhören. Ich kann es kaum erwarten, das Buch, das ich gekauft habe, weiterzulesen. Es ist von einem Wissenschaftler aus Oxford, einem gewissen Ian Wilson. Morgen kommt hoffentlich noch ein Stapel an – dank des Internets.«

Stephanie wurde durch die Ankunft des Essens unterbrochen. Sie und Daniel warteten ungeduldig, während der Kellner

ihnen vorlegte. Daniel sprach erst weiter, als der Kellner sich wieder entfernt hatte. »Also los, ich bin mehr als gespannt«, gestand er. »Was hat es mit diesem merkwürdigen Tuch auf sich?«

»Am Anfang war ich noch fest davon überzeugt, dass das Grabtuch von drei unabhängigen Labors mit Hilfe der C-14-Methode auf das dreizehnte Jahrhundert datiert worden war, also auf die Zeit, in der es plötzlich in den Geschichtsbüchern auftaucht. Da ich weiß, wie präzise die C-14-Methode ist, bin ich davon ausgegangen, dass meine Überzeugung, es würde sich bei dem Grabtuch um eine Fälschung handeln, nicht ernsthaft in Frage gestellt würde. Aber genau das ist geschehen, fast von Anfang an, und zwar aus einem einfachen Grund: Wenn das Grabtuch wirklich im 13. Jahrhundert hergestellt worden wäre, dann hätte der Fälscher eine Genialität besessen, die Leonardo da Vinci um Längen geschlagen hätte.«

»Das musst du mir genauer erklären«, sagte Daniel zwischen zwei Bissen. Stephanie hatte ihren Vortrag unterbrochen, um selbst zu essen anzufangen.

»Zunächst einmal ein paar schwächere Begründungen, warum der Fälscher übermenschliche Fähigkeiten besessen haben müsste. Die wirklich schlagenden Beweise kommen später. Erstens hätte der Fälscher die perspektivische Malerei beherrschen müssen, die aber erst später entwickelt wurde. Der Abdruck auf dem Grabtuch zeigt einen Mann mit gebeugten Knien und nach vorne gebeugtem Kopf, vermutlich in der Totenstarre.«

»Tja, da muss ich dir Recht geben, das klingt nicht besonders überzeugend.«

»Wie wär's denn damit: Der Fälscher hätte die Kreuzigungsmethode der alten Römer kennen müssen. Sie steht nämlich im Widerspruch zu sämtlichen Darstellungen der Kreuzigung aus dem dreizehnten Jahrhundert, und davon gibt

es buchstäblich Hunderttausende. In Wirklichkeit wurden nämlich die Handgelenke des Verurteilten an den Querbalken genagelt und nicht die Handflächen. Die hätten das Gewicht gar nicht halten können. Außerdem war die Dornenkrone nicht ringförmig, sondern sah eher aus wie eine Art Scheitelkappe.«

Daniel nickte ein paar Mal gedankenverloren.

»Oder das hier: An den Stellen, wo sich Blutflecken befinden, sind auf dem Tuch keinerlei Abdrücke des Körpers zu erkennen. Das würde bedeuten, dass unser schlauer Künstler zuerst die Blutflecken gemalt hat und anschließend die Gestalt, also genau andersherum, als jeder Künstler der Welt es machen würde. Normalerweise würde man doch zuerst das Bild malen, oder zumindest die Umrisse, und erst anschließend die Details wie zum Beispiel Blutflecken hinzufügen, um sicherzugehen, dass sie auch wirklich an der richtigen Stelle sitzen.«

»Das ist interessant, aber das gehört in die gleiche Kategorie wie das mit der perspektivischen Malerei.«

»Dann auf zum nächsten Punkt«, sagte Stephanie. »1979 wurde das Grabtuch fünf Tage lang von Wissenschaftlern aus den USA, Italien und der Schweiz untersucht. Sie waren übereinstimmend der Meinung, dass das Bild nicht auf das Grabtuch aufgemalt war. Sie konnten keine Pinselstriche feststellen, aber dafür unendlich viele Abstufungen in der Farbdichte. Außerdem war das Bild ein reines Oberflächenphänomen, das nicht in den Stoff eingedrungen war, das heißt, bei seiner Entstehung kann keinerlei Flüssigkeit mit im Spiel gewesen sein. Die einzige Erklärung, die sie für die Entstehung dieses Abdrucks hatten, war eine Art Oxidationsprozess an der Oberfläche der Leinenfasern, als wären sie in sauerstoffhaltiger Umgebung einem heftigen Lichtblitz oder einer anderen starken elektromagnetischen Strahlung ausgesetzt gewesen. Aber das ist natürlich reine Spekulation.«

»Na gut«, meinte Daniel. »So langsam wird es wirklich überzeugend, das muss ich dir lassen.«

»Ich hab noch mehr«, sagte Stephanie. »Einige der US-Wissenschaftler, die 1979 das Grabtuch untersucht haben, waren von der NASA. Sie haben die neuesten Technologien zur Untersuchung herangezogen, darunter auch ein Gerät, das sich VP-8-Bild-Analysator nennt. Dieses analoge Gerät war entwickelt worden, um spezielle digitale Aufnahmen der Mond- und Marsoberfläche in dreidimensionale Bilder umwandeln zu können. Zur Überraschung aller Beteiligten war das auch mit dem Abdruck auf dem Grabtuch möglich. Das heißt, die Dichte des Bildes auf dem Grabtuch ist an jeder einzelnen Stelle direkt proportional zu dem Abstand, den das Tuch zu diesem gekreuzigten Menschen hatte, nachdem er darin eingehüllt worden war. Alles in allem müsste der Fälscher ein Teufelskerl gewesen sein, wenn er alles das im dreizehnten Jahrhundert vorausgesehen hätte.«

»Da gebe ich dir Recht!« Daniel schüttelte verwundert den Kopf.

»Eines will ich noch hinzufügen«, sagte Stephanie. »Einige Biologen – Pollenspezialisten – haben festgestellt, dass an dem Grabtuch Pollen kleben, die nur in Israel und der Türkei vorkommen. Der vermeintliche Fälscher wäre also ebenso findig wie gerissen gewesen.«

»Aber wie kann die C-14-Datierung zu solch falschen Ergebnissen führen?«

»Eine interessante Frage«, erwiderte Stephanie und schob sich den nächsten Bissen in den Mund. Sie kaute hastig. »Das weiß niemand so genau. Man hat vermutet, dass altertümliches Leinen das Wachstum bestimmter Bakterienstämme fördert, die einen transparenten, lackähnlichen Biofilm darauf hinterlassen, der die Ergebnisse verfälscht. Anscheinend hat es bei der Datierung von Leinentüchern von ägyptischen Mumien, die mit anderen Methoden bereits relativ sicher datiert waren,

ähnliche Probleme gegeben. Ein russischer Wissenschaftler nimmt an, dass das Feuer, das das Grabtuch im sechzehnten Jahrhundert angesengt hat, die Ergebnisse verzerrt haben könnte, obwohl mir das angesichts einer Spanne von über tausend Jahren sehr zweifelhaft erscheint.«

»Was ist denn mit dem historischen Aspekt?«, fragte Daniel. »Wenn das Grabtuch wirklich echt sein sollte, wieso ist es dann erst im dreizehnten Jahrhundert aufgetaucht, und warum in Frankreich?«

»Schon wieder eine gute Frage«, sagte Stephanie. »Als ich mit meiner Lektüre angefangen habe, habe ich mich in erster Linie auf die naturwissenschaftlichen Aspekte gestürzt. Mit den historischen Gesichtspunkten habe ich gerade erst angefangen. Ian Wilson hat sehr geschickt einen Zusammenhang zwischen dem Grabtuch und einer anderen bekannten und verehrten byzantinischen Reliquie hergestellt, dem so genannten Edessa-Tuch, das sich dreihundert Jahre lang in Konstantinopel befunden hatte. Interessant ist, dass dieses Tuch bei der Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer im Jahr 1204 verschwunden ist.«

»Gibt es vielleicht Dokumente, die die Identität des Grabtuchs mit dem Edessa-Tuch beweisen?«

»Genau an der Stelle habe ich aufgehört zu lesen«, sagte Stephanie. »Aber eigentlich müsste es solche Beweise geben. Wilson zitiert einen französischen Augenzeugen, der die byzantinische Reliquie vor ihrem Verschwinden gesehen hat und der sie in seinen Memoiren als Grabtuch mit einem geheimnisvollen, vollständigen, beidseitigen Abdruck Jesu beschreibt. Ich finde, das klingt doch sehr stark nach dem Turiner Grabtuch. Falls diese beiden Reliquien wirklich identisch sein sollten, dann wären wir, historisch gesehen, mindestens im neunten Jahrhundert angelangt, vielleicht sogar noch früher.«

»Jetzt kann ich wirklich verstehen, was dich daran so fesselt«, sagte Daniel. »Es ist faszinierend. Noch einmal zurück zur Naturwissenschaft: Wenn das Bild nicht aufgemalt wurde, wie erklärt man sich dann seinen Ursprung?«

»Diese Frage ist wahrscheinlich die faszinierendste überhaupt. Im Augenblick gibt es dafür nämlich keine Erklärung.«

»Ist das Grabtuch seit 1979 jemals wieder untersucht worden?«

»Sehr oft«, antwortete Stephanie.

»Aber es gibt derzeit keine Entstehungstheorie?«

»Keine, die weitergehenden Überprüfungen standgehalten hätte. Natürlich gibt es da immer noch die vage Vorstellung, dass vielleicht eine Art Lichtblitz oder eine merkwürdige Strahlung...« Stephanies Stimme verlor sich langsam, als wollte sie den Satz und damit auch den darin geäußerten Gedanken in der Luft hängen lassen.

»Moment mal!«, sagte Daniel. »Du willst mir doch jetzt nicht mit irgendwelchem göttlichen oder übernatürlichen Blödsinn kommen, oder?«

Stephanie breitete gleichzeitig die nach oben gestreckten Handflächen aus, zuckte mit den Schultern und lächelte.

»Irgendwie habe ich das Gefühl, du spielst mit mir«, bemerkte Daniel kichernd.

»Ich gebe dir die Möglichkeit, eine Theorie zu äußern.«

»Ich?«, fragte Daniel.

Stephanie nickte.

»Aber ohne sämtliche verfügbaren Informationen kann ich keine Theorie entwickeln. Ich nehme doch an, dass die an der Untersuchung beteiligten Wissenschaftler mit Elektronenmikroskopen, Spektroskopie, ultravioletten Bestrahlungen sowie den üblichen chemischen Analysen gearbeitet haben.«

»Das und mehr«, sagte Stephanie. Sie lehnte sich mit provozierendem Lächeln zurück. »Und trotzdem gibt es nach wie vor keine allgemein anerkannte Theorie über die Entstehung des Abdrucks. Sehr rätselhaft, das stimmt. Na los, komm schon! Ein bisschen mehr Sportsgeist! Kannst du dir nicht anhand der Einzelheiten, die ich dir bis jetzt verraten habe, etwas ausdenken?«

»Du hast doch die Sachen alle gelesen«, sagte Daniel. »Ich finde, dann solltest du auch einen Vorschlag machen.«

»Habe ich bereits«, sagte Stephanie.

»Soll ich es wagen, dich zu fragen, wie er lautet?«

»Ich tendiere in Richtung göttliche Intervention. Folgende Begründung: Falls das Grabtuch das Leichentuch Jesu Christi ist und falls Jesus wirklich wieder auferstanden ist, was bedeuten würde, er ist von der materiellen in die immaterielle Welt übergegangen, vermutlich innerhalb von Sekundenbruchteilen, dann wäre das Grabtuch der Dematerialisationsenergie ausgesetzt gewesen. Und dieser Energiestoß hat den Abdruck hervorgerufen.«

»Was, zum Teufel, soll denn die Dematerialisationsenergie sein?«, fragte Daniel enttäuscht.

»Ich bin mir nicht sicher«, gab Stephanie lächelnd zu. »Aber wir müssen davon ausgehen, dass bei einer Dematerialisation Energie frei wird. Überleg doch mal, welche Energie beim rapiden Zerfall bestimmter Elemente auftritt. So werden Atombomben gemacht.«

»Ich muss dich jetzt aber nicht darauf aufmerksam machen, dass du sehr unwissenschaftlich argumentierst, oder? Du verwendest den Abdruck auf dem Grabtuch, um die Dematerialisation zu begründen, damit du mit Hilfe der Dematerialisation den Abdruck auf dem Grabtuch begründen kannst.«

»Es ist vielleicht unwissenschaftlich, aber mir kommt es schlüssig vor«, sagte Stephanie und lachte. »Und auch Ian

Wilson kommt es schlüssig vor. Er beschreibt den Abdruck auf dem Grabtuch als Schnappschuss von der Auferstehung.«

»Na ja, zumindest hast du erreicht, dass ich auch einen Blick in dieses Buch werfen werde.«

»Aber erst, wenn ich damit durch bin«, witzelte Stephanie.

»Wie wirken sich diese neuen Informationen über das Grabtuch auf deine Einstellung zu unserem Projekt aus, Butler mit Blut von dem Tuch zu behandeln?«

»Da hat sich meine Meinung um hundertachtzig Grad gedreht«, sagte sie. »Ich bin absolut dafür. Warum sollen wir uns das potenziell Göttliche nicht zu Nutze machen? Und, wie du schon in Washington gesagt hast, die Verwendung des Blutes vom Grabtuch dürfte die Herausforderung und die Spannung bei der Schaffung eines unschlagbaren Placebo sogar noch erhöhen.«

Daniel reckte die Hand in die Höhe, und er und Stephanie klatschten über den Tisch hinweg ihre Hände zusammen.

»Noch einen Nachtisch?«, wollte Daniel wissen.

»Ich nicht. Aber wenn du einen möchtest, dann nehme ich einen koffeinfreien Espresso.«

Daniel schüttelte den Kopf. »Ich will keinen Nachtisch. Lass uns nach Hause gehen. Ich möchte nachsehen, ob sich die Kapitalanleger gemeldet haben.« Daniel signalisierte dem Kellner, dass er zahlen wollte.

»Und ich möchte nachsehen, ob wir schon Nachricht von Butler haben. Ich habe nämlich noch etwas über das Grabtuch erfahren: Wir werden auf jeden Fall Butlers Hilfe benötigen, um an eine Textilprobe zu kommen. Für uns ist das absolut unmöglich. Die Kirche bewahrt es unter aufwändigen Sicherheitsmaßnahmen in einem schwarzen Stahlsafe mit Argonfüllung auf. Außerdem hat sie eindeutig verlauten lassen, dass es keine weiteren Versuche mehr geben wird. Nach dem C-14-Fiasko sind sie in dieser Hinsicht verständlicherweise etwas vorsichtig geworden.«

»Ist das Blut schon einmal analysiert worden?«

»Ja, das ist es«, sagte Stephanie. »Es ist Blutgruppe AB, die im Nahen Osten der Antike sehr viel verbreiteter war als heute.«

»Hat man auch die DNA untersucht?«

»Ja«, meinte Stephanie. »Es wurden etliche spezifische Genfragmente isoliert, darunter auch ein Beta-Globulin des elften Chromosoms und sogar ein Amelogenin-Y-Fragment des Ypsilon-Chromosoms.«

»Na prima«, sagte Daniel. »Das heißt also, dass wir nur eine Probe brauchen. Dann können wir die benötigten Segmente mit unseren HTSR-Sonden problemlos herausziehen.«

»Aber es muss jetzt schnell gehen«, warnte Stephanie. »Sonst haben wir die Zellen nicht rechtzeitig vorrätig, wenn Butlers Senatsferien beginnen.«

»Das ist mir sehr wohl bewusst«, sagte Daniel. Er nahm seine Kreditkarte aus der Hand des Kellners entgegen und unterschrieb die Quittung. »Falls das Grabtuch wirklich eine Rolle spielen soll, dann müssen wir innerhalb der nächsten Tage nach Turin fliegen. Butler muss also in die Gänge kommen! Sobald wir die Probe haben, können wir mit British Airways von London aus direkt nach Nassau fliegen. Das habe ich vorhin noch geprüft.«

»Wir bearbeiten die Zellen nicht hier in unserem Labor?«

»Leider nein. Die Eizellen sind dort unten und ich will keine Beförderung riskieren. Außerdem sollen sie frisch sein. Hoffentlich ist das Wingate-Labor wirklich so gut ausgestattet, wie sie behauptet haben, weil wir sämtliche Arbeiten dort unten erledigen werden.«

»Das heißt, wir reisen in ein paar Tagen ab und sind dann einen Monat lang weg?«

»Genau. Ist dir das nicht recht?«

»Eigentlich schon«, sagte Stephanie. »In dieser Jahreszeit einen Monat in Nassau zuzubringen ist nicht das Schlechteste.

Peter kann den Betrieb im Labor am Laufen halten. Aber morgen oder am Sonntag muss ich nach Hause und meine Mutter besuchen. Sie ist ein bisschen angeschlagen, das weißt du ja.«

»Lieber früher als später«, sagte Daniel. »Sobald Butler sich wegen dieser Grabtuchprobe meldet, sind wir weg.«

KAPITEL 9

Samstag, 23. Februar 2002, 14.45 Uhr

Daniel bekam eine leise Ahnung davon, wie es sein musste, wenn man an einer manisch-depressiven Störung litt. Er legte nach einem weiteren deprimierenden Telefonat mit den potenziellen Investoren in San Francisco den Hörer auf die Gabel. Unmittelbar vor diesem Gespräch hatte er sich fantastisch gefühlt, nachdem er den Arbeitsplan für den nächsten Monat skizziert hatte. Seit Stephanie das Vorhaben, Butler zu behandeln und dazu Blut vom Grabtuch zu benutzen, begeistert unterstützte, fügten sich die Dinge langsam zusammen. Am Vormittag hatten sie gemeinsam eine umfassende Vereinbarung aufgesetzt und sie dem Senator zugemailt. Sie hatten ihn angewiesen, die Vereinbarung im Beisein von Carol Manning zu unterzeichnen und sie dann zurückzufaxen.

Als Stephanie anschließend ins Labor gegangen war, um nach Butlers Fibroblastenkulturen zu sehen, liefen die Dinge aus Daniels Sicht so gut, dass es ihm sinnvoll erschien, die Geldgeber anzurufen. Vielleicht konnte er sie hinsichtlich der zweiten Finanzierungsrunde doch noch umstimmen. Aber der Anruf war nicht gut gelaufen. Der Hauptverantwortliche der Investorengruppe hatte das Gespräch mit der Aufforderung beendet, dass Daniel sich erst wieder melden solle, wenn er einen schriftlichen Beweis vorlegen konnte, dass das HTSR-Verfahren nicht verboten wurde. Eine mündliche Zusicherung, speziell in Form vager Allgemeinplätze, hatte dem Banker angesichts der jüngsten Ereignisse nicht ausgereicht. Und, so hatte er hinzugefügt, falls eine solche schriftliche Bestätigung nicht in nächster Zukunft vorliege, dann werde das Geld, das

für CURE bereitgehalten werde, in ein anderes viel versprechendes Biotechunternehmen gesteckt, dessen intellektuelles Kapital nicht durch politische Entscheidungen zerstört werden konnte.

Daniel war auf seinem Stuhl zusammengesunken, den Hintern gerade noch auf der Kante, während sein Kopf auf der Lehne ruhte. Die Vorstellung, in den Schoß des stabilen, aber finanziell uninteressanten Universitätsbetriebes mit seiner schneckengleichen Berechenbarkeit zurückzukehren, wurde immer verlockender. Das ständige Auf und Ab, das die Versuche, den wohlverdienten Reichtum und Berühmtheit zu erlangen, mit sich brachten, ging ihm jetzt schon auf die Nerven. Es war einfach zu ärgerlich. Filmstars brauchten lediglich ein bisschen Text auswendig zu lernen und berühmte Sportler mussten nur hirnlos, aber geschickt mit einem Schläger oder einem Ball umgehen, schon wurden sie mit Geld und Aufmerksamkeit überschüttet. Bei seinen Referenzen und angesichts seiner brillanten Entdeckung war es einfach lächerlich, dass er all diese Anstrengungen und die damit verbundenen Ängste zu durchleiden hatte.

Stephanie steckte ihren Kopf zur Tür herein. »Weißt du was?«, sagte sie strahlend. »Butlers Fibroblastenkultur entwickelt sich prächtig. Dank des fünfprozentigen CO₂-Gehaltes der Luft hat sich schon eine erste Zellschicht gebildet. Die Zellen werden früher fertig als erwartet.«

»Großartig.« Daniel klang deprimiert.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«, fragte Stephanie. Sie kam ins Zimmer und setzte sich. »Du siehst aus, als würdest du gleich im Boden versinken. Wieso machst du denn so ein langes Gesicht?«

»Frag mich nicht! Es ist immer das Gleiche mit dem Geld, beziehungsweise mit dem Mangel daran.«

»Ich nehme an, du hast wieder mit den potenziellen Anlegern telefoniert.«

»Wie scharfsinnig!«, sagte Daniel sarkastisch.

»Meine Güte! Warum quälst du dich denn ständig selbst?«

»Aha, jetzt findest du also, dass ich selbst schuld bin.«

»Wenn du ständig dort anrufst, dann schon. Nach allem, was du mir gestern erzählt hast, war die Lage doch vollkommen klar.«

»Aber das Butler-Projekt kommt in Schwung. Die Situation hat sich weiterentwickelt.«

Stephanie schloss für einen Augenblick die Augen und holte tief Luft. »Daniel«, fing sie an und überlegte, wie sie das, was sie ihm sagen wollte, so ausdrücken konnte, dass er nicht wütend wurde. »Du kannst doch nicht erwarten, dass die anderen die Welt mit deinen Augen sehen. Du bist ein brillanter Kopf, vielleicht sogar klüger, als gut ist für dich. Andere Menschen sehen die Welt nicht so wie du. Ich meine, sie können nicht so denken wie du.«

»Behandelst du mich gerade ein bisschen von oben herab?« Daniel nahm seine Geliebte, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Geschäftspartnerin genau ins Visier. In letzter Zeit, mit all dem Stress, war sie mehr Geschäftspartnerin als Geliebte, und die Geschäfte gingen schlecht.

»Um Himmels willen, nein!«, sagte Stephanie mit Nachdruck. Doch bevor sie fortfahren konnte, klingelte das Telefon. Das heisere Klingelzeichen brach in das ansonsten stille Büro ein und ließ sie beide zusammenzucken.

Daniel griff nach dem Telefon, nahm aber nicht ab. Er blickte Stephanie an. »Erwartest du einen Anruf?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wer ruft wohl an einem Sonabend hier im Büro an?«

»Vielleicht ist es ja für Peter«, meinte Stephanie. »Er ist hinten im Labor.«

Daniel nahm den Hörer ab und meldete sich mit der Langversion ihres Firmennamens und nicht mit der Abkürzung.

»Cellular Replacement Enterprises«, sagte er mit offizieller Stimme.

»Hier spricht Dr. Spencer Wingate aus der Wingate Clinic. Ich rufe aus Nassau an und würde gerne mit Dr. Daniel Lowell sprechen.«

Daniel bedeutete Stephanie, sie solle in den Empfangsbereich gehen und an Vickys Apparat mithören.

»Ich hatte natürlich nicht damit gerechnet, Sie persönlich am Telefon zu haben, Herr Doktor«, sagte Spencer.

»Unsere Telefonistin ist samstags nie da.«

»Was Sie nicht sagen!«, sagte Spencer und lachte. »Ich wusste gar nicht, dass wir schon Wochenende haben. Da wir erst kürzlich eröffnet haben, sind wir ständig rund um die Uhr hier, um die letzten Falten glatt zu bügeln. Ich bitte vielmals um Verzeihung, falls ich Sie gestört haben sollte.«

»Aber nicht im Geringsten«, versicherte Daniel. Da hörte er ein leises Klicken. Stephanie hatte den Hörer abgenommen. »Haben sich im Zusammenhang mit unserem Gespräch von gestern noch irgendwelche Schwierigkeiten ergeben?«

»Aber ganz im Gegenteil«, sagte Spencer. »Ich hatte schon befürchtet, dass Sie möglicherweise Ihre Meinung geändert hätten. Sie hatten gesagt, Sie würden sich gestern Abend oder spätestens heute noch einmal melden.«

»Sie haben Recht, das tut mir Leid«, antwortete Daniel. »Ich warte im Augenblick auf ein Signal hinsichtlich des Grabtuchs, damit wir anfangen können. Entschuldigen Sie bitte, dass ich mich nicht gemeldet habe.«

»Aber ich bitte Sie, nicht der Rede wert. Ich dachte, ich rufe Sie an, weil ich bereits mit einem Neurochirurgen Kontakt aufgenommen habe. Er heißt Dr. Rashid Nawaz und hat eine Praxis in Nassau. Er ist pakistanischer Herkunft, hat in London studiert und soll, nach allem, was ich gehört habe, sehr begabt sein. Er verfügt sogar über etliche Erfahrungen auf dem Gebiet, da er in seiner Zeit als Chefarzt selbst schon Fötalzellen

implantiert hat, und er ist sehr an einer Assistenz interessiert. Außerdem hat er sich bereit erklärt, die Übergabe des stereotaktischen Zielgeräts aus dem Princess Margaret Hospital zu arrangieren.«

»Haben Sie erwähnt, dass dazu absolute Vertraulichkeit erforderlich ist?«

»Natürlich, und er ist damit einverstanden.«

»Wunderbar«, erwiderte Daniel. »Haben Sie über sein Honorar gesprochen?«

»Ja. Seine Dienste würden scheinbar etwas teurer werden als von mir angedeutet, möglicherweise aufgrund der erforderlichen Diskretion. Er verlangt eintausend Dollar.«

Daniel überlegte kurz, ob er versuchen sollte zu handeln. Tausend Dollar waren deutlich mehr als die ursprünglich geschätzten zwei- bis dreihundert. Aber schließlich war es nicht sein Geld und so bat er Spencer, alles Notwendige vorzubereiten.

»Können Sie schon Genaueres darüber sagen, wann wir Sie erwarten dürfen?«, wollte Spencer wissen.

»Im Augenblick noch nicht«, sagte Daniel. »Ich lasse es Sie schnellstmöglich wissen.«

»Perfekt«, sagte Spencer. »Wo ich Sie gerade am Telefon habe, würde ich gerne noch ein paar Einzelheiten mit Ihnen klären.«

»Gerne.«

»Zunächst einmal hätten wir gerne die Hälfte der vereinbarten Summe als Anzahlung«, sagte Spencer. »Ich kann Ihnen genauere Angaben für die telegrafische Überweisung zufaxen.«

»Sie wollen das Geld sofort?«

»Sobald das Datum Ihres Eintreffens hier feststeht. Dadurch ist es uns möglich, das Personal entsprechend einzuteilen. Sehen Sie da ein Problem?«

»Ich denke nicht«, gab Daniel zur Antwort.

»Gut«, meinte Spencer. »Als Zweites hätten wir gerne eine Einführung in das HTSR-Verfahren für unser Personal, insbesondere für Dr. Paul Saunders, sowie die Möglichkeit, mit Ihnen Gespräche über eine Lizenzierungsvereinbarung für das HTSR-Verfahren zu führen, einschließlich der Kosten für die erforderlichen Sonden und Enzyme.«

Daniel zögerte. Jetzt musste er wohl den Preis dafür bezahlen, dass er am gestrigen Tag zu schnell in die geforderte Summe eingewilligt hatte. Er räusperte sich. »Dr. Saunders kann gerne zuschauen, das ist kein Problem. Aber was die Lizenzierungsvereinbarung angeht, dazu bin ich, so fürchte ich, nicht berechtigt. Eine solche Vereinbarung müsste vom Vorstandsgremium unserer Firma abgesegnet werden. Dabei müssen auch die Interessen der Aktionäre Berücksichtigung finden. Aber in meiner gegenwärtigen Funktion als hauptverantwortlicher Geschäftsführer kann ich Ihnen eine verbindliche Zusage machen, dass wir dieses Thema behandeln werden und dass Ihre Unterstützung in der momentanen Situation dabei Berücksichtigung finden wird.«

»Vielleicht habe ich ein bisschen zu viel verlangt«, gab Spencer liebenswürdig zurück. Er kicherte. »Aber wie heißt es so schön: Fragen kostet nichts.«

Daniel verdrehte die Augen angesichts der Demütigungen, die er ertragen musste.

»Noch ein letzter Punkt«, sagte Spencer. »Wir würden gerne den Namen des Patienten beziehungsweise der Patientin erfahren, damit wir die Aufnahme und den Eintrag in die Patientenkartei vorbereiten können. Wir würden gerne die notwendigen Vorkehrungen für seine beziehungsweise ihre Ankunft treffen.«

»Es wird keinen Eintrag in die Patientenkartei geben«, sagte Daniel kategorisch. »Ich habe gestern schon deutlich gemacht, dass die gesamte Heilbehandlung unter striktester Geheimhaltung stattfinden muss.«

»Aber wir müssen den Patienten doch für Labortests und so weiter identifizieren können«, sagte Spencer.

»Dann nennen Sie ihn Patient X oder John Smith«, sagte Daniel. »Es spielt keine Rolle. Ich gehe davon aus, dass er sich nicht länger als vierundzwanzig Stunden lang in Ihrer Einrichtung aufhalten wird. Wir werden rund um die Uhr bei ihm sein und wir werden sämtliche Laborarbeiten persönlich durchführen.«

»Und wenn die bahamaischen Behörden anfangen, Fragen zu stellen?«

»Ist es wahrscheinlich, dass es dazu kommt?«

»Nein, vermutlich nicht. Aber falls doch, was soll ich ihnen dann sagen?«

»Ich bin zuversichtlich, dass Sie nach all den Erfahrungen mit den Behörden im Zusammenhang mit dem Bau der Klinik eine gewisse Kreativität an den Tag legen können. Das ist ein Grund, weshalb wir Ihnen vierzigtausend Dollar bezahlen. Sorgen Sie dafür, dass sie keine Fragen stellen.«

»Dazu werden wir ein, zwei Leute bestechen müssen. Wenn Sie das Honorar noch einmal um fünftausend erhöhen, dann könnten wir Schwierigkeiten mit den Behörden kategorisch ausschließen.«

Daniel gab nicht sofort Antwort, er musste erst seinen Ärger unter Kontrolle bringen. Er konnte es nicht ausstehen, wenn er an der Nase herumgeführt wurde, schon gar nicht von einem Vollidioten wie Wingate. »Also gut«, sagte er schließlich, ohne seine Wut zu verbergen. »Wir überweisen Ihnen telegrafisch zweiundzwanzigtausendfünfhundert. Aber jetzt müssen Sie mir persönlich versichern, dass dieses Unterfangen ab sofort reibungslos verläuft, ohne irgendwelche Nachforderungen.«

»Sie haben mein Wort als Gründer der Wingate Clinic, dass wir sämtliche Anstrengungen unternehmen werden, damit Ihre Partnerschaft mit uns Ihren Erwartungen gerecht wird und zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit verläuft.«

»Sie hören in Kürze von uns.«

»Wir sind immer erreichbar!«

Das Kreischen der Düsentriebwerke ließ die Wände von Spencers Büro erzittern, als die Boeing Intercontinental 767 im Landeanflug in zweihundert Metern Höhe über die Wingate Clinic donnerte. Durch die hervorragende Isolation des Gebäudes waren die Vibrationen eher spür als hörbar, aber stark genug, um Spencers Urkunden, die eingerahmt an der Wand hingen, zum Wackeln zu bringen. Spencer hatte sich bereits an diese periodisch auftretenden Störungen gewöhnt und schenkte ihnen weiter keine Beachtung, außer dass er gelegentlich geistesabwesend seine Urkunden wieder gerade rückte.

»Wie war ich?«, schrie er durch die geöffnete Tür hindurch.

Paul Saunders tauchte im Türrahmen auf. Er hatte Spencers Telefonat mit Daniel von seinem nebenan gelegenen Büro aus mitverfolgt. »Na ja, nehmen wir mal das Positive. Du hast zwar den Namen des Patienten nicht herausgefunden, aber immerhin hast du knapp die Hälfte aller Reichen und Berühmten dieser Welt ausgeschlossen. Wir wissen also, dass es ein Mann ist.«

»Sehr witzig«, sagte Spencer. »Wir konnten doch nicht erwarten, dass er uns die Identität auf dem Silbertablett serviert. Aber ich habe ihn dazu gebracht, das Honorar auf fünfundvierzigtausend zu erhöhen, und er war damit einverstanden, dass du bei den Arbeiten an den Zellen zuschaust. Das ist doch nicht schlecht.«

»Aber in Bezug auf ein günstiges Lizenzierungsabkommen hast du nichts weiter erreicht. Wenn unsere Stammzellentherapie erst einmal richtig in Schwung kommt, könnten wir damit auf lange Sicht eine Menge Kohle sparen.«

»Ja, schon, aber er hatte gute Argumente. Er leitet ja ein Unternehmen.«

»Das kann ja sein, aber es ist ein privates Unternehmen, und ich gehe jede Wette ein, dass ein Großteil der Aktien ihm selber gehören.«

»Tja, mal läuft es eben gut und mal weniger. Auf jeden Fall habe ich ihn nicht abgeschreckt. Das waren schließlich unsere Bedenken – dass er vielleicht irgendwo anders hingeht, wenn wir ihn zu sehr unter Druck setzen.«

»Ich habe mir diesen Punkt noch einmal durch den Kopf gehen lassen, unter der Prämisse, dass er tatsächlich einen sehr engen Zeitrahmen hat. Wahrscheinlich sind wir die einzige Einrichtung überhaupt, die ihn von einem Tag auf den anderen mit einem Labor der Spitzenklasse, einem angeschlossenen Krankenhaus und menschlichen Eizellen versorgen kann, ohne dass er ein paar komische Fragen beantworten muss. Aber egal. Unsere Chance für das ganz große Geld kommt noch, sobald wir den Namen dieses Patienten herausgefunden haben. Davon bin ich fest überzeugt. Und je schneller wir ihn haben, desto besser.«

»Da bin ich hundertprozentig deiner Meinung, und genau darum habe ich schließlich auch angerufen. Jetzt wissen wir also, dass Lowell heute in seinem Büro ist.«

»Ja! Das hast du wirklich prima gemacht. Ich habe auch schon Kurt Hermann angerufen, damit er Bescheid weiß. Er wollte die Information sofort an seinen Landsmann in Boston weitergeben, damit der sich Lowells Wohnung vornehmen kann.«

»Ich hoffe, dass dieser – wie hast du ihn genannt? – Landsmann über ein wenig Raffinesse verfügt. Falls er Lowell verschreckt, oder noch schlimmer, ihm irgendwelchen Schaden zufügt, dann könnte die ganze Sache platzen.«

»Ich habe Kurt deine Bedenken hinsichtlich einer gewissen Grobschlächtigkeit noch einmal ganz besonders ans Herz gelegt.«

»Und was hat er gesagt?«

»Ach, du weißt ja, Kurt redet nicht viel. Aber er versteht.«

»Ich hoffe, dass du Recht behältst. Wir könnten in der momentanen Situation dringend einen Goldesel gebrauchen. Die Ausgaben für den Bau und den laufenden Betrieb haben unsere Reserven fast vollständig aufgefressen, und abgesehen von unserer Stammzellenarbeit sind im reproduktionsmedizinischen Bereich momentan kaum große Geschäfte zu erwarten.«

»Dieser Dr. Spencer Wingate hört sich genauso schäbig an, wie ich befürchtet habe«, sagte Stephanie. Sie war nach dem Ende des Gesprächs wieder in Daniels Büro gekommen. »Er spricht über Bestechung, als wäre das sein täglich Brot.«

»Vielleicht ist das auf den Bahamas so«, meinte Daniel.

»Ich hoffe, er ist klein, dick und hat eine Warze auf der Nase.«

Daniel blickte Stephanie verwirrt an.

»Vielleicht ist er auch Kettenraucher und hat Mundgeruch.«

»Was, um alles in der Welt, redest du da?«

»Wenn Spencer Wingate genauso schlecht aussieht, wie er sich anhört, dann verliere ich vielleicht nicht meinen ganzen Glauben an die Medizin. Ich weiß, das klingt irrational, aber ich möchte nicht, dass er auch nur im Geringsten meinen Vorstellungen von einem Arzt ähnelt. Der Gedanke, dass er tatsächlich praktizierender Mediziner ist, macht mir Angst. Und dasselbe gilt für seinen Partner.«

»Ach komm schon, Stephanie! Sei nicht so naiv. Der Berufsstand der Mediziner ist genauso weit von der Vollkommenheit entfernt wie jeder andere Beruf auch. Es gibt Gute und Schlechte, und der Großteil bewegt sich irgendwo dazwischen.«

»Ich dachte immer, dass die Selbstkontrolle ein selbstverständlicher Bestandteil dieses Berufszweiges ist. Aber was soll's. Letztendlich wünschte ich mir einfach, meine

Intuition würde mich nicht ständig vor einer Zusammenarbeit mit diesen Leuten warnen.«

»Stephanie, zum letzten Mal«, sagte Daniel frustriert. »Wir arbeiten mit diesen Vollidioten nicht zusammen. Gott bewahre! Wir nutzen ihre Einrichtung, und das war's. Ende und aus.«

»Hoffen wir, dass es so einfach wird.«

Daniel erwiderte ihren Blick. Er war jetzt lange genug mit ihr zusammen, um zu wissen, dass sie seine Einschätzung nicht teilte, und es ärgerte ihn, dass sie ihn nicht stärker unterstützte. Das Problem war, dass ihre Bedenken dafür sorgten, dass er seine eigenen Vorbehalte nicht einfach ignorieren konnte. Er wollte einfach glauben, dass die ganze Geschichte glatt gehen und bald schon der Vergangenheit angehören würde. Aber Stephanies negative Einstellung unterminierte seine Hoffnungen.

Da sprang das Faxgerät im Empfangsbereich an.

»Ich sehe nach«, sagte Stephanie. Sie stand auf und ging aus dem Zimmer.

Daniel sah ihr nach. Welch eine Erleichterung, ihrem Blick zu entkommen. Menschen machten ihn irgendwie ärgerlich – gelegentlich selbst Stephanie. Er fragte sich, ob er alleine nicht besser zurechtkäme.

»Das ist die Vereinbarung von Butler«, rief Stephanie. »Unterschrieben und bezeugt, dazu eine Notiz, dass er uns per E-Mail noch eine Kopie geschickt hat.«

»Sehr gut!«, rief Daniel zurück. Zumindest die Zusammenarbeit mit Butler war ermutigend.

»Auf dem Deckblatt fragt er, ob wir heute Nachmittag schon unsere E-Mails abgeholt haben.« Stephanie tauchte mit fragendem Gesicht in der Tür auf. »Ich nicht. Und du?«

Daniel schüttelte den Kopf, beugte sich vor und stellte eine Verbindung zum Internet her. Auf dem neuen, speziell für Butler eingerichteten E-Mail-Konto war eine Nachricht des Senators eingegangen. Stephanie ging um Daniels Schreibtisch

herum und blickte ihm über die Schulter, als er die Nachricht öffnete.

Meine lieben Doktores, ich hoffe, diese Nachricht erreicht Sie bei den Vorbereitungen für meine unmittelbar bevorstehende Behandlung. Auch ich war sehr beschäftigt und bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, dass die Wächter des Turiner Grabtuchs sich dank der Intervention eines einflussreichen Kollegen als sehr hilfreich erwiesen haben. Sie müssen schnellstmöglich nach Turin reisen. Nach Ihrer Ankunft rufen Sie die Verwaltung der Erzdiözese Turin an und verlangen nach Monsignore Mansoni. Setzen Sie den Monsignore davon in Kenntnis, dass Sie Meine Repräsentanten sind. Dann wird Ihnen der Monsignore absprachegemäß einen geeigneten Treffpunkt nennen, wo er Ihnen die heilige Probe übergibt. Bitte verstehen Sie, dass dies alles unter äußerster Diskretion und Geheimhaltung stattzufinden hat, um meinen geschätzten Kollegen nicht zu gefährden.

Ich verbleibe als Ihr lieber Freund

A. B.

Es dauerte einen Augenblick, bis Daniel die Nachricht gelöscht hatte. Er und Stephanie hatten beschlossen, auch alle anderen E-Mails des Senators zu löschen. Sie waren übereingekommen, dass von dieser Angelegenheit so wenig Beweise wie möglich existieren sollten. Als er fertig war, blickte er zu ihr hinauf. »Der Senator jedenfalls kommt seinen Aufgaben nach.«

Stephanie nickte.

»Ich bin beeindruckt. Und so langsam werde ich auch aufgeregt. Jetzt kommt auch noch so was wie eine internationale Intrige mit ins Spiel.«

»Wann kannst du reisefertig sein? Alitalia fliegt jeden Abend nach Rom und von dort gibt es Anschlussflüge nach Turin. Denk dran, dass du für einen Monat packen musst.«

»Das Packen ist nicht das Problem«, sagte Stephanie. »Mein Problem sind meine Mutter und Butlers Gewebekultur. Ich muss, wie gesagt, noch ein bisschen Zeit mit meiner Mutter verbringen. Und ich möchte Butlers Kultur so weit haben, dass Peter die weitere Pflege übernehmen kann.«

»Was meinst du, wie viel Zeit braucht die Zellkultur noch?«

»Nicht mehr viel. So, wie es heute Morgen ausgesehen hat, bin ich wahrscheinlich morgen Früh zufrieden. Ich möchte einfach nur sichergehen, dass sich auch wirklich eine Zellschicht bildet. Die kann Peter dann weiter pflegen und in flüssigem Stickstoff einfrieren. Ich möchte, dass er einen Teil davon in einem Kryo-Behälter mit flüssigem Stickstoff nach Nassau schickt, sobald wir ihm Bescheid geben. Den Rest der Kultur behalten wir hier, falls wir noch einmal etwas davon brauchen.«

»Wollen wir's nicht hoffen«, sagte Daniel. »Und was ist mit deiner Mutter?«

»Ich könnte sie morgen tagsüber für ein paar Stunden besuchen. Sonntags ist sie immer da, weil sie kochen muss.«

»Dann wäre es also denkbar, dass du morgen Abend abreisefertig bist?«

»Klar, wenn ich heute Abend noch packe.«

»Also dann, nichts wie los. Gehen wir so schnell wie möglich zurück in unsere Wohnung. Ich erledige die notwendigen Anrufe von dort aus.«

Stephanie ging ins Labor zurück, um ihren Mantel und den Laptop zu holen. Nachdem sie sich noch einmal versichert hatte, dass Peter am kommenden Morgen im Labor sein wollte, damit sie besprechen konnten, wie mit Butlers Zellkultur zu verfahren sei, kehrte sie in den Empfangsbereich zurück. Daniel hielt ihr schon ungeduldig die Eingangstür auf.

»Meine Güte, du hast es aber eilig«, meinte sie. Normalerweise musste sie immer auf ihn warten. Jedes Mal, wenn sie irgendwohin gehen wollten, fiel ihm im letzten

Augenblick noch etwas ein, was unbedingt erledigt werden musste.

»Es ist schon fast vier Uhr, und ich will unbedingt, dass du morgen Abend startklar bist. Ich weiß noch, wie lange du gebraucht hast, um für die zwei Übernachtungen in Washington zu packen, und jetzt geht es um einen ganzen Monat. Da brauchst du mit Sicherheit länger, als du denkst.«

Stephanie lächelte. Er hatte Recht, zumal sie, neben etlichen anderen Dingen, auch noch bügeln musste. Außerdem wollte sie im Drugstore noch ein paar Dinge für die Reise besorgen. Allerdings war sie dann doch überrascht, wie schnell Daniel fuhr, sobald sie im Auto saßen. Auf dem Memorial Drive riskierte sie einen schnellen Blick auf den Tachometer. Sie fuhren fast achtzig Stundenkilometer, wo nur fünfzig erlaubt waren.

»He, fahr langsamer«, presste sie hervor. »Du fährst wie diese Taxifahrer, über die du dich immer beschwerst.«

»Tut mir Leid«, sagte Daniel. Er verlangsamte seine Fahrt.

»Ich verspreche dir, dass ich rechtzeitig fertig bin. Es ist also nicht notwendig, dass du unser Leben aufs Spiel setzt.« Stephanie blickte zu Daniel hinüber. Sie wollte sehen, ob er gemerkt hatte, dass sie das scherzhaft gemeint hatte, aber er hatte eine unverändert entschlossene Miene aufgesetzt.

»Ich will diese ganze unglückselige Affäre möglichst schnell zum Abschluss bringen, jetzt, wo ich das Gefühl habe, dass es richtig losgeht«, sagte er, ohne den Blick von der Straße zu nehmen.

»Ich habe mir etwas überlegt«, sagte Stephanie. »Ich will das E-Mail-Programm so einstellen, dass in Zukunft jede E-Mail von Butler auch auf meiner Handy-Mailbox gemeldet wird. So wissen wir immer sofort Bescheid, wenn eine neue Nachricht da ist und können sie so schnell wie möglich abholen.«

»Gute Idee«, sagte Daniel.

Sie hielten vor ihrem Haus am Straßenrand an. Daniel schaltete den Motor aus und sprang aus dem Wagen. Als Stephanie den Laptop vom Rücksitz geholt hatte, war er schon halb an der Haustür. Sie zuckte mit den Schultern. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann konnte er schnell zum zerstreuten Professor werden. Dann war sie für ihn gar nicht mehr existent, so wie jetzt. Aber sie nahm sein Verhalten nicht persönlich. Dazu kannte sie ihn zu gut.

Daniel nahm immer zwei Stufen auf einmal, während er sich überlegte, zuerst die Fluggesellschaft anzurufen und die Flüge zu buchen und erst anschließend noch einmal mit den Wingate-Leuten Kontakt aufzunehmen. Vermutlich brauchten sie in Turin nur einmal zu übernachten. Dann fiel ihm ein, dass er sich bei seinem Anruf in Nassau von Spencer die Instruktionen für die telegrafische Anweisung des Geldes geben lassen musste, damit auch das Finanzielle geregelt war.

Unterdessen war er im dritten Stock angelangt und fingerte an seinem Schlüsselbund herum. In diesem Augenblick bemerkte er, dass die Wohnungstür einen Spaltbreit offen stand. Den Bruchteil einer Sekunde überlegte er, wer heute Morgen zuletzt die Wohnung verlassen hatte, er oder Stephanie. Dann fiel ihm ein, dass er es gewesen war, weil er noch einmal zurückgegangen war, um seinen Geldbeutel zu holen. Er erinnerte sich genau daran, dass er die Tür abgeschlossen und sogar den Sicherungsbolzen vorgelegt hatte.

Das Geräusch der sich öffnenden und wieder ins Schloss fallenden Haustür drang durch das Treppenhaus nach oben, zusammen mit dem Klang von Stephanies Schritten auf den quietschenden, betagten Treppenstufen. Davon abgesehen war es still im Haus. Die Bewohner des ersten Stocks waren auf einem Karibik-Urlaub, und im zweiten Stock war tagsüber nie jemand zu Hause. Dort wohnte ein Mathematiker, der nur zum Schlafen nach Hause kam und ansonsten durch das Computer-Zentrum des Massachusetts Institute of Technology geisterte.

Vorsichtig stieß Daniel die Tür auf, um mehr vom Wohnungsflur ins Blickfeld zu bekommen. Jetzt konnte er bis ins Wohnzimmer sehen. Die Sonne näherte sich bereits dem südwestlichen Horizont und das Apartment lag im Schatten. Auf einmal bemerkte er den Strahl einer Taschenlampe, der über die Wand des Wohnzimmers huschte. Zugleich hörte er eine Schublade seines Aktenschrankes zuschnappen.

»Wer ist da, verdammt nochmal?«, brüllte Daniel so laut er konnte. Er war wütend darüber, dass jemand in seiner Wohnung war, aber er war kein Draufgänger. Zwar war der Eindringling offensichtlich durch die Wohnungstür hereingekommen, aber Daniel ging davon aus, dass er die Wohnung bereits durchsucht hatte und daher den Hinterausgang kannte, der vom Arbeitszimmer auf die Feuerleiter führte. Als Daniel nun sein Handy hervorholte, um die 911 zu wählen, war er fest davon überzeugt, dass der Einbrecher sich auf diesem Weg aus dem Staub machen würde.

Umso größer war der Schock, als plötzlich jemand in seinem Blickfeld auftauchte und ihn mit einer Taschenlampe blendete. Daniel versuchte, sich die Hand vor die Augen zu halten. Das gelang ihm zwar nicht ganz, aber zumindest erkannte er, dass der Mann in vollem Lauf auf ihn zugerannt kam. Noch bevor er reagieren konnte, wurde er von einer behandschuhten Hand grob beiseite gestoßen, so heftig, dass er gegen die Wand knallte. Die Erschütterung dröhnte in seinen Ohren. Nachdem er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sah Daniel einen groß gewachsenen Mann in einem eng anliegenden, schwarzen Anzug mit schwarzer Skimaske, der schnell und leise die Treppe hinunterrannte. Noch ein schriller Schrei von Stephanie, dann wurde die Haustür unten aufgerissen und krachte wieder ins Schloss.

Daniel stürzte zum Geländer und schaute hinunter. Einen Absatz weiter unten hatte sich Stephanie mit dem Rücken gegen die Tür des Mathematikers gedrückt. Den Laptop hielt

sie mit beiden Armen an die Brust gepresst. Sie war kreidebleich im Gesicht. »Ist alles in Ordnung?«, fragte er.

»Wer, zum Teufel, war das denn?«, wollte sie wissen.

»Ein gottverdammter Einbrecher«, antwortete Daniel. Er drehte sich um und untersuchte die Tür. Stephanie stieg die letzten Stufen zu ihm herauf und schaute ihm über die Schulter.

»Zumindest hat er die Tür nicht aufgebrochen«, sagte Daniel.

»Er muss einen Schlüssel gehabt haben.«

»Bist du sicher, dass sie abgeschlossen war?«

»Hundertprozentig! Ich weiß sogar noch genau, dass ich den Sicherungsbolzen vorgelegt habe.«

»Wer hat sonst noch einen Schlüssel?«

»Niemand«, sagte Daniel. »Es gibt nur zwei. Als ich die Wohnung gekauft habe, habe ich die Schlösser ausgetauscht und nur diese beiden machen lassen.«

»Dann muss er mit einem Dietrich aufgeschlossen haben.«

»Dann kann es nur ein Profi gewesen sein. Aber warum sollte ein Profi bei mir einbrechen wollen? Ich habe doch überhaupt keine Wertgegenstände.«

»O nein!«, schrie Stephanie plötzlich. »Ich habe meinen ganzen Schmuck auf der Kommode liegen lassen. Und die diamantene Uhr meiner Großmutter.« Sie rannte an Daniel vorbei ins Schlafzimmer.

Daniel ging ihr nach. »Da fällt mir ein: Ich habe dummerweise das ganze Bargeld, das ich gestern Abend noch aus dem Automaten geholt habe, auf dem Schreibtisch liegen lassen.«

Daniel huschte ins Arbeitszimmer. Doch zu seinem Erstaunen lag das Geld genau dort, wo er es hingelegt hatte, mitten auf seiner Arbeitsmappe. Er nahm es in die Hand und stellte dabei fest, dass alle übrigen Gegenstände auf seinem Schreibtisch anders lagen als vorher. Daniel war, das gab er auch offen zu, nicht gerade ein Ordnungsfanatiker, aber er war außerordentlich gut organisiert. Auch wenn sich auf seinem

Schreibtisch Briefe, Rechnungen und naturwissenschaftliche Zeitschriften stapelten, so wusste er genau, wo welcher Stapel lag und oft sogar die genaue Reihenfolge innerhalb der einzelnen Stapel.

Sein Blick ging hinüber zu seinem mit vier Schubladen versehenen Aktenschrank. Darauf lag ein Stoß mit Artikeln, die er sich aus verschiedenen Zeitschriften kopiert hatte und die nur noch einsortiert zu werden brauchten. Auch sie waren verschoben worden, nur um wenige Zentimeter zwar, aber sie lagen jetzt definitiv anders als vorher.

Stephanie tauchte in der Tür auf. Sie seufzte erleichtert. »Wir müssen gerade noch rechtzeitig gekommen sein. Anscheinend war er noch gar nicht im Schlafzimmer. Alle meine Sachen liegen noch genau da, wo ich sie gestern Abend hingelegt habe.«

Daniel reckte das Bündel Geldscheine in die Höhe. »Er hat nicht einmal das Geld genommen, und hier im Arbeitszimmer war er auf jeden Fall.«

Stephanie lachte gequält. »Was war das denn für ein Einbrecher?«

»Ich finde das überhaupt nicht lustig«, sagte Daniel. Er zog die Schubladen seines Schreibtischs und des Aktenschranks auf, um nachzusehen, wie es darin aussah.

»Ich finde das auch nicht lustig«, sagte Stephanie. »Ich versuche, meine Empfindungen durch Galgenhumor in den Griff zu kriegen.«

Daniel schaute auf. »Was soll das denn heißen?«

Stephanie schüttelte den Kopf und atmete heftig aus. Erfolgreich bekämpfte sie die Tränen. Sie zitterte. »Ich bin ganz durcheinander. Solche unvorhergesehenen Ereignisse machen mich total fertig. Es verletzt mich, dass jemand hier drin war, in unsere Privatsphäre eingedrungen ist. Es zeigt, dass wir in ständiger Gefahr leben, selbst wenn wir uns dessen nicht bewusst sind.«

»Ich bin auch durcheinander«, sagte Daniel. »Aber nicht aus philosophischen Gründen. Ich bin durcheinander, weil hier etwas passiert ist, was ich nicht begreife, für mich ist sonnenklar, dass das kein Nullachtfünfzehn-Einbrecher war. Er hat nach etwas Bestimmtem gesucht, und ich habe keine Ahnung, was es sein könnte. Das macht mir Angst.«

»Du glaubst nicht, dass wir ihn so rechtzeitig gestört haben, dass er einfach nichts mehr mitnehmen konnte?«

»Eine Weile war er schon hier, auf jeden Fall lang genug, um sich ein paar Wertsachen zu greifen, wenn er dahinter her gewesen wäre. Er hatte genügend Zeit, um den Schreibtisch und vielleicht auch den Aktenschrank zu durchsuchen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es eben, weil ich so zwanghaft bin. Dieser Mann war ein Profi und er hat etwas Bestimmtes gesucht.«

»Nicht materielle Werte, vielleicht etwas im Zusammenhang mit HTSR?«

»Kann sein, aber das glaube ich nicht. Schließlich sind die wesentlichen Bestandteile alle patentiert. Und außerdem hätte der Einbruch dann im Büro stattgefunden und nicht hier.«

»Aber was dann?«

Daniel zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht.«

»Hast du die Polizei schon angerufen?«

»Ich wollte gerade anfangen, als er hier herausgeschossen kam. Jetzt bin ich mir gar nicht mehr sicher, ob wir überhaupt noch anrufen sollten.«

»Wieso denn nicht?« Stephanie war überrascht.

»Was würde die Polizei unternehmen? Der Mann ist schon längst über alle Berge. Anscheinend fehlt nichts, sodass wir auch keine Versicherung bemühen müssen, und außerdem habe ich wenig Lust, eine Menge Fragen zu unseren Aktivitäten in der jüngsten Vergangenheit beantworten zu müssen, falls sie darauf zu sprechen kommen würden. Dazu kommt noch, dass

wir morgen Abend fliegen wollen, und ich will nicht, dass da noch etwas dazwischenkommt.«

»Moment mal!«, sagte Stephanie plötzlich. »Und wenn diese Geschichte etwas mit Butler zu tun hat?«

Daniel blickte Stephanie über seinen Schreibtisch hinweg an.

»Wie und wieso könnte Butler darin verwickelt sein?«, fragte er.

Stephanie erwiderte Daniels Blick. Die frühabendliche Stille wurde durch den Kühlschrankkompressor unterbrochen, der in der Küche ansprang. »Ich weiß nicht«, sagte sie schließlich. »Ich habe nur gerade an seine Verbindungen zum FBI gedacht und daran, dass er irgendwie dafür gesorgt hat, dass sie dich unter die Lupe genommen haben. Vielleicht sind sie ja noch nicht fertig damit.«

Daniel nickte, während er sich Stephanies Gedanken durch den Kopf gehen ließ. Sie kamen ihm zwar weit hergeholt vor, ließen sich aber nicht so ohne weiteres von der Hand weisen. Das geheime nächtliche Treffen mit Butler vor zwei Tagen war schließlich genauso seltsam gewesen.

»Wir sollten versuchen, diesen Zwischenfall kurz zu vergessen«, sagte Daniel. »Wir haben noch eine Menge Vorbereitungen zu treffen. Fangen wir an!«

»Okay«, sagte Stephanie und sammelte ihre Kräfte. »Vielleicht kann ich mich ja besser entspannen, wenn ich mich auf das Packen konzentriere. Aber zunächst einmal sollten wir Peter anrufen, nur für den Fall, dass dieser Kerl auch noch im Büro einbrechen will.«

»Gute Idee«, sagte Daniel. »Aber von Butler erzählen wir ihm nichts. Du hast ihm doch noch nichts gesagt, oder?«

»Nein. Kein Wort.«

»Gut!«, sagte Daniel und griff nach dem Hörer.

KAPITEL 10

Sonntag, 24. Februar 2002, 11.45 Uhr

Sosehr sich Stephanie an das sprunghafte Wetter in Neuengland gewöhnt hatte, so überrascht war sie doch angesichts der milden, schönen Witterung am Sonntag. Die Wintersonne spendete zwar nur ein fahles Licht, aber die Luft war warm und der Gesang der Vögel so laut und vielstimmig, als stünde der Frühling schon vor der Tür. Welch ein Unterschied zu ihrem frostigen Nachspaziergang am Freitagabend, als sie über eine frische Schneedecke vom Harvard Square bis nach Hause gegangen war.

Stephanie hatte Daniels Auto im Parkhaus beim Government Center abgestellt und ging jetzt nach Osten in Richtung North End, einem der hübschesten Stadtviertel von Boston. Es war im Grunde ein Labyrinth aus engen, von drei- und vierstöckigen Backsteinreihenhäusern gesäumten Sträßchen. Im neunzehnten Jahrhundert hatten Einwanderer aus Süditalien sich hier angesiedelt und eine Art Little Italy daraus gemacht, mit allem, was dazugehörte. Immer standen ein paar Leute auf der Straße, die sich lebhaft unterhielten, immer hing der Duft einer köchelnden Sauce bolognese in der Luft. Nach Schulschluss war alles voller Kinder.

Das alles kam Stephanie sehr vertraut vor, während sie die Hanover Street hinunterging, jene Einkaufsstraße, die das Viertel in zwei Teile teilte. Im Großen und Ganzen war sie gerne hier aufgewachsen, in einer netten Umgebung, wo man sich gemeinschaftlich und liebevoll umeinander kümmerte. Das einzige Problem waren diese familiären Dinge gewesen, die sie Daniel kürzlich gestanden hatte. Dieses Gespräch hatte, genau wie das Ermittlungsverfahren gegen Anthony, Gefühle

und Gedanken an die Oberfläche gespült, die sie sehr lange unterdrückt hatte.

Vor der offenen Tür des Café Cosenza blieb Stephanie stehen. Es gehörte ihrer Familie, und man bekam dort italienisches Gebäck und Eis wie auch den üblichen Espresso oder Cappuccino. Ein Gemisch aus Stimmen, Gelächter und dem Pfeifen und Keuchen der Espressomaschine drang zusammen mit dem Duft nach frisch geröstetem Kaffee auf die Straße. Wie viele Stunden hatte sie in diesem Raum mit dem kitschigen Wandgemälde, das den Vesuv und die Bucht von Neapel zeigte, zugebracht, hatte Cannoli, Eiskrem und das Zusammensein mit ihren Freundinnen genossen. Aber heute kam es ihr vor, als wären seitdem hundert Jahre vergangen.

Wie sie da so stand und ins Innere blickte, wurde ihr klar, wie abgeschnitten sie sich von ihrer Kindheit und ihrer Familie fühlte, abgesehen von ihrer Mutter vielleicht, mit der sie regelmäßig telefonierte. Neben ihrem jüngeren Bruder Carlo, der ins Priesteramt gegangen war – eine Berufung, die ihr ein völliges Rätsel war –, war sie das einzige Familienmitglied, das jemals ein College besucht hatte, von einem Dokortitel ganz zu schweigen. Und fast alle ihrer ehemaligen Schulfreundinnen, selbst die, die anschließend auf die Universität gegangen waren, lebten jetzt entweder im North End oder in einem der Vororte Bostons und hatten Häuser, Männer, schicke Geländewagen und Kinder. Sie hingegen lebte mit einem sechzehn Jahre älteren Mann zusammen, mit dem sie gerade um das Überleben eines neu gegründeten Biotechunternehmens kämpfte, indem sie heimlich einen US-Senator mit einer nicht genehmigten, im Versuchsstadium befindlichen, aber hoffentlich viel versprechenden Heilmethode behandelten.

Stephanie ging weiter die Hanover Street entlang und dachte über die Kluft zwischen ihrem jetzigen und ihrem früheren Leben nach. Sehr interessant, dass ihr das nichts ausmachte. Im

Rückblick war ihr Rückzug eine natürliche Reaktion auf das Unwohlsein gewesen, das sie im Zusammenhang mit den Geschäften ihres Vaters und der Rolle ihrer Familie im Viertel empfunden hatte. Sie ertappte sich dabei, wie sie darüber nachdachte, ob ihr Leben vielleicht einen völlig anderen Verlauf genommen hätte, wenn ihr Vater mehr Gefühle gezeigt hätte. Als junges Mädchen hatte sie noch versucht, die Barriere zu durchbrechen, die durch seinen egozentrischen, männlichen Chauvinismus und durch die Dinge, die ihn offensichtlich so stark in Beschlag nahmen, errichtet wurde, aber es war ihr nie gelungen. Diese vergeblichen Versuche hatten mit der Zeit zu einer starken Unabhängigkeit geführt, die sie letztendlich dahin gebracht hatte, wo sie heute war.

Da fiel ihr etwas Eigenartiges auf. Sie blieb stehen. Ihr Vater und Daniel hatten, trotz ihrer offensichtlichen, großen Unterschiede, auch etliche Dinge gemeinsam. Beide waren sie gleichermaßen egozentrisch, beide konnten sie gelegentlich grob bis an die Grenze des Asozialen werden, und beide wurden sie, wenn auch in völlig unterschiedlichen Zusammenhängen, von einem enormen Konkurrenzdenken angetrieben.

Darüber hinaus war Daniel genauso chauvinistisch wie ihr Vater, nur dass für ihn der Intellekt und nicht das Geschlecht eines Menschen ausschlaggebend war. Stephanie musste innerlich lachen. Wieso war ihr dieser Gedanke noch nie zuvor gekommen? Zumal Daniel, wenn ihn etwas beschäftigte, emotional genauso unzugänglich sein konnte, vor allem seitdem CURE in finanziellen Schwierigkeiten steckte. Psychologie gehörte zwar nicht gerade zu ihren Stärken, aber womöglich hatte sie Daniel aufgrund dieser Ähnlichkeiten von Anfang an so attraktiv gefunden.

Stephanie ging weiter und nahm sich vor, die Sache noch einmal gründlich zu überdenken, sobald sie mehr Zeit dazu hatte. Jetzt war sie zu sehr mit ihrer Abreise nach Turin

beschäftigt, die heute Abend stattfinden sollte. Sie war beim ersten Morgengrauen aufgestanden, um ihre Sachen fertig zu packen. Dann hatte sie den Großteil des Vormittags im Labor zugebracht und hatte Peter genauestens erklärt, wie er mit Butlers Zellkultur verfahren sollte. Zum Glück machten die Zellen gute Fortschritte. Sie hatte die Kultur mit »John Smith« beschriftet, in Anlehnung an Daniels Telefonat mit Spencer Wingate. Falls es Peter irgendwie komisch vorgekommen war, dass sie nach Nassau fuhren und dass er einen Teil von John Smiths Zellen als Stickstoffkonserve hinterherschicken sollte, dann hatte er sich zumindest nichts anmerken lassen.

Stephanie bog nach links in die Prince Street ein und beschleunigte ihre Schritte. Hier fühlte sie sich noch mehr zu Hause, besonders, als sie an ihrer ehemaligen Schule vorbeikam. Das Haus ihrer Kindheit, wo ihre Eltern immer noch wohnten, stand einen halben Straßenzug hinter der Schule auf der rechten Seite.

Das North End war ein sicheres Viertel, dank einer inoffiziellen »Schutzpatrouille«. Immer war mindestens ein halbes Dutzend Menschen auf der Straße, die geradezu süchtig danach waren zu erfahren, was die anderen so trieben. Der Nachteil für Kinder hatte darin bestanden, dass man niemals ungeschoren davonkam, wenn man etwas angestellt hatte. Aber im Augenblick genoss Stephanie dieses Gefühl der Sicherheit. Daniel hatte die Gedanken an den Eindringling vom gestrigen Nachmittag anscheinend überwunden und den Einbruch als unbedeutend für das große Ganze abgetan. Aber Stephanie hatte den Zwischenfall noch nicht vollständig verkraftet, und so genoss sie es, sich in vertrauter Umgebung zu bewegen. Was sie nach wie vor unangenehm berührte, war, dass der Vorfall ihre Zweifel an dem Butler-Projekt noch verstärkt hatte, ohne dass sie genau wusste, warum.

Als sie vor ihrem Elternhaus stand, betrachtete Stephanie das graue Sandsteinimitat, das die Backsteine im ersten Stock

verdeckte, das rote Aluminiumvordach mit der weißen Kante über der Haustür und die knallig bunt gestrichene Heiligenstatue aus Gips, die in einer Nische stand. Sie musste lächeln, weil sie erst so spät gemerkt hatte, wie schäbig dieser Zierrat eigentlich aussah. Früher hatte sie ihn überhaupt nicht wahrgenommen.

Stephanie hatte zwar einen Schlüssel, aber sie klopfte an und wartete ab. Sie hatte vom Büro aus angerufen und ihren Besuch angekündigt. Es war also keine Überraschung. Einen Augenblick später riss Thea, ihre Mutter, die Tür auf und hieß sie mit offenen Armen willkommen. Theas Großvater war Grieche gewesen, und so hatte es sich im Lauf der Jahre eingebürgert, die weiblichen Vornamen der Familie – auch Stephanies – an der mütterlichen Tradition zu orientieren.

»Du hast bestimmt Hunger«, sagte Thea und trat einen Schritt zurück, um ihre Tochter in Augenschein zu nehmen. Für ihre Mutter war Essen immer ein Thema.

»Ein Sandwich wäre ganz gut«, sagte Stephanie, wohl wissend, dass Widerstand zwecklos war. Sie folgte der schlanken Silhouette ihrer Mutter in die Küche, wo köchelnde Töpfe ihren Duft verströmten. »Hier riecht es aber gut.«

»Ich koche Osso buco, das Leibgericht deines Vaters. Wieso bleibst du nicht zum Essen? Wir fangen gegen zwei Uhr an.«

»Ich kann nicht, Mom.«

»Sag deinem Vater Guten Tag.«

Gehorsam streckte Stephanie ihren Kopf ins Wohnzimmer, das direkt an die Küche anschloss. Seitdem sie denken konnte, war die Einrichtung vollkommen unverändert geblieben. Wie immer vor dem sonntäglichen Mittagessen versteckte sich ihr Vater hinter der Sonntagszeitung, die er in seinen fleischigen Händen hielt. Ein übevoller Aschenbecher balancierte auf der Armlehne seines Liegesessels.

»Hallo, Dad«, sagte Stephanie fröhlich.

Anthony D'Agostino senior klappte den oberen Rand der Zeitung nach unten. Er betrachtete Stephanie aus leicht trüben Augen über den Rand seiner Lesebrille hinweg. Eine dicke Smogwolke aus Zigarettenrauch hüllte ihn ein. War er in seiner Jugend noch sportlich gewesen, so war er jetzt die Verkörperung korpulenter Unbeweglichkeit. Er hatte im Lauf des vergangenen Jahrzehnts allen dringenden Warnungen seiner Ärzte zum Trotz deutlich zugenommen, auch nach seinem Herzanfall vor drei Jahren. So hatte er im Vergleich zu seiner Frau, die stark abgenommen hatte, ein ungesundes Gleichgewicht hergestellt.

»Ich will nicht, dass du deiner Mutter Kummer machst, hast du verstanden? In den letzten Tagen ist es ihr gut gegangen.«

»Ich versuche mein Bestes«, sagte Stephanie.

Er klappte die Zeitung wieder hoch. So viel zum Thema Konversation, dachte Stephanie, zuckte mit den Schultern und verdrehte die Augen. Sie zog sich wieder in die Küche zurück. Thea hatte mittlerweile Käse, Brot, Parmaschinken und Obst hervorgeholt und deckte damit den Tisch. Stephanie sah ihr dabei zu. Ihre Mutter hatte seit ihrer letzten Begegnung abgenommen und das war kein gutes Zeichen. Aus der dünnen Haut ihrer Hände und ihres Gesichts ragten die Knochen hervor. Vor zwei Jahren war bei ihr Brustkrebs diagnostiziert worden. Seit der Operation und der anschließenden Chemotherapie war es ihr gut gegangen, bis sie vor drei Monaten einen Rückfall erlitten hatte. In einem ihrer Lungenflügel war ein Tumor entdeckt worden. Die Prognosen waren nicht günstig.

Stephanie setzte sich an den Tisch und machte sich ein Sandwich. Ihre Mutter holte sich einen Tee und setzte sich ihr gegenüber.

»Wieso kannst du nicht zum Essen bleiben?«, fragte Thea.
»Dein großer Bruder kommt auch.«

»Mit oder ohne Frau und Kinder?«

»Ohne«, sagte Thea. »Er und dein Vater haben etwas Geschäftliches zu besprechen.«

»Das kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Wieso bleibst du nicht hier? Wir bekommen dich kaum noch zu Gesicht.«

»Ich würde ja gerne, aber ich kann nicht. Ich fliege heute Abend weg, für etwa einen Monat, und deshalb wollte ich unbedingt heute noch vorbeischaun. Ich habe noch eine Menge zu erledigen.«

»Und, fliegst du mit diesem Mann zusammen?«

»Er heißt Daniel und ja, wir fliegen zusammen.«

»Du solltest nicht bei ihm wohnen. Es ist nicht richtig. Und außerdem ist er zu alt. Du solltest mit einem netten, jungen Mann verheiratet sein. Du selbst bist ja auch nicht mehr die Jüngste.«

»Mutter, das hatten wir doch schon.«

»Hör auf deine Mutter«, bellte Anthony senior aus dem Wohnzimmer herüber. »Sie weiß, wovon sie spricht.«

Stephanie hielt ihre Zunge im Zaum.

»Wo fliegst du hin?«

»Hauptsächlich nach Nassau auf den Bahamas. Zuerst fliegen wir noch woanders hin, aber nur für ein, zwei Tage.«

»Macht ihr Urlaub?«

»Nein«, sagte Stephanie. Sie erzählte ihrer Mutter, dass die Reise geschäftliche Gründe hatte, ohne auf die Einzelheiten einzugehen. Ihre Mutter fragte auch nicht weiter, zumal Stephanie das Gespräch auf ihre Nichten und Neffen brachte. Die Enkelkinder waren Theas Lieblingsthema. Nach einer Stunde, Stephanie war kurz davor, sich zu verabschieden, ging die Tür auf und Tony junior spazierte herein.

»Es geschehen noch Zeichen und Wunder«, sagte Tony mit gespielter Erstaunen, als er Stephanie entdeckte. Er sprach mit einem starken, sorgsam gepflegten Arbeiterakzent. »Die

erlauchte Harvard-Doktorin hat sich entschlossen, uns armen, arbeitenden Wühlmäusen einen Besuch abzustatten.«

Stephanie blickte auf und lächelte ihren großen Bruder an. Sie hielt den Mund, wie schon vorhin bei ihrem Vater. Bereits vor langer Zeit hatte sie gelernt, sich nicht aus der Deckung locken zu lassen. Tony hatte sich schon immer über Stephanies Universitätsausbildung lustig gemacht, genau wie ihr Vater, aber aus einem etwas anderen Grund. Stephanie hatte den Verdacht, dass es bei Tony eher der Neid war, weil er nur mit Mühe und Not die High School bestanden hatte. Nicht, dass es Tony an Intelligenz gemangelt hätte. Der Grund lag eher in seiner fehlenden Motivation in der Teenagerzeit. Als Erwachsener tat er zwar so, als wäre es ihm egal, dass er kein College besucht hatte, aber Stephanie wusste es besser.

»Mom hat gesagt, dass dein Großer sich zu einem prima Hockeyspieler entwickelt«, sagte Stephanie, um von dem verhassten Thema Schule abzulenken. Tony hatte einen zwölfjährigen Sohn und eine zehnjährige Tochter.

»Tja, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm«, sagte Tony. Er hatte die gleiche Haarfarbe wie Stephanie und war auch ungefähr so groß, aber deutlich untersetzter, mit breitem Nacken und großen Händen, wie ihr Vater.

Und ebenfalls wie ihr Vater, strahlte Tony ständig eine wenig schmeichelhafte, chauvinistisch-männliche Feindseligkeit aus. Stephanie empfand dabei Mitleid für ihre Schwägerin und Angst um ihre Nichte.

Tony küsste seine Mutter auf beide Wangen, bevor er ins Wohnzimmer ging.

Stephanie hörte ein Rascheln, als die Zeitung zur Seite gelegt wurde, ein Klatschen, das sich als Handschlag deuten ließ, und ein Begrüßungsritual: »Wie geht's?– Gut! Und selbst? – Gut!« Als das Gespräch sich auf das Thema Sport unter besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Bostoner Profiteams verlagerte, blendete sie die beiden aus.

»Ich muss los, Mom«, sagte Stephanie.

»Bleib doch da. Das Essen steht gleich auf dem Tisch.«

»Ich kann nicht, Mom.«

»Dad und Tony werden dich vermissen!«

»Oh ja, bestimmt!«, sagte Stephanie.

»Sie lieben dich eben auf ihre eigene Art.«

»Da bin ich mir ganz sicher«, sagte Stephanie lächelnd. Merkwürdigerweise glaubte sie das sogar. Stephanie drückte Theas Handgelenk. Es fühlte sich zerbrechlich an, als könnten die Knochen splintern, wenn sie zu kräftig drückte. Stephanie schob ihren Stuhl zurück und stand auf. Thea machte es ihr nach und sie umarmten einander.

»Ich rufe dich an, sobald wir uns auf den Bahamas eingerichtet haben. Dann kann ich dir auch die Adresse und die Telefonnummer sagen«, meinte Stephanie. Sie küsste ihre Mutter flüchtig auf die Wange und streckte dann ihren Kopf noch einmal ins Wohnzimmer. Die Zigarettenschwaden hatten sich noch verdichtet, weil beide Männer rauchten. »Tschüs, ihr beiden. Ich muss los.«

Tony blickte auf. »Was? Du verschwindest schon wieder?«

»Sie verreist für einen Monat«, sagte Thea über Stephanies Schulter hinweg. »Sie muss sich fertig machen.«

»Nein!«, sagte Tony. »Du kannst nicht gehen. Noch nicht! Ich muss mit dir reden. Ich wollte dich schon anrufen, aber wo du jetzt schon mal hier bist... von Angesicht zu Angesicht geht es besser.«

»Dann aber sofort«, sagte Stephanie. »Ich muss wirklich los.«

»Du wartest, bis wir fertig sind«, sagte Anthony. »Tony und ich reden übers Geschäft.«

»Ist schon okay, Pop«, meinte Tony. Er tätschelte seinem Vater beim Aufstehen das Knie. »Was ich Steph zu sagen habe, dauert nicht lange.«

Anthony grummelte und langte nach seiner Zeitung.

Tony kam in die Küche zurück. Er setzte sich mit dem Gesicht zur Lehne auf einen der Küchenstühle und bedeutete Stephanie, sie solle sich auf einen der anderen setzen. Stephanie zögerte einen Augenblick. Tony wurde in letzter Zeit immer herrischer. Er übernahm mehr und mehr die Verhaltensweisen seines Vaters, und das war ihr lästig. Aber sie setzte sich trotzdem, weil sie jeden Aufstand vermeiden wollte. Um aber nicht das Gefühl haben zu müssen, sie sei untergebuttert worden, sagte sie zu ihrem Bruder, er solle sich beeilen. Außerdem wollte sie, dass er seine Zigarette ausmache, und er gehorchte grummelnd.

Dann sagte er: »Ich wollte dich anrufen, weil mein Finanzberater, Mickey Gualario, mir erzählt hat, dass CURE kurz vor dem Abgrund steht. Ich habe gesagt, das ist ausgeschlossen. Das hätte meine kleine Schwester mir garantiert erzählt. Aber er sagt, er hat es im *Globe* gelesen. Also, wie sieht's aus?«

»Wir haben finanzielle Probleme«, gab Stephanie zu. »Die Politik blockiert unsere zweite Finanzierungsphase.«

»Dann hat der *Globe* sich das Ganze also nicht ausgedacht?«

»Ich habe den Artikel nicht gelesen, aber wie gesagt, wir sind ziemlich klamm.«

Tony legte das Gesicht in Falten, als würde er nachdenken. Er nickte ein paar Mal. »Tja, das sind ja keine besonders guten Neuigkeiten. Du kannst dir vermutlich denken, dass ich mir Sorgen um meinen Zweihunderttausend-Dollar-Kredit mache.«

»Korrigiere! Es war kein Kredit. Das war eine Kapitalanlage.«

»Moment mal! Du hast mir vorgeheult, dass du Geld brauchst.«

»Korrigiere erneut! Ich habe gesagt, wir suchen nach Investoren, und ich habe mit Sicherheit nicht geheult.«

»Na gut, aber du hast gesagt, es sei eine sichere Sache.«

»Ich habe gesagt, dass ich glaube, dass es eine lohnende Kapitalanlage ist, weil sie sich auf ein brillantes, in allen Teilen patentiertes, neu entwickeltes Verfahren stützt, das sich aller Voraussicht nach als Segen für die Medizin erweisen wird. Aber ich habe auch gesagt, dass ein gewisses Risiko damit verbunden ist, und ich habe dir den Prospekt gegeben, in dem die Unternehmenssituation dargestellt wurde. Hast du ihn durchgelesen?«

»Nein, hab ich nicht. Diesen Mist verstehe ich sowieso nicht. Aber wenn es so eine lohnende Anlage ist, wo liegt dann das Problem?«

»Es ist etwas passiert, womit niemand gerechnet hat: Es besteht die Möglichkeit, dass der Kongress das Verfahren verbietet. Aber ich versichere dir, dass wir daran arbeiten, und wir sind zuversichtlich, dass wir bald alles unter Kontrolle haben. Diese Entwicklung war für uns ein Schlag aus heiterem Himmel, und falls du dafür einen Beweis haben möchtest: Daniel und ich haben unseren letzten Cent in die Firma gesteckt. Daniel hat sogar eine Hypothek auf seine Eigentumswohnung aufgenommen. Es tut mir Leid, dass die ganze Sache im Augenblick keinen hundertprozentig soliden Eindruck macht. Und ich füge hinzu, es tut mir wirklich Leid, dass wir dein Geld angenommen haben.«

»Das tut uns beiden Leid!«

»Gibt es etwas Neues in diesem Verfahren, das gegen dich läuft?«

Tony machte eine Handbewegung, als wollte er eine Fliege verscheuchen. »Nichts. Das ist ein Haufen Unsinn. Der Bezirksstaatsanwalt will sich bloß ein bisschen wichtig machen, weil er wiedergewählt werden will. Aber wir wollen doch beim Thema bleiben. Du denkst also, dass ihr dieses politische Problem im Griff habt?«

»Das glauben wir.«

»Hat das irgendetwas mit dieser geplanten Reise zu tun?«

»Das hat es«, sagte Stephanie. »Aber ich kann dir keine Einzelheiten verraten.«

»Ach, tatsächlich?«, meinte Tony sarkastisch. »Ich hab zweihundert Riesen in deine Firma gesteckt, aber du kannst mir keine Einzelheiten verraten? Irgendwas stimmt doch hier nicht.«

»Wenn ich unser Vorhaben preisgeben würde, würde ich damit seine Effektivität aufs Spiel setzen.«

»Vorhaben preisgeben, Effektivität aufs Spiel setzen!« Tony öffte sie abfällig nach. »Hör doch auf! Ich hoffe, du glaubst nicht, dass du mich mit ein paar hochgestochenen Formulierungen abspesen kannst. Nichts zu machen! Also, wo fährst du hin? Washington?«

»Sie fährt nach Nassau«, sagte Thea unvermittelt von ihrem Standort neben dem Herd aus. »Und du behandelst deine Schwester nicht so unfreundlich, hast du verstanden?«

Tony hatte sich kerzengerade aufgesetzt, die Arme hingen kraftlos zu beiden Seiten herunter. Voll ungläubigem Erstaunen ließ er langsam den Unterkiefer fallen. »Nassau!«, brüllte er. »Das wird ja immer verrückter! Wenn tatsächlich eine politische Zeitbombe die Existenz von CURE bedroht, meinst du nicht, ihr solltet dann hier bleiben und etwas dagegen unternehmen?«

»Deshalb fahren wir ja nach Nassau«, sagte Stephanie.

»Ha!«, rief Tony. »Das klingt mir viel eher danach, als ob dein so genannter Freund ein krummes Ding abziehen will.«

»Da bist du komplett auf dem falschen Dampfer. Tony, ich wünschte, ich könnte dir mehr sagen, aber ich kann nicht. Ich hoffe, dass wir in einem Monat wieder in der Spur sind und dass wir dann dein Geld als Kredit betrachten und mit Zinsen zurückzahlen können.«

»Ich werde versuchen, nicht in Ehrfurcht zu erstarren«, giftete Tony. »Du behauptest, du kannst mir nicht mehr sagen,

aber ich kann dir etwas sagen. Diese zweihundert Riesen sind nicht nur von mir.«

»Nein?«, fragte Stephanie. Sie hatte das Gefühl, dass dieses sowieso schon unangenehme Gespräch noch schlimmer werden würde.

»Du hast mir die Perspektiven so rosig ausgemalt, dass ich mich verpflichtet gefühlt hab, etwas davon weiterzugeben. Die Hälfte des Geldes stammt von den Castigliano-Brüdern.«

»Das hast du mir nie erzählt!«

»Dafür sage ich's dir jetzt.«

»Wer sind die Castigliano-Brüder?«

»Geschäftspartner. Und ich verrate dir noch etwas. Wenn sie hören, dass ihre Kapitalanlage den Bach runtergeht, dann wird ihnen das nicht gefallen. So etwas sind sie nicht gewöhnt. Als dein Bruder ist es, glaube ich, meine Pflicht, dir zu sagen, dass du lieber nicht auf die Bahamas fahren solltest.«

»Aber das müssen wir.«

»Das hast du schon mal gesagt, aber den Grund willst du mir nicht verraten. Dadurch bin ich gezwungen, mich zu wiederholen: Du und dein Harvard-Freund, ihr solltet lieber hier bleiben und euren Laden wieder in Ordnung bringen, weil es sonst nämlich ganz danach aussieht, als wolltet ihr euch mit unserem Geld ein schönes Leben in der Sonne machen, während wir Idioten uns hier in Boston den Arsch abfrieren.«

»Tony«, sagte Stephanie so ruhig und so überzeugend, wie es ihr nur möglich war. »Wir fahren nach Nassau und wir kümmern uns dort um eine Lösung für diese bedauerlichen Schwierigkeiten.«

Tony warf die Arme in die Höhe, die Handflächen nach oben gerichtet. »Ich hab's probiert! Bei Gott, ich hab's wirklich probiert!«

Dank der Servolenkung konnte Tony seinen schwarzen Cadillac DeVille mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand

steuern. Es war ein milder Abend, und so hatte er das Fenster geöffnet und ließ die linke Hand mit der Zigarette nach draußen baumeln. Als er auf den Parkplatz vor dem Firmengebäude des Sanitär- und Installationsfachhandels der Brüder Castigliano fuhr, wurde das Autoradio vom charakteristischen Knirschen der Reifen auf dem Kiesbelag übertönt. Das Gebäude war ein grauer, einstöckiger Klinkerbau, dessen Rückseite an ein Sumpfmoor grenzte.

Tony hielt neben drei anderen Wagen an, die seinem sehr ähnlich sahen. Alle drei waren Cadillacs und alle drei waren schwarz. Er schnippte seine Zigarette in einen Stapel mit rostigen Spülbecken und schaltete den Motor aus. Beim Aussteigen stieg ihm der unangenehme Geruch des salzigen Sumpflandes in die Nase. Es wurde jetzt schnell dunkel und der Wind kam aus östlicher Richtung.

Die Fassade des Gebäudes musste dringend gestrichen werden. Neben den Blockbuchstaben des Firmennamens zierte zahlreiche Graffiti die Hauswand. Die Tür war offen und Tony trat wie immer ohne anzuklopfen ein. Mitten im Raum stand ein Verkaufstresen, dahinter erstreckten sich Regalreihen, die vom Boden bis zur Decke mit Klempnerbedarf gefüllt waren. Kein Mensch war zu sehen. Ein Radio auf dem Tresen spielte Musik aus den Fünfzigerjahren.

Tony umrundete den Tresen und ging den Mittelgang hinunter. Am hinteren Ende öffnete er eine zweite Tür, die in einen Büroraum führte. Im Vergleich zum Verkaufsraum sah dieses Zimmer noch relativ vornehm aus. Auf einem abgetretenen Orientteppich standen ein Ledersofa und zwei Schreibtische. Durch die kleinen Fenster konnte man die von Röhricht umgebenen Moorflächen sehen. Vereinzelt lagen weggeworfene Autoreifen und anderer Müll herum. Drei Männer saßen in dem Zimmer: einer hinter jedem Schreibtisch und einer auf dem Sofa.

Tony schüttelte zuerst den beiden Männern an den Schreibtischen die Hand und dann dem auf dem Sofa. Dazu murmelte er einige knappe Begrüßungsworte. Die Männer an den Schreibtischen waren die Castigliano-Brüder. Sie waren Zwillinge und hießen Sal und Louie. Tony kannte sie schon seit der dritten Klasse, auch wenn sie damals nicht befreundet gewesen waren. An der High School waren sie zwei dünne, pickelige Jungen gewesen, die von den anderen gnadenlos gehänselt wurden, und auch im Erwachsenenalter waren sie noch hager, mit eingefallenen Wangen und tief liegenden Augen.

Der Mann auf dem Sofa, der neben Tony saß, war Gaetano Baresse. Er war in New York aufgewachsen und hatte die gleiche Statur wie Tony, nur größer und kräftiger. Normalerweise stand er hinter dem Tresen draußen im Verkaufsraum, aber nebenbei war er der verlängerte Arm der Zwillinge. Die meisten Leute dachten, dass er dazu da war, die Zwillinge für all die Hänseleien, denen sie in der Schule ausgesetzt gewesen waren, zu entschädigen, aber Tony wusste es besser. Gaetanos starke Arme wurden gelegentlich im Rahmen der geschäftlichen Aktivitäten der Zwillinge benötigt. Manche davon waren legal, andere jedoch weniger, und im Zusammenhang mit diesen letztgenannten Aktivitäten hatten Tony und die Zwillinge nähere Bekanntschaft geschlossen.

»Zunächst einmal«, sagte Tony, »möchte ich euch allen danken, dass ihr an einem Sonntag hier herausgekommen seid.«

»Kein Problem«, sagte Sal. Er saß links von Tony. »Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dass wir Gaetano dazu gebeten haben.«

»Du hast bei deinem Anruf erwähnt, dass es Schwierigkeiten gibt, und da dachten wir, dass er mit von der Partie sein sollte«, fügte Louie hinzu.

»Kein Problem«, sagte Tony. »Ich wünschte nur, dieses Treffen hätte ein bisschen früher stattfinden können, doch dazu komme ich gleich noch.«

»Wir haben unser Bestes getan«, sagte Sal.

»Mein Handyakku war leer«, erläuterte Gaetano. »Ich war bei meiner Schwägerin, zum Billardspielen. Dadurch war ich nur schwer aufzutreiben.«

Tony zündete sich eine Zigarette an und bot den anderen eine an. Jeder bediente sich. Bald rauchten sie alle.

Nach ein paar tiefen Zügen legte Tony seine Zigarette beiseite. Er brauchte seine Hände zum Reden. Dann berichtete er den Castigliano-Brüdern jedes Wort aus dem Gespräch mit Stephanie, an das er sich noch erinnern konnte. Er ließ nichts aus und beschönigte auch nichts. Er sagte, er und sein Finanzberater seien davon überzeugt, dass Stephanies Firma vor dem Exitus stand.

Im Verlauf von Tonys Vortrag wurden die Zwillinge zunehmend unruhig. Sal, der mit einer Büroklammer gespielt hatte, brach sie letztendlich entzwei. Louie drückte wütend seine halb gerauchte Zigarette aus.

»Das gibt's doch nicht!«, sagte Sal, nachdem Tony geendet hatte.

»Ist deine Schwester mit diesem Hohlkopf verheiratet?«, wollte Louie wissen.

»Nein, sie leben nur zusammen.«

»Also, das kann ich dir sagen, wir werden hier nicht einfach ruhig sitzen bleiben, während dieses Arschloch in der Sonne liegt«, sagte Sal. »Auf keinen Fall!«

»Wir müssen ihm deutlich machen, dass wir darüber nicht erfreut sind«, sagte Louie. »Entweder, er bewegt seinen Arsch hierher zurück und bringt die Sache in Ordnung, oder es passiert was. Kapiert, Gaetano?«

»Ja, na klar. Wann?«

Louie blickte zu Sal. Sal blickte zu Tony.

»Heute ist es zu spät«, sagte Tony. »Deshalb hätte ich mich gerne früher mit euch getroffen. Sie wollen noch woanders hin, bevor sie nach Nassau fliegen. Aber meine Schwester ruft meine Ma an, sobald sie auf den Bahamas angekommen sind.«

»Du sagst uns Bescheid?«, fragte Sal.

»Na klar. Aber meine Schwester lässt ihr in Ruhe.«

»Sie hat unsere Kohle ja nicht eingesteckt«, sagte Louie.
»Glaube ich zumindest nicht.«

»Sie hat eure Kohle nicht«, sagte Tony. »Vertraut mir! Ich will nicht, dass zwischen uns böses Blut entsteht.«

»Er hat unsere Kohle«, sagte Sal.

Louie schaute Gaetano an. »Ich schätze mal, du fliegst nach Nassau.«

Gaetano brachte mit der linken Hand die Knöchel seiner rechten zum Knacken. »Hört sich gut an!«

KAPITEL 11

Montag, 25. Februar 2002, 7.00 Uhr

»Stephanie!«, rief Daniel leise und rüttelte sanft an ihrer Schulter. »Es gibt Frühstück. Möchtest du etwas, oder soll ich dich schlafen lassen, bis wir landen?«

Stephanie öffnete mit Gewalt die Augen, rieb sie und gähnte gleichzeitig. Sie musste noch ein paar Mal blinzeln, bevor sie etwas sehen konnte. Die trockene Luft im Flugzeug hatte auch ihre Augen trocken werden lassen.

»Wo sind wir?«, fragte sie heiser. Auch ihr Mund war ausgetrocknet. Sie setzte sich auf und streckte sich. Dann beugte sie sich nach vorne und schaute zum Fenster hinaus. Ein Streifen am Horizont kündete zwar schon das Morgengrauen an, aber direkt unter ihnen war es noch dunkel. Sie konnte die Lichter der in der Landschaft verstreuten Städte und Dörfer erkennen.

»Ich schätze mal, wir sind irgendwo über Frankreich«, sagte Daniel.

Trotz aller Versuche, eine überstürzte Abreise in letzter Minute zu vermeiden, war es gestern Abend zu einem heillosen Durcheinander gekommen. Sie waren aus Daniels Wohnung gestürmt, zum Logan Airport gefahren, hatten die Sicherheitskontrollen über sich ergehen lassen und waren schließlich keine zehn Minuten, bevor die Gates geschlossen wurden, im Flugzeug gewesen. Dank Butlers Geld flogen sie in der Alitalia-Magnifica-Klasse und hatten die ersten beiden Sitze auf der linken Seite der Boeing 767 bekommen.

Stephanie stellte die Lehne wieder in Sitzposition. »Wieso bist du denn so munter? Hast du geschlafen?«

»Kein bisschen«, sagte Daniel. »Ich habe angefangen, in deinen Büchern über das Turiner Grabtuch herumzublättern, besonders in dem von Ian Wilson. Ich kann schon verstehen, wieso dich das so gepackt hat. Das ist eine faszinierende Lektüre.«

»Du musst doch völlig erschöpft sein.«

»Bin ich nicht«, sagte Daniel. »Das, was ich über das Grabtuch gelesen habe, hat mir irgendwie neue Energie gegeben. Ich bin dadurch in Bezug auf die Behandlung Butlers und die Verwendung der DNA-Fragmente vom Grabtuch noch zuversichtlicher geworden. Ich habe mir sogar überlegt, dass wir, wenn wir mit Butler fertig sind, vielleicht noch einen Prominenten außerhalb der USA mit derselben DNA behandeln sollten, jemanden, der gegen ein bisschen Publicity nichts einzuwenden hat. Wenn diese Geschichte dann in die Medien kommt, dann kann es kein Politiker mehr wagen, sich dagegenzustellen, und noch besser, die FDA wäre gezwungen, ihr Genehmigungsverfahren für die Behandlungsmethode zu ändern.«

»Hoh, langsam«, warnte Stephanie. »Lass uns nicht zu weit in die Zukunft schauen. Wir müssen uns zuallererst einmal auf Butler konzentrieren. Es ist doch noch gar nicht gesagt, dass wir ihn überhaupt heilen können.«

»Du findest also, dass die Behandlung eines anderen Prominenten keine gute Idee ist?«

»Ich muss erst darüber nachdenken, bevor ich dazu etwas Vernünftiges sagen kann.« Stephanie versuchte, diplomatisch zu reagieren. »Im Augenblick bin ich noch ein bisschen benebelt. Ich muss jetzt zur Toilette und dann möchte ich frühstücken. Ich habe wahnsinnigen Hunger. Und wenn mein Verstand auf vollen Touren läuft, dann möchte ich hören, was du über das Grabtuch gelesen hast und vor allem, ob du schon eine Theorie hast, wie der Abdruck entstanden sein könnte.«

Eine knappe Stunde später landeten sie auf dem Aeroporto Fiumicino in Rom. Zusammen mit zahlreichen Passagieren anderer internationaler Flüge schoben sie sich durch die Passkontrolle und gelangten schließlich zu dem Ausgang für ihren Anschlussflug nach Turin. An einer Kaffeebar in der Nähe gönnte Daniel sich einen original italienischen Espresso, den er wie die Einheimischen in einem Zug hinunterstürzte. Auf diesem Flug gab es keine Magnifica-Klasse, und so fanden sie sich nach dem Betreten des Flugzeugs in einer engen Kabine voller Geschäftsleute wieder. Sie saßen ungefähr in der Mitte des Flugzeugs, Stephanie auf dem Mittelsitz und Daniel am Gang. »Gemütlich«, bemerkte Daniel. Dank seiner Größe von ein Meter vierundachtzig wurden seine Knie gegen den Vordersitz gequetscht. »Und, wie fühlst du dich jetzt? Bist du müde?«

»Nein, schon gar nicht nach diesem Koffeinschock.«

»Dann lass uns über das Grabtuch sprechen! Ich will wirklich wissen, was du davon hältst.« Die Warteschlange vor der Toilette auf dem Flug von Boston nach Rom war so lang gewesen, dass sie vor der Landung keine Zeit mehr gehabt hatten, darüber zu sprechen.

»Tja, um es gleich zu sagen: Ich habe keine Theorie, was die Entstehung dieses Abdrucks angeht. Es ist auf jeden Fall ein faszinierendes Mysterium, das gebe ich gerne zu. Besonders beeindruckt hat mich Ian Wilsons poetische Beschreibung des Tuchs als ›Fotonegativ, das wie in einer Art Zeitkapsel im Dornröschenschlaf gelegen und auf die Erfindung der Fotografie gewartet hat‹. Aber deshalb ist der Abdruck noch lange kein Beweis für die Auferstehung, so wie du und Wilson das angedeutet habt. Das wäre eine falsche Logik. Du kannst nicht einen unbekannten und sämtlicher Erfahrung zuwiderlaufenden Vorgang der Dematerialisation postulieren, um damit ein unbekanntes Phänomen zu erklären.«

»Und was ist mit den schwarzen Löchern?«

»Was meinst du damit?«

»Schwarze Löcher wurden postuliert, um unbekannte Phänomene zu erklären, und schwarze Löcher laufen mit Sicherheit unseren naturwissenschaftlichen Erfahrungen zuwider.«

Eine Zeit lang herrschte Stille, abgesehen von dem gedämpften Röhren der Düsentriebwerke, dem Rascheln der Morgenzeitungen und dem Klicken der Laptop-Tastaturen.

»Da hast du Recht«, gestand Daniel schließlich zu.

»Weiter im Text! Was hat dich noch angesprochen?«

»Oh, noch etliches. Zum Beispiel das Ergebnis der Reflektionsspektroskopie, die Schmutz auf den Fußabdrücken zum Vorschein gebracht hat. Zuerst habe ich das für eine völlig belanglose Entdeckung gehalten, bis ich gelesen habe, dass einige der Körner durch eine optische Kristallographie als Travertin-Aragonit identifiziert worden sind, dessen Spektralsignatur mit der von Kalksteinproben aus antiken Gräbern in Jerusalem identisch ist.«

Stephanie lachte. »Die Begeisterung für die eher obskuren wissenschaftlichen Details überlasse ich dir. Daran kann ich mich nicht einmal mehr erinnern.«

»Es wäre schon ziemlich gewagt, anzunehmen, dass ein französischer Fälscher aus dem dreizehnten Jahrhundert sich die Mühe gemacht hat, solche Steinchen zu besorgen und sie auf sein angebliches Werk zu streuen.«

»Besser hätte ich es nicht ausdrücken können.«

»Ein weiterer interessanter Punkt ist der: Die Lebensräume der drei Pflanzenarten, deren Pollen am häufigsten auf dem Grabtuch vertreten sind, überschneiden sich in einem Bereich, der die dreißig Kilometer zwischen Hebron und Jerusalem umfasst. Das würde bedeuten, dass das Tuch wahrscheinlich aus dieser Gegend stammt.«

»Seltsam, nicht wahr?«

»Das ist mehr als seltsam«, entgegnete Daniel. »Ob das Grabtuch wirklich das Leichentuch Jesu Christi gewesen ist oder nicht, das ist damit sicherlich nicht bewiesen – und kann wohl nie bewiesen werden, wenn ich das sagen darf –, aber nach meinem Dafürhalten stammt es aus Jerusalem und hat einen Mann eingehüllt, der auf antike, römische Weise gezeißelt worden ist, dem die Nase gebrochen wurde, der Dornenwunden auf seinem Kopf hatte und der gekreuzigt und an der Brust mit einer Lanze verletzt wurde.«

»Was sagst du zum historischen Aspekt?«

»Gut dargestellt und überzeugend«, sagte Daniel anerkennend. »Nach der Lektüre lässt sich die Theorie, dass das Turiner Grabtuch und das Edessa-Tuch identisch sind, nicht mehr von der Hand weisen. Besonders faszinierend fand ich, wie die Falten des Tuches zur Erklärung dafür herangezogen werden, dass auf dem Tuch in Konstantinopel nur der Kopf Jesu erkennbar war, entsprechend der üblichen Beschreibungen des Edessa-Tuchs, oder aber Jesu Körper in Vorder- und Rückenansicht, wie es der Kreuzfahrer Robert de Clari schildert. Er war es ja auch, der das Tuch kurz vor seinem Verschwinden während der Eroberung Konstantinopels im Jahr 1204 noch gesehen hat.«

»Und das bedeutet, dass die C-14-Datierung falsch ist.«

»Richtig, so unerfreulich das für mich als Naturwissenschaftler auch sein mag.«

Sie hatten kaum ihren Orangensaft bekommen, da leuchteten schon wieder die Zeichen zum Anschnallen auf und die Piloten teilten mit, dass sie nunmehr den Landeanflug auf den Turiner Aeroporto Caselle einleiteten. Da das Flugzeug sehr voll war, dauerte das Aussteigen und der Weg durch das Flughafengebäude bis zu ihrem Gepäckband fast so lange wie der ganze Flug.

Während Daniel auf ihre Taschen wartete, entdeckte Stephanie den Stand eines Mobilfunkbetreibers und ging

hinüber, um sich ein Handy zu mieten. Vor ihrer Abreise aus Boston hatte sie erfahren, dass ihr US-Handy zwar auf den Bahamas, nicht aber in Europa funktionieren würde. Da sie aber unter keinen Umständen riskieren wollte, dass ihr eine E-Mail von Butler entging, brauchte sie auch während ihres Aufenthalts in Europa ein Handy. Sie wollte so bald wie möglich die Einstellungen ändern, sodass Butlers E-Mails an beide Nummern gemeldet wurden.

Sie schlüpfen in ihre Mäntel, verließen mit dem Gepäck im Schlepptau das Flughafengebäude und stellten sich in die Schlange am Taxistand. Während sie warteten, bekamen sie einen ersten Eindruck vom Piemont. Im Westen und Norden waren schneebedeckte Berggipfel zu sehen. Im Süden, über dem Industriegebiet von Turin, hing ein dunkelroter Nebelschleier. Es war kühl und das Wetter unterschied sich nicht wesentlich von den Verhältnissen in Boston bei ihrer Abreise. Das war eigentlich auch nicht anders zu erwarten gewesen, da die beiden Städte ungefähr auf dem gleichen Breitengrad lagen.

»Ich hoffe, es tut mir nicht noch Leid, dass wir uns kein Auto gemietet haben«, sagte Daniel, während er zusah, wie ein volles Taxi nach dem anderen die Straße entlangraste.

»Im Reiseführer steht, dass man in der Innenstadt überhaupt nicht parken kann«, erinnerte ihn Stephanie. »Außerdem sollen die Italiener zwar sehr schnell fahren, aber auch sehr gut.«

Als sie schließlich unterwegs waren, hielt Daniel sich krampfhaft fest, während der Fahrer sich bemühte, Stephanies Beschreibung möglichst nahe zu kommen. Das Taxi war ein postmoderner, kantiger Fiat, der wie eine Kreuzung aus Geländewagen und Kompaktauto aussah.

Zu Daniels Bedauern reagierte der Wagen bemerkenswert schnell auf jede Bewegung des Gaspedals.

Stephanie war schon öfter in Italien gewesen und hatte bestimmte Erwartungen mit Turin verbunden. Daher war sie

zunächst enttäuscht. Die Stadt hatte nichts vom Charme des Mittelalters oder der Renaissance, den sie von Orten wie Florenz oder Siena her kannte. Stattdessen machte sie den Anschein einer undefinierbaren, modernen Stadt, umgeben von lang gestreckten Vororten, die sich momentan fest in der Hand des allmorgendlichen Berufsverkehrs befand. Alle italienischen Autofahrer kamen ihr gleichermaßen aggressiv vor, ständig wurde gehupt, wild beschleunigt und ebenso wild wieder abgebremst. Es war eine nervenaufreibende Fahrt, besonders für Daniel. Stephanie versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber Daniel war zu beschäftigt damit, aus dem Fenster zu starren und auf den nächsten Beinahe-Zusammenstoß zu warten.

Daniel hatte eine Übernachtung im Grand Belvedere gebucht, laut Reiseführer das beste Hotel der Stadt. Es befand sich im Zentrum der Altstadt, und als sie in dieses Viertel kamen, begann sich Stephanies Eindruck von Turin zu wandeln. Immer noch gab es nicht die erwartete Architektur zu sehen, aber zumindest hatte die Stadt mit ihren breiten Boulevards, den von Arkaden umgebenen Plätzen und den eleganten Barockgebäuden ihren eigenen, unverwechselbaren Charme. Als das Taxi schließlich vor dem Hotel anhielt, da war aus Stephanies Enttäuschung eine, wenn auch gedämpfte, Anerkennung geworden.

Das Grand Belvedere bildete den Höhepunkt des luxuriösen Stils des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Noch nie hatte Stephanie mehr vergoldete Putten und Engelsfiguren auf einem Fleck gesehen als in dieser Hotellobby. Hoch aufragende Marmorsäulen dienten als Stützen für Torbögen, während beleuchtete Pilaster die Wände schmückten. Livrierte Portiers brachten eilig ihr Gepäck herein, das ziemlich umfangreich geworden war, da sie für ihren vierwöchigen Aufenthalt auf den Bahamas gepackt hatten.

Von der hohen Decke ihres Zimmers hing ein gewaltiger Muranokronleuchter. Der Raum war zwar nicht so aufwändig verziert wie die Eingangshalle, aber trotzdem genauso überladen. In allen vier Ecken des mächtigen Mauersimses schwebten vergoldete Engel. Durch die hohen Fenster sah man direkt hinunter auf die an das Hotel angrenzende Piazza Carlo Alberto. Schwere, dunkelrote Brokatvorhänge mit Hunderten von Quasten hingen vor den Fenstern. Die Möbel einschließlich des Bettes bestanden aus dunklem Holz und waren über und über mit Schnitzereien versehen. Auf dem Fußboden lag ein dicker Orientteppich.

Nach einem Trinkgeld für den Pagen und den mit einem Smoking bekleideten Portier, der sie auf ihr Zimmer begleitet hatte, sah Daniel sich mit zufriedener Miene um. »Nicht schlecht! Wirklich nicht schlecht«, sagte er. Er warf noch einen Blick in das marmorne Badezimmer und sagte dann zu Stephanie: »Endlich lebe ich so, wie ich es schon die ganze Zeit verdient habe.«

»Du bist wirklich unmöglich«, spottete Stephanie. Sie machte ihre Tasche auf, um ihren Kulturbeutel herauszuholen.

»Ach, tatsächlich!« Daniel lachte. »Ich verstehe gar nicht, wieso ich mich so lange als armer Gelehrter durchs Leben geschlagen habe.«

»Los, an die Arbeit, König Midas! Wie kriegen wir die Nummer der Verwaltung der Erzdiözese raus, damit wir mit Monsignore Mansoni Kontakt aufnehmen können?« Stephanie ging ins Badezimmer. Sie musste sich unbedingt die Zähne putzen.

Daniel ging zum Schreibtisch und fing an, in den Schubladen nach einem Telefonbuch zu suchen. Als er damit keinen Erfolg hatte, schaute er in den Schränken nach.

»Ich glaube, wir sollten nach unten gehen und die Rezeption bitten, das für uns zu erledigen«, rief Stephanie aus dem

Badezimmer. »Die sollen uns dann auch gleich eine Reservierung für das Abendessen machen.«

»Gute Idee«, meinte Daniel.

Stephanie hatte Recht gehabt. Der Portier war ihnen gerne behilflich. Nachdem er innerhalb von Sekunden ein Telefonbuch herbeigezaubert hatte, war er schon mit Monsignore Mansoni verbunden, noch bevor Stephanie und Daniel entschieden hatten, wer von ihnen beiden mit ihm sprechen sollte. Nach einem Augenblick der Verwirrung griff Daniel nach dem Hörer. Wie in Butlers E-Mail empfohlen, gab er sich als Repräsentant Ashley Butlers zu erkennen und sagte, dass er nach Turin gekommen sei, um eine Probe entgegenzunehmen. Deutlicher wollte er aus Gründen der Diskretion nicht werden.

»Ich habe Ihren Anruf bereits erwartet«, antwortete Monsignore Mansoni mit einem starken italienischen Akzent. »Ich bin bereit, Sie noch heute Vormittag zu treffen, falls das möglich ist.«

»Je eher, desto besser, wenn es nach uns geht«, erwiderte Daniel.

»Uns?«, ließ sich der Monsignore fragend vernehmen.

»Meine Partnerin und ich sind gemeinsam hergekommen«, erläuterte Daniel. Der Begriff »Partnerin« erschien ihm unverfänglich genug zu sein. Er fühlte sich ungewöhnlich befangen, weil er mit einem römisch-katholischen Priester sprach, der möglicherweise Anstoß an ihrer Form des Zusammenlebens nahm.

»Dann reisen Sie also gemeinsam mit einer Frau?«

»Genauso ist es«, antwortete Daniel. Er schaute Stephanie an, weil er sichergehen wollte, dass sie mit der Bezeichnung »Partnerin« einverstanden war. Bisher hatte er sie noch nie so genannt, obwohl der Begriff absolut zutreffend war. Stephanie musste angesichts seiner Beklemmung lächeln.

»Kommt sie denn auch mit zu unserem Treffen?«

»Auf jeden Fall«, bestätigte Daniel. »Wo würde es Ihnen denn passen?«

»Vielleicht im Café Torino an der Piazza San Carlo? Wohnen Sie und Ihre Partnerin in einem Hotel in der Innenstadt?«

»Ich glaube, wir befinden uns direkt im Zentrum.«

»Sehr gut«, meinte der Monsignore. »Dann ist das Café ganz in der Nähe Ihres Hotels. Der Portier kann Ihnen bestimmt den Weg beschreiben.«

»Schön«, sagte Daniel. »Wann sollen wir da sein?«

»Wie wär's in einer Stunde?«

»Einverstanden«, sagte Daniel. »Woran erkenne ich Sie?«

»Eigentlich dürften dort nicht viele Priester zugegen sein, aber falls doch, dann bin ich bestimmt der beleibteste. Ich fürchte, ich habe durch meine sitzende Tätigkeit viel zu viel zugenommen.«

Daniel ließ seinen Blick zu Stephanie hinübergleiten. Er sah ihr an, dass sie die Worte des Priesters verstehen konnte. »Wir sind vermutlich auch leicht zu erkennen. Ich fürchte, allein durch unsere Kleidung sehen wir sehr amerikanisch aus. Außerdem ist meine Partnerin eine schwarzhaarige Schönheit.«

»Unter diesen Umständen können wir einander gar nicht verpassen. Ich bin gegen elf Uhr fünfzehn da.«

»Wir freuen uns darauf«, sagte Daniel. Dann reichte er das Telefon dem Portier zurück.

»Schwarzhaarige Schönheit?«, fragte Stephanie in gequältem Flüsterton, als sie den Weg zum Café Torino erfragt hatten und sich vom Empfangstresen entfernten. Es war ihr peinlich. »So hast du mich noch nie genannt. Das ist herabwürdigend und sexistisch.«

»Tut mir Leid«, sagte Daniel. »Es hat mich ein bisschen durcheinander gebracht, dass ich mich mit einem Priester verabredet habe.«

Luigi Mansoni zog eine Schreibtischschublade auf. Er griff hinein, holte eine schmale, silberne Schachtel heraus und steckte sie ein. Dann hob er seinen Talar hoch, damit er beim Aufstehen nicht auf den Saum trat, und verließ eilig sein Büro. Am Ende des Flurs klopfte er an Monsignore Valerio Garibaldis Tür. Er war außer Atem und das war ihm peinlich, schließlich war er keine hundert Meter weit gegangen. Er schaute auf seine Armbanduhr und fragte sich, ob er sich mit Daniel nicht doch besser erst in anderthalb Stunden verabredet hätte. Valerio bat ihn lautstark hereinzukommen.

Luigi schilderte seinem Freund und Vorgesetzten das Telefonat.

»Meine Güte«, erwiderte Valerio Garibaldi. »Ich bin mir sicher, dass Father Maloney nicht so früh damit gerechnet hat. Hoffentlich ist er auf seinem Zimmer.« Valerio griff zum Telefon. Er war erleichtert, als Father Maloney sich meldete. Er berichtete dem Amerikaner über die neuesten Entwicklungen und dass er und Monsignore Mansoni in seinem Büro auf ihn warteten.

»Das ist wirklich eine eigenartige Angelegenheit«, sagte Valerio zu Luigi, während sie warteten.

»Das stimmt«, erwiderte Luigi. »Ich frage mich, ob wir nicht einen der Sekretäre des Erzbischofs benachrichtigen sollten, damit er die Verantwortung trägt, falls es doch irgendwelche Probleme geben sollte. Seine Hochwürden sind nicht informiert worden. Aber schließlich sind Seine Hochwürden der offizielle Wächter des Grabtuchs.«

»Ein sehr gutes Argument«, sagte Valerio. »Ich glaube, ich werde deinen Vorschlag aufgreifen.«

Es klopfte und Father Maloney trat ein. Valerio bat ihn mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen. Valerio und Luigi standen in der kirchlichen Hierarchie zwar über Michael, aber er war der offizielle Repräsentant von Kardinal O'Rourke, des mächtigsten römisch-katholischen Kirchenfürsten in

Nordamerika, und zudem ein persönlicher Freund ihres Erzbischofs Kardinal Manfredi. Deshalb traten sie ihm mit besonderem Respekt gegenüber.

Michael setzte sich. Im Gegensatz zu den Monsignores trug er nur seinen üblichen schwarzen Anzug mit dem weißen Priesterkragen. Außerdem war er gertenschlank, während die anderen einen entschieden rundlicheren Eindruck machten. Mit seiner gebogenen Nase wirkte er rein äußerlich sehr viel italienischer als seine Gastgeber. Außerdem unterschied er sich durch sein rotes Haar von den beiden anderen, die grauhaarig waren.

Luigi berichtete noch einmal von seinem Telefonat mit Daniel, wobei er betonte, dass es sich um zwei Personen handelte und dass eine davon eine Frau war.

»Das überrascht mich«, meinte Michael, »und für Überraschungen habe ich nicht viel übrig. Aber so ist das Leben. Ich gehe davon aus, dass die Probe bereitliegt?«

»Ja«, sagte Luigi. Michael zuliebe redete er englisch, obwohl Michael auch recht passabel Italienisch konnte. Er hatte nach dem Examen in Rom noch ein theologisches Zusatzstudium absolviert und dafür waren italienische Sprachkenntnisse Pflicht gewesen.

Luigi griff in die Tiefen seines Talars und brachte die schlanke silberne Schachtel zum Vorschein, die an ein Zigarettetenui aus der Mitte der Zwanzigerjahre erinnerte. »Hier«, sagte er. »Professor Ballasari hat die Fasern persönlich ausgewählt, damit alles seine Ordnung hat. Sie stammen definitiv von einer mit Blut befleckten Stelle.«

»Darf ich?«, fragte Michael. Er streckte seine Hand aus.

»Natürlich«, sagte Luigi. Er überreichte Michael die Schachtel.

Michael nahm die mit einem Relief verzierte Schachtel in beide Hände. Das war für ihn eine sehr emotionale Erfahrung. Er war schon lange von der Echtheit des Grabtuchs überzeugt,

und das Gefühl, statt eines Kelchs mit umgewandeltem Wein ein Behältnis mit dem echten Blut seines Erlösers in Händen zu halten, war überwältigend.

Luigi nahm die Schachtel wieder an sich. Sie verschwand unter den ausladenden Falten seines Talars. »Gibt es noch irgendwelche besonderen Instruktionen?«, fragte er.

»Auf jeden Fall«, erwiderte Michael. »Sie müssen so viel wie möglich über die Leute herausfinden, denen Sie die Probe übergeben: Namen, Adressen, was es auch sei. Wissen Sie was? Verlangen Sie ihre Reisepässe und notieren Sie sich die Nummern. Mit diesen Informationen und Ihren Kontakten zu den Behörden müssten wir eigentlich eine Menge über sie in Erfahrung bringen können.«

»Wonach suchen Sie denn eigentlich?«, wollte Valerio wissen.

»Das weiß ich selbst nicht so genau«, gab Michael zu. »Seine Eminenz James Kardinal O'Rourke tauscht diese winzige Gewebeprobe gegen eine bedeutende Verbesserung der politischen Rahmenbedingungen für die Kirche ein. Zugleich möchte er aber hundertprozentig sichergehen, dass nicht gegen die Verfügung des Heiligen Vaters gegen jeden wissenschaftlichen Versuch mit dem Grabtuch verstoßen wird.«

Valerio nickte, als hätte er verstanden, aber das stimmte nicht. Dass man Teile einer Reliquie gegen politische Gefälligkeiten eintauschte, gehörte nicht zu seinem Erfahrungsschatz, schon gar nicht ohne offizielle Dokumente. Das war beängstigend. Zugleich wusste er aber auch, dass die wenigen Fasern in der silbernen Schachtel von einer Probe stammten, die schon vor vielen Jahren genommen worden war, und dass die Ruhe des Grabtuchs dafür nicht gestört worden war. Das wichtigste Anliegen des Heiligen Vaters war der Schutz des Grabtuchs.

Luigi stand auf. »Wenn ich rechtzeitig da sein soll, dann sollte ich jetzt besser gehen.«

Auch Michael erhob sich. »Wir gehen zusammen, falls es Ihnen nichts ausmacht. Ich beobachte die Übergabe aus der Ferne. Nach der Übergabe möchte ich diesen Leuten folgen. Ich will wissen, wo sie übernachten, für den Fall, dass ihre Identität uns Sorgen bereiten sollte.«

Valerio stand mit den anderen auf. Er wirkte etwas durcheinander. »Was haben Sie vor, wenn, nach Ihren Worten, ihre Identität uns Sorgen bereiten sollte?«

»Dann bin ich gezwungen zu improvisieren«, sagte Michael. »Für diesen Fall hat mir der Kardinal nur sehr vage Anweisungen mitgegeben.«

»Das ist eine ziemlich attraktive Stadt«, sagte Daniel, während er und Stephanie durch von palastähnlichen Residenzen gesäumte Straßen nach Westen gingen. »Anfangs war ich nicht sonderlich beeindruckt.«

»So ist es mir auch gegangen.«

Nach ein paar Straßenzügen erreichten sie die Piazza San Carlo. Der Blick weitete sich und sie sahen einen Platz von der Größe eines Fußballfeldes, der von hübschen, cremefarbenen Barockhäusern gesäumt war. Die Fassaden waren mit dekorativen Ornamenten geschmückt. In der Mitte des Platzes befand sich eine imposante bronzene Reiterstatue. Das Café Torino lag etwa in der Mitte der Westseite. Nachdem sie das Lokal betreten hatten, umhüllte sie der Duft von frisch gemahlenem Kaffee. Eine ganze Reihe großer Kristalllüster hingen von der mit Fresken geschmückten Decke und tauchten das Innere in ein warmes, strahlend leuchtendes Licht.

Sie brauchten nicht lange nach Monsignore Mansoni zu suchen. Der Priester erhob sich im Augenblick ihres Eintretens und winkte sie an seinen Tisch an der hinteren Wand des Cafés. Auf dem Weg zu ihm betrachtete Stephanie die anderen

Besucher. Monsignore Mansonis Bemerkung, dass im Café wohl nicht viele Priester anzutreffen seien, war zutreffend. Stephanie entdeckte nur noch einen anderen. Er saß alleine an einem Tisch, und einen kurzen Augenblick lang hatte Stephanie das unangenehme Gefühl, dass er ihr direkt in die Augen schaute.

»Willkommen in Turin«, sagte Luigi. Er schüttelte seinen beiden Gästen die Hand und bot ihnen einen Platz an. Sein Blick blieb so lange auf Stephanie ruhen, bis sie sich etwas unwohl fühlte, da ihr Daniels unangemessene Beschreibung wieder einfiel.

Der Monsignore schnippte mit den Fingern, woraufhin ein Kellner an ihrem Tisch erschien und ihre Bestellungen aufnahm. Daniel bestellte noch einen Espresso, während Stephanie sich mit Mineralwasser zufrieden gab.

Daniel betrachtete den Kleriker. Er hatte sich selbst ja als »beleibt« bezeichnet, was keine Untertreibung war. Der weiße Priesterkragen verschwand fast völlig unter einem massigen Doppelkinn. Als Mediziner fragte er sich, wie wohl die Cholesterinwerte des Gottesmannes aussehen mochten.

»Ich nehme an, wir sollten uns zunächst einmal vorstellen. Ich bin Luigi Manson. Ich stamme aus Verona, aber jetzt lebe ich hier in Turin.«

Daniel und Stephanie stellten sich ebenfalls mit richtigem Namen vor und sagten, sie lebten in Cambridge, Massachusetts. Dann kamen der Kaffee und das Mineralwasser.

Daniel trank einen Schluck und stellte die Tasse auf die winzige Untertasse zurück. »Ich möchte nicht unhöflich wirken, aber ich würde jetzt gerne zum Geschäft kommen. Ich nehme an, Sie haben die Probe dabei?«

»Natürlich«, erwiderte Luigi.

»Wir müssen sicher sein, dass die Fasern von einer Stelle mit einem Blutfleck stammen«, fuhr Daniel fort.

»Ich kann Ihnen versichern, dass dem so ist. Der Professor, der vom momentanen Wächter des Tuches, Erzbischof Kardinal Manfredi, mit der Verantwortung für den Erhalt des Tuches betraut worden ist, hat sie selbst ausgesucht.«

»Und nun?«, fragte Daniel weiter. »Können wir sie haben?«

»Einen Augenblick, bitte«, sagte Luigi. Er griff in seinen Talar und holte einen kleinen Block und einen Stift hervor.

»Ich habe Anweisung, Ihre Personalien aufzunehmen, bevor ich die Probe übergebe. Bei all den Kontroversen und dem Medienzirkus um das Grabtuch besteht die Kirche darauf, die Namen all derjenigen zu kennen, die im Besitz einer Textilprobe sind.«

»Der Empfänger ist Senator Ashley Butler«, sagte Daniel.

»Das habe ich verstanden. Aber bis dahin benötigen wir Ihre Personalien. Es tut mir Leid, aber so lauten meine Instruktionen.«

Daniel schaute Stephanie an. Stephanie zuckte mit den Schultern. »Was möchten Sie denn wissen?«

»Ihre Reisepässe und Ihre momentane Anschrift würden genügen.«

»Damit habe ich keine Schwierigkeiten«, sagte Stephanie.

»Die Adresse im Pass stimmt immer noch.«

»Ich schätze, ich habe damit auch keine Schwierigkeiten«, sagte Daniel.

Die beiden Amerikaner holten ihre Papiere hervor und ließen sie über den Tisch gleiten. Luigi schlug die Pässe auf und schrieb das ab, was er brauchte. Dann schob er sie zurück. Nachdem er Block und Stift eingesteckt hatte, holte er die silberne Schachtel hervor. Mit deutlich erkennbarer Ehrfurcht schob er sie Daniel zu.

»Darf ich?«, fragte dieser.

»Natürlich«, antwortete Luigi.

Daniel griff nach der Schachtel. An der Seite befand sich ein Häkchen, das er nun zur Seite schob. Vorsichtig hob er den

Deckel. Stephanie beugte sich zur Seite, um ihm über die Schulter sehen zu können. In der Schachtel lag ein kleiner, verschlossener, halb durchsichtiger Briefumschlag aus dünnem Wachspapier mit einem winzigen, aber ausreichenden Stück Stoff von undefinierbarer Farbe.

»Sieht gut aus«, sagte Daniel. Er klappte den Deckel zu und sicherte ihn mit dem Haken. Dann reichte er die Schachtel an Stephanie weiter, die sie zusammen mit den Pässen in ihre Handtasche steckte.

Eine Viertelstunde später traten Daniel und Stephanie wieder in die bleiche, mittägliche Wintersonne hinaus. Sie gingen quer über die Piazza San Carlo und direkt zu ihrem Hotel zurück. Trotz des Jetlags war ihr Gang beschwingt. Beide fühlten sich leicht euphorisiert.

»Also, das hätte doch nicht besser laufen können«, sagte Daniel.

»Da muss ich dir Recht geben«, sagte Stephanie.

»Dann will ich dich auch gar nicht erst an deinen Pessimismus erinnern«, neckte Daniel. »Würde ich nie machen.«

»Moment mal«, wies Stephanie ihn zurecht. »Die Übergabe der Grabtuchprobe ist gut gelaufen, aber deshalb ist Butler noch lange nicht geheilt. Meine Bedenken beziehen sich auf die ganze Geschichte.«

»Ich glaube ja, diese kleine Episode war nur der Vorbote für das, was noch kommt.«

»Ich hoffe, dass du Recht hast.«

»Was fangen wir jetzt mit dem Rest des Tages an?«, wollte Daniel wissen. »Unser Flug nach London geht morgen Früh um fünf nach sieben.«

»Ich muss ein bisschen schlafen«, sagte Stephanie. »Und du auch. Lass uns doch zurück ins Hotel gehen, ein bisschen was essen und eine halbe Stunde die Augen schließen. Danach ziehen wir noch mal los. Ich würde mir gerne noch ein paar

Sachen anschauen, besonders die Kirche, in der das Grabtuch aufbewahrt wird.«

»Hört sich gut an«, sagte Daniel in freundlichem Ton.

Michael Maloney blieb so weit wie möglich hinter Daniel und Stephanie, ohne dass er Angst haben musste, sie zu verlieren. Er war überrascht, wie schnell sie gingen, und er musste ihr Tempo mithalten. Als er aus dem Café gekommen war, hatte er sie am anderen Ende des Platzes gerade noch gesehen.

Als die Amerikaner das Café verlassen hatten, hatte Michael sich noch kurz mit Luigi verständigt und ihm geraten, ihre Personalien von den Behörden überprüfen zu lassen. Sobald er mehr wusste, sollte er ihn auf seinem Handy anrufen. Er selbst wollte die Amerikaner im Blick behalten oder ihnen zumindest bis zu ihrer Unterkunft folgen, bis er genügend Informationen zusammenhatte.

Als die Amerikaner dann um eine Ecke bogen, fing Michael an zu laufen, bis er sie wieder im Blickfeld hatte.

Er wollte sie auf keinen Fall aus den Augen verlieren. Michael hatte sich den Rat seines Mentors und Vorgesetzten James Kardinal O'Rourke zu Herzen genommen und nahm seinen Auftrag sehr ernst. Er wollte in der kirchlichen Hierarchie noch weiter nach oben kommen, und bis auf den heutigen Tag war alles nach Plan gelaufen. Zunächst war da die Möglichkeit gewesen, in Rom zu studieren. Als Nächstes hatte der damalige Bischof O'Rourke seine Begabungen erkannt und ihn in seinen Mitarbeiterstab aufgenommen, dann war der Bischof zum Erzbischof aufgestiegen. An diesem Punkt seiner Karriere angelangt, wusste Michael, dass alles davon abhing, dass er seinem mächtigen Vorgesetzten positiv auffiel. Ihm war instinktiv klar, dass dieser Grabtuchauftrag *die* Gelegenheit war. Die Angelegenheit war dem Kardinal so wichtig, dass er dadurch die einmalige Chance erhielt, seine unbedingte Loyalität, seine Hingabe und – in Ermangelung

konkreter Anweisungen – sogar sein Improvisationstalent unter Beweis zu stellen.

Als Michael die Piazza Carlo Alberto betrat, vermutete er, dass das Paar das Grand Belvedere ansteuerte. Er beschleunigte seine Schritte und fiel dabei fast in Trab, um direkt hinter den Amerikanern zu sein, wenn sie das Hotel betraten. Im Inneren hielt er sich im Hintergrund und sah zu, wie sie den Fahrstuhl bestiegen. Die Anzeige signalisierte, dass sie bis in den vierten Stock fuhren. Zufrieden zog Michael sich in den Lesebereich des Hotelfoyers zurück. Er setzte sich auf eine mit Samt bezogene Couch, griff nach dem *Corriere della Sera* und fing an zu lesen. Dabei behielt er mit einem Auge die Fahrstühle im Blick. So weit, so gut, dachte er.

Er musste nicht lange warten. Das Paar tauchte wieder auf und ging in den Speisesaal. Michael setzte sich auf eine andere Couch, von der er den Eingang zum Speisesaal besser im Blick hatte. Er war sich sicher, dass seine Umgebung ihm nicht die geringste Beachtung schenkte. Er wusste, dass in Italien das Tragen eines römisch-katholischen Priestergewandes offene Türen und Anonymität zugleich gewährleistete.

Eine halbe Stunde später verließ das Paar den Speisesaal wieder. Michael musste lächeln. Eine halbe Stunde Zeit für das Mittagessen, das war so amerikanisch. Er wusste, dass die Italiener dazu mindestens zwei Stunden brauchten. Die Amerikaner hingegen bestiegen erneut den Fahrstuhl und fuhren einmal mehr in den vierten Stock.

Dieses Mal musste Michael erheblich länger warten. Er war mit der Zeitung fertig und sah sich nach etwas anderem zum Lesen um. Da er nichts fand und er andererseits auch keinen Gang zum Kiosk riskieren wollte, fing er an zu überlegen, was er tun würde, falls die Informationen, die er von Luigi zu bekommen hoffte, nicht seinen Erwartungen entsprachen. Er wusste ja nicht einmal, wie seine Erwartungen genau aussahen. Eigentlich ging er davon aus, dass zumindest einer der beiden

in irgendeiner Form für Senator Butler arbeitete, oder vielleicht für eine Organisation, die Verbindungen zum Senator hatte. Er erinnerte sich genau an die Worte des Senators, er wolle einen Kundschafter schicken, der die Probe abholen sollte. Was genau er mit »Kundschafter« gemeint hatte, blieb abzuwarten.

Michael streckte sich und schaute auf seine Armbanduhr. Es ging jetzt auf fünfzehn Uhr zu, und sein Magen begann zu knurren. Bis auf ein kleines Stück Gebäck im Café Torino hatte er heute noch nichts gegessen. Während sein Gehirn ihn mit Bildern seiner Lieblingsgerichte ärgerte, vibrierte das Handy, das er in der Tasche stecken hatte. Den Klingelton hatte er absichtlich abgestellt. Er befürchtete schon, den Anruf nicht rechtzeitig entgegennehmen zu können, zog das Telefon aus der Tasche und drückte auf die Taste. Es war Luigi.

»Ich habe gerade eben den Bericht meiner Kontaktleute bei der Einreisebehörde bekommen«, sagte Luigi. »Ich fürchte, das, was ich erfahren habe, wird Ihnen nicht gefallen.«

»Oh!«, machte Michael. Er versuchte ruhig zu bleiben. Leider kamen die Amerikaner in diesem Augenblick aus dem Fahrstuhl. Sie hatten Mäntel an und Reiseführer in der Hand und planten offensichtlich einen Stadtbummel. Michael befürchtete schon, sie könnten vielleicht ein Taxi nehmen, was ihn wiederum in gewisse Schwierigkeiten gestürzt hätte. Hastig schlüpfte er in seinen Mantel und hielt die ganze Zeit über das Telefon ans Ohr gepresst. Die Amerikaner gingen schnell, wie schon vorhin. »Augenblick mal, Luigi!« Michael unterbrach den Monsignore. »Ich muss mich auf den Weg machen.« Michael hatte erst einen Arm in den Mantel gesteckt, sodass sich der andere Ärmel in der Drehtür verhedderte. Er musste ein Stück zurückgehen, um sich wieder zu befreien.

»Prego!«, sagte der Portier, der ihm zur Hand ging.

»*Mi scusi*«, erwiderte Michael. Als er sich aus der Tür befreit hatte, rannte er nach draußen. Zu seiner großen Erleichterung sah er die Amerikaner am Taxistand vorbeigehen und auf die

nordwestliche Ecke des Platzes zusteuern. Er verfiel wieder in ein schnelles Gehtempo.

»Tut mir Leid, Luigi«, sagte Michael ins Telefon. »Die beiden haben genau in dem Augenblick das Hotel verlassen, als Sie angerufen haben. Was haben Sie gesagt?«

»Sie sind beide Naturwissenschaftler«, erwiderte Luigi.

Michael spürte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte. »Das ist keine gute Nachricht!«

»Das habe ich mir auch gedacht. Anscheinend hatten die amerikanischen Behörden auf die Anfrage ihrer italienischen Kollegen sofort alle möglichen Informationen parat. Sie haben beide einen Dokortitel im Bereich der biomolekularen Forschung, wobei Daniel Lowell eher der Chemiker und Stephanie D'Agostino eher die Biologin ist. In ihren Fachgebieten sind sie anscheinend allgemein bekannt, er noch mehr als sie. Da sie beide dieselbe Adresse angegeben haben, leben sie offensichtlich zusammen.«

»Du meine Güte!«, bemerkte Michael.

»Das klingt jedenfalls nicht danach, als wären sie einfach normale Kuriere.«

»Schlimmer hätte es nicht kommen können.«

»Das sehe ich auch so. Bei diesem Hintergrund liegt es nahe, dass sie irgendeine Art von Versuch planen. Was wollen Sie unternehmen?«

»Ich weiß es noch nicht«, sagte Michael. »Ich muss nachdenken.«

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn ich Ihnen helfen kann!«

»Ich melde mich«, sagte Michael und beendete das Gespräch.

Zwar hatte er gegenüber Luigi gerade eben noch behauptet, er wüsste nicht, was er unternehmen wollte, aber das entsprach nicht ganz der Wahrheit. Er hatte bereits beschlossen, sich die Textilprobe zurückzuholen, er wusste nur noch nicht, wie. Aber er wusste, dass er das auf eigene Faust erledigen wollte.

So konnte er, wenn er sich bei Kardinal O'Rourke zurückmeldete, auch die ungeteilte Anerkennung für die Bewahrung des Blutes seines Erlösers vor einer weiteren wissenschaftlichen Entwürdigung einheimen.

Die Amerikaner erreichten jetzt die weitläufige Piazza Castello, aber sie wurden nicht langsamer. Zuerst dachte Michael, sie wollten den Palazzo Reale besichtigen, den ehemaligen Stammsitz des Hauses Savoyen, aber als die Amerikaner die Piazzetta Reale umrundeten und die Piazza Giovanni ansteuerten, da wusste er, dass er sich getäuscht hatte.

»Natürlich!«, sagte er laut vor sich hin. Er wusste, dass sich an diesem Platz der Duoro di San Giovanni befand, der dem Grabtuch seit dem Brand von 1997 in der eigentlichen Kapelle des Grabtuchs als Heimat diente. Michael ging ihnen nach, um sicher zu sein. Sobald er sie die Vordertreppe des Doms hinaufsteigen sah, drehte er sich um und trat den Rückweg an. Er ging davon aus, dass seine Schützlinge vorerst nicht ins Hotel zurückkehren würden, und wollte die Gelegenheit nutzen. Wenn er die Probe des Grabtuchs wirklich zurückholen wollte, dann war jetzt die beste, wenn nicht sogar die einzige Gelegenheit dazu, da sie wohl morgen Früh wieder abreisen würden.

Obwohl Michael schon jetzt leicht außer Atem war, zwang er sich zu noch schnelleren Schritten. Er wollte so schnell wie möglich wieder im Grand Belvedere sein. Obwohl er selbstverständlich mit Hinterlist im Allgemeinen und mit Einbruchsdiebstahl im Speziellen keinerlei Erfahrungen hatte, musste er herausfinden, welches Hotelzimmer Daniel und Stephanie bewohnten, musste hineingelangen und die silberne Schachtel finden, und das alles innerhalb weniger Stunden.

»Ist das wirklich das echte Grabtuch?«, fragte Daniel im Flüsterton. Im Dom befanden sich zwar noch mehr Leute, aber

sie knieten entweder betend in den Bänken oder zündeten vor irgendwelchen Statuen Kerzen an. Als einziges Geräusch war ein gelegentliches Klacken zu hören, das ein Absatz auf dem Marmorboden verursachte.

»Nein, das ist es nicht«, flüsterte Stephanie zurück. »Das ist eine Fotoreproduktion in Originalgröße.« Sie hielt ihm den Reiseführer aufgeschlagen hin. Sie und Daniel standen vor einem verglasten Alkoven, der den ersten Stock des nördlichen Querschiffs der Kirche einnahm. Ein Stockwerk darüber befand sich die mit einem Vorhang versehene Loge, aus der die ehemaligen Herzöge und Herzoginnen von Savoyen die Messe verfolgen konnten.

Das Foto war der Länge nach aufgeklappt, sodass die Vorder- und die Rückenansicht des gekreuzigten Mannes in Längsrichtung nebeneinander lagen. Am Scheitel berührten sich Vorder- und Rückenansicht beinahe, was sich dadurch erklären ließ, dass man den Mann mit dem Rücken auf das Tuch gelegt hatte, um ihn anschließend vom Kopf her darin einzuschlagen. Die Vorderansicht lag auf der linken Seite. Das Foto war auf einer Art Tisch von über vier Metern Länge und einem Meter zwanzig Breite ausgebreitet. Blauer Stoff hing von der Tischplatte in Falten bis auf den Boden hinab.

»Das Foto liegt auf dem neu konstruierten Konservierungsbehälter für das Grabtuch«, erläuterte Stephanie. »Der Behälter verfügt über eine Hydraulik, die den Deckel abhebt, wenn das Grabtuch öffentlich gezeigt werden soll. Dann kann man sich die Reliquie durch kugelsicheres Glas hindurch anschauen.«

»Ich erinnere mich, das habe ich gelesen«, sagte Daniel. »Klingt ziemlich beeindruckend. Zum ersten Mal in seiner langen Geschichte wird das Grabtuch jetzt flach und waagerecht unter streng überwachten Bedingungen aufbewahrt.«

»Es ist wirklich unglaublich, dass der Abdruck sich so lange erhalten hat, wenn man bedenkt, was das Tuch alles mitgemacht hat.«

»Aber der Abdruck ist schlechter zu erkennen, als ich gedacht hätte. Wenn das Grabtuch tatsächlich genauso aussieht, dann ist das irgendwie sogar enttäuschend. In deinem Buch ist es besser zu erkennen und man kann mehr damit anfangen.«

»Und noch besser ist es im Negativ«, fügte Stephanie hinzu.

»Der Abdruck ist ganz offensichtlich nicht schwächer geworden. Aber der Hintergrund ist vergilbt, sodass der Kontrast schwächer geworden ist.«

»Ich hoffe, der neue Konservierungsbehälter verhindert so etwas in Zukunft«, sagte Stephanie. »Also gut, hier liegt also das Grabtuch.« Sie drehte sich um und betrachtete das Innere der Kathedrale. »Ich dachte, wir könnten uns hier drin noch ein bisschen umsehen, aber für eine italienische Renaissancekirche ist sie doch sehr schlicht.«

»Das habe ich auch gerade gedacht«, sagte Daniel. »Lass uns weitergehen. Wie wär's mit einem Abstecher in den königlichen Palast? Die Inneneinrichtung soll der Inbegriff des Rokoko sein.«

Stephanie schenkte Daniel einen schiefen Blick. »Seit wann bist du denn ein Experte für Architektur und Inneneinrichtung?«

Daniel lachte. »Das habe ich im Reiseführer gelesen, bevor wir losgegangen sind.«

»Tja, ich würde mir den Palast wahnsinnig gerne anschauen, aber da gibt es ein Problem.«

»Welches?«

Stephanie blickte auf ihre Füße hinab. »Ich habe nicht daran gedacht, ein paar vernünftige Schuhe anzuziehen. Die hier waren eigentlich nur für das Mittagessen gedacht. Ich fürchte, meine Füße bringen mich um, wenn wir den ganzen

Nachmittag hier herumtippeln. Tut mir Leid, aber würde es dir viel ausmachen, noch einmal kurz ins Hotel zurückzugehen?»

»Also, für mich ist alles, was wir jetzt noch machen, nachdem wir die Textilprobe haben, reiner Zeitvertreib. Es ist mir egal.«

»Vielen Dank«, sagte Stephanie erleichtert. In solchen Fällen konnte Daniel leicht ungeduldig werden. »Es tut mir wirklich Leid. Ich hätte es besser wissen müssen. Und wenn wir dann schon mal da sind, ziehe ich gleich noch einen anderen Pullover an. Es ist kälter, als ich gedacht hätte.«

Von ein paar harmlosen Streichen in seiner Zeit als Collegestudent einmal abgesehen, hatte Father Michael Maloney niemals wissentlich ein Gesetz übertreten, und die Tatsache, dass er jetzt kurz davor stand, regte ihn mehr auf, als er erwartet hatte. Nicht nur, dass er zitterte und schwitzte, er hatte auch so starkes Sodbrennen, dass er wünschte, er hätte ein säuredämmendes Mittel zur Hand gehabt. Dazu kam noch die Sorge, dass die Zeit nicht ausreichen könnte. Er wollte schließlich auf keinen Fall von den Amerikanern in flagranti ertappt werden. Zwar war er überzeugt davon, dass ihr Stadtbummel mindestens zwei Stunden in Anspruch nehmen würde, aber um wirklich sicherzugehen, setzte er sich ein Limit von einer Stunde. Der bloße Gedanke daran, erwischt zu werden, ließ seine Knie weich werden.

Noch auf dem Weg zum Grand Belvedere hatte er keine Ahnung gehabt, wie er sein Ziel eigentlich erreichen wollte, zumindest nicht, bis er kurz vor Erreichen des Hotels an einem Blumenladen vorbeikam. Er war in den Laden gehuscht und hatte sich erkundigt, ob eines der bereits fertigen Blumengestecke unverzüglich ins Hotel geliefert werden könnte. Als seine Frage bejaht worden war, suchte er eines der Gestecke aus, versah einen Briefumschlag mit den Namen der

Amerikaner und schrieb auf die beigelegte Karte: *Willkommen im Hotel Grand Belvedere. Die Geschäftsleitung.*

Seitdem waren fünf Minuten vergangen und Michael saß auf demselben Sofa in der Hotellobby wie vorhin, als das Blumengesteck durch die Drehtür kam. Michael hielt sich die Zeitung vors Gesicht und beobachtete verstohlen, wie die Frau, mit der er im Blumenladen gesprochen hatte, die Blumen an der Rezeption ablieferte. Einer der Pagen quittierte den Empfang und die Frau verließ das Hotel.

Während der nächsten zehn Minuten passierte leider überhaupt nichts. Die Blumen standen auf dem Tresen und die Pagen waren in ein angeregtes Gespräch vertieft.

»Nun macht schon!«, sagte Michael lautlos und knirschte mit den Zähnen. Er wäre am liebsten hinübergangen und hätte sich beschwert, aber das wagte er nicht. Er wollte keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Er hatte vor, die Vorzüge seines Priestergewandes voll auszunützen und möglichst harmlos oder sogar unsichtbar zu erscheinen.

Endlich warf einer der Pagen einen Blick auf den Briefumschlag und trat hinter den Tresen. An dem Lichtschimmer auf dem Gesicht des Mannes erkannte Michael, dass er auf einen Computerbildschirm schaute. Einen Augenblick später kam er hinter dem Tresen hervor, nahm die Blumen auf den Arm und ging in Richtung Fahrstuhl. Michael legte seine Zeitung beiseite und hielt sich dicht hinter ihm.

Als sich die Fahrstuhltüren schlossen, nickte der Page Michael grüßend zu. Michael lächelte zurück. Im vierten Stock stiegen sie beide aus. Michael ging ein kleines Stück hinter dem Pagen. Als dieser vor Zimmer 408 anhielt und anklopfte, ging Michael weiter. Der Page nickte noch einmal und lächelte. Michael tat es ihm gleich.

Er bog ab und blieb stehen. Vorsichtig lugte er zurück. Er sah, wie der Page noch einmal anklopfte und dann einen Schlüsselring hervorholte. Er schloss die Tür auf und

verschwand für einen Augenblick. Dann tauchte er ohne Blumen wieder auf und pfiff dabei vor sich hin. Er schloss die Tür ab und ging zurück zum Fahrstuhl.

Als der Page verschwunden war, ging Michael zurück zum Zimmer 408. Er rechnete nicht damit, dass die Türe offen war, und er behielt Recht. Dann blickte er den langen Flur entlang und entdeckte einen Wagen mit Reinigungsutensilien. Michael holte tief Luft und blies die Backen auf, um sich Mut zu machen. Er ging auf den Wagen zu, der neben einer Tür stand, die durch einen Keil offen gehalten wurde.

Vorsichtig klopfte Michael an die offene Tür. »*Scusi!*«, sagte er. Da hörte er, dass im Hintergrund ein Fernseher lief. Er trat ein und sah zwei Frauen mittleren Alters in braunen Putzuniformen das Bett machen.

»*Scusi!*«, wiederholte Michael, dieses Mal deutlich lauter.

Für die Frauen war das wie ein Schock. Beide wurden erkennbar blass. Eine fing sich zumindest so weit wieder, dass sie zum Fernseher rannte und ihn ausschaltete.

In seinem besten Italienisch bat Michael die Frauen um Hilfe. Er sagte, er hätte seinen Schlüssel in Zimmer 408 liegen lassen und müsse dringend telefonieren. Ob sie vielleicht so freundlich wären, ihm die Tür aufzuschließen, damit er nicht zur Rezeption hinunter musste?

Die Frauen tauschten verwirrte Blicke aus. Michael brauchte einen Augenblick, bis er begriffen hatte, dass sie nur sehr schlecht italienisch sprachen. In langsamen, deutlichen Worten wiederholte er sein angebliches Anliegen noch einmal. Dieses Mal verstand eine der beiden Frauen, was er wollte, und hielt ihren Generalschlüssel in die Höhe. Michael nickte.

Als wollte sie die Kommunikationsschwierigkeiten wettmachen, schob sich die Frau an Michael vorbei und rannte praktisch den Flur hinunter. Michael musste selbst laufen, um Schritt halten zu können. Sie schloss das Zimmer 408 auf und

hielt ihm die Tür auf. Michael bedankte sich und trat über die Schwelle. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss.

Michael stieß den Atem aus. Er hatte gar nicht gemerkt, dass er die Luft angehalten hatte. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Tür und blickte sich suchend um. Die Vorhänge waren aufgezogen und es war hell im Zimmer. Sie hatten mehr Gepäck dabei, als er erwartet hatte, auch wenn alles bis auf zwei Koffer noch ungeöffnet war. Leider war weder auf der Kommode noch auf dem Schreibtisch oder auf den Nachttischchen eine silberne Schachtel zu sehen.

Michael konnte fühlen, wie sein Puls raste. Außerdem schwitzte er heftig. »Ich kann das nicht«, flüsterte er. Er wollte nur noch die silberne Schachtel finden und verschwinden. Es bedurfte all seiner Willenskraft, im Zimmer zu bleiben.

Er stieß sich von der Türe ab und ging als Erstes zum Schreibtisch. Zwischen zwei Laptop-Taschen lag ein Schreibblock und darauf, genau in der Mitte, ein Zimmerschlüssel für die 408. Michael zögerte einen Augenblick, dann steckte er ihn ein. Hastig durchsuchte er die Laptop-Taschen: keine Silberschachtel. Die Schreibtischschubladen waren schnell kontrolliert. Sie enthielten nichts außer Hotelbriefpapier. Als Nächstes kam er zu der Kommode. Er entdeckte lediglich ein paar Wäschereizettel und Wäschetüten aus Plastik. Auch die kleinen Schubladen an den Nachttischchen waren leer. Dann schaute er in den Schrank, entdeckte einen Safe und stieß erleichtert den Atem aus. Die Tür stand offen und der Safe war leer. Schließlich durchsuchte er die Taschen eines Männerjacketts, das auf einem Kleiderbügel hing: Nichts!

Daniel drehte sich um und näherte sich den geöffneten Koffern. Sie lagen auf Gepäckständern am Fuß des Bettes. Er hob die Deckel und ließ die Hand an den Rändern entlanggleiten. Dabei stieß er auf die unterschiedlichsten Dinge, aber nicht auf die Silberschachtel. Dann hob er

vorsichtig die Kleider an, um etwas gründlicher zu suchen. Plötzlich hörte er Stimmen und zu seinem Entsetzen klangen sie wie amerikanisches Englisch. Wie angewurzelt verharrte er an seinem Platz. Im nächsten Augenblick hörte er das schlimmste Geräusch, das er sich vorstellen konnte. Ein Schlüssel wurde ins Türschloss gesteckt!

KAPITEL 12

Montag, 25. Februar 2002, 15.45 Uhr

»Was, um alles in der Welt...?«, sagte Stephanie. Sie stand auf der Türschwelle. Daniel blickte ihr über die Schulter.

»Was ist denn?«, fragte er.

»Auf der Kommode stehen Blumen«, sagte Stephanie. »Wer, in Gottes Namen, soll uns denn Blumen schicken?«

»Butler?«

»Er weiß doch gar nicht, dass wir hier in Turin sind, es sei denn, du hast es ihm gemailt.«

»Ich habe ihm nichts gemailt«, sagte Daniel in einem Ton, als wäre allein die Vorstellung völlig ausgeschlossen. »Aber vielleicht hat er das mit Hilfe seiner Geheimdienstverbindungen herausgefunden. So, wie er mich durchleuchtet hat, könnte ich mir auch das vorstellen. Oder vielleicht hat Monsignore Mansoni ihm mitgeteilt, dass die Textilprobe übergeben worden ist.«

Stephanie ging zu dem Gesteck und klappte den Umschlag auf. »Ach du meine Güte. Nur von der Geschäftsleitung des Hotels.«

»Das ist ja nett«, sagte Daniel gleichgültig. Er ging ins Badezimmer, um die Toilette zu benutzen.

Stephanie trat vor den Gepäckständer mit ihrem Koffer. An den linken Rand hatte sie ein paar kräftige Schuhe gesteckt. Sie hob den unverschlossenen Deckel an und zögerte. Ein Leinenhemd, das sie zu Hause in Boston sehr sorgfältig eingepackt hatte, war leicht verrutscht und an der Ecke umgeknickt. Sie klappte den Knick wieder zurück, aber wie befürchtet blieb eine Falte sichtbar, auch, nachdem sie versucht hatte, sie mit dem Handballen glatt zu streichen. Sie murmelte

einen nur für ihre Ohren bestimmten Fluch und wollte gerade nach ihren Schuhen greifen, als ihr Blick auf eines ihrer Dessous fiel. Es war ebenfalls ein wenig verrutscht, obwohl sie es mit der gleichen Sorgfalt eingepackt hatte wie das Leinenhemd.

Stephanie sammelte sich und starrte in ihren geöffneten Koffer. »Daniel! Komm mal her!«

Daniel streckte den Kopf zur Badezimmertür heraus, während im Hintergrund die Toilettenspülung rauschte. In der Hand hielt er ein Handtuch. »Was gibt's?«, erkundigte er sich mit hochgezogenen Augenbrauen. Dem Klang ihrer Stimme nach musste sie leicht beunruhigt sein.

»Irgendjemand war in unserem Zimmer!«

»Das wissen wir doch schon, seit wir die Blumen gesehen haben.«

»Komm mal hierher!«

Daniel legte sich das Handtuch über die Schulter und stellte sich neben Stephanie. Sein Blick folgte ihrem Zeigefinger, der auf ihren offenen Koffer gerichtet war.

»Irgendjemand war an meinem Koffer«, sagte Stephanie.

»Woher weißt du das?«

Stephanie erklärte es ihm.

»Das sind aber wirklich nur minimale Veränderungen«, meinte Daniel und tätschelte ihr väterlich den Rücken. »Du warst doch selber noch an deinem Koffer, bevor losgegangen sind. Vielleicht hat der Einbruch in Cambridge ja einen kleinen Verfolgungswahn bei dir ausgelöst, kann das sein?«

»Irgendjemand war an meinem Koffer«, wiederholte Stephanie hitzig. Sie schob seine Hand zur Seite. Durch den Jetlag und die Übermüdung reagierte sie sofort gereizt auf Daniels spöttisches Verhalten. »Schau in deinen Koffer!«

Mit verdrehten Augen klappte Daniel den Deckel seines Koffers auf dem Ständer neben Stephanies hoch. »Okay, ich schaue in meinen Koffer«, stellte er fest.

»Fehlt etwas?«

Daniel zuckte mit den Schultern. Er war alles andere als ein sorgfältiger Packer und hatte den Koffer schon vorhin auf der Suche nach sauberer Unterwäsche durchwühlt. Doch mit einem Mal erstarrte er und hob dann langsam den Blick. »Mein Gott! Es fehlt etwas!«

»Was denn?« Stephanie griff nach Daniels Arm und schaute in seinen Koffer.

»Irgendjemand hat die Ampulle mit dem Plutonium geklaut!«

Stephanie versetzte ihm einen Klaps auf die Schulter. Er nahm eine übertriebene Schutzhaltung ein, um gegen weitere Schläge gewappnet zu sein, aber es kamen keine.

»Ich meine es ernst«, beschwerte sich Stephanie lautstark. Sie trat wieder vor ihren eigenen Koffer, griff nach ihrer Haarbürste und fuchtelte damit herum. »Da ist noch was! Als wir vorhin losgegangen sind, da hat die Haarbürste direkt auf meinen Kleidern gelegen und nicht hinten in der Ritze. Das weiß ich genau, weil ich mir noch überlegt habe, ob ich sie ins Badezimmer zurückbringen soll. Ich sag's dir: Irgendjemand war an meinem Koffer!«

»Ist ja gut, ist ja gut!«, sagte Daniel beschwichtigend. »Reg dich nicht so auf!«

Stephanie fasste in die Seitentasche ihres Koffers und holte ein seidenes Täschchen hervor. Sie zog den Reißverschluss auf und schaute hinein. »Wenigstens sind mein Schmuck und das bisschen Geld, was ich hier drin habe, noch da. Gut, dass ich nichts wirklich Wertvolles mitgenommen habe.«

»Vielleicht haben die Putzfrauen aus irgendeinem Grund die Koffer verrückt?«, überlegte Daniel.

»Ach, hör doch auf!« Stephanie tat so, als wäre Daniels Vorschlag völlig aus der Luft gegriffen. Ihr Blick wanderte im Zimmer umher, bis er am Schreibtisch hängen blieb. »Mein

Zimmerschlüssel ist verschwunden! Ich habe ihn auf den Block da gelegt.«

»Bist du sicher?«

»Weißt du nicht mehr? Vor dem Weggehen haben wir noch darüber gesprochen, ob wir zwei Schlüssel brauchen.«

»Vage.«

Stephanie ging ins Badezimmer. Daniel blickte sich im Zimmer um. Er war sich nicht sicher, ob er sich auf Stephanies Verfolgungswahn einlassen sollte. Ihm war bewusst, dass sie wegen des Einbruchs zu Hause in Cambridge immer noch verunsichert war. Er wusste auch, dass Hotelangestellte wie zum Beispiel die Putzfrauen, die Leute, die die Minibar auffüllten, der Zimmerservice oder die Pagen ständig in alle möglichen Zimmer gingen. Vielleicht hatte einer von ihnen die Finger in ihre Tasche gesteckt. So etwas dürfte für den einen oder anderen eine große Versuchung sein.

»Und außerdem war jemand an meinem Kulturbeutel«, rief Stephanie aus dem Badezimmer.

Daniel ging zur Tür und blieb auf der Schwelle stehen.
»Fehlt etwas?«

»Nein, gar nichts fehlt«, antwortete Stephanie ärgerlich.

»He, auf mich brauchst du doch nicht wütend zu sein!«

Stephanie richtete sich auf und holte tief Luft. Sie nickte ein paar Mal. »Du hast Recht. Tut mir Leid. Ich bin nicht wütend, nur genervt, dass du dich nicht genauso aufregst wie ich.«

»Wenn etwas fehlen würde, dann würde ich auch anders reagieren.«

Stephanie klappte ihre Schminktasche zu. Sie trat vor Daniel und schlang die Arme um ihn. Er umarmte sie ebenfalls.

»Es macht mich einfach wütend, wenn meine Sachen durchwühlt werden, besonders nach dem, was am Tag vor unserer Abreise passiert ist.«

»Das ist absolut verständlich«, sagte Daniel.

»Merkwürdig, dass schon wieder nichts fehlt, nicht einmal das Geld. Das ist doch genau das Gleiche wie zu Hause, nur, dass es mich hier noch mehr verunsichert. Dort konnten wir zumindest noch Industriespionage vermuten, auch wenn es unwahrscheinlich war. Aber wonach könnte jemand hier drin suchen, wenn nicht nach Wertsachen oder Bargeld?«

»Außer der Textilprobe des Grabtuchs fällt mir nichts ein.«

Stephanie beugte den Kopf zurück, damit sie Daniel in die Augen schauen konnte. »Wieso sollte jemand ausgerechnet danach suchen?«

»Keine Ahnung. Aber sonst haben wir ja nichts Besonderes hier.«

»Der, der sie uns gegeben hat, müsste doch eigentlich der Einzige sein, der weiß, dass wir sie haben.« Stephanie kniff die Augenbrauen zusammen, als hätte sie neue Sorgen bekommen.

»Beruhig dich! Ich glaube ja gar nicht, dass da jemand nach der Probe gesucht hat. Ich habe nur laut nachgedacht. Aber wo wir gerade davon sprechen, wo ist sie eigentlich?«

»Immer noch in meiner Handtasche«, sagte Stephanie.

»Hol sie mal raus! Schauen wir sie uns noch einmal an!« Daniel hielt es für das Beste, vom Thema eines mutmaßlichen Eindringlings abzulenken.

Sie gingen in die Mitte des Zimmers. Stephanie griff nach der Tasche, die sie zuvor auf das Bett geworfen hatte. Sie holte die silberne Schachtel heraus und klappte sie auf. Vorsichtig nahm Daniel den Wachspapierumschlag heraus und hielt ihn gegen das diffuse Licht, das zum Fenster hereindrang. Von hinten angestrahlt war das Gewirr aus Leinenfasern deutlich erkennbar. Die Farbe war aber immer noch undefinierbar. »Mein Gott!«, sagte Daniel kopfschüttelnd. »Es ist wirklich Wahnsinn, dass überhaupt eine entfernte Möglichkeit bestehen soll, dass dieser Umschlag das Blut des unbestritten berühmtesten Menschen enthalten könnte, der jemals den

Erdboden betreten hat, und dabei haben wir noch nicht einmal den Aspekt des Göttlichen mit in Betracht gezogen.«

Stephanie legte die silberne Schachtel auf den Schreibtisch und nahm den Umschlag in die Hand. Sie ging zum Fenster hinüber und hielt ihn ebenfalls gegen das Licht. Mit der freien Hand schirmte sie ihre Augen gegen die Strahlen der schräg stehenden Sonne ab und betrachtete den Umschlag und seinen Inhalt mit Hilfe des bleichen, aber direkten weißen Lichts. Jetzt ließ sich sogar die rote Ockerfärbung der Stofffasern erkennen. »Es sieht aus wie Blut«, sagte sie. »Weißt du, anscheinend macht sich meine katholische Abstammung wieder bemerkbar. Ich habe nämlich die starke Vermutung, dass es sich hier um das Blut Jesu Christi handelt.«

Father Michael Maloney konnte Stephanie D'Agostino zwar nicht sehen, aber er war so dicht in ihrer Nähe, dass er sie atmen hören konnte. Er hatte fürchterliche Angst, dass sein Herzschlag, der in seinen Schläfen pulsierte, ihn verraten könnte, und wenn nicht das Herz, so die Schweißtropfen, die ihm vom Gesicht rannen und auf den Boden tropften. Sie stand nur wenige Zentimeter von ihm entfernt.

Als er gehört hatte, wie der Schlüssel ins Schloss gesteckt wurde, war er in heller Verzweiflung hinter den Vorhang gestürzt. Es war ein Reflex gewesen. Im Rückblick war die Flucht hinter den Vorhang eine Peinlichkeit allerersten Ranges, als wäre er ein gewöhnlicher Dieb. Er hätte sich stellen müssen, hätte sein Schicksal akzeptieren und die volle Verantwortung für sein Handeln übernehmen müssen. Nach seiner Auffassung war Angriff die beste Verteidigung, und in dieser Situation hätte er sein Handeln rechtfertigen können, indem er sein Missfallen angesichts der wahren Identität dieser Menschen und der ungenehmigten Versuche, die sie mit dem Grabtuch offensichtlich vorhatten, zum Ausdruck gebracht hätte.

Leider war er von seiner eigenen Reaktion überrumpelt worden, sodass er, als er seine fünf Sinne wieder beisammenhatte, bereits in seinem Versteck war, und dann war es zu spät, um die Missfallens-Karte auszuspielen. Jetzt konnte er nichts weiter tun, als zu hoffen und zu beten, dass er nicht entdeckt wurde.

Nach Stephanies Aufschrei an der Tür hatte er zunächst gedacht, dass alles verloren war. Entweder hatte sie ihn gesehen oder zumindest bemerkt, dass der Vorhang sich noch bewegt hatte. Unsagbar groß war seine Erleichterung gewesen, als ihm klar geworden war, dass ihr nur das Blumengebinde aufgefallen war.

Dann hatte er erdulden müssen, wie Stephanie auf seine ungeschickte Durchsuchung ihres Koffers sowie auf die Tatsache, dass er ihren Schlüssel vom Schreibtisch genommen hatte, aufmerksam geworden war. An dieser Stelle hatte sein Puls sich wieder beschleunigt, nachdem er den ersten Schock schon überwunden hatte. Er fürchtete schon, sie würde das Zimmer durchsuchen, was zu seiner unmittelbaren Entdeckung geführt hätte. Die Peinlichkeit und die Konsequenzen eines solchen Ereignisses waren unvorstellbar entsetzlich. Was zunächst als Möglichkeit der Karrieresicherung begonnen hatte, drohte nun genau die gegenteilige Wirkung zu erzielen.

»Was wir über das Grabtuch denken, ist nicht entscheidend«, sagte Daniel. »Nur was Butler denkt, ist entscheidend.«

»Da bin ich mir nicht ganz so sicher«, erwiderte Stephanie. »Aber das können wir später noch diskutieren.«

Michael erstarrte, als Stephanie den Vorhang streifte. Gott sei Dank war er aus schwerem italienischem Brokat, sodass sie anscheinend gar nicht gespürt hatte, dass sie durch den Stoff hindurch auch Michaels Arm gestreift hatte. Der nächste Adrenalinstoß fegte durch Michaels Körper und führte zu noch mehr Schweißausbrüchen. In seinen Ohren machten die ununterbrochen auf den Boden klatschenden Schweißtropfen

einen Lärm wie Kieselsteine auf einer Trommel. Nie hätte er gedacht, dass er so ausgiebig schwitzen konnte, zumal ihm gar nicht besonders warm war.

»Was soll ich mit der Probe machen?«, fragte Stephanie, während sie sich vom Vorhang entfernte.

»Gib sie mir«, war Daniel von irgendwo im Zimmer zu hören.

Michael erlaubte sich einen tiefen Atemzug und entspannte sich ein klein wenig. Er drückte sich so flach wie nur möglich gegen die Wand, um die Ausbuchtung durch seinen Körper so gering wie möglich zu halten. Dann hörte er noch ein paar Geräusche, die er nicht deuten konnte, und dazu ein Schnappen, das wie der Verschluss der Silberschachtel klang.

»Wir könnten ja in ein anderes Zimmer wechseln«, sagte Michael. »Oder sogar in ein anderes Hotel, wenn du willst.«

»Was meinst du denn?«

»Ich finde, wir sollten hier bleiben. In jedem Hotel gibt es jede Menge Schlüssel für jedes Zimmer. Wenn wir uns heute Abend schlafen legen, legen wir den Riegel vor.«

Michael hörte das Sicherheitsschloss an der Zimmertür mit einem lauten Klicken einrasten.

»Das ist anderthalb Schlösser wert«, meinte Daniel. »Was sagst du dazu? Ich will nicht, dass du irgendwie nervös bist. Es gibt gar keinen Grund dafür.«

Michael hörte, wie an der Zimmertür gerüttelt wurde.

»Ich schätze, das hält«, sagte Stephanie. »Lass uns hier bleiben. Es ist ja nur für eine Nacht, und eine ziemlich kurze dazu, da du uns für fünf nach sieben einen Flug nach London gebucht hast. Welch unchristliche Stunde. Ach, übrigens: Wieso fliegen wir eigentlich über Paris?«

»Wir hatten keine Wahl. British Airways bietet keine Flüge nach Turin an. Wir hätten entweder mit der Air France nach Paris oder mit der Lufthansa nach Frankfurt fliegen können. Da habe ich mich für den kürzeren Weg entschieden.«

»Es kommt mir absolut lächerlich vor, dass es ausgerechnet nach London keinen Direktflug gibt. Turin ist immerhin eine der größten Industriestädte Italiens.«

»Was soll ich dazu sagen?«, fragte Daniel achselzuckend. »Aber willst du jetzt nicht deine festen Schuhe und diese anderen Sachen holen, damit wir noch ein bisschen was besichtigen können?«

»Oh, bitte, ja!«, flehte Michael stumm.

»Ich hab's mir anders überlegt«, sagte Stephanie, sehr zu Michaels Missfallen. »Wie wär's, wenn wir bis zum Abendessen hier bleiben? Es ist schon nach vier und bald wird es sowieso dunkel. Du musst doch erschöpft sein, so wenig, wie du gestern Nacht geschlafen hast.«

»Ich bin müde«, gab Daniel zu.

»Komm, wir ziehen uns aus und legen uns ins Bett. Ich geb dir sogar eine kleine Rückenmassage, und dann werden wir ja sehen, was passiert, je nachdem, wie müde du bist. Was hältst du davon?«

Daniel lachte. »Das ist die beste Idee, die ich in meinem ganzen Leben gehört habe. Ehrlich gesagt, ich war sowieso nicht so scharf auf die Stadtbesichtigung. Das habe ich mehr dir zuliebe mitgemacht.«

»Nun, das ist jetzt nicht mehr notwendig, mein Lieber!«

Erschrocken hörte Michael Kleiderrascheln, Kichern und Zärtlichkeiten. Er befürchtete, dass sie die Vorhänge zuziehen würden, aber nichts dergleichen geschah. Er hörte das Geräusch des Bettes, als zwei Menschen es sich darin gemütlich machten. Er hörte, wie Lotion aus einer Flasche gedrückt wurde und wie Fleisch über glitschiges Fleisch strich. Und Daniels zufriedenes Murmeln, je länger seine Massage andauerte.

»Okay«, sagte Daniel schließlich. »Jetzt bist du dran.« Körper wurden verlagert und das Bett gab protestierende Laute von sich.

Die Zeit verging schleppend. Michaels Muskeln begannen zu schmerzen, besonders in den Beinen. Aus Angst, er könnte einen Krampf bekommen, der ihn, das war klar, auf jeden Fall verraten würde, verlagerte er sein Gewicht. Dann hielt er den Atem an, für den Fall, dass seine Bewegung bemerkt worden war. Dankenswerterweise war sie das nicht, aber schon nach wenigen Minuten waren die Schmerzen wieder da. Noch schlimmer als die körperlichen Beschwerden jedoch waren die Qualen, die die Laute der Intimität zwischen einem Mann und einer Frau verursachten und die letztendlich in die rhythmischen und unverkennbaren Geräusche des Liebesaktes mündeten. Aus Michael war aufgrund der besonderen Umstände kein sehender, aber ein hörender Voyeur geworden. Und trotz seiner Versuche, im Geiste Auszüge aus seinem Brevier zu rezitieren, lockte ihn die Versuchung, seinem zölibatären Eid ein Schnippchen zu schlagen.

Nach ein paar lustvollen Seufzern verfiel das Zimmer für etliche Minuten in Schweigen. Dann folgte Flüstern, das Michael nicht verstehen konnte, gefolgt von Gelächter und Gekicher. Endlich ging das Paar zu Michaels Erleichterung ins Badezimmer. Das konnte er am gedämpften Klang ihrer Stimmen über dem Rauschen der Dusche erkennen.

Michael erlaubte sich, den Kopf zu drehen, die steifen Schultern zu dehnen, die Arme zu heben und sogar ein wenig auf der Stelle zu treten. Aber nach weniger als einer Minute nahm er seine steife Haltung wieder ein, weil er nicht wusste, wann einer der beiden in das Zimmer zurückkommen würde. Er musste nicht lange warten, bis er jemanden zu den Koffern gehen hörte.

Bedauerlicherweise, zumindest aus Michaels Sicht, brauchten Stephanie und Daniel noch einmal eine Dreiviertelstunde, bis sie sich angezogen, die Mäntel übergestreift und ihren einen verbliebenen Zimmerschlüssel gefunden hatten, um dann endlich essen zu gehen. Zunächst

kam ihm die Stille ohrenbetäubend vor, während er angestrengt auf jedes noch so winzige Geräusch achtete, das möglicherweise ihre Rückkehr ankündigte, weil sie noch etwas vergessen hatten. Fünf Minuten schlichen vorüber. Schließlich legte Michael vorsichtig die Hand auf die Vorhangkante und zog ihn langsam zur Seite, sodass er immer mehr des nun im Dunklen liegenden Zimmers erkennen konnte. Das Paar hatte das Licht im Badezimmer brennen lassen, das nun bis vor das Bett ins Zimmer leuchtete.

Michael fasste die Zimmertür ins Auge und versuchte abzuschätzen, wie schnell er sie wohl erreichen, öffnen und hinter sich wieder schließen konnte. Das würde nicht lange dauern, aber es machte ihn nervös, dass er vollkommen schutzlos sein würde, solange er nicht einen gewissen Abstand zwischen sich und das Zimmer 408 gebracht hatte. Falls er jetzt ertappt wurde, dann wären sehr viel mehr Schwierigkeiten zu erwarten als vorhin, als Stephanie und Daniel das erste Mal ins Zimmer gekommen waren.

Während Michael noch Mut fasste, um seinen relativ sicheren Platz hinter dem Vorhang aufzugeben, ließ er den Blick durch das Zimmer streifen. Da fiel ihm ein schimmernder Gegenstand auf der Kommode direkt neben dem Blumengesteck auf. Er blinzelte und konnte nicht glauben, was er da sah. »Preiset den Herrn!«, flüsterte er. Es war die silberne Schachtel.

Staunend angesichts der Tatsache, dass ihm das Glück letztendlich doch hold gewesen war, holte Michael tief Luft und trat aus seinem Versteck hervor. Noch eine Sekunde lang zögerte er, lauschte, dann sprang er zu der Kommode, schnappte sich die Silberschachtel, ließ sie in seine Tasche gleiten und stürmte zur Tür hinaus. Zu seiner großen Erleichterung war der Flur leer. Schnell entfernte er sich vom Zimmer 408, hatte Angst sich umzudrehen und war voller Panik, jemand könnte ihn ansprechen. Erst als er beim

Fahrstuhl angekommen war, erlaubte er sich einen Blick zurück. Der Flur war immer noch leer.

Ein paar Minuten später ging Michael durch die Drehtür des Hotels und trat hinaus in die Nacht. Noch nie hatte sich die Kälte eines Winterabends auf seinem geröteten Gesicht so gut angefühlt. Er entfernte sich schnell vom Eingang, und jeder Schritt war ein wenig federnder als der vorhergegangene. Die rechte Hand steckte in seiner Jackentasche und hielt die silberne Schachtel fest umklammert, als Andenken an das, was er soeben geleistet hatte. Ein Hochgefühl durchströmte ihn, ähnlich der Euphorie, die er nach der Absolution gelegentlich empfand, wenn seine Beichte besonders schwierig gewesen war. Es kam ihm vor, als ob die anstrengenden Irrungen und Wirrungen im Verlauf der Wiedererlangung der Blutprobe seines Retters diese Erfahrung noch sehr viel intensiver gemacht hätten.

Michael stieg am Taxenstand des Hotels in einen Wagen und gab dem Fahrer die Adresse der Verwaltung der Erzdiözese. Er lehnte sich zurück und versuchte sich zu entspannen. Dann blickte er auf seine Armbanduhr. Es war fast halb sieben. Über zwei Stunden lang war er hinter dem Vorhang des Paares gefangen gewesen! Aber es war ein Alptraum mit Happy End geworden, die silberne Schachtel in seiner Tasche war der Beweis dafür.

Michael schloss die Augen und überlegte freudig, wann er wohl am besten James Kardinal O'Rourke anrufen sollte, um ihm die unglückselige Entwicklung hinsichtlich der Identität der so genannten Kundschafter und die sich anschließende, endgültige Lösung des Problems mitzuteilen. Jetzt, wo er in Sicherheit war, musste er über seine Leiden lächeln. Dass er sich hinter einem Hotelvorhang versteckt hatte, während die beiden sich geliebt hatten, war so absurd, dass man es kaum glauben konnte. In gewisser Hinsicht wünschte er, er könnte es dem Kardinal erzählen, aber ihm war klar, dass das unmöglich

war. Der einzige Mensch, dem er es überhaupt erzählen würde, war sein Beichtvater, und selbst das würde nicht einfach werden.

Michael kannte den Zeitplan des Kardinals und beschloss daher, erst gegen zweiundzwanzig Uhr dreißig italienischer Zeit anzurufen. In der Stunde vor dem Abendessen war der Kardinal in der Regel am besten erreichbar. Worauf Michael sich am meisten freute, war, dass er im Gespräch nicht direkt berichten, sondern lediglich andeuten wollte, dass er selbst es gewesen war, der eigenhändig und nur seiner Eingebung folgend eine Situation gerettet hatte, die die Kirche im Allgemeinen und den Kardinal im Besonderen in eine peinliche Lage hätte bringen können.

Als das Taxi vor dem Verwaltungsgebäude anhielt, fühlte Michael sich schon fast wieder normal. Sein Herz klopfte zwar immer noch heftig, aber er schwitzte nicht mehr und atmete vollkommen regelmäßig. Das einzige Problem war, dass sein Hemd und seine Unterwäsche von der Tortur völlig durchgeschwitzt waren, sodass ihn fröstelte.

Als Erstes ging Michael zu Valerio Garibaldi, mit dem er sich in seiner Zeit an der nordamerikanischen Hochschule in Rom angefreundet hatte. Man sagte ihm jedoch, dass sein Freund in offizieller Mission unterwegs sei. Daraufhin suchte Michael Luigi Mansonis Büro auf. Er klopfte an die offene Tür und der Monsignore bedeutete ihm, er solle hereinkommen und sich setzen, während er selbst noch telefonierte. Schnell hatte er das Gespräch beendet und richtete nun seine volle Aufmerksamkeit auf Michael. Er wechselte vom Italienischen ins Englische und fragte, wie es Michael ergangen war. Sein starrer Blick war ein eindeutiges Signal für sein immenses Interesse.

»Recht gut, wenn man es bedenkt«, sagte Michael indirekt.

»Wenn man was bedenkt?«

»Wenn man bedenkt, was ich alles durchgemacht habe.« Triumphierend griff er in seine Tasche und holte das mit einem Relief versehene silberne Etui hervor. Vorsichtig legte er es auf Luigis Schreibtisch und schob es anschließend in seine Richtung. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln auf dem schmalen Gesicht lehnte er sich zurück.

Luigi hob die Augenbrauen. Er streckte die Hand aus, hob die Schachtel vorsichtig hoch und nahm sie in beide Hände. »Es überrascht mich, dass sie es Ihnen überlassen haben«, sagte er. »Die beiden haben mir eigentlich einen sehr leidenschaftlichen Eindruck gemacht.«

»Sie wissen gar nicht, wie sehr Sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen haben«, sagte Michael. »Aber im Augenblick wissen sie noch gar nicht, dass sie die Probe in die Hände der Kirche zurückgegeben haben. Und, um ehrlich zu sein, ich habe nicht einmal mit ihnen gesprochen.«

Ein leichtes Lächeln huschte über Luigis aufgequollenes Gesicht. »Vielleicht ist es ja besser, wenn ich Sie gar nicht frage, wie Sie das bewerkstelligt haben.«

»Das wäre besser«, bestätigte Michael.

»Nun, dann verfahren wir folgendermaßen. Ich für mein Teil werde Professor Ballasari lediglich die Textilprobe zurückgeben, und das war's dann.« Luigi schob den Riegel zur Seite und klappte den Deckel der Schachtel auf. Dann zuckte er zusammen und starrte in das Innere. Nachdem er ein paar Mal zwischen Michael und der Schachtel hin und her geblickt hatte, sagte er: »Ich bin verwirrt. Die Probe ist nicht hier drin!«

»Nein! Sagen Sie das nicht!« Michael saß kerzengerade auf seinem Stuhl.

»Ich fürchte, es muss sein«, antwortete Luigi. Er drehte die leere Schachtel um und hielt sie so, dass Michael hineinsehen konnte.

»Oh nein!«, schrie Michael. Er ließ den Kopf in die Hände sinken und sackte nach vorne, bis die Ellbogen auf den Knien lagen. »Das glaube ich nicht!«

»Sie müssen die Probe herausgenommen haben.«

»Offensichtlich«, erwiderte Michael beim Ausatmen. Es klang, als wäre er am Boden zerstört.

»Sie sind erschüttert.«

»Mehr als Sie ahnen.«

»Aber noch ist nicht alles verloren. Vielleicht sollten Sie jetzt direkt auf die Amerikaner zugehen und die Herausgabe der Probe verlangen.«

Michael rieb sich heftig das Gesicht und stieß dann den Atem aus. Er schaute Luigi an. »Ich halte das nicht für einen gangbaren Weg, nicht nach allem, was ich getan habe, um an die leere Schachtel zu kommen. Und selbst wenn... Ihre Beschreibung vom Charakter dieser Leute ist höchstwahrscheinlich zutreffend. Sie würden sich weigern. Ich habe das Gefühl, dass sie mit der Probe etwas ganz Bestimmtes vorhaben, etwas, wofür sie sich mit aller Kraft einsetzen.«

»Wissen Sie, wann die beiden wieder abfliegen wollen?«

»Morgen Früh um fünf nach sieben mit der Air France. Sie fliegen über Paris nach London.«

»Na also, da hätten wir ja noch eine Möglichkeit«, sagte Luigi und reckte die Finger in die Höhe. »Ein sicherer Weg, um die Probe wiederzubekommen. Zufällig bin ich mütterlicherseits mit einem Herrn namens Carlo Ricciardi verwandt. Er ist mein Cousin. Und außerdem ist er Soprintendente Archeologico del Piemonte, also der Bezirksdirektor der NPPA, das bedeutet Nucleo Protezione Patrimonio Artistico e Archeologico.«

»Davon habe ich noch nie etwas gehört.«

»Das ist nicht weiter überraschend, da sie in aller Regel verdeckt arbeiten. Es handelt sich um eine Spezialeinheit der Carabinieri, die für die Sicherheit der zahlreichen historischen

Denkmäler und Kunstgegenstände in Italien zuständig ist. Dazu gehört zweifellos auch das Turiner Grabtuch, auch wenn es sich eigentlich im Besitz des Heiligen Stuhls befindet. Wenn ich Carlo anrufen würde, könnte er die Probe ohne Schwierigkeiten zurückholen.«

»Was würden Sie ihm denn sagen? Sie haben den Amerikanern die Probe ja höchstpersönlich übergeben. Es ist ja nicht so, als ob sie sie gestohlen hätten. Und da die Übergabe in aller Öffentlichkeit stattgefunden hat, besteht sogar die Möglichkeit, dass ein findiger italienischer Anwalt einen Zeugen auftreibt.«

»Ich würde gar nicht behaupten, dass die Probe gestohlen wurde. Ich würde nur sagen, dass sie sich die Probe unter falschen Angaben erschlichen haben, und das ist ja allem Anschein nach der Fall. Aber vor allem würde ich sagen, dass wir keine Genehmigung für die Ausfuhr der Probe aus Italien erteilt haben. Ich würde sogar hinzufügen, dass wir streng untersagt haben, dass die Fasern außerhalb der italienischen Grenzen geschafft werden, dass ich aber die Information habe, dass die Amerikaner morgen Früh genau das vorhaben.«

»Und diese archäologische Polizei hätte auch die Macht, die Probe zu konfiszieren?«

»Auf jeden Fall! Das ist eine sehr mächtige und unabhängige Institution. Als vor ein paar Jahren beispielsweise die Olympischen Sommerspiele in Los Angeles stattfanden, da hat der damalige US-Präsident Ronald Reagan den damaligen italienischen Ministerpräsidenten gefragt, ob die antiken Bronzestatuen, die kurz zuvor bei Reggio di Calabria aus dem Meer geborgen worden waren, den Spielen als Wahrzeichen dienen könnten. Der Ministerpräsident war einverstanden, aber der zuständige Soprintendente Archeologico nicht, und so sind die Statuen in Italien geblieben.«

»Okay, ich bin beeindruckt«, sagte Michael. »Hat die Organisation eine eigene, uniformierte Exekutive?«

»Sie verfügen über zivile *Ispettori*, also Inspektoren, aber wenn irgendwo eingegriffen werden muss, dann ziehen sie entweder uniformierte Carabinieri oder die Beamten der Guardia di Finanza hinzu. Am Flughafen dürfte dafür die Guardia di Finanza in Frage kommen, aber wenn der Einsatz auf ausdrückliche Anordnung von Carlo stattfindet, sind die Carabinieri höchstwahrscheinlich mit beteiligt.«

»Falls Sie anrufen, was würde mit den Amerikanern geschehen?«

»Sie würden morgen Früh, wenn sie für ihren internationalen Flug einchecken, festgenommen, eingesperrt und schließlich vor Gericht gestellt. In Italien nimmt man solche Dinge sehr ernst. Aber man würde ihnen nicht sofort den Prozess machen. So etwas geht langsam voran. Die Probe jedoch würde sofort an uns zurückgesandt und das Problem wäre gelöst.«

»Rufen Sie an!«, sagte Michael direkt. Er war enttäuscht, aber noch war nicht alles verloren. Mit einem Lob für die eigenhändige Beseitigung des Problems mit der Textilprobe konnte er jetzt natürlich nicht mehr rechnen. Andererseits konnte er immer noch dafür sorgen, dass der Kardinal erfuhr, dass seine Mitwirkung unverzichtbar gewesen war.

Ein zufriedener Rülpsen bahnte sich seinen Weg aus Daniels Magen nach oben und zwischen seinen aufgeblasenen Backen ins Freie. Er machte einen halbherzigen Versuch, sein verschmitztes Grinsen hinter einer Hand zu verbergen.

Stephanie warf ihm einen ihrer, wie sie meinte, strengsten Blicke zu. Sie hatte es noch nie komisch gefunden, wenn er seiner schelmisch-kindischen Seite freien Lauf ließ.

Daniel lachte. »He, entspann dich. Wir haben ein großartiges Abendessen und eine ebenso großartige Flasche Barolo genossen. Jetzt mach nicht alles kaputt!«

»Ich entspanne mich erst, wenn ich unser Zimmer unter die Lupe genommen habe«, sagte Stephanie. »Ich finde, ich habe

das Recht, ein bisschen angespannt zu sein, nachdem vorhin jemand meine Sachen durchwühlt hat.«

Daniel steckte den Schlüssel ins Schloss und machte die Zimmertür auf. Stephanie trat über die Schwelle und ließ den Blick umherwandern. Daniel wollte gerade an ihr vorbei ins Zimmer gehen, als sie ihn mit dem Arm zurückhielt.

»Ich muss aufs Klo«, beschwerte er sich.

»Wir hatten Besuch!«

»Oh! Woher weißt du das?«

Stephanie deutete auf die Kommode. »Die silberne Schachtel ist verschwunden.«

»Tatsächlich, weg«, sagte Daniel. »Ich schätze mal, du hattest die ganze Zeit über Recht.«

»Natürlich hatte ich Recht«, erwiderte Stephanie. Sie trat vor die Kommode und legte ihre Hand auf die Stelle, wo die Schachtel gelegen hatte, als könnte sie nicht glauben, dass sie verschwunden war. »Aber du hattest auch Recht. Sie müssen hinter der Grabtuchprobe her gewesen sein.«

»Tja, meine volle Anerkennung für deine Idee, die Probe herauszunehmen und die Schachtel hier zu lassen.«

»Danke«, sagte Stephanie. »Aber zuerst sollten wir nachsehen, ob sie nicht vielleicht die Schachtel für wertvoll gehalten haben.« Sie ging zu ihrem Koffer und schaute in ihrem Schmucktäschchen nach. Alles war noch an seinem Platz, auch das Geld.

Daniel tat es ihr gleich. Der Schmuck, das Bargeld und die Reiseschecks waren vollzählig. Er richtete sich auf. »Was meinst du, was sollen wir jetzt machen?«, fragte er.

»Aus Italien verschwinden. Nie im Leben hätte ich gedacht, dass ich einmal so etwas denken würde.« Stephanie ließ sich in Hut und Mantel auf das Bett fallen und starrte zu dem bunten Glasluster hinauf.

»Ich spreche von der kommenden Nacht.«

»Du meinst, ob wir das Hotel oder das Zimmer wechseln sollen?«

»Genau.«

»Lass uns hier bleiben und die Tür von innen verriegeln.«

»Das hatte ich gehofft«, meinte Daniel, während er aus der Hose stieg. Danach hielt er sie an den Aufschlägen fest, damit die Bügelfalten erhalten blieben. »Ich kann es kaum erwarten, ins Bett zu kommen«, fügte er hinzu, als er Stephanie ausgestreckt auf dem Rücken liegen sah. Dann ging er zum Schrank und hängte seine Hose auf. Anschließend zog er die Schuhe von den Füßen, wobei er sich am Türpfosten festhielt.

»Ein Umzug wäre jetzt unglaublich anstrengend, ich bin total erledigt«, sagte Stephanie. Unter äußerster Anstrengung kam sie auf die Beine und streifte den Mantel ab. »Außerdem bin ich mir gar nicht sicher, ob unsere Plagegeister uns nicht auch woanders aufstöbern würden. Lass uns auf jeden Fall hier im Zimmer bleiben, bis wir das Hotel verlassen.« Sie drängte sich an Daniel vorbei und hängte ihren Mantel auf.

»Kein Problem«, sagte Daniel und knöpfte sein Hemd auf. »Wir brauchen morgen nicht einmal hier zu frühstücken. Wir holen uns einfach am Flughafen eine Kleinigkeit in einer Kaffeebar. Die hatten, glaube ich, alle ein bisschen Gebäck zur Auswahl. Der Portier hat gesagt, wir müssten so gegen sechs da sein, das heißt wir müssen verdammt früh aufstehen, selbst wenn wir vor der Abreise nichts mehr essen wollen.«

»Hervorragende Idee«, sagte Stephanie. »Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich darauf freue, zum Flughafen zu fahren, einzuchecken und in dieses Flugzeug zu steigen.«

KAPITEL 13

Dienstag, 26. Februar 2002, 4.45 Uhr

Trotz des kräftigen Sicherheitsriegels an ihrer Zimmertür schlief Stephanie miserabel. Jedes Geräusch aus dem Inneren des Hotels oder von draußen löste eine kleinere Panik aus, und es gab viele Geräusche. Einmal, kurz nach Mitternacht, hatten die Bewohner eines benachbarten Zimmers ihre Tür aufgeschlossen und ihr Zimmer betreten. Stephanie hatte sich aufgesetzt, kampfbereit, in der sicheren Annahme, dass die Leute gleich bei ihnen eindringen würden. Sie hatte sich so schnell aufgesetzt, dass sie Daniel die Decke weggezogen hatte, der daraufhin wütend daran gezerrt hatte.

Irgendwann nach zwei Uhr schlief Stephanie dann endlich ein. Aber es war alles andere als ein erholsamer Schlaf, und sie war erleichtert, als Daniel sie endlich an der Schulter rüttelte, um sie zu wecken. Es kam ihr vor, als hätte sie höchstens fünfzehn Minuten lang geschlafen.

»Wie viel Uhr ist es?«, fragte sie erschlagen. Sie stützte sich auf einen Ellbogen.

»Es ist fünf Uhr. Morgenstund hat Gold im Mund! In einer halben Stunde müssen wir im Taxi sitzen.«

Morgenstund hat Gold im Mund hatte ihre Mutter immer gesagt, wenn sie Stephanie geweckt hatte. Und da Stephanie als Jugendliche eine erstklassige Schläferin gewesen war, die nur äußerst ungern wach wurde, war ihr dieser Satz immer unangenehm gewesen. Daniel kannte die Geschichte und setzte den Satz ganz bewusst ein, um sie zu provozieren – eine sehr effektive Weckmethode. »Ich bin wach«, sagte sie ärgerlich, als er noch einmal an ihr rüttelte. Sie beäugte ihren Quälgeist, aber er lächelte sie nur an und wuschelte ihr mit der Hand

durch die Haare. Auch das störte sie jedes Mal ungemein, selbst jetzt, wo ihre Haare sowieso unordentlich waren. Es war eine erniedrigende Geste, das hatte sie Daniel schon öfter gesagt. Sie kam sich dann vor wie ein Kind oder, noch schlimmer, wie ein Haustier.

Stephanie sah zu, wie Daniel ins Badezimmer ging. Sie drehte sich auf den Rücken und blinzelte ins Licht. Der bunte Glasleuchter über ihr strahlte mit voller Kraft. Draußen war immer noch pechschwarze Nacht. Sie holte Luft. Sie schien im Moment keinen anderen Wunsch zu haben, als weiterzuschlafen. Aber dann fielen die Spinnweben, die ihren Geist umnebelten, langsam ab und sie dachte daran, wie gerne sie die Grabtuchfasern nehmen, ins Flugzeug steigen und Italien hinter sich lassen wollte.

»Bist du schon auf?«, rief Daniel vom Badezimmer her.

»Ich bin auf!«, rief Stephanie zurück. Ihre Flunkerei bereitete ihr kein schlechtes Gewissen, nicht, nachdem er sie so erbarmungslos aufgeweckt hatte. Sie streckte sich, gähnte und setzte sich auf. Nachdem sie eine kurze Übelkeit abgeschüttelt hatte, stand sie auf.

Die Dusche wirkte Wunder, bei beiden. Daniel hatte zwar munter getan, aber in Wirklichkeit war er weit davon entfernt und hatte, als der Wecker geklingelt hatte, fast so viel Mühe gehabt, aus dem Bett zu kommen, wie Stephanie. Aber nachdem sie sich im Badezimmer frisch gemacht hatten, waren sie beide gut gelaunt und froh, endlich zum Flughafen zu kommen. Schnell zogen sie sich an und packten ihre Sachen zusammen. Um Viertel nach fünf rief Daniel bei der Rezeption an, um ein Taxi und einen Pagen für das Gepäck zu bestellen.

»Kaum zu glauben, dass wir am späten Nachmittag schon in Nassau sind«, sagte Daniel, während er seinen Koffer zuklappte und verriegelte. Die Planungen für den heutigen Tag sahen einen Flug mit Air France über Paris nach London vor,

und von dort sollte es mit British Airways per Direktflug nach New Providence Island auf den Bahamas gehen.

»Mir fällt es schwer zu begreifen, dass wir an einem Tag vom Winter in den Sommer wechseln. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, dass ich Shorts und ein Sommertop getragen habe. Wahnsinn!«

Der Page war da und brachte ihre Koffer auf einem Gepäckwagen in die Lobby hinunter. Dort sollte er die Sachen in das Taxi laden. Solange Stephanie noch ihre Haare föhnte, blieb Daniel in der Badezimmertür stehen.

»Ich finde, wir sollten dem Hotelmanager Bescheid sagen, dass jemand bei uns eingedrungen ist«, sagte Stephanie über das Geräusch des Föhns hinweg.

»Was würden wir damit erreichen?«

»Vermutlich nicht viel, aber ich könnte mir vorstellen, dass sie gerne Bescheid wissen wollen.«

Daniel blickte auf seine Armbanduhr. »Das halte ich für fraglich. Außerdem haben wir keine Zeit mehr. Es ist fast halb sechs. Wir müssen los.«

»Geh doch schon mal runter und bezahl die Rechnung«, schlug Stephanie vor. »Ich komme in zwei Minuten nach.«

»Nassau, wir kommen«, sagte Daniel beim Gehen.

Das drängende Klingeln des Telefons riss Michael Maloney aus dem Tiefschlaf. Noch bevor er richtig wach war, hatte er das Telefon bereits am Ohr. Es war Father Peter Fleck, der andere Privatsekretär von Kardinal O'Rourke.

»Bist du schon wach?«, fragte Peter. »Tut mir Leid, dass ich um diese Zeit anrufe.«

»Wie viel Uhr ist es?«, wollte Michael wissen. Er suchte tastend nach dem Lichtschalter für die Nachttischlampe und versuchte dann auf seine Armbanduhr zu sehen.

»Hier in New York ist es fünfundzwanzig Minuten vor Mitternacht. Und in Italien?«

»Fünf Uhr fünfunddreißig.«

»Tut mir Leid, aber als du heute Nachmittag angerufen hast, da hast du gesagt, dass du unbedingt so schnell wie möglich mit dem Kardinal sprechen willst, und Seine Eminenz ist soeben in die Residenz zurückgekehrt. Ich verbinde.«

Michael rieb sich über das Gesicht und klopfte sich auf die Wangen, um wach zu werden. Einen Augenblick später schon hatte er die sanfte Stimme von Kardinal O'Rourke im Ohr. Auch er entschuldigte sich für den unangenehmen Zeitpunkt des Anrufs und fügte erklärend hinzu, dass er schon seit dem späten Nachmittag einen unaufschiebbaren Termin mit dem Gouverneur gehabt hatte.

»Es tut mir Leid, dass ich Ihren Lasten noch eine weitere hinzufügen muss«, sagte Michael etwas beklommen. Er ließ sich durch die zuvorkommende Liebenswürdigkeit des mächtigen Mannes nicht täuschen. Er wusste, dass sich hinter seiner zur Schau gestellten Gutmütigkeit eine enorme Skrupellosigkeit verbarg, besonders gegenüber Untergebenen, die entweder die Dummheit oder das Pech besaßen, sein Missfallen zu erregen. Gleichzeitig aber konnte er gegenüber denen, die ihm einen Gefallen taten, außerordentlich großzügig sein.

»Wollen Sie damit andeuten, dass es in Turin zu Schwierigkeiten gekommen ist?«, fragte der Kardinal.

»Leider, ja«, sagte Michael. »Die beiden Personen, die Senator Butler zur Übernahme der Grabtuchtextilprobe hergeschickt hat, sind Biomolekularwissenschaftler.«

»Aha«, lautete James' Kommentar.

»Sie heißen Dr. Daniel Lowell und Dr. Stephanie D'Agostino.«

»Aha«, wiederholte James.

Michael fuhr fort: »Aufgrund Ihrer Anweisungen war mir klar, dass Ihnen diese Entwicklung missfallen würde. Schließlich lässt sich bei der Sachlage die Möglichkeit nicht

ausschließen, dass mit dem Grabtuch experimentiert wird. Die gute Nachricht jedoch lautet, dass es mir durch schnelles Handeln gemeinsam mit Monsignore Mansoni gelungen ist, eine baldige Rückgabe der Probe zu erwirken.«

»Oh«, sagte James nur. Es entstand ein unangenehmes Schweigen. Mit solch einer Reaktion hatte Michael beim besten Willen nicht gerechnet. Spätestens an diesem Punkt des Gesprächs hatte er eine eindeutig positive Reaktion des Kardinals erwartet.

»Schließlich geht es doch darum, dem Grabtuch noch mehr entwürdigende wissenschaftliche Experimente zu ersparen«, fügte Michael schnell noch hinzu. Ein Schaudern kroch ihm die Wirbelsäule hinauf. Sein Gefühl sagte ihm, dass das Gespräch gleich eine unerwartete Wendung nehmen würde.

»Haben Dr. Lowell und Dr. D'Agostino die Probe freiwillig zurückgegeben?«

»Das kann man nicht direkt sagen«, gestand Michael. »Die Probe wird noch heute Früh von den italienischen Behörden konfisziert, wenn sie ein Flugzeug nach Paris besteigen wollen.«

»Und was wird mit den Wissenschaftlern geschehen?«

»Ich glaube, sie werden in polizeilichen Gewahrsam genommen.«

»War Senator Butlers Vermutung zutreffend, dass das Grabtuch nicht angetastet werden musste, um diese Textilprobe zu erhalten?«

»Ja, das stimmt. Die Probe besteht aus einem winzigen Stück von einem Muster, das schon vor etlichen Jahren vom Grabtuch abgeschnitten worden ist.«

»Wurde es den Wissenschaftlern unter strengster Geheimhaltung und ohne offizielle Dokumente übergeben?«

»Nach allem, was ich weiß, ja«, sagte Michael. »Ich habe deutlich gemacht, dass dies Ihr spezieller Wunsch war.« Michael fing an zu schwitzen, sicherlich nicht so heftig wie

gestern hinter dem Vorhang des Hotelzimmers, aber aus einem ähnlichen Grund: Angst. Er konnte spüren, wie sich die Angst in seinem Magen zusammenballte und seine Muskeln sich spannten. In den Fragen des Kardinals hatte eine kaum wahrnehmbare Schärfe mitgeschwungen, die den meisten Menschen entgangen wäre. Michael jedoch hatte sie sofort erfasst. Er wusste, dass Seine Eminenz zunehmend wütender wurde.

»Father Maloney! Zu Ihrer Information: Der Senator hat die versprochene Gesetzesvorlage zur Begrenzung der strafrechtlichen Haftbarkeit für karitative Organisationen bereits eingebracht. Er schätzt die Chancen, dass die Vorlage jetzt mit seiner Unterstützung auch verabschiedet wird, größer ein als noch am vergangenen Freitag. Die Bedeutung eines solchen Gesetzes für die Kirche brauche ich Ihnen ja wohl nicht erst zu erläutern. Und die Textilprobe des Grabtuchs... selbst wenn damit nicht genehmigte Versuche durchgeführt werden sollten, könnten die Ergebnisse ohne offizielle Dokumente niemals anerkannt und somit ohne weiteres zurückgewiesen werden.«

»Es tut mir Leid.« Michael fiel ihm mit einer kraftlosen Entschuldigung ins Wort. »Ich dachte, Euer Eminenz wollten die Probe zurückbekommen.«

»Father Maloney, Sie hatten eindeutige Anweisungen. Ich habe Sie nicht nach Turin geschickt, um zu denken. Ich habe Sie nach Turin geschickt, um herauszufinden, wer die Textilprobe übernimmt und an wen sie letztendlich übergeben wird. Ihre Aufgabe bestand nicht darin, die Rückführung der Probe einzuleiten und dadurch einen außerordentlich wichtigen Gesetzgebungsprozess entscheidend zu gefährden.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, stieß Michael mit Mühe hervor.

»Sagen Sie nichts. Stattdessen gebe ich Ihnen den guten Rat, alles rückgängig zu machen, was Sie in die Wege geleitet

haben, falls es noch nicht zu spät ist. Es sei denn, Sie haben vor, in nächster Zukunft eine kleine Gemeinde irgendwo in den Catskill Mountains zu übernehmen. Ich will nicht, dass die Grabtuchprobe konfisziert wird. Und ich will auch nicht, dass die amerikanischen Wissenschaftler ins Gefängnis kommen, womit das Schicksal, das sie erwarten würde, wohl zutreffender beschrieben wäre als mit dem von Ihnen gebrauchten Euphemismus. Aber vor allem will ich nicht, dass Senator Butler mich anruft, um mir mitzuteilen, dass er seine Vorlage zurückgezogen hat. Genau das dürfte er nach meiner Einschätzung aber tun, falls die Ereignisse, die Sie beschrieben haben, tatsächlich eintreten sollten. Habe ich mich klar ausgedrückt, Father?«

»Vollkommen klar«, stammelte Michael. Dann hörte er einen Summton. Der Kardinal hatte unvermittelt aufgelegt.

Michael schluckte heftig, als er den Hörer auflegte. Eine Versetzung in eine kleine Gemeinde irgendwo im Norden des Bundesstaates New York, das war das Gleiche wie eine Verbannung nach Sibirien.

Dann riss Michael unvermittelt den Telefonhörer von der Gabel. Das Flugzeug der Amerikaner ging erst um fünf nach sieben. Er hatte immer noch die Chance, das katastrophale Ende seiner Karriere zu verhindern. Zunächst rief er im Grand Belvedere an, musste aber erfahren, dass die Amerikaner bereits ausgecheckt hatten. Als Nächstes versuchte er es bei Monsignore Mansoni, doch der hatte seine Residenz schon vor einer halben Stunde aus dienstlichen Gründen in Richtung Flughafen verlassen.

Durch diese Neuigkeiten elektrisiert, fuhr Michael in seine Kleider, die bequemerweise auf einem Stuhl neben dem Bett lagen. Ohne sich zu rasieren oder zu duschen oder das Badezimmer überhaupt zu betreten rannte er aus seinem Zimmer. Er wollte nicht auf den Fahrstuhl warten und nahm die Treppe. Atemlos fummelte er Minuten später mit den

Autoschlüsseln seines gemieteten Fiat herum. Sobald der Motor angesprungen war, legte er den Rückwärtsgang ein und jagte vom Parkplatz.

Er wagte einen schnellen Blick auf seine Armbanduhr und schätzte, dass er kurz nach sechs am Flughafen sein konnte. Das Hauptproblem aber bestand darin, dass er keine Ahnung hatte, was er nach seiner Ankunft dort unternehmen sollte.

»Und, kriegt er ein großes Trinkgeld?«, fragte Stephanie provokativ, während das Taxi die Rampe zum Abflugterminal des Turiner Flughafens hinauffuhr. Daniels Taxiphobie ging ihr langsam auf die Nerven, obwohl sie es dem Fahrer hoch anrechnete, dass er Daniels mehrfach geäußerte Forderungen nach einer langsameren Fahrweise komplett ignoriert hatte. Jedes Mal, wenn Daniel etwas gesagt hatte, hatte der Mann einfach mit den Schultern gezuckt und gesagt: »*No English!*« Im Übrigen war er nicht schneller gefahren als die anderen Autos auf der Schnellstraße auch.

»Der hat Glück, wenn er überhaupt was kriegt«, fauchte Daniel.

Das Taxi blieb inmitten einer Unmenge anderer Taxis und Autos stehen, die allesamt Passagiere ausspuckten. Im Gegensatz zur Innenstadt war es am Flughafen schon sehr lebhaft. Stephanie und Daniel stiegen zusammen mit dem Fahrer aus. Zu dritt hievten sie ihr Gepäck aus dem kleinen Taxi heraus und stapelten es am Straßenrand auf. Zähneknirschend bezahlte Daniel den Fahrer, und er verschwand.

»Wie sollen wir das bloß schaffen?«, fragte Stephanie. Sie hatten mehr Koffer und Taschen dabei, als sie zu zweit bewältigen konnten. Sie blickte sich um.

»Ich will eigentlich nichts unbeaufsichtigt herumstehen lassen«, sagte Daniel.

»Ich auch nicht. Wie wär's, wenn einer von uns einen Gepäckwagen suchen geht, während der andere aufpasst?«

»Hört sich gut an. Was ist dir lieber?«

»Du hast doch die Tickets und die Pässe. Vielleicht kannst du die schon mal rausholen. Ich treibe in der Zwischenzeit einen Gepäckwagen auf.«

Stephanie arbeitete sich mit suchendem Blick durch die Menschenmenge, aber es gab keine unbenutzten Gepäckwagen. Im Inneren des Terminals hatte sie mehr Glück, besonders, als sie an den Check-in-Schaltern vor dem Sicherheitsbereich vorbeikam. Reisende, die durch die Sicherheitsschleuse zu den Abfluggates wollten, mussten ihre Gepäckwagen im Hauptgebäude zurücklassen. Stephanie nahm sich einen davon und ging wieder zurück. Sie entdeckte Daniel auf dem größten Koffer sitzend. Er wippte ungeduldig mit dem Fuß.

»Du hast ganz schön lange gebraucht«, beschwerte er sich.

»Tut mir Leid, aber schneller ging's nicht. Hier ist ganz schön was los. Wahrscheinlich starten demnächst etliche Flüge fast gleichzeitig.«

Gemeinsam packten sie ihre Gepäckstücke mit Ausnahme der Laptop-Taschen auf den Wagen. Es wurde ein ziemlich wackeliger Haufen. Die Laptops hängten sie sich über die Schultern. Daniel schob, während Stephanie nebenher lief, um den Kofferstapel am Umkippen zu hindern.

»Da drin sind eine Menge Polizisten unterwegs«, sagte Stephanie beim Betreten des Terminals. »Mehr, als ich jemals gesehen habe. Aber die italienischen Carabinieri sind durch die zackigen Uniformen natürlich auch ziemlich auffällig.«

Ungefähr sieben Meter hinter der Eingangstür blieben sie stehen. Die Menge wogte um sie herum wie ein Menschenfluss. Da, wo sie standen, verursachten sie eine kleine Stromschnelle.

»Wo müssen wir hin?«, wollte Daniel wissen. Er wurde etliche Male angerempelt. »Ich sehe kein Air-France-Schild.«

»Auf den Bildschirmen neben den Check-in-Schaltern sind alle Flüge aufgelistet«, sagte Stephanie. »Warte hier! Ich sehe nach.«

Schon nach wenigen Minuten hatte Stephanie den richtigen Schalter gefunden. Als sie wieder bei Daniel angelangt war, war er ein wenig zur Seite gegangen, um dem Menschenstrom auszuweichen. Stephanie deutete in die richtige Richtung und sie gingen los.

»Jetzt verstehe ich, was du damit gemeint hast, dass viele Polizisten unterwegs sind«, sagte Daniel. »Solange du weg warst, sind ein halbes Dutzend an mir vorbeimarschiert. Und alle mit Maschinenpistolen!«

»Sogar hinter dem Schalter, wo wir einchecken müssen, stehen ein paar«, sagte Stephanie.

Sie gelangten zu der relativ langen Schlange für den Paris-Flug und reihten sich ein. Fünf endlose Minuten lang rückte die Schlange in kleinen Schritten nach vorne.

»Was machen die denn da vorne, verdammt?« Er stellte sich auf Zehenspitzen und versuchte die Ursache für die Verzögerung zu erkennen. »Ich kann einfach nicht begreifen, wieso das so lange dauert. Vielleicht ist ja die Polizei irgendwie schuld daran.«

»Solange wir nicht in der Sicherheitskontrolle hängen bleiben, dürfte nichts schief gehen.« Stephanie schaute auf ihre Uhr. Es war zwanzig Minuten nach sechs.

»An diesem Schalter wird nur unser Flug abgefertigt. Wir sitzen also alle im selben Boot.« Daniel hielt den Blick immer noch nach vorne gerichtet.

»Daran hatte ich gar nicht gedacht. Du hast Recht.«

»Mein Gott!«, sagte Daniel.

»Was denn?« Daniels Ausruf und die Veränderung in seiner Tonlage machten Stephanie bewusst, wie angespannt sie immer noch war. Sie versuchte, Daniels Blick zu folgen, aber sie war

zu klein, um über die Köpfe der Menschen vor ihnen hinweg sehen zu können.

»Da steht der Priester, der uns die Textilprobe vom Grabtuch gegeben hat, Monsignore Mansoni – neben der Polizei dort vorne am Check-in.«

»Bist du sicher?«, wollte Stephanie wissen. Das wäre ein unglaublicher Zufall. Erneut versuchte sie, selbst einen Blick nach vorne zu werfen, aber es ging nicht.

Daniel zuckte mit den Schultern. Er warf noch einmal einen Blick in Richtung Schalter und wandte sich dann wieder Stephanie zu. »Er sieht auf jeden Fall genauso aus, und ich kann mir nicht vorstellen, dass es allzu viele so dicke Priester gibt.«

»Meinst du, das hat irgendetwas mit uns zu tun?«

»Das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Obwohl, wenn ich das hier im Zusammenhang mit dem versuchten Diebstahl der Grabtuchprobe aus unserem Hotelzimmer betrachte, dann ist mir nicht mehr ganz so wohl.«

»Das gefällt mir nicht«, sagte Stephanie. »Das gefällt mir überhaupt nicht.«

Die Schlange bewegte sich noch ein Stück weiter nach vorne. Daniel war sich nicht sicher, was er machen sollte, und zögerte so lange, bis der Herr hinter ihm ihn ungeduldig schubste. Daniel schob den hoch beladenen Wagen vorwärts, hielt sich aber absichtlich hinter dem Gepäckhügel. Er und Stephanie waren jetzt an fünfter Stelle in der Schlange. Stephanie bewegte sich ein Stück zur Seite und linste verstohlen nach vorne. Sofort drehte sie sich wieder um und stellte sich neben Daniel hinter den Wagen.

»Das ist Monsignore Mansoni, eindeutig«, sagte sie. Sie und Daniel starrten einander an.

»Was, zum Teufel, sollen wir jetzt machen?«, stieß Daniel hervor.

»Ich weiß nicht. Wegen der Polizei mache ich mir mehr Sorgen als wegen des Priesters.«

»Das ist doch wohl klar«, gab Daniel ärgerlich zurück.

»Wo ist denn die Probe?«

»Das hab ich dir doch schon gesagt. In meiner Laptop-Tasche.«

»He, schrei mich nicht so an.«

Die Schlange bewegte sich vorwärts. Daniel spürte den Atem seines Hintermanns im Nacken und fühlte sich genötigt, den Gepäckwagen weiterzuschieben. Dass sie dadurch dem Schalter noch ein Stück näher kamen, ließ sie noch nervöser werden.

»Vielleicht spielt uns nur unsere überreizte Phantasie einen Streich«, meinte Stephanie hoffnungsvoll.

»Da kommen zu viele Dinge zusammen, das lässt sich nicht mehr durch bloße Paranoia erklären«, erwiderte Daniel. »Wenn es nur der Priester wäre oder nur die Polizei, das wäre etwas anderes, aber beide zusammen, ausgerechnet hier an diesem Schalter, das ist kein Zufall. Das Problem ist, dass wir demnächst eine Entscheidung treffen müssen. Ich meine, nichts zu tun ist auch eine Entscheidung, weil wir dann in ein paar Minuten ganz vorne stehen, und dann nimmt das Schicksal seinen Lauf.«

»Aber was können wir denn überhaupt machen? Wir stecken hier inmitten einer Menge von Menschen fest und haben einen ganzen Lastwagen mit Gepäck dabei. Im schlimmsten Fall übergeben wir ihnen die Probe, falls sie das verlangen.«

»Aber wenn sie nur die Probe konfiszieren wollten, dann würden hier nicht so viele uniformierte Polizisten herumstehen.«

»Entschuldigen Sie«, sagte eine atemlose, panische Stimme hinter ihnen in unverkennbar amerikanischem Englisch.

Stephanie und Daniel waren so nervös, dass sie gleichzeitig die Köpfe herumrissen und sich einem offensichtlich

aufgewühlten Priester mit wildem, starrem Blick gegenüberstehen. Der Brustkorb des Mannes hob und senkte sich, vermutlich, weil er gerannt war, und Schweißtropfen klebten auf seiner Stirn. Sein verzweifelter Ausdruck wurde durch die unrasierten Wangen und den unfrisierten roten Wuschelkopf noch verstärkt, die einen scharfen Kontrast zu seinem anständig gebügelten Priestergewand bildeten. Offensichtlich hatte er sich durch verschiedene Check-in-Warteschlangen gekämpft, um zu Stephanie und Daniel zu gelangen. Das ließ sich zumindest aus den verärgerten Gesichtern der umstehenden Reisenden schließen.

»Dr. Lowell und Dr. D'Agostino!«, keuchte Father Michael Maloney. »Ich muss unbedingt mit Ihnen sprechen.«

»Scusi!«, sagte der Mann hinter Daniel ärgerlich. Er bedeutete Daniel, er möge doch weitergehen. Die Schlange war vorgerückt und Daniel musste nachrücken, noch während er Michael musterte.

Daniel bot dem Mann an, ihn zu überholen, was dieser gerne tat.

Michael warf einen schnellen Blick über den Gepäckwagen hinweg. Als er den Monsignore und die Polizei entdeckte, duckte er sich und drängte sich dicht an Daniel. »Wir haben nur noch wenige Sekunden«, stieß er angestrengt flüsternd hervor. »Sie dürfen nicht für Ihren Flug nach Paris einchecken!«

»Woher wissen Sie, wie wir heißen?«, wollte Daniel wissen.

»Ich habe keine Zeit, Ihnen das jetzt zu erklären.«

»Wer sind Sie?«, fragte Stephanie. Irgendwie kam ihr der Mann bekannt vor, sie wusste nur nicht, wieso.

»Es spielt keine Rolle, wer ich bin. Entscheidend ist, dass Sie gleich verhaftet werden und die Textilprobe des Grabtuchs beschlagnahmt werden soll.«

»Jetzt weiß ich wieder«, sagte Stephanie. »Sie waren gestern im Café, bei der Übergabe der Probe.«

»Bitte!«, flehte Michael. »Sie müssen hier weg. Ich habe ein Auto. Ich bringe Sie über die Grenze.«

»Mit dem Auto?«, sagte Daniel, als wäre allein der Gedanke schon lächerlich.

»Es gibt keine andere Möglichkeit. Flughäfen, Bahnhöfe, alle öffentlichen Verkehrsmittel werden überwacht, aber Flughäfen besonders und ganz besonders dieser Flug nach Paris. Ich meine es ernst: Sie stehen dicht davor, verhaftet und ins Gefängnis gesteckt zu werden. Glauben Sie mir!«

Daniel und Stephanie wechselten einen Blick. Beide dachten ein und dasselbe: Das plötzliche Auftauchen dieses verzweifelten Priesters und seine Warnung waren ein unglaublicher Glücksfall. Dadurch erhielten ihre eigenen, erst vor wenigen Sekunden geäußerten Befürchtungen ein enormes Gewicht. Sie würden nicht nach Paris fliegen.

Daniel fing an, den Gepäckwagen herumzudrehen. Michael griff nach seinem Arm. »Wir haben keine Zeit für das ganze Gepäck.«

»Was soll das denn heißen?«, fragte Daniel.

Michael verrenkte den Hals, um einen kurzen Blick auf den Schalter zu werfen, der jetzt nur noch rund sieben Meter entfernt war. Sofort zog er den Kopf wie eine Schildkröte zwischen die Schultern. »Verdammt! Jetzt haben sie mich gesehen. Das heißt, wir stehen kurz vor der Katastrophe. Wir müssen sofort verschwinden, es sei denn, Sie wollen die nächste Zeit im Gefängnis zubringen. Sie müssen den Großteil des Gepäcks hier lassen! Entscheiden Sie sich, was Ihnen wichtiger ist: Ihre Freiheit oder Ihr Gepäck!«

»Da sind alle meine Sommersachen drin«, sagte Stephanie entgeistert.

»*Signore!*«, sagte der Mann hinter Daniel sichtlich verärgert und gab gleichzeitig Zeichen, Daniel möge sich doch vorwärts bewegen. »*Va! Va via!*« Dem schlossen sich noch etliche andere Leute an. Die Schlange war schon wieder vorgerückt,

und da Daniel und Stephanie die gesamte Breite beanspruchten, sorgten sie für einen Auflauf.

»Wo haben Sie die Probe?«, wollte Michael wissen. »Und Ihre Pässe?«

»Alles in meiner Schultertasche«, erwiderte Daniel.

»Gut!«, sagte Michael knapp. »Die Schultertaschen behalten, alles andere stehen lassen! Ich werde mich dann später mit dem US-Konsulat in Verbindung setzen, damit sie Ihnen das, was von Ihren Sachen noch übrig ist, nachschicken, wo immer Sie von London aus hinfliegen wollen. Kommen Sie!« Er zerzte an Daniels Arm und deutete dabei in die dem Check-in-Schalter entgegengesetzte Richtung.

Daniel schaute noch einmal über den voll gepackten Gepäckwagen hinweg und sah, wie Monsignore Manson einen der uniformierten Polizisten am Arm packte und in ihre Richtung deutete. In zunehmender Bedrängnis wandte Daniel seine Aufmerksamkeit Stephanie zu. »Ich finde, wir sollten tun, was er sagt.«

»Na prima! Lassen wir die Koffer also hier.« Stephanie warf zum Zeichen ihrer Resignation die Arme in die Luft.

»Folgen Sie mir!«, sagte Michael in herrischem Ton. So schnell er konnte, bahnte er ihnen einen Weg vom Gepäckwagen weg. Die Reisenden, die dicht beisammen in den Warteschlangen in ihrer Nähe standen, machten ihnen zögernd Platz. Michael murmelte unentwegt »*Scusi*«, war gleichzeitig aber gezwungen, Menschen zur Seite zu schieben und über irgendwelche Gepäckstücke zu steigen. Daniel und Stephanie waren ihm dicht auf den Fersen, als würde Michael einen Pfad durch einen Menschenschungel schlagen. Trotz der gewaltigen Anstrengung kamen sie nur mühsam voran. Das erinnerte Stephanie an einen Alptraum, den sie gehabt hatte, als Daniel sie vor anderthalb Stunden aufgeweckt hatte.

Die »Alt!«-Rufe, die hinter ihnen laut wurden, spornten sie zusätzlich an. Nachdem sie die Menschenmassen, die die

Check-in-Schalter umlagerten, erst einmal hinter sich gelassen hatten, kamen sie sehr viel schneller voran, aber Michael wollte nicht, dass sie anfangen zu laufen.

»In das Gebäude hinein zu laufen, das ginge«, erklärte er. »Aber hinaus, das erregt zu viel Aufmerksamkeit. Nur zügig gehen!«

Auf einmal tauchten vor ihnen zwei jugendlich wirkende Polizisten auf, die die Maschinenpistolen von den Schultern genommen hatten und direkt auf sie zugeeilt kamen.

»Oh, nein!«, stöhnte Daniel. Er wurde langsamer.

»Weitergehen!«, sagte Michael mit zusammengebißenen Zähnen. Hinter ihnen war jetzt ein unüberhörbares Spektakel im Gang, unverständliche Rufe ertönten.

Die beiden Grüppchen kamen einander rasch näher, ein Zusammenprall schien ausgeschlossen. Daniel und Stephanie waren sich sicher, dass die Polizisten sie festnehmen wollten, und bemerkten erst im letzten Augenblick, dass sie Unrecht hatten. Beide seufzten vor Erleichterung, als die Ordnungshüter ohne sie zu beachten an ihnen vorbeistürmten. Wahrscheinlich wollten sie zu dem Durcheinander beim Check-in.

Andere Reisende blieben jetzt ebenfalls stehen und starrten die Polizisten an. Auf ihren Gesichtern zeigte sich Angst in unterschiedlichen Abstufungen. Seit dem 11. September 2001 wurden die Menschen von jedem Zwischenfall auf einem Flughafen in Angst und Schrecken versetzt, ganz gleich, was der Grund dafür war.

»Mein Wagen steht beim Ankunftsterminal auf der unteren Ebene«, erläuterte Michael, als er sie in Richtung Treppe dirigierte. »Beim Abflug gab es überhaupt keine Möglichkeit, ihn auch nur eine Sekunde lang abzustellen.«

Sie gingen so schnell wie möglich die Treppe hinunter. Die untere Halle war relativ unbelebt, da noch keine Flüge angekommen waren. Abgesehen von einer Hand voll Flughafenangestellter, die sich für den Ansturm von

Passagieren und Gepäck rüsteten, sowie etlichen Beschäftigten von Mietwagenfirmen, die ihre Stände vorbereiteten, war niemand zu sehen.

»Jetzt ist es noch wichtiger, nicht zu sehr zu hetzen«, sagte Michael mit unterdrückter Stimme. Ein paar Leute warfen ihnen kurze Blicke zu, wandten sich aber schnell wieder ihren jeweiligen Tätigkeiten zu. Michael ging vor Daniel und Stephanie her bis zum Hauptaussgang, dessen Türen sich automatisch öffneten. Schnell traten sie ins Freie, doch dann blieb Michael stehen. Mit ausgebreiteten Armen brachte er auch die anderen zum Anhalten.

»Das sieht nicht gut aus«, stöhnte Michael. »Das da vorne ist mein Mietwagen, leider.«

Ungefähr fünfzehn Meter vor ihnen parkte ein hellbrauner Fiat mit eingeschalteter Warnblinkanlage am Straßenrand. Direkt dahinter stand ein blauweißer Streifenwagen mit blinkendem Blaulicht. Auf den Vordersitzen waren die Silhouetten zweier Polizeibeamter zu erkennen.

»Was sollen wir denn jetzt machen?«, fragte Daniel drängend. »Wie wär's, wenn wir uns ein anderes Auto mieten?«

»Ich glaube nicht, dass die Stationen schon geöffnet haben«, gab Michael zurück. »Das würde zu lange dauern.«

»Wie wär's mit einem Taxi?«, meinte Stephanie. »Wir müssen hier vom Flughafen verschwinden. Dann könnten wir uns in der Stadt ein Auto mieten.«

»Das ist eine Idee«, sagte Michael. Er warf einen Blick auf den leeren Taxistand. »Das Problem ist, dass hier unten vor der Ankunft der ersten Flüge keine Taxis stehen, und ich weiß nicht, wann die ersten kommen. Wenn wir uns ein Taxi besorgen wollen, dann müssen wir wieder hinaufgehen, und ich glaube nicht, dass das eine gute Idee wäre. Wir müssen es mit meinem Auto riskieren. Das da sind Vigili Urbani, die städtische Verkehrspolizei. Ich bezweifle, dass sie nach uns

suchen, zumindest jetzt noch nicht. Wahrscheinlich warten sie nur auf den Abschleppwagen.«

»Was wollen Sie denen sagen?«

»Ich weiß noch nicht«, gestand Michael. »Ich habe keine Zeit, mir etwas besonders Schönes auszudenken. Ich werde einfach versuchen, mich auf meinen Priesterstatus zu verlassen.« Er holte tief Luft, um sich zu wappnen. »Kommen Sie! Wenn wir beim Wagen sind, steigen Sie einfach ein. Das Reden überlassen Sie mir.«

»Das gefällt mir nicht«, sagte Stephanie.

»Mir auch nicht«, erwiderte Michael. Er drängte sie, weiterzugehen. »Aber ich glaube, das ist das Beste, was wir machen können. In ein paar Minuten drehen sämtliche Wachleute im ganzen Flughafen jeden Stein nach uns um. Monsignore Mansoni hat mich gesehen.«

»Sie kennen sich?«, fragte Stephanie.

»Sagen wir einmal, wir sind Bekannte«, gab Michael zur Antwort.

Dann steuerten sie schweigend und zielstrebig den Fiat Ulysse an. Michael ging hinter dem Polizeiauto herum, um auf die Fahrerseite zu gelangen. Als er den Fiat erreicht hatte, schloss er auf und schlüpfte hinter das Lenkrad, als hätte er den Streifenwagen überhaupt nicht gesehen. Stephanie und Daniel kletterten so schnell wie möglich auf die Rückbank.

»Padre!«, rief einer der Polizisten. Er war ausgestiegen, nachdem er Michael bemerkt hatte. Der zweite Polizist blieb im Wagen sitzen.

Als die Stimme des Polizisten ertönte, hatte Michael seine Tür noch nicht zugeschlagen. Er stieg wieder aus und blieb neben dem Auto stehen.

Daniel und Stephanie sahen von innen her zu. Der Polizist trat vor Michael. Seine Uniform bestand aus zwei unterschiedlichen Blautönen. Außerdem trug er einen weißen Gürtel und ein weißes Pistolenhalfter. Er war ein hageres

Bürschchen und hatte jetzt in rasend schnellem Stakkato zu reden angefangen. Michael ebenso. Das Gespräch wurde von gestikulierenden Armbewegungen begleitet, die darin gipfelten, dass der Polizist geradeaus zeigte und dann weit ausholende Handbewegungen machte. Daraufhin stieg Michael wieder ins Auto und ließ den Motor an. Einen Augenblick später schon verließ der Fiat seinen Standort unterhalb der Abflugrampe und steuerte die Flughafenausfahrt an.

»Was war denn los?«, fragte Stephanie nervös. Sie schaute zum Rückfenster hinaus, um sicherzugehen, dass sie nicht verfolgt wurden.

»Zum Glück hat er sich durch meinen Priesterstand ein bisschen einschüchtern lassen.«

»Was haben Sie gesagt?«, fragte Daniel.

»Ich habe mich einfach entschuldigt und gesagt, es handle sich um einen Notfall. Dann habe ich ihn nach dem nächstgelegenen Krankenhaus gefragt, und das hat er mir offensichtlich abgenommen. Von da an hat er mir nur noch den Weg erklärt.«

»Sie sprechen fließend Italienisch?«, wollte Stephanie wissen.

»Ganz ordentlich jedenfalls. Ich war auf dem Seminar in Rom.«

So bald wie möglich verließ Michael die Autobahn und fuhr über eine schmale Landstraße. Schon nach kurzer Zeit befanden sie sich in einer ländlichen Gegend.

»Wohin fahren wir?«, wollte Daniel wissen. Er blickte mit erkennbarer Sorge zum Fenster hinaus.

»Wir halten uns von den Autobahnen fern«, sagte Michael. »Das ist sicherer. Um ehrlich zu sein, ich weiß nicht, mit welchem Aufwand sie nach Ihnen fahnden werden. Aber ich will einfach nicht riskieren, dass wir vom Zoll kontrolliert werden.«

Bei nächster Gelegenheit fuhr Michael an den Straßenrand. Er stieg bei laufendem Motor aus dem Wagen und verschwand für ein paar Minuten im Schatten eines Gebüschs. Die Sonne war zwar noch nicht aufgegangen, aber es war schon hell.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte Stephanie.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, erwiderte Daniel, »aber ich würde tippen, er erleichtert sich.«

Michael tauchte wieder auf und stieg ein. »Tut mir Leid«, sagte er, ohne ein weiteres Wort der Erklärung. Dann beugte er sich nach vorne und holte ein paar Landkarten aus dem Handschuhfach.

»Ich werde einen Kopiloten brauchen«, sagte er. »Kann von Ihnen jemand gut Karten lesen?«

Daniel und Stephanie tauschten einen Blick aus.

»Sie kann es wahrscheinlich besser als ich«, gab Daniel zu.

Michael faltete eine der Landkarten auseinander. Er blickte über die Schulter nach hinten zu Stephanie. »Wollen Sie nicht nach vorne auf den Beifahrersitz kommen? Ich brauche wirklich jemanden, der mir hilft, bis wir an Cuneo vorbei sind.«

Stephanie zuckte mit den Schultern, stieg hinten aus und vorne wieder ein.

»Wir sind jetzt hier«, sagte Michael, nachdem er die Innenbeleuchtung eingeschaltet hatte. Er deutete auf einen Punkt nordöstlich von Turin. »Und da wollen wir hin.« Er ließ den Finger bis an den unteren Rand der Karte gleiten und zeigte auf die Mittelmeerküste.

»Nizza? In Frankreich?«, sagte Stephanie.

»Genau. Das ist der nächstgelegene größere Flughafen außerhalb Italiens, wenn wir uns nach Süden orientieren, und das würde ich empfehlen, da wir dann auf Nebenstraßen fahren können. Wir könnten theoretisch auch in Richtung Norden nach Genf fahren, aber dazu müssten wir Hauptverkehrswege benutzen und einen der größten Grenzübergänge passieren. Ich

denke, Süden ist sicherer und daher besser. Sind Sie damit einverstanden?»

Daniel und Stephanie zuckten mit den Schultern. »Ich denke schon«, meinte Daniel.

»Also gut«, sagte Michael. »Das ist unsere Strecke.« Wieder nahm er den Zeigefinger zu Hilfe. »Wir fahren durch Turin in Richtung Cuneo. Von dort überqueren wir den Colle di Tenda. Nachdem wir den – unbewachten – Grenzübergang passiert haben, bleiben wir in Frankreich, auch wenn die Hauptstraße in Richtung Süden wieder nach Italien führt. In Menton an der Küste fahren wir auf die Autobahn, die uns in kürzester Zeit nach Nizza führt. Dieser letzte Abschnitt wird am schnellsten gehen. Von der Zeit her würde ich sagen, wir brauchen fünf bis sechs Stunden für die ganze Strecke, grob geschätzt. Ist das für Sie akzeptabel?»

Daniel und Stephanie zuckten noch einmal mit den Schultern, nachdem sie sich einen Blick zugeworfen hatten. Die Ereignisse hatten sie verwirrt und sprachlos gemacht. Sie konnten kaum noch denken, von reden ganz zu schweigen.

Michael schaute sie abwechselnd an. »Ich deute Ihr Schweigen als Zustimmung. Ich kann Ihre Verwirrung verstehen, der Vormittag hat einen unerwarteten Verlauf genommen, um es vorsichtig zu formulieren. Also durchqueren wir zuerst einmal Turin. Ich hoffe, wir geraten nicht in zu dichten Verkehr.« Er klappte die zweite Karte auf, einen Stadtplan von Turin und Umgebung. Er zeigte Stephanie, wo sie jetzt waren und wo sie hinwollten. Sie nickte.

»Es dürfte nicht allzu schwierig werden«, sagte Michael. »In puncto Straßenschilder machen die Italiener ihre Sache gut. Zuerst folgen wir der Beschilderung Richtung Centro Citta und dann wollen wir auf die S-20 in Richtung Süden. Okay?« Stephanie nickte noch einmal.

»Also los!«, sagte Michael. Er setzte sich wieder hinter das Lenkrad und ließ den Wagen anrollen.

Am Anfang war der Verkehr nicht besonders dicht, aber je näher sie der Innenstadt kamen, desto schlimmer wurde es, und je schlimmer es wurde, desto länger dauerte die Fahrt, und je länger die Fahrt dauerte, desto schlimmer wurde der Verkehr – es war wie ein Teufelskreis. Kurz bevor sie das Stadtzentrum erreicht hatten, offenbarte die blassblaue Dämmerung einen klaren, hellen Himmel. Sie saßen schweigend im Auto, abgesehen von gelegentlichen Richtungsangaben von Stephanie, die ihren Weg auf dem Stadtplan aufmerksam verfolgte und dann auf die richtigen Straßenschilder hinwies. Daniel sagte kein Wort. Aber zumindest war er froh darüber, dass Michael ein umsichtiger, defensiver Autofahrer war.

Es war fast neun Uhr, als sie sich endlich aus dem Gewühl befreit hatten und auf der S-20 nach Süden fuhren, um den Turiner Berufsverkehr hinter sich zu lassen. Daniel und Stephanie hatten sich mittlerweile ein wenig entspannt und die Zeit gefunden, ihre Gedanken zu sortieren, die sich hauptsächlich um ihren Fahrer und das zurückgelassene Gepäck drehten.

Stephanie faltete vorsichtig die beiden Straßenkarten zusammen und legte sie auf das Armaturenbrett. Von jetzt an war die Strecke klar. Sie betrachtete Michaels hohlwangiges, habichtähnliches Profil, seine Bartstoppeln und seinen strubbeligen roten Haarschopf. »Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, Sie zu fragen, wer Sie eigentlich sind«, sagte sie.

»Ich bin nichts weiter als ein einfacher Priester«, sagte Michael. Er lächelte unsicher. Er wusste, dass noch mehr Fragen kommen würden, aber er wusste nicht, wie viel er preisgeben sollte.

»Ich finde, ein bisschen mehr haben wir schon verdient«, sagte Stephanie.

»Ich heiße Michael Maloney. Ich bin normalerweise für den Erzbischof von New York tätig, aber im Augenblick befinde ich mich im Auftrag der Kirche in Italien.«

»Woher kannten Sie unsere Namen?«, ließ sich Daniel vom Rücksitz vernehmen.

»Ich bin mir sicher, dass Sie alle beide außerordentlich neugierig sind«, sagte Michael. »Und Sie haben allen Grund dazu. Aber Tatsache ist, dass ich es vorziehen würde, nicht auf die Einzelheiten meines Mitwirkens einzugehen. Das wäre für alle Beteiligten das Beste. Könnten Sie sich vielleicht, ohne weitere Fragen zu stellen, mit der Tatsache zufrieden geben, dass ich Sie vor einer Verhaftung und deren unangenehmen Folgen bewahren konnte? Bitte, tun Sie mir diesen Gefallen. Vielleicht könnten Sie meine Hilfe als eine kleine göttliche Intervention betrachten, bei der ich lediglich als Werkzeug unseres Herrn gedient habe.«

Stephanie blickte kurz zu Daniel, bevor sie erneut Michael ins Visier nahm. »Interessant, dass Sie den Begriff ›göttliche Intervention‹ benutzt haben. Ein seltsamer Zufall, da wir genau diesen Begriff im Zusammenhang mit dem Anlass unserer Reise nach Italien gehört haben: eine Textilprobe des Turiner Grabtuchs abzuholen.«

»Oh?«, machte Michael vage. Er suchte nach einer Möglichkeit, das Gespräch in ungefährlichere Gefilde zu lenken, aber es fiel ihm keine ein.

»Wieso wollte man uns verhaften?«, fragte Daniel. »Das hat doch wohl nichts mit Ihrem Mitwirken zu tun.«

»Weil man erfahren hat, dass Sie Biomediziner sind. Das war eine unerwartete und unschöne Überraschung. Die Kirche erlaubt gegenwärtig keine weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen der Authentizität des Grabtuchs. Angesichts Ihres wissenschaftlichen Hintergrundes besteht jedoch eine begründete Sorge, dass Sie genau das vorhaben. Zunächst wollte die Kirche lediglich, dass die Faserprobe des Grabtuchs

zurückgeholt wird, aber als das nicht möglich war, sollte es konfisziert werden.«

»Das erklärt ja so manches«, sagte Stephanie. »Nur nicht, warum Sie beschlossen haben, uns zu helfen. Sind Sie sich denn wirklich sicher, dass wir mit den Fasern keine Experimente anstellen wollen?«

»Darüber möchte ich lieber nicht sprechen. Bitte!«

»Woher wissen Sie, dass wir nach London wollen, obwohl unser Flug nach Paris gehen sollte?« Daniel lauschte angestrengt nach vorne. Michaels Stimme war auf dem Rücksitz nur schwer zu verstehen.

»Es wäre mir viel zu peinlich, diese Frage zu beantworten.« Michael errötete, als er sich daran erinnerte, wie er sich hinter dem Vorhang des Hotelzimmers versteckt hatte. »Ich flehe Sie an. Können Sie es nicht einfach so hinnehmen? Betrachten Sie es doch als Freundschaftsdienst eines Amerikaners für zwei Landsleute in der Not.«

Das Schweigen dauerte etliche Kilometer. Schließlich sagte Stephanie: »Tja, also dann, danke, dass Sie uns geholfen haben. Und falls es Ihnen hilft, wir haben in keinster Weise vor, die Authentizität des Grabtuchs zu untersuchen.«

»Das werde ich den zuständigen Stellen mitteilen. Ich bin mir sicher, dass man sehr erleichtert sein wird, das zu hören.«

»Was wird aus unserem Gepäck?«, fragte Stephanie. »Meinen Sie, Sie könnten es wieder beschaffen?«

»Ich werde mein Bestes versuchen, und ich bin zuversichtlich, dass es mir gelingen wird, besonders jetzt, wo ich weiß, dass Sie mit dem Grabtuch keine Experimente durchführen wollen. Wenn alles gut geht, dann lasse ich Ihre Sachen an Ihre Heimatadresse in Massachusetts schicken.«

»Wir sind aber jetzt einen Monat lang nicht zu Hause«, sagte Daniel.

»Ich gebe Ihnen meine Karte«, sagte Michael. »Rufen Sie mich an und geben Sie mir Ihre Adresse durch.«

»Die kann ich Ihnen jetzt schon geben«, sagte Daniel.

»Ich habe noch eine Frage«, sagte Stephanie. »Sind wir ab jetzt in Italien unerwünscht?«

»Was die Sache mit dem Gepäck angeht, da bin ich zuversichtlich, dass ich, wie man so schön sagt, reinen Tisch machen kann. Sie können jederzeit wieder nach Italien kommen, falls Sie das meinen.«

Stephanie drehte sich zu Daniel um. »Ich denke, ich könnte auch ohne die blutrünstigen Details leben. Und du?«

»Ich wohl auch«, sagte Daniel. »Aber ich möchte wissen, wer es geschafft hat, in unser Hotelzimmer einzudringen.«

»Darüber möchte ich auf gar keinen Fall sprechen«, erwiderte Michael schnell, »was nicht heißen soll, dass ich irgendetwas weiß.«

»Verraten Sie mir nur eines: War die betreffende Person ein Kleriker, ein gekaufter Profi oder vom Hotelpersonal?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, fügte Michael hinzu. »Es tut mir Leid.«

Nachdem Daniel und Stephanie sich damit abgefunden hatten, dass Michael sich zum Warum und Weshalb seines helfenden Eingreifens nicht äußern wollte, und nachdem ihnen klar geworden war, dass sie den italienischen Behörden durch das Überqueren der französischen Grenze tatsächlich entgehen würden, entspannten sie sich und genossen die Fahrt. Auf dem Weg in die schneebedeckten Alpen und durch den Skiort Limone Piemonte durchquerten sie eine spektakuläre Landschaft.

Auf der französischen Seite des Passes führte eine Straße, die buchstäblich in die schieren Felswände gemeißelt worden war, in die zerklüftete Gorge de Saorge hinab. In dem französischen Städtchen Sospel aßen sie zu Mittag. Als sie am Flughafen von Nizza ankamen, war es vierzehn Uhr.

Michael überreichte ihnen seine Visitenkarte und schrieb sich die Adresse des Ocean Club in Nassau auf wo Daniel ein

Zimmer reserviert hatte. Er gab beiden die Hand, versprach, sich sofort nach seiner Ankunft in Turin um das Gepäck zu kümmern, und fuhr los.

Daniel und Stephanie sahen dem Fiat nach, bis er verschwunden war. Dann sahen sie einander an.

Stephanie schüttelte verwundert den Kopf. »So etwas Merkwürdiges!«

Daniel nickte. »Und das ist noch untertrieben.«

Stephanie stieß ein kurzes, spöttisches Lachen aus. »Ich möchte ja nicht nachtreten, aber weißt du noch, wie du dich gestern Morgen aufgespielt hast, dass es so einfach war, die Grabtuchprobe zu bekommen, und dass das ein Vorbote sei für das, was noch kommt, bezüglich Butlers Behandlung. Willst du das vielleicht zurücknehmen?«

»Das war unter Umständen ein wenig voreilig«, gab Daniel zu. »Aber es hat sich doch alles wieder eingerenkt. Wir verlieren natürlich ein, zwei Tage, aber von jetzt an dürfte eigentlich nicht mehr viel passieren.«

»Das kann ich nur hoffen«, sagte Stephanie. Sie legte sich die Laptop-Tasche über die Schulter. »Gehen wir mal rein und sehen wir, ob es Flüge nach London gibt. Das ist der erste Test.«

Sie betraten den Terminal und schauten auf die riesige elektronische Anzeigetafel mit dem Abflugplan. Fast gleichzeitig entdeckten sie einen Nonstopflug mit British Airways nach London, Abflug 15.50 Uhr.

»Siehst du«, sagte Daniel glücklich. »Bequemer könnte es nun wirklich nicht gehen.«

KAPITEL 14

Donnerstag, 28. Februar 2002, 15.55 Uhr

»Heilige Scheiße!«, schrie Daniel. »Was, zum Teufel, machen Sie da? Wollen Sie uns alle umbringen?«

Daniel wand sich in seinem Sicherheitsgurt, die Hand gegen die Rückenlehne der Vorderbank des Taxis gestemmt, das zufälligerweise ein alter, schwarzer Cadillac war. Daniel und Stephanie waren soeben auf den Bahamas, genauer auf New Providence Island gelandet. Die Ausweis- und Zollkontrolle war angesichts ihres nicht vorhandenen Gepäcks eine reine Formalität gewesen. Das bisschen, was Daniel und Stephanie während ihres erzwungenen sechsenddreißigstündigen Aufenthaltes in London an Kleidung und Toilettenartikeln erstanden hatten, ließ sich bequem im Handgepäck transportieren. Vor allen anderen Passagieren ihres Fluges hatten sie den Terminal verlassen und waren in den ersten Wagen am Taxenstand eingestiegen.

»Mein Gott!«, stöhnte Daniel, als ein entgegenkommendes Fahrzeug rechts an ihnen vorbeizischte. Er drehte sich um und sah dem Auto hinterher, bis es verschwunden war.

Aufgeschreckt durch diesen Ausbruch, betrachtete der Taxifahrer seine Fahrgäste im Rückspiegel. »He, was ist denn los, Mann?«, fragte er drängend.

Daniel drehte sich wieder nach vorne, in ängstlicher Erwartung weiteren Gegenverkehrs. Die Farbe war komplett aus seinem Gesicht gewichen. Das war das erste Auto gewesen, das ihnen auf der schmalen, zweispurigen Straße, die vom Flughafen wegführte, begegnet war.

Wie üblich hatte Daniel nervös zur Windschutzscheibe hinausgestarrt und dadurch das entgegenkommende Fahrzeug

schon lange bemerkt. Er hatte sich zusehends mehr verkrampft, als der Fahrer den Wagen auf die linke Straßenseite gezogen hatte, ohne seinen Begrüßungsmonolog, der sich anhörte, als wäre er von einem Mitglied der bahamaischen Handelskammer verfasst worden, zu unterbrechen. Daniel hatte angenommen, der Fahrer werde seinen Irrtum bemerken und nach rechts wechseln. Aber nichts geschah. In dem Augenblick, als sich ein Zusammenstoß nach Daniels Einschätzung nicht mehr verhindern ließ, hatte er seinen verzweifelten Schrei ausgestoßen.

»Daniel, beruhig dich!«, sagte Stephanie beschwichtigend. Sie legte ihm sachte eine Hand auf den verkrampften Oberschenkel. »Es ist alles in Ordnung. Offensichtlich fahren sie hier in Nassau auf der linken Straßenseite.«

»Warum, zum Teufel, hast du mir das nicht vorher gesagt?«, wollte Daniel wissen.

»Ich hab es doch selber nicht gewusst, zumindest nicht, bis uns dieses Auto begegnet ist. Aber eigentlich ist es logisch. Die Bahamas waren jahrhundertlang britische Kolonie.«

»Aber wieso haben sie dann das Lenkrad links, wie bei normalen Autos?«

Stephanie war klar, dass Daniel nicht in der Stimmung war, sich beschwichtigen zu lassen. Also wechselte sie das Thema. »Ich bin immer noch ganz fasziniert von der Färbung des Meeres, als wir über die Inseln geflogen sind. Das liegt wahrscheinlich daran, dass das Wasser hier nicht besonders tief ist. Noch nie im Leben habe ich ein so helles Aquamarin oder ein so tiefes Saphirblau gesehen.«

Daniel gab lediglich ein Grummeln von sich. Seine Konzentration galt dem nächsten entgegenkommenden Wagen. Stephanie schaute nach draußen und kurbelte das Fenster herunter, obwohl das Taxi eine Klimaanlage hatte. Da sie mitten aus dem tiefsten Winter kamen, war sie fasziniert von der seidigen Tropenluft und der üppigen Pflanzenwelt,

besonders vom strahlenden Rot und leuchtenden Violett der Bougainvilleen, die praktisch an jeder Wand emporrankten. Die winzigen Orte und Gebäude, an denen sie vorbeifuhren, erinnerten sie an Neuengland, abgesehen vielleicht von den kräftigen tropischen Farben, die durch die unerbittliche bahamaische Sonne erst richtig zur Geltung kamen. Die Menschen, die sie unterwegs zu Gesicht bekam, hatten die unterschiedlichsten Hautfarben – von blassem Weiß bis hin zu tiefem Mahagonibraun – und machten einen entspannten Eindruck. Selbst aus der Entfernung waren Lächeln und Gelächter zu erkennen. Stephanie spürte, dass dies hier ein glücklicher Ort war, und sie hoffte, dass das ein gutes Omen für ihr gemeinsames Vorhaben war.

Stephanie hatte keine Ahnung, wie sie untergebracht sein würden, da nie darüber gesprochen worden war. Das hatte alles Daniel geregelt, vor ihrer Abreise nach Italien, während sie sich um Butlers Zellkulturen gekümmert und ihre Familie besucht hatte. Aber sie wusste genau, wo sie ab dem zweiundzwanzigsten März, also in genau drei Wochen, wohnen würden. Dann würde Ashley Butler eintreffen und sie und Daniel würden mit Butler zusammen in das gewaltige Atlantis Hotel ziehen, wo Butler für sie alle Zimmer reserviert hatte. Stephanie schüttelte innerlich den Kopf angesichts der Aufgaben, die sie bis zur Ankunft des Senators noch zu erledigen hatten. Sie hoffte, dass die Zellkulturen in Cambridge sich gut entwickelten. Falls nicht, dann konnten sie die dreiwöchige Frist bis zur Implantation unmöglich einhalten.

Nach einer halben Stunde Fahrt tauchten links einige Hotels auf, die, wie ihr Fahrer ihnen verriet, am Cable Beach standen. Die meisten Bauten waren große Hochhäuser und machten auf Stephanie keinen besonders einladenden Eindruck. Als sie in die Stadt Nassau kamen, ging es dort unerwartet lebhaft zu. Überall stauten sich Autos, Lastwagen, Busse, Motorroller, Mopeds und Fußgänger. Doch inmitten des Durcheinanders

und der Hektik, zwischen all den beeindruckend eleganten Bankgebäuden und den farbenprächtigen, aber eher steif wirkenden Kolonialbauten, war dieselbe glückliche Grundstimmung zu spüren, die Stephanie schon vorhin aufgefallen war. Die Menschen schienen selbst die Tatsache, dass sie im Stau feststeckten, nicht nur hinzunehmen, sondern zu genießen.

Das Taxi brachte sie über eine hohe, gewölbte Brücke nach Paradise Island, das, wie der Fahrer ihnen verriet, zu Kolonialzeiten den Namen Hog Island, also »Schweineinsel« getragen hatte. Dem späteren Besitzer, Huntington Hartford, war er allerdings wenig vorteilhaft erschienen. Das konnten Daniel und Stephanie nachvollziehen. Als sie die andere Seite der Brücke erreicht hatten, deutete der Fahrer auf ein modernes Einkaufszentrum zur Rechten und auf das riesige Atlantis Resort zur Linken.

»Gibt es im Einkaufszentrum auch Kleidergeschäfte?«, fragte Stephanie. Sie drehte sich um. Die Läden wirkten überraschend exklusiv.

»Ja, Madam. Aber die sind teuer. Wenn Sie ganz normale Inselkleidung suchen, dann würde ich Ihnen die Bay Street im Stadtzentrum empfehlen.«

Nachdem sie ein kurzes Stück nach Osten gefahren waren, rollte das Taxi in nördlicher Richtung eine lange, gewundene Auffahrt hinauf, die von besonders üppiger, dichter Vegetation gesäumt wurde. Am Eingang stand ein Schild mit den Worten: *Privat, The Ocean Club, Nur für Gäste*. Besonders beeindruckt war Stephanie von der Tatsache, dass das Hotel erst zu sehen war, nachdem das Taxi die letzte Biegung hinter sich gelassen hatte.

»Das sieht ja himmlisch aus«, sagte sie, als das Taxi unter den Baldachin fuhr, wo es von Portiers in strahlend weißen Hemden und Bermudashorts in Empfang genommen wurde.

»Es gilt als eines der besten Hotels auf den Bahamas«, bemerkte Daniel.

»Ganz richtig, Mann«, stellte der Fahrer fest.

Das Resort-Hotel machte einen noch besseren Eindruck, als Stephanie sich hätte träumen lassen. Es bestand aus niedrigen, zweistöckigen Gebäuden, die über einen herrlichen, sanft geschwungenen Strand verteilt waren. Der Großteil der Häuser war von blühenden Bäumen verdeckt. Daniel hatte eine Erdgeschosswohnung reserviert, die nur ein sehr gepflegtes Stück Rasen von dem weißen Sandstrand trennte. Nachdem sie ihre wenigen Kleider in den Schrank gehängt und ihre Toilettenartikel in dem marmornen Bad ausgepackt hatten, wandte Daniel sich an Stephanie. »Jetzt ist es halb sechs. Was meinst du, was sollen wir jetzt machen?«

»Nicht viel«, gab Stephanie zur Antwort. »Nach europäischer Zeit ist es fast Mitternacht und ich bin völlig erledigt.«

»Sollen wir in der Wingate Clinic anrufen und Bescheid sagen, dass wir angekommen sind?«

»Das kann vermutlich nicht schaden, aber andererseits bringt es auch nicht viel. Morgen Früh gehen wir ja sowieso hin. Wahrscheinlich ist es besser, du gehst zur Rezeption und organisierst einen Mietwagen. Und ich rufe Peter an. Vielleicht kann er mir über Nacht schon ein paar von Butlers Fibroblasten-Kulturen schicken. Bevor wir die haben, können wir sowieso nicht viel machen. Und wenn ich Peter angerufen habe, muss ich noch mit meiner Mutter telefonieren. Ich habe ihr versprochen, dass ich mich melde und ihr unsere Adresse durchgebe, sobald wir in Nassau angekommen sind.«

»Ich werde auch noch etwas zum Anziehen brauchen«, sagte Daniel. »Wir könnten es doch so machen: Ich besorge jetzt einen Mietwagen, du erledigst deine Telefonate und dann gehen wir in dieses Einkaufszentrum bei der Brücke und schauen, ob es dort ein paar vernünftige Läden gibt.«

»Lass uns doch einfach nur das Auto mieten. Ich würde am liebsten nur noch duschen, eine Kleinigkeit essen und dann ins Bett gehen. Kleider können wir auch morgen noch kaufen.«

»Du hast wahrscheinlich Recht«, meinte Daniel. »Ich bin nur so aufgedreht, weil wir endlich gelandet sind, aber eigentlich bin ich auch total erledigt.«

Sobald Daniel das Zimmer verlassen hatte, setzte Stephanie sich an den Schreibtisch. Zu ihrer freudigen Überraschung zeigte ihr Handy ein stabiles Netzsignal an. Ihrem Vorschlag folgend, rief sie zunächst Peter an, der, wie sie erwartet hatte, noch im Labor war.

»John Smiths Zellkultur entwickelt sich gut«, sagte Peter auf Stephanies Frage hin. »Ich bin schon seit ein paar Tagen darauf eingerichtet, euch einen Teil davon zu schicken. Ihr wolltet euch doch eigentlich schon am Dienstag melden.«

»Wir sind durch eine Kleinigkeit aufgehalten worden«, sagte Stephanie unbestimmt. Angesichts dieser gewaltigen Untertreibung konnte sie ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. Immerhin hatten sie mit dem Auto aus Italien flüchten und ihr gesamtes Gepäck zurücklassen müssen.

»Seid ihr jetzt so weit, dass ich einen Kurier losschicken kann?«

»Auf jeden Fall«, erwiderte Stephanie. »Pack auch noch die üblichen HTSR-Reagenzien ein, die verschiedenen Dopamin erkennenden Sonden und die Wachstumsfaktoren, die ich zusammengestellt habe. Warte mal, gerade ist mir noch etwas eingefallen. Leg auch noch das Ecdyson-Konstrukt mit dem Tyrosin-Hydroxylase-Promotor dazu, den wir bei den letzten Tierversuchen verwendet haben.«

»Mannomann!«, ließ sich Peter vernehmen. »Was habt denn bloß vor, um alles in der Welt?«

»Es ist besser, wenn du das nicht so genau weißt«, sagte Stephanie. »Meinst du, du kannst die ganze Sendung heute Abend noch losschicken?«

»Es spricht nichts dagegen. Im schlimmsten Fall muss ich das Paket selber zum Logan Airport rausfahren, aber das ist kein Problem. Wohin soll ich es schicken?«

Stephanie dachte einen Augenblick lang nach. Zunächst wollte sie ihm die Hoteladresse geben, aber dann hielt sie es für besser, wenn die Sachen so wenig wie möglich transportiert und so schnell wie möglich in einen Kühlschrank mit flüssigem Stickstoff gestellt wurden, über den die Wingate Clinic ja wahrscheinlich verfügte. Sie bat Peter, am Telefon zu bleiben, und fragte per Haustelefon bei der Rezeption nach der Adresse der Wingate Clinic. Sie lautete 1200 Windsor Field Road. Die gab sie zusammen mit der Telefonnummer der Klinik an Peter weiter.

»Ich schicke das heute Abend noch mit Federal Express raus«, versprach Peter. »Wann seid ihr wieder da?«

»Ich schätze mal, in einem Monat, vielleicht auch ein bisschen eher.«

»Viel Glück, was immer ihr auch vorhabt!«

»Danke. Das können wir gebrauchen.«

Stephanie starrte auf das rosa und silbrig gesprenkelte Meer mit seinen sanften Wellen hinaus. Am Horizont waren ein paar Kumuluswolken zu sehen. Die untergehende Sonne zu ihrer Linken hatte jede einzelne mit einem leuchtenden rosa-lila Fleck versehen. Die gläserne Schiebetür stand offen und eine sanfte, nach exotischen Blumen duftende Brise streichelte ihr übers Gesicht. Der Blick und die Umgebung hatten nach den aufreibenden Reisetagen und all den damit verbundenen Gefahren eine köstliche und beruhigende Wirkung. Schon jetzt spürte sie, wie entspannend diese harmonische Umgebung auf sie wirkte. Dazu kam noch die Nachricht, dass Butlers Zellkulturen sich so gut entwickelt hatten. Seitdem sie Boston verlassen hatten, hatte die Furcht, sie könnten vielleicht schlecht geworden sein, in ihrem Hinterkopf gelauert. Alles in allem konnte sie sich langsam sogar vorstellen, dass Daniels

Optimismus hinsichtlich des Butler-Projekts gerechtfertigt war, trotz ihres schlechten Gefühls und trotz der Schwierigkeiten, mit denen sie in Turin konfrontiert gewesen waren.

Nach Sonnenuntergang wurde es schlagartig dunkel. Am Strand entlang wurden Fackeln entzündet, die in der sanften Brise flackerten. Stephanie griff noch einmal nach dem Handy und wählte die Nummer ihrer Eltern. Sie wollte ihrer Mutter den Namen des Hotels, ihre Zimmernummer und ihre Telefonnummer geben, für den Fall, dass es ihr plötzlich schlechter gehen sollte. Während die Verbindung aufgebaut wurde, erappte sie sich bei der Hoffnung, nicht mit ihrem Vater sprechen zu müssen. Sie fühlte sich immer unwohl, wenn sie ein Gespräch mit ihm beginnen musste. Deshalb war sie froh, als am anderen Ende die sanfte Stimme ihrer Mutter ertönte.

Tony hatte keinen Grund gehabt, daran zu zweifeln, dass seine dickköpfige Schwester ihre Drohung wahr machen würde, sich auf den Bahamas zu sonnen, während ihre Firma dem Untergang entgegensteuerte. Trotzdem hatte er gehofft, dass sie nach allem, was er ihr gesagt hatte, die Zeichen erkennen, die Reise stornieren und alles in ihrer Macht Stehende tun würde, um diese Entwicklung aufzuhalten. Aber das war nicht der Fall gewesen, wie ihm der Anruf seiner Mutter soeben bestätigt hatte. Die Schlampe und ihr durchgeknallter Liebhaber waren also in Nassau und wohnten in irgendeinem schneien Hoteldorf direkt am Strand, natürlich mit Seeblick. Das war Ekel erregend.

Tony schüttelte den Kopf angesichts ihrer Unverfrorenheit. Seit sie nach Harvard gegangen war, hatte sie ihm jedes Mal, wenn er ihr den Rücken zugekehrt hatte, eine lange Nase gedreht. Er hatte das toleriert, weil sie seine kleine Schwester war. Aber jetzt war sie zu weit gegangen, besonders was dieses akademische Würstchen betraf, mit dem sie sich

zusammengetan hatte. Einhundert Riesen waren ein Haufen Geld, und da war der Anteil der Castiglianos noch nicht einmal mit berücksichtigt. Die Situation war absolut unbefriedigend, so viel stand fest. Andererseits war sie immer noch seine kleine Schwester, und deshalb war die Lage nicht so eindeutig, wie sie hätte sein sollen.

Der schwere Cadillac glitt knirschend über den Schotter und kam vor dem Klempnerbedarfsgeschäft der Gebrüder Castigliano zum Stehen. Tony schaltete die Scheinwerfer und den Motor aus. Aber er stieg noch nicht sofort aus, sondern blieb einen Augenblick im Auto sitzen, um ruhiger zu werden. Er hätte Sal oder Louie auch einfach per Telefon informieren können. Aber da sie seine Schwester war, musste er wissen, was sie vorhatten. Ihm war klar, dass sie genauso sauer waren wie er, allerdings ohne die Einschränkung, dass ein Mitglied ihrer Familie darin verwickelt war. Was sie mit dem Liebhaber anstellten, war ihm egal. Verdammt, er hätte nichts dagegen, ihn selber in die Mangel zu nehmen. Aber bei seiner Schwester war das etwas vollkommen anderes. Falls sie in die Mangel genommen werden sollte, dann wollte Tony das persönlich erledigen.

Er stieß die Fahrertür auf und hatte schlagartig den fauligen Gestank des Salzumpfes in der Nase. Wie konnte man nur irgendwo wohnen, wo es jedes Mal, wenn der Wind drehte, nach fauligen Eiern stank. Kein Mond war zu sehen und Tony setzte vorsichtig einen Schritt vor den anderen. Er wollte nicht über ein weggeworfenes Waschbecken oder irgendwelchen anderen Schrott stolpern.

Es war schon spät und der Laden hatte geschlossen. So stand es auch auf dem Schild an der Tür. Aber es war nicht abgeschlossen. Gaetano stand hinter dem Tresen und rechnete die Belege des heutigen Tages zusammen. Er hatte einen gelben Bleistiftstummel hinter sein angesichts seines gewaltigen Schädels erstaunlich kleines Ohr gesteckt.

»Sal und Louie?«, sagte Tony fragend.

Gaetano deutete mit dem Kopf nach hinten, ohne seine Tätigkeit zu unterbrechen. Tony fand die Zwillinge an ihren Schreibtischen sitzend vor. Nach einem klatschenden Händedruck und den üblichen, knappen Begrüßungsworten setzte sich Tony auf das Sofa. Die Zwillinge betrachteten ihn voller Erwartung. Die einzige Beleuchtung waren die beiden kleinen Schreibtischlampen, die die leichenhaften Gesichtszüge der beiden besonders deutlich werden ließen. Aus Tonys Blickwinkel waren ihre Augenhöhlen nichts weiter als schwarze Löcher.

»Tja, sie sind in Nassau«, setzte Tony an. »Ich hatte gehofft, euch etwas anderes sagen zu können, aber das ist nicht der Fall. Sie haben gerade eben in einer piekfeinen Hotelanlage eingeecheckt, im Ocean Club. Sie wohnen in der Suite Nummer 108. Die Telefonnummer habe ich auch dabei.«

Tony beugte sich nach vorne und legte ein kleines Stückchen Papier auf Louies Schreibtisch, der näher am Sofa stand als Sals.

Die Tür ging auf und Gaetano streckte seinen Kopf herein. »Braucht ihr mich oder nicht?«

»Ja«, sagte Louie, während er nach dem Zettel mit der Telefonnummer griff und darauf startete.

Gaetano trat ein und machte die Tür hinter sich zu.

»Haben die Perspektiven der Firma sich irgendwie verbessert?«, wollte Sal wissen.

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte Tony. »Mein Finanzberater hätte mir sonst Bescheid gesagt.«

»Sieht so aus, als wollte die Pfeife uns hängen lassen«, sagte Louie. Er lachte freudlos. »Nassau! Ich kann es einfach nicht glauben. Da könnte er uns doch gleich fragen, ob wir ihm nicht die Seele aus dem Leib prügeln wollen.«

»Habt ihr das mit ihm vor?«, fragte Tony.

Louie blickte zu seinem Zwillingbruder hinüber. »Wir wollen, dass er seinen Arsch in Bewegung setzt und wieder zurückkommt, um die Firma und unser Geld zu retten. Hab ich Recht, Bruder?«

»Verdammt Recht«, sagte Sal. »Wir müssen dafür sorgen, dass er erfährt, mit wem er es hier zu tun hat, und dann deutlich machen, dass wir unser Geld zurückhaben wollen, koste es, was es wolle. Er soll nicht nur seinen Arsch hierher bewegen, er muss auch eindeutig kapieren, welche Konsequenzen es hätte, falls er uns ignorieren oder sich hinter einem Konkurs oder sonstigen juristischen Tricksereien verstecken will. Er braucht eine kräftige Abreibung!«

»Was ist mit meiner Schwester?«, wollte Tony wissen. »Sie ist an dem Schlamassel mit schuld, aber wenn sie eine Abreibung bekommen soll, dann will ich sie ihr persönlich verpassen.«

»Kein Problem«, sagte Louie. Er schnippte den Zettel mit der Telefonnummer auf seinen Schreibtisch. »Wie ich schon Sonntag gesagt habe: Sie hat unsere Kohle ja nicht eingesteckt.«

»Bist du auf einen Trip nach Nassau vorbereitet, Gaetano?«, fragte Sal.

»Ich kann morgen Früh aufbrechen«, erwiderte Gaetano. »Was soll ich machen, wenn ich die Nachricht überbracht hab? Soll ich noch da bleiben oder was? Ich meine, was, wenn er es nicht kapiert?«

»Du sorgst lieber gleich dafür, dass es keine Missverständnisse geben kann«, sagte Sal. »Das wird auf keinen Fall so eine Art bezahlter Urlaub. Wir brauchen dich hier. Du bewegst deinen Arsch also schön wieder nach Boston zurück, sobald du die Nachricht überbracht hast.«

»Gaetano hat aber irgendwie Recht«, sagte Tony. »Was wollt ihr machen, wenn das Arschloch die Nachricht ignoriert?«

Sal blickte zu seinem Bruder hinüber. Es war offensichtlich, dass sie sofort zu einer Übereinstimmung gelangten. Beide nickten. Sal wandte sich wieder Tony zu. »Könnte deine Schwester die Firma auch alleine führen, ohne die Pfeife?«

Tony zuckte mit den Schultern. »Woher soll ich das wissen?«

»Sie ist deine Schwester«, sagte Sal. »Hat sie nicht sogar einen Dokortitel?«

»Den hat sie in Harvard gemacht«, sagte Tony. »Na prima! Der hat nichts weiter gebracht, als dass man jetzt nicht mehr mit ihr reden kann, weil sie denkt, sie wäre so großartig. Soweit ich weiß, heißt das nur, dass sie jede Menge über Bazillen und Gene und diesen ganzen Scheiß weiß, aber nicht, wie man eine Firma leitet.«

»Na ja, die Pfeife hat auch einen Doktor«, sagte Louie. »Kommt mir so vor, als wäre die Firma nicht viel schlechter dran, wenn deine Schwester der Boss wäre. Und dann hättest du einen viel größeren Einfluss darauf, wie die Dinge laufen.«

»Und, was bedeutet das?«, wollte Tony wissen.

»He, hab ich vielleicht einen Sprachfehler, oder was?«, fragte Louie.

»Aber natürlich nicht«, ergänzte Sal.

»Pass auf«, sagte Louie. »Falls der Herr Unternehmer die Nachricht nicht verstehen sollte, die Gaetano ihm – da habe ich keinerlei Zweifel – unmissverständlich deutlich machen wird, dann legen wir ihn um. Klare Sache, Ende der Angelegenheit für den Herrn Professor. So würden wir zumindest eines erreichen: dass deine Schwester weiß, dass sie genau aufpassen muss, was sie macht.«

»Da hast du auch wieder Recht«, meinte Tony.

»Einverstanden, Gaetano?«, fragte Sal.

»Ja, na klar«, antwortete der. »Aber jetzt bin ich ein bisschen durcheinander. Soll ich jetzt da unten bleiben, bis wir genau

wissen, wie er auf die Abreibung reagiert, die ich ihm verpassen soll, oder nicht?«

»Zum letzten Mal«, sagte Sal mit drohendem Unterton. »Du überbringst unsere Nachricht und kommst hierher zurück. Falls alles gut läuft und es von den Flügen her möglich ist, schaffst du es vielleicht sogar an einem Tag. Ansonsten bleibst du eben eine Nacht. Aber wir wollen, dass du so schnell wie möglich wieder zurückkommst, weil hier eine Menge los ist. Wenn er umgelegt werden soll, dann fliegst du nochmal. Kapiert?«

Gaetano nickte, aber er war enttäuscht. Als am Sonntag zum ersten Mal über diesen Auftrag gesprochen worden war, hatte er gehofft, dass vielleicht eine Woche in der Sonne dabei herauspringen würde.

»Ich möchte noch einen Vorschlag machen«, sagte Tony. »Wir können nicht ausschließen, dass Gaetano noch einmal zurückfliegen muss. Deshalb sollte er das, was er tun muss, nicht in ihrem Hotel machen. Falls der Professor die Kooperation verweigern sollte, dann wollen wir ja nicht, dass er abhaut. Aber das macht er vielleicht, wenn er denkt, dass er in seinem Hotel nicht mehr sicher ist. Die Bahamas bestehen aus Hunderten von Inseln.«

»Du hast Recht«, sagte Sal. »Wir wollen nicht, dass er verschwindet, nicht, solange er unsere Kohle hat.«

»Dann sollte ich vielleicht doch lieber unten bleiben und ein Auge auf ihn haben«, schlug Gaetano voller Hoffnung vor.

»Wie oft soll ich's dir noch sagen, du Vollidiot«, giftete Sal und stierte Gaetano wütend an. »Zum letzten Mal: Du fliegst nicht zum Spaß da runter. Du erledigst einen Auftrag und dann kommst du wieder, verflucht nochmal. Wir haben auch noch andere Probleme als den Professor.«

»Okay, okay!«, sagte Gaetano mit einer kapitulierenden Handbewegung. »Meine Verabredung mit dem Typen findet nicht im Hotel statt. Ich gehe nur zum Hotel, um ihn

aufzustöbern. Das heißt aber, dass ich noch ein paar Bilder brauche.«

»Daran habe ich gedacht«, sagte Tony. Er griff in seine Jackentasche und holte etliche Fotos hervor. »Da sind die Turteltäubchen drauf. Sie sind letzte Weihnachten gemacht worden.« Er reichte sie Gaetano, der immer noch an der Tür stand.

Gaetano warf einen Blick auf die Fotos.

»Sind sie okay?«, fragte Louie.

»Mehr als okay«, erwiderte Gaetano. Und dann fügte er mit Blick auf Tony hinzu: »Ich muss schon sagen, deine Schwester ist ein Kracher.«

»Ja, ja, vergiss es«, sagte Tony. »Sie ist tabu.«

»Zu schade«, sagte Gaetano mit verschlagenem Grinsen.

»Noch was«, sagte Tony. »Angesichts dieses ganzen Flugsicherheitsschwachsinn ist es wohl nicht gerade ratsam, eine Waffe mitzunehmen, auch nicht in einem Koffer. Falls Gaetano eine benötigen sollte, dann wäre es besser, dafür zu sorgen, dass er über Kontakteleute in Miami auf den Inseln eine bekommt. Ihr habt doch Kontakte nach Miami, oder?«

»Na klar«, sagte Sal. »Das war auch eine gute Idee. Noch was?«

»Ich glaube, das wär's«, sagte Tony. Er drückte seine Zigarette aus und stand auf.

KAPITEL 15

Freitag, 1. März 2002, 9.15 Uhr

Ein langer, genießerischer und erfrischender Morgen lag hinter ihnen. Der Abstecher nach Europa hatte ihre Schlafrhythmen durcheinander gebracht und so waren Stephanie und Daniel lange vor Sonnenaufgang aufgewacht. Da sie beide nicht wieder einschlafen konnten, waren sie aufgestanden, hatten geduscht und einen ausgedehnten Spaziergang über das Hotelgelände sowie am verlassenen Cabbage Beach entlang unternommen, bis die wolkenlose, tropische Morgendämmerung eingesetzt hatte. Zurück beim Hotel waren sie die ersten Frühstücksgäste gewesen. Gemütlich hatten sie ihren Kaffee getrunken und dabei den Zeitplan für die Herstellung von Butlers heilenden Aktivzellen besprochen. Ihnen war klar, dass die drei Wochen, die ihnen bis zu seinem Eintreffen noch blieben, sie unter enormen Zeitdruck setzten, und sie wollten so schnell wie möglich anfangen. Aber gleichzeitig war ihnen auch bewusst, dass sie vor dem Eintreffen von Peters Paket nicht viel unternehmen konnten. Um acht Uhr hatten sie in der Wingate Clinic angerufen und der Sekretärin mitgeteilt, dass sie in Nassau waren und gegen neun Uhr fünfzehn in der Klinik sein wollten. Sie hatte erwidert, dass sie ihren Vorgesetzten Bescheid sagen wollte.

»Auf der westlichen Seite der Insel sieht es ganz anders aus als im Ostteil«, meinte Daniel, als sie auf der Windsor Field Road nach Westen fuhren. »Hier ist es viel flacher.«

»Außerdem ist es hier weniger verbaut und sehr viel trockener«, fügte Stephanie hinzu. Sie fuhren durch lang gestreckte, semiaride Kiefernhaie, die von klein gewachsenen

Palmen durchzogen waren. Das tiefe Blau des Himmels wurde nur von einigen wenigen weißen Wolkenfetzen durchbrochen.

Daniel hatte darauf bestanden, selbst zu fahren. Stephanie hatte nichts dagegen gehabt, bis er meinte, dass sie ja wahrscheinlich mehr Probleme mit dem Linksverkehr hätte als er. Eigentlich wollte sie sofort gegen diese unbegründete und chauvinistische Unterstellung protestieren, aber dann ließ sie es sein. Der Anlass erschien ihr zu nichtig, um einen Streit anzufangen. Also nahm sie stattdessen auf dem Beifahrersitz Platz und gab sich damit zufrieden, die Landkarte auszubreiten. Wie schon bei ihrer Flucht aus Italien würde sie die Navigation übernehmen.

Daniel fuhr langsam, und Stephanie hatte nichts dagegen, da er in Kurven und Kreisverkehren immer wieder auf die rechte Fahrbahnseite geriet. Bei der Fahrt entlang der Nordküste der Insel fielen ihnen erneut die Hotelhochhäuser auf, die aufgereiht wie Soldaten am Cable Beach standen. Nachdem sie eine Anzahl von Kalksteinhöhlen passiert hatten, die in prähistorischer Zeit entstanden waren, führte die Straße ins Inselinnere. An der nächsten Kreuzung bogen sie rechts von der Windsor Field Road ab und sahen in der Ferne den Flughafen liegen.

Dann ging es weiter in Richtung Westen, bis sie den Abzweig zur Wingate Clinic erreichten. Er lag auf der linken Straßenseite und war durch ein riesiges Schild gekennzeichnet.

Stephanie beugte sich nach vorne, um einen besseren Blick durch die Windschutzscheibe zu bekommen. »Meine Güte! Siehst du das Schild da?«

»Es lässt sich ja kaum übersehen. Das ist so groß wie eine Reklametafel.«

Daniel lenkte den Wagen in die frisch geteerte und von Bäumen gesäumte Auffahrt.

»Das Gelände muss riesig sein«, sagte Stephanie. Sie lehnte sich wieder zurück. »Ich kann das Gebäude immer noch nicht sehen.«

Nach etlichen Kurven durch ein dichtes Gewirr aus immergrünen Büschen war der gewundene Pfad plötzlich durch ein Tor versperrt. Ein beeindruckend massiver und mit Stacheldraht gekrönter Zaun verlor sich in beide Richtungen im Kiefernwald. Auf der Beifahrerseite befand sich ein kleines Häuschen. Ein uniformierter Wachmann mit Pistolenhalter an der Seite, einer militärischen Kopfbedeckung mit Visier sowie Pilotensonnenbrille trat heraus. Er hielt ein Schreibbrett in der Hand. Daniel brachte den Wagen zum Stehen, während Stephanie das Fenster herunterließ.

Der Wachmann beugte sich herunter und blickte Daniel über Stephanies Schoß hinweg an. »Kann ich Ihnen helfen, Sir?« Seine geschäftsmäßige Stimme verriet keinerlei Emotionen.

»Wir sind Dr. D'Agostino und Dr. Lowell«, sagte Stephanie. »Wir haben eine Verabredung mit Dr. Wingate.«

Der Wachmann warf einen Blick auf sein Schreibbrett und legte kurz den Finger an den Helm. Dann kehrte er in sein Häuschen zurück. Einen Augenblick später rollte das Tor wie eine Schiebetür zur Seite. Daniel fuhr weiter.

Es dauerte noch einmal ein paar Minuten, bis die Klinik in Sichtweite war. Der zweistöckige, postmoderne, U-förmige Komplex lag eingebettet zwischen sorgfältig beschnittenen Büschen und blühenden Bäumen. Er bestand aus drei Gebäuden, die durch überdachte Arkadengänge miteinander verbunden waren. Jedes Gebäude war mit weißem Kalkstein verkleidet. Die Dächer bestanden aus weißen Betonziegeln, während die Giebeldreiecke mit fantasievollen Muschelmotiven verziert waren, die an einen antiken griechischen Tempel erinnerten. Zwischen den doppelt verglasten Fenstern an den Seitenfronten jedes Gebäudes waren vereinzelt Gitter befestigt, an deren Fuß sich jeweils

junge, farbenprächtige Bougainvilleen daranmachten, himmelwärts zu klettern.

»Meine Güte!«, rief Stephanie. »Damit habe ich nicht gerechnet. Das ist ja herrlich. Hier sieht es eher nach einem Erholungsheim als nach einer reproduktionsmedizinischen Klinik aus.«

Die Zufahrt führte zu einem Parkplatz vor dem Hauptgebäude, dessen Eingang von einer Säulenhalle markiert wurde. Die gedrungene Säulen verjüngten sich zur Mitte hin auf übertriebene Weise und waren mit einfachen dorischen Kapitellen gekrönt.

»Ich hoffe, sie haben noch ein bisschen Geld für die Laborausstattung übrig gelassen«, bemerkte Daniel. Er stellte ihren gemieteten Mercury Marquis zwischen etlichen neuen BMW-Kabrios ab. Ein paar Plätze weiter standen zwei Limousinen, an deren vorderen Stoßstangen rauchend und plaudernd die beiden livrierten Fahrer lehnten.

Daniel und Stephanie stiegen aus ihrem Wagen und blieben kurz stehen, um den in der gleißenden bahamaischen Sonne flirrenden Gebäudekomplex zu betrachten. »Ich hatte schon davon gehört, dass das Geschäft mit der Reproduktionsmedizin lukrativ ist«, meinte Daniel, »aber dass es so lukrativ ist, hätte ich nicht gedacht.«

»Ich auch nicht«, meinte Stephanie. »Aber ich frage mich, wie viel sie davon der Feuerversicherung zu verdanken haben, die sie nach ihrer Flucht aus Massachusetts noch abkassiert haben.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber egal, woher sie das Geld haben. Angesichts der Kosten im Gesundheitswesen passen Überfluss und Medizin einfach nicht zusammen. Irgendetwas stimmt hier nicht, und plötzlich habe ich wieder schwere Bedenken dagegen, dass wir uns mit diesen Leuten einlassen.«

»Wir sollten uns nicht von unseren Vorurteilen und unserer Selbstgerechtigkeit leiten lassen«, warnte Daniel. »Wir sind

nicht hierher gekommen, um einen sozialen Kreuzzug zu führen. Wir sind hierher gekommen, um Butler zu behandeln. Das ist alles.«

Da öffnete sich die hohe, mit Bronze überzogene Eingangstür und ein groß gewachsener, sonnengebräunter Mann mit silbergrauem Haar erschien. Er trug einen langen, weißen Arztkittel. Er winkte ihnen zu und rief in einem hohen, singenden Tonfall: »Willkommen!«

»Zumindest werden wir persönlich begrüßt«, sagte Daniel. »Also los! Und behalte deine Bedenken für dich.«

Daniel und Stephanie setzten sich in Bewegung, trafen sich vor dem Auto und gingen gemeinsam auf den Eingang zu. »Ich hoffe, das ist nicht Spencer Wingate«, flüsterte Stephanie.

»Wieso denn?«, flüsterte Daniel zurück.

»Weil er so gut aussieht, dass er glatt in einer Seifenoper mitspielen könnte.«

»Oh, das hatte ich ganz vergessen! Du wolltest ja, dass er klein und dick ist und eine Warze auf der Nase hat.«

»Ganz genau.«

»Na ja, vielleicht ist er ja wenigstens Kettenraucher und hat Mundgeruch.«

»Ach, halt die Klappe!«

Daniel und Stephanie gingen die drei Stufen zur Säulenhalle hinauf. Spencer streckte ihnen seine Hand entgegen, während er gleichzeitig mit dem Fuß die Tür aufhielt. Unter ausgiebigem Lächeln und Händeschütteln stellte er sich vor. Dann bat er sie mit einer großartigen Geste in das Gebäude.

Passend zum äußeren Erscheinungsbild herrschte auch im Inneren ein klassisches Ambiente mit schlichten Pilastern, in Stein gehauenen Zierleisten und dorischen Säulen vor. Der Boden bestand aus poliertem Kalkstein, aufgelockert durch etliche unregelmäßig darauf verteilte Orientteppiche. Die Wände waren in einem sehr hellen Lavendelton gestrichen, der auf den ersten Blick fast blassgrau wirkte. Selbst den polierten

Hartholzmöbeln haftete durch die dunkelgrüne Lederpolsterung eine klassische Aura an. In der klimatisierten Luft war noch ein Hauch von frischer Farbe wahrzunehmen, als kleiner Hinweis darauf, dass die Klinik erst vor kurzem fertig gestellt worden war. Für Daniel und Stephanie war die trockene Kühle ein willkommener Gegensatz zu der tropisch schwülen Hitze draußen, die sich seit dem Sonnenaufgang kontinuierlich verstärkt hatte.

»Das hier ist unser Wartezimmer«, sagte Spencer und breitete die Arme aus. Auf zwei der Sofas in dem riesigen Raum saßen zwei ältere, gut gekleidete Paare, die nervös in Zeitschriften blätterten und nur kurz aufgeblickt hatten. Die einzige andere Person im Raum war eine Empfangsdame mit leuchtend rosafarbenen Fingernägeln, die an einem halbkreisförmigen Schreibtisch direkt am Eingang saß.

»Dieses Gebäude dient der Erstaufnahme neuer Patienten«, erläuterte Spencer. »Außerdem beherbergt es unsere Verwaltung. Wir sind sehr stolz auf unsere Klinik, und ich möchte Ihnen unbedingt alles zeigen, auch wenn wir davon ausgehen, dass Sie sich in erster Linie für unsere Labors interessieren werden.«

»Und den Operationssaal«, sagte Daniel.

»Ja, natürlich, den Operationssaal. Aber zuerst möchte ich Sie bitten, mit in mein Büro zu kommen. Dort stelle ich Sie bei einer Tasse Kaffee den anderen vor.«

Spencer führte sie zu einem geräumigen Fahrstuhl, obwohl sie nur ein Stockwerk höher wollten. Während der kurzen Fahrt fragte Spencer – ganz der besorgte Gastgeber –, ob sie einen angenehmen Flug gehabt hatten. Stephanie erwiderte, dass alles glatt gelaufen sei. Im ersten Stock kamen sie an einer Sekretärin vorbei, die von ihrer Arbeit am Computer aufsaß und ihnen fröhlich zulächelte.

Spencers riesiges Büro befand sich in der nordöstlichen Ecke des Gebäudes. Im Osten konnte man den Flughafen erkennen

und im Norden einen blauen Streifen Meer. »Bedienen Sie sich«, sagte Spencer und deutete auf ein Tablett mit Kaffee, das auf einem niedrigen Marmortischchen vor einem L-förmigen Sofa stand. »Ich hole die beiden Abteilungsleiter.«

Daniel und Stephanie waren einen Augenblick lang alleine.

»Das sieht hier aus wie das Büro eines Vorstandsvorsitzenden bei einem internationalen Topunternehmen«, sagte Stephanie. »Ich finde diesen Luxus einfach abstoßend.«

»Halten wir uns mit unseren Urteilen doch noch zurück, bis wir das Labor gesehen haben.«

»Was meinst du, ob die beiden Paare da unten im Wartezimmer Patienten waren?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, und es interessiert mich auch nicht.«

»Ich finde, sie waren ein bisschen zu alt für eine reproduktionsmedizinische Behandlung.«

»Das geht uns nichts an.«

»Ob die Wingate Clinic die Kinderwünsche älterer Frauen erfüllt, so wie dieser irre Reproduktionsspezialist in Italien?«

Da tauchte Spencer wieder auf und Daniel feuerte einen wütenden Blick in Stephanies Richtung. Der Gründer der Klinik hatte einen Mann und eine Frau im Schlepptau, die beide ebenfalls einen weißen, extrem gestärkten, langen Arztkittel trugen. Als Erstes stellte er ihnen Paul Saunders vor. Er war klein und gedrungen und erinnerte Stephanie von seiner stiernackigen Silhouette her an die Säulen, die die Eingangsüberdachung des Gebäudes trugen. Passend zu seinem Körper war auch an seinem aufgequollenen, teigigen, blassen Gesicht alles rund. Seine ganze Erscheinung stand im scharfen Kontrast zu Spencers großer schlanker Figur, den scharf geschnittenen Gesichtszügen und seinem bronzefarbenen Teint. Komplettiert wurde Pauls exzentrisches Äußeres durch einen

ungebändigten dunklen Haarschopf mit auffallend weißer Stirnlocke, der seine Blässe noch unterstrich.

Während er leidenschaftlich Daniels Hand schüttelte, zeigte er ein breites Lächeln und entblößte dabei quadratische gelbe Zähne mit großen Lücken dazwischen. »Willkommen in der Wingate Clinic, liebe Kollegen«, sagte er. »Es ist uns eine Ehre, Sie hier zu haben. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich auf unsere Zusammenarbeit freue.«

Stephanie lächelte schwach, als er sich an sie wandte und ihre Hand auf und ab schüttelte. Wie hypnotisiert starrte sie ihm in die Augen. Durch seine relativ breite Nase hatte sie den Eindruck, als stünden sie dichter beieinander als gewöhnlich. Außerdem hatte sie noch nie einen Menschen mit zwei verschiedenfarbigen Pupillen gesehen.

»Paul ist der Leiter unserer Forschungsabteilung«, gab Spencer bekannt und versetzte Paul einen Klaps auf den Rücken. »Er freut sich schon sehr darauf, Ihnen sein Labor zur Verfügung zu stellen, und ich darf hinzufügen, er ist ganz wild darauf, Ihnen zu assistieren und das eine oder andere dazuzulernen.« Dann legte Spencer seinen Arm um die Schultern der Frau, die fast so groß war wie er. »Und das hier ist Dr. Sheila Donaldson, die Leiterin des Klinikbetriebes. Sie sorgt dafür, dass Sie einen der beiden Operationssäle zur Verfügung haben, und betreut auch unsere Krankenstation, die Sie ja wahrscheinlich auch in Anspruch nehmen werden.«

»Ich wusste gar nicht, dass Sie auch Stationsbetten zur Verfügung haben«, sagte Daniel.

»Wir sind ein vollwertiger und unabhängiger Krankenhausbetrieb«, sagte Spencer stolz. »Allerdings werden wir Langzeitpatienten, mit denen wir im Normalfall aber nicht rechnen, ins Städtische Krankenhaus überweisen. Unsere Station hat nur eine begrenzte Kapazität und ist eher für gelegentliche, einmalige Übernachtungen ausgelegt. Aber das sollte Ihnen eigentlich vollkommen ausreichen.«

Stephanie riss ihren Blick von Paul Saunders los und betrachtete Sheila Donaldson. Ihr schmales Gesicht wurde von strähnigen, kastanienbraunen Haaren umrahmt. Im Vergleich zu den überschwänglichen Männern wirkte sie zurückhaltend, fast schon schüchtern. Stephanie hatte das Gefühl, als hätte die Frau ihren Blick beim Händeschütteln nur zögernd erwidert.

»Wollen Sie keinen Kaffee?«, fragte Spencer.

Stephanie und Daniel schüttelten beide den Kopf. »Ich glaube, wir haben unsere Tagesration schon gehabt«, erläuterte Daniel. »Wir sind noch auf europäische Zeit eingestellt und schon seit dem Morgengrauen auf den Beinen.«

»Europa?«, fragte Paul begeistert nach. »Hatte das etwas mit dem Turiner Grabtuch zu tun?«

»Das hatte es in der Tat«, erwiderte Daniel.

»Ich nehme an, Ihre Reise ist erfolgreich verlaufen?« Paul zwinkerte verschwörerisch mit den Augen.

»Aufreibend, aber erfolgreich«, merkte Daniel an. »Wir...« Er unterbrach sich, als müsste er überlegen, was er sagen wollte.

Stephanie hielt den Atem an. Sie hoffte inständig, dass Daniel sich nicht zu den Vorfällen in Turin äußern würde. Sie wollte unbedingt Distanz gegenüber diesen Leuten aufrechterhalten. Falls Daniel sie in all die Mühen und Anstrengungen einweihte, die hinter ihnen lagen, dann wäre damit eine Grenze überschritten, die sie auf keinen Fall überschreiten wollte.

»Es ist uns gelungen, eine blutgetränkte Textilprobe des Grabtuchs zu besorgen«, sagte Daniel. »Ich habe sie sogar jetzt bei mir. Am liebsten würde ich sie möglichst schnell in eine gepufferte Salzlösung legen, um die DNA-Fragmente zu stabilisieren.«

»Das hört sich gut an«, sagte Paul. »Gehen wir doch gleich ins Labor.«

»Es spricht nichts dagegen, die Führung dort beginnen zu lassen«, meinte Spencer einvernehmlich.

Stephanie war erleichtert, dass die angemessene persönliche Distanz gewahrt geblieben war. Sie stieß den angehaltenen Atem aus und entspannte sich ein wenig, während das Grüppchen Spencers Büro verließ.

Beim Fahrstuhl angelangt, verabschiedete sich Sheila mit der Begründung, dass einige Patienten warteten und sie dafür sorgen wollte, dass alles reibungslos lief. Dann ging sie die Treppe hinunter.

Das Labor befand sich links vom Hauptgebäude und ließ sich über einen der anmutig geschwungenen, überdachten Arkadengänge erreichen. »Wir haben die Klinik absichtlich in drei Gebäuden untergebracht, damit wir, auch wenn wir die ganze Zeit arbeiten, ab und zu gezwungen sind, an die frische Luft zu gehen«, erläuterte Paul. »Das ist gut für die Seele.«

»Ich komme ein bisschen öfter raus als Paul«, fügte Spencer lachend hinzu. »Aber das sieht man ja schon an meiner Hautfarbe. Ich bin nicht ganz so arbeitswütig wie Paul.«

»Sind in diesem Gebäude nur die Labors untergebracht?«, wollte Daniel wissen, während er durch die von Spencer aufgehaltene Tür trat.

»Nicht nur«, sagte Paul. Dann ging er bis zu einem Regal mit Zeitschriften, bückte sich und nahm ein Heft mit Hochglanzeinband von einem Stapel. Sie befanden sich jetzt in einem Zimmer, das wie eine Kreuzung aus Salon und Bibliothek wirkte. An den Wänden zogen sich Bücherregale entlang. »Das hier ist unser Zeitschriftenraum. Hier habe ich ein Exemplar der neuesten Ausgabe unseres *Journal of Twenty-first Century Reproductive Technology* für Sie.« Stolz überreichte er Daniel das Heft. »Der eine oder andere Artikel wird Sie bestimmt interessieren.«

»Das ist sehr nett«, presste Daniel unter Mühen hervor. Er überflog die Inhaltsangabe auf dem Deckblatt und reichte die Zeitschrift an Stephanie weiter.

»Neben den Labors befinden sich in diesem Gebäude noch Wohnräume«, sagte Paul. »Dazu gehören auch einige Gästeparapments, nichts Besonderes, aber in jedem Fall ausreichend. Wir würden sie Ihnen gerne zur Verfügung stellen, falls Sie in der Nähe Ihrer Arbeit sein wollen. Drüben im Klinikgebäude, auf der anderen Seite des Gartens, gibt es sogar eine Cafeteria, die drei Mahlzeiten pro Tag anbietet. Sie müssten das Klinikgelände also überhaupt nicht verlassen. Viele unserer Angestellten wohnen ebenfalls hier.«

»Vielen Dank für das Angebot«, entgegnete Stephanie schnell. »Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, aber wir haben in der Stadt eine sehr angenehme Unterkunft gefunden.«

»Wo wohnen Sie denn, wenn ich fragen darf?«, wollte Paul wissen.

»Im Ocean Club«, sagte Stephanie.

»Eine sehr gute Wahl«, meinte Paul. »Nun, das Angebot bleibt bestehen, falls Sie Ihre Meinung ändern sollten.«

»Ich gehe nicht davon aus«, sagte Stephanie.

»Machen wir erst einmal mit der Führung weiter«, schlug Spencer vor.

»Auf jeden Fall«, meinte Paul. Er deutete auf eine Doppeltür, die ins Innere des Gebäudes führte. »Neben den Labors und den Wohnräumen beherbergt dieses Haus auch einige diagnostische Geräte, zum Beispiel einen Positronen-Emissions-Tomografen. Den haben wir hier einbauen lassen, weil wir ihn unserer Einschätzung nach eher zu Forschungszwecken als im klinischen Bereich benötigen werden.«

»Ich wusste gar nicht, dass Sie einen PET-Scanner haben«, sagte Daniel. Er blickte Stephanie mit hochgezogenen Augenbrauen an, um ihrer deutlich spürbaren Ablehnung sein

zufriedenes Erstaunen entgegenzusetzen. Ein PET-Scanner, der mit Hilfe von Gammastrahlen bestimmte physiologische Funktionen untersuchen konnte, konnte sich als sehr hilfreich erweisen, falls bei Butler nach der Behandlung irgendwelche Schwierigkeiten auftreten sollten.

»Wir haben die Wingate Clinic als voll taugliche Forschungs- und Behandlungseinrichtung geplant«, sagte Paul stolz. »Wir dachten, wenn wir schon einen Computertomografen und einen Kernspintomografen installieren, dann können wir auch gleich noch einen Positronen-Emissions-Tomografen dazustellen.«

»Ich bin beeindruckt«, meinte Daniel.

»Das habe ich nicht anders erwartet«, sagte Paul. »Als Entdecker des HTSR-Verfahrens wird es Sie bestimmt interessieren, welche Schritte wir planen, um zu einem der führenden Anbieter im Bereich der Stammzellentherapie und der Reproduktionsmedizin zu werden.«

»Das ist eine interessante Kombination«, sagte Daniel unbestimmt. Er wusste nicht, wie er auf diese unerwartete Neuigkeit reagieren sollte. Wie so vieles an der Wingate Clinic kam für ihn auch die Vorstellung, dass sie hier Stammzellentherapie betreiben könnten, überraschend.

»Wir meinen, das könnte angesichts unserer Versorgungslage mit menschlichen Eizellen sowie unserer umfangreichen Erfahrung mit der Zellkernübertragung eine organische Weiterentwicklung unserer bisherigen Arbeit werden«, erläuterte Paul. »Ironischerweise hat sich das, was eigentlich als Ergänzung gedacht war, sehr schnell zu einem Hauptzweig entwickelt. Seit der Eröffnung der Klinik haben wir mehr Stammzellentherapien als reproduktionsmedizinische Eingriffe durchgeführt.«

»Das stimmt«, sagte Spencer. »Die Patienten, die Sie vorhin im Wartebereich gesehen haben, sind zum Beispiel auch zur Stammzellentherapie hergekommen. Es scheint, dass unser

Angebot sich sehr schnell herumspricht. Wir mussten bis jetzt noch kein einziges Inserat aufgeben.«

Auf Daniels und Stephanies Gesicht spiegelten sich Bestürzung und Erstaunen.

»Welche Krankheiten behandeln Sie denn?«, fragte Daniel.

Paul lachte. »Ach, alles und jedes! Viele Menschen versprechen sich von der Stammzellentherapie Linderung für alle möglichen Beschwerden. Das reicht von lebensbedrohlichen Krebserkrankungen und degenerativen Krankheiten bis hin zu den Problemen des Älterwerdens. Und da sie in den USA keine Stammzellentherapie bekommen können, kommen sie eben zu uns.«

»Aber das ist doch absurd!«, rief Stephanie. Sie war außer sich. »Im Augenblick gibt es noch kein einziges genehmigtes Behandlungsverfahren für die Stammzellentherapie.«

»Aber wir geben doch auch bereitwillig zu, dass wir hier vollkommenes Neuland betreten«, erwiderte Spencer. »Das Ganze hat experimentellen Charakter, genau wie das, was Sie mit Ihrem Patienten vorhaben.«

»Im Grunde nutzen wir einfach die starke Nachfrage der Öffentlichkeit zur Finanzierung der notwendigen Forschungsarbeiten«, erklärte Paul. »Zum Teufel, das ist doch nur vernünftig, wo sich die US-Regierung mit finanzieller Unterstützung so schwer tut und Leuten wie Ihnen so viele Steine in den Weg legt.«

»Was für Zellarten verwenden Sie denn?«, fragte Daniel.

»Multipotente Stammzellen«, sagte Paul.

»Sie differenzieren die Zellen nicht aus?«, fragte Daniel ungläubig. Nicht ausdifferenzierte Stammzellen konnten keinerlei heilende Wirkung entfalten.

»Nein, überhaupt nicht«, sagte Paul. »Natürlich werden wir das in Zukunft versuchen, aber im Augenblick führen wir nur die Zellkernübertragung durch, züchten die Stammzellen und injizieren sie. Wir überlassen es dem Körper des Patienten, wie

er sie einsetzen will. Dabei haben wir einige interessante Resultate erzielt, allerdings nicht bei allen Patienten, aber darin liegt ja das Wesen der Forschung.«

»Wie kommen Sie dazu, so etwas als Forschung zu bezeichnen?«, fragte Stephanie erregt. »Und ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein als Sie: Es gibt nicht die geringste Parallele zwischen unserem Vorhaben und dem, was Sie hier veranstalten.«

Daniel packte Stephanie am Arm und zog sie von Paul weg. »Dr. D'Agostino möchte damit lediglich sagen, dass wir mit ausdifferenzierten Zellen arbeiten.«

Stephanie versuchte, sich loszureißen. »Ich möchte damit sehr viel mehr sagen«, fuhr sie fort. »Das, was Sie hier angeblich mit Stammzellen veranstalten, ist nichts weiter als reinste unverfälschte Quacksalberei!«

Daniels Griff wurde noch fester. »Entschuldigen Sie uns bitte einen Augenblick«, sagte er zu Paul und Spencer, deren Gesichter sich verfinstert hatten. Er zerrte Stephanie gewaltsam zur Seite und flüsterte ihr wütend zu: »Was, zum Teufel, machst du da? Willst du vielleicht unser Projekt sabotieren, willst du, dass wir rausgeschmissen werden?«

»Was soll das heißen, was ich da mache?« Stephanie flüsterte mit gleicher Vehemenz zurück. »Wie kannst du dabei ruhig bleiben? Diese Kerle sind zu allem Überfluss auch noch aalglatte Scharlatane!«

»Halt den Mund!«, schimpfte Daniel. Er schüttelte Stephanie. »Muss ich dich wirklich daran erinnern, dass wir nur aus einem einzigen Grund hier sind, nämlich zu Butlers Behandlung? Kannst du dich nicht einfach zusammenreißen, verdammt nochmal? Hier steht die Zukunft von CURE und die Zukunft des HTSR-Verfahrens auf dem Spiel. Diese Figuren sind alles andere als Heilige. Das haben wir von Anfang an gewusst. Darum sind sie ja hier auf den Bahamas und nicht in

Massachusetts. Also lass uns aufhören, das ganze Projekt durch unsere kleinlichen Rechthabereien zu gefährden!«

Einen Augenblick lang starrten Daniel und Stephanie einander aus blitzenden Augen an. Schließlich gab Stephanie nach und senkte den Kopf. »Mein Arm tut weh«, sagte sie.

»Tut mir Leid!«, antwortete Daniel. Er ließ sie los, und Stephanie rieb sich den Arm. Daniel holte tief Luft, um seinen Ärger in den Griff zu bekommen. Er blickte zu Spencer und Paul hinüber, die sie mit fragendem Gesichtsausdruck beobachteten. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder Stephanie zu und sagte: »Könnten wir uns jetzt bitte auf unser Vorhaben konzentrieren? Könnten wir uns darauf verständigen, dass diese beiden Kerle unmoralische, korrupte Schwachköpfe sind, und es dabei belassen?«

»Vermutlich sollten wir nicht anfangen mit Steinen zu werfen, weil wir selbst im Glashaus sitzen. Vielleicht macht mir das Ganze deshalb so viel aus.«

»Da könntest du Recht haben«, sagte Daniel. »Aber denk dran, dass wir gezwungen sind, die Grenzen von Ethik und Moral ein kleines bisschen flexibel zu behandeln. Wenn das unsere gemeinsame Voraussetzung ist, kann ich mich dann darauf verlassen, dass du deine Empfindungen bezüglich der Wingate Clinic und ihrer Mission für dich behältst, zumindest so lange, bis wir wieder alleine sind?«

»Ich werde mein Bestes versuchen.«

»Gut«, sagte Daniel. Er holte noch einmal tief Luft, um Kraft zu sammeln, und ging dann zu den anderen zurück. Stephanie folgte ein paar Schritte hinter ihm.

»Ich fürchte, wir haben ein wenig unter dem Jetlag zu leiden«, sagte Daniel erklärend zu ihren Gastgebern. »Wir haben beide ein bisschen zu emotional reagiert. Außerdem hat Dr. D'Agostino manchmal die Tendenz, ihren Standpunkt etwas überdeutlich darzustellen. Unter rein rationalen Gesichtspunkten ist sie der Meinung, dass ausdifferenzierte

Zellen eine sehr viel effektivere Möglichkeit sein könnten, die viel versprechenden Perspektiven der Stammzellentherapie zu nutzen.«

»Wir haben ein paar richtig gute Ergebnisse erzielt«, sagte Paul. »Vielleicht wollen Sie sich die zuerst einmal anschauen, Dr. D'Agostino, bevor Sie ein pauschales Urteil fällen.«

»Das wäre bestimmt sehr aufschlussreich.« Mehr brachte Stephanie nicht zustande.

»Lassen Sie uns weitergehen«, schlug Spencer vor. »Sie sollen noch vor dem Mittagessen den Rest der Klinik zu Gesicht bekommen, und es gibt noch eine Menge zu sehen.«

Stumm vor Staunen traten Daniel und Stephanie durch die Doppeltür in ein riesiges Laboratorium. Erneut waren sie vollkommen perplex. Die schiere Größe des Raumes in Verbindung mit der Ausstattung, angefangen von DNA-Sequenziergeräten bis hin zu einfachen Inkubatoren zur Anzucht von Gewebekulturen, war sehr viel mehr, als sie beide erwartet oder gar zu hoffen gewagt hatten. Das Einzige, was fehlte, war Personal. Nur eine einzige Labortechnikerin beugte sich in weiter Ferne über ein Präparationsmikroskop.

»Im Augenblick haben wir zu wenig Personal«, sagte Spencer, als hätte er die Gedanken seiner Gäste gelesen. »Aber das wird sich ändern, sobald die Nachfrage der Patienten steigt.«

»Ich hole mal die Laborleiterin«, sagte Paul und verschwand kurz in einem kleinen Büro an der Seite.

»In etwa sechs Monaten wollen wir voll ausgelastet sein«, sagte Spencer.

»Wie viele Techniker wollen Sie denn hier beschäftigen?«, fragte Stephanie.

»So um die dreißig«, erwiderte Spencer. »Zumindest steht das so in unseren augenblicklichen Kalkulationen. Aber wenn die Nachfrage nach Stammzellentherapien weiter so steigt wie

im Augenblick, dann müssen wir die Zahlen nach oben korrigieren.«

Da erschien Paul wieder auf der Bildfläche. Er hielt eine schlanke, fast schon abgemagerte Frau an der Hand. Deutlich sichtbar zeichneten sich ihre Knochen unter der Haut ab, besonders die Wangenknochen. Sie hatte mausfarbenes Haar mit grauen Strähnen und eine schmale, messerscharfe Nase, die wie ein Ausrufezeichen über einem kleinen, schmallippigen Mund hervorragte. Über einem Hosenanzug trug sie einen kurzen Laborkittel mit aufgerollten Ärmeln. Paul führte sie zu den anderen und stellte sie vor. Sie hieß Megan Finnigan, wie auch auf dem Namensschild an ihrer Jacketttasche zu lesen war.

»Wir sind auf Ihre Ankunft vorbereitet«, sagte Megan, nachdem die Vorstellungsrunde zu Ende war. Sie sprach leise mit Bostoner Akzent und deutete auf einen Labortisch in der Nähe. »In diesem Bereich hier haben wir alles aufgebaut, was Sie vermutlich benötigen werden. Falls noch etwas fehlt, dann brauchen Sie nur zu fragen. Meine Bürotür steht Ihnen jederzeit offen.«

»Dr. Lowell braucht ein Fläschchen mit gepufferter Salzlösung«, sagte Paul. »Er hat eine Textilprobe mitgebracht, auf der sich Blut befindet, und er möchte die DNA konservieren.«

»Das ist überhaupt kein Problem«, sagte Megan. Sie rief nach der einzigen Labortechnikerin und bat sie, die Salzlösung zu holen. Die Frau in der Ferne stieß sich von ihrem Schreibtisch ab und machte sich an die Erledigung ihres Auftrages.

»Wann möchten Sie denn anfangen?«, fragte Megan, während Daniel und Stephanie den für sie reservierten Bereich inspizierten.

»So bald wie möglich«, sagte Daniel. »Was ist mit den menschlichen Eizellen? Sind die vorhanden, wenn wir sie benötigen?«

»Jederzeit«, sagte Paul. »Sie müssen uns nur zwölf Stunden vorher Bescheid geben.«

»Das ist unglaublich«, sagte Daniel. »Wie machen Sie das?«

Paul lächelte. »Berufsgeheimnis. Vielleicht können wir solche Geheimnisse ja später einmal austauschen, wenn wir ein bisschen Erfahrung in der Zusammenarbeit gesammelt haben. Ich bin schließlich gleichermaßen an Ihrem HTSR-Verfahren interessiert.«

»Soll das heißen, Sie wollen heute schon anfangen?«, fragte Megan.

»Das ist leider nicht möglich«, sagte Daniel. »Wir erwarten noch eine Kuriersendung. Erst dann können wir mehr tun, als die Textilprobe in eine geeignete Salzlösung zu legen.« Er wandte sich an Spencer. »Ich nehme nicht an, dass heute Morgen schon etwas für uns angekommen ist, oder?«

»Wann ist es abgeschickt worden?«, fragte Spencer zurück.

»Gestern Abend, in Boston«, sagte Stephanie.

»Welches Gewicht?«, wollte Spencer wissen. »Das macht einen Unterschied. Es ist immerhin eine internationale Sendung. Ein Brief oder ein sehr kleines Päckchen kann schon einmal am folgenden Nachmittag hier sein.«

»Es war kein Brief«, sagte Daniel. »Das Paket ist so groß, dass darin eine isolierte, kryogekühlte Zellkultur plus eine ganze Reihe von Reagenzien Platz hat.«

»Dann können Sie nicht vor morgen damit rechnen«, sagte Spencer. »Die Sendung muss durch den Zoll, was einen zusätzlichen Tag kostet.«

»Die Zellkulturen müssen unbedingt in den Kühlschrank, bevor sie anfangen aufzutauen«, sagte Stephanie.

»Ich kann beim Zoll anrufen und die Sache beschleunigen«, sagte Spencer. »Während der Bauarbeiten im letzten Jahr hatten wir fast täglich mit denen zu tun.«

Die Labortechnikerin trat mit einem zugekorkten Glaskolben mit gepufferter Salzlösung zu ihnen. Sie war eine hellhäutige Afroamerikanerin Anfang zwanzig und hatte die Haare zu einem dichten Knoten geflochten. Ihr Nasenrücken war mit Sommersprossen übersät, und ihre Ohrmuscheln waren mit einer beeindruckenden Ansammlung von Piercings und dazugehörigem Schmuck bestückt.

»Das ist Maureen Jefferson«, sagte Paul. »Ihr Spitzname lautet Mare. Ich möchte sie wirklich nicht in Verlegenheit bringen, aber im Umgang mit Mikropipetten und bei der Kernübertragung hat sie ein goldenes Händchen. Fall Sie also ihre Hilfe benötigen sollten, sie steht jederzeit bereit. Hab ich Recht, Mare?«

Mare lächelte spröde, während sie Daniel das Glas mit der Salzlösung übergab.

»Das ist sehr großzügig von Ihnen«, sagte Stephanie, »aber ich glaube, in Bezug auf die Zellbearbeitung werden wir keine Probleme haben.«

Daniel holte den versiegelten, durchsichtigen Umschlag aus seiner Tasche. Die anderen sahen ihm dabei zu. Mit einer Schere, die Megan ihm gereicht hatte, schnitt er eine Kante des Umschlags ab. Dann drückte er ihn von den Seiten her zusammen, sodass er sich öffnete. Vorsichtig ließ er den kleinen, blassrötlichen Fetzen aus betagtem Leinen in die Flüssigkeit gleiten, ohne ihn zu berühren. Er schwebte auf der Oberfläche. Sorgfältig drückte er den Gummistöpsel auf die Öffnung des Glaskolbens. Mit einem Fettstift, den er ebenfalls von Megan bekam, schrieb er auf das Äußere der Flasche die Buchstaben »TG«.

»Gibt es hier einen sicheren Ort, wo ich das hier aufbewahren kann, während die Blutkomponenten herausgelöst werden?«, wollte Daniel wissen.

»Das gesamte Labor ist sicher«, sagte Paul. »Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen. Wir haben einen eigenen Sicherheitsdienst.«

»Betrachten Sie die Klinik einfach als das Fort Knox von Nassau«, sagte Spencer.

»Ich könnte es in meinem Büro einschließen«, schlug Megan vor. »Ich könnte es sogar in meinen kleinen Safe stellen.«

»Das würde ich sehr begrüßen«, sagte Daniel. »Es ist unersetzbar.«

»Keine Angst«, sagte Paul. »Es ist in Sicherheit. Glauben Sie mir! Dürfte ich es vielleicht kurz in der Hand halten?«

»Natürlich«, sagte Daniel. Er reichte Paul den Glaskolben.

Paul hielt die Flasche hoch, sodass sie von einer Deckenleuchte von hinten angestrahlt wurde. »Ist denn das die Möglichkeit?«, sagte er und blickte mit zusammengekniffenen Augen auf das winzige Stückchen rötlichen Stoff, der auf der Oberfläche der Flüssigkeit schwebte. »Hier haben wir ein kleines bisschen von der DNA Christi! Ich kriege Gänsehaut, wenn ich nur daran denke.«

»Jetzt übertreib's mal nicht mit der Theatralik«, sagte Spencer.

»Wie sind Sie da rankommen?«, fragte Paul, ohne Spencers Kommentar zu beachten.

»Wir hatten hochrangige kirchliche Unterstützung«, sagte Daniel unbestimmt.

»Und wie haben Sie sich diese Unterstützung gesichert?«, fragte Paul, wobei er die Flasche mit der Flüssigkeit weiterhin langsam drehte und nicht aus den Augen ließ.

»Um ehrlich zu sein, das waren nicht wir«, sagte Daniel. »Das war unser Patient.«

»Ach, tatsächlich«, sagte Paul. Er ließ den Glaskolben sinken und blickte Spencer an. »Steht Ihr Patient in Diensten der katholischen Kirche?«

»Nicht, dass wir wüssten«, sagte Daniel.

»Zumindest muss er hervorragende Beziehungen haben«, meinte Spencer.

»Mag sein«, sagte Daniel. »Aber das wissen wir nicht.«

»Wo Sie gerade aus Italien kommen«, warf Spencer ein. »Wie stehen Sie denn zur Frage der Authentizität des Grabtuchs?«

»Ich habe Ihnen ja bereits am Telefon gesagt«, sagte Daniel mit kaum verhüllter Verärgerung, »dass wir mit den Streitfragen über das Grabtuch nichts zu tun haben wollen. Wir verwenden es auf Wunsch unseres Patienten hin lediglich als Quelle für die beim HTSR-Verfahren benötigte DNA.« Eine intellektuelle Diskussion mit diesen Volltrotteln war das Letzte, was Daniel jetzt gebrauchen konnte.

»Nun, ich freue mich darauf, Ihren Patienten kennen zu lernen«, sagte Paul. »Er und ich haben etwas gemeinsam: Wir glauben beide daran, dass das Turiner Grabtuch wirklich echt ist.« Er reichte die Flasche an Megan weiter. »Von jetzt an doppelte Vorsicht! Ich habe das Gefühl, dass dieses winzige Stückchen Stoff noch Geschichte machen wird.«

Megan nahm den Glaskolben und hielt ihn mit beiden Händen fest. Sie wandte sich an Daniel. »Was haben Sie denn mit dieser Suspension vor?«, wollte sie wissen. »Sie gehen doch nicht davon aus, dass das Leinen sich auflöst, oder?«

»Bestimmt nicht«, meinte Daniel. »Ich möchte den Stofffetzen einfach nur in Salzlösung legen, damit die DNA der weißen Blutkörperchen in die Lösung übergehen kann. In ungefähr vierundzwanzig Stunden führe ich mit einem Teil davon eine Polymerase-Kettenreaktion durch. Eine anschließende Elektrophorese mit ein paar Kontrollen müsste uns eigentlich eine Vorstellung davon liefern, womit wir es zu

tun haben. Falls wir genügend DNA-Fragmente finden – und dessen bin ich mir ziemlich sicher –, verstärken wir das Signal und warten ab, ob unsere Sonden so viel finden, wie wir für das HTSR-Verfahren benötigen. Es kann natürlich sein, dass wir den ganzen Vorgang einige Male wiederholen oder dass wir Lücken schließen müssen. Der Stoff bleibt auf jeden Fall so lange in der Salzlösung, bis wir haben, was wir brauchen.«

»Dann ist ja alles klar«, sagte Megan. »Ich stelle den Kolben wie vorgeschlagen in meinen Safe. Morgen sagen Sie mir einfach Bescheid, wenn Sie ihn brauchen.«

»Perfekt«, sagte Daniel.

»Wenn wir dann hier so weit fertig wären, dann könnten wir ja ins Klinikgebäude gehen«, schlug Spencer vor. Er schaute auf die Uhr. »Wir würden Ihnen gerne noch unsere Operationssäle sowie die Krankenstation zeigen. Dort lernen Sie dann auch das restliche Personal kennen, und wir zeigen Ihnen unsere Cafeteria. Wir haben zu Ihren Ehren sogar ein Mittagessen vorbereitet, zu dem wir auch Dr. Rashid Nawaz eingeladen haben, den Neurochirurgen. Wir dachten, Sie würden ihn vielleicht gerne kennen lernen.«

»Das würden wir wirklich gerne«, erwiderte Daniel.

Es kam ihm vor, als hätte er eine Ewigkeit vor dem Mietwagenschalter am Internationalen Flughafen von Nassau angestanden, aber endlich war Gaetano an der Reihe. Wieso hatten die Leute vor ihm so lange gebraucht, nur um ein idiotisches Auto zu mieten? Man brauchte doch nichts weiter tun, als so ein verdammtes Formular auszufüllen. Er schaute auf seine Armbanduhr. Es war zwölf Uhr dreißig. Er war erst vor zwanzig Minuten gelandet, obwohl er schon um sechs Uhr morgens, noch vor dem Einsetzen der Dämmerung, am Logan Airport abgeflogen war. Das Problem war, dass es keine Non-Stop- oder wenigstens Direktflüge gab. Deshalb hatte er in Orlando umsteigen müssen.

Gaetano trat unruhig von einem Bein auf das andere. Sal und Lou hatten ihm unmissverständlich klar gemacht, dass er den Auftrag an einem einzigen Tag abwickeln und sofort nach Boston zurückkommen sollte. Besonders eindringlich hatten sie ihn davor gewarnt, ihnen mit irgendwelchen faulen Ausreden zu kommen. Allerdings hatten sie im selben Atemzug zugegeben, dass der Erfolg seiner Mission stark davon abhängig war, wie schnell er Dr. Lowell ausfindig machen konnte, und das war schwer zu kalkulieren. Die Rechnung wies etliche Unbekannte auf, was sie ebenfalls großzügigerweise zugestanden hatten. Gaetano hatte versprochen, sein Bestes zu tun, aber wenn er jetzt nicht endlich so schnell wie möglich in dieses Ocean Club Hotel kam, dann hatte er überhaupt keine Chance mehr, rechtzeitig fertig zu werden.

Der Plan war einfach. Gaetano sollte zum Hotel gehen, die Zielperson ausfindig machen, die, da waren sich Lou und Sal absolut sicher, angesichts des Wetters nur am Strand herumlungern konnte, ihn mit irgendeinem cleveren Trick vom Hotel weglocken und dann das tun, was er zu tun hatte, das heißt, die Nachricht seiner Chefs überbringen und ihn so zusammenschlagen, dass er die Sache auch wirklich ernst nahm. Anschließend sollte Gaetano zum Flughafen zurückhetzen und einen der kleinen Hüpfen zurück nach Miami nehmen, damit er noch die letzte Maschine nach Boston erreichte. Falls dieser Plan aus irgendeinem Grund schief gehen sollte, dann müsste Gaetano seinen Auftrag heute Abend erfüllen, vorausgesetzt, dass der Professor das Hotel verließ. Anschließend würde er die Nacht in irgendeiner mottenzerfressenen Absteige verbringen und am nächsten Tag nach Hause fliegen. Das einzige Problem an diesem zweiten Plan war, dass es keine Garantie gab, dass die Zielperson wirklich das Hotel verließ. Das würde bedeuten, es müsste alles auf den folgenden Tag verschoben werden. In diesem Fall

würden Lou und Sal auf jeden Fall ausflippen, völlig egal, was Gaetano sagte, und so fühlte er sich irgendwie zwischen zwei unbeweglichen Felsbrocken eingeklemmt. Das Problem bestand letztendlich darin, dass Gaetano in Boston gebraucht wurde. Wie seine Chefs gesagt hatten, es war eine Menge los in diesen Tagen, wo die Wirtschaft sich im Abwärtstaumel befand und die Leute jammerten, dass sie ihre Kredit und Spielschulden nicht mehr begleichen konnten.

Gaetano wischte die Schweißtropfen beiseite, die sich wie eine Perlenkette am Ansatz seines dunklen, kurz geschorenen Haares auf seiner mächtigen Stirn aufgereiht hatten. Er trug ursprünglich sorgfältig gebügelte, braune Leinenhosen, ein kurzärmeliges Hemd mit Blütenmuster und einen blauen Blazer. Er hatte sich schick gemacht, um im Ocean Club nicht aufzufallen. Im Augenblick hatte er den Blazer über die Schulter gelegt, und in den Kniekehlen zeigte seine Hose etliche auffallend feuchte Falten. Seine kompakte Statur machte ihn anfällig für die feuchte, tropische Hitze.

Eine Viertelstunde später stand Gaetano auf einem Parkplatz. Es war heiß wie die Hölle und er suchte nach einem weißen Jeep Cherokee. Wenn ihm vorher schon heiß gewesen war, dann kochte er jetzt. Unter seinen Achseln hatten sich schweißgetränkte Dreiecke gebildet. In der rechten Hand hielt er seine kleine Tasche, die er im Handgepäck transportiert hatte, in der linken die Papiere des Mietwagens und die Landkarte, die er sich von dem Autovermieter hatte geben lassen. Die Vorstellung, dass er links fahren sollte, wie man ihm bei der Autovermietung gesagt hatte, hatte ihn zunächst nachdenklich werden lassen. Aber jetzt traute er sich zu, dass er das schaffte, vorausgesetzt, er rief es sich immer wieder ins Gedächtnis zurück. Es kam ihm wie der Gipfel der Lächerlichkeit vor, dass die Bahamaer auf der falschen Seite fuhren.

Dann hatte er den Wagen entdeckt. Ohne weiteres Zögern stieg er ein und ließ den Motor an. Als erste Amtshandlung drehte er die Klimaanlage voll auf und richtete sämtliche Luftströme auf seinen Körper. Nachdem er die Karte studiert und auf dem Beifahrersitz ausgebreitet hatte, lenkte er den Wagen vom Parkplatz.

Es hatte Überlegungen gegeben, noch eine Kanone zu besorgen, aber die Idee war wieder verworfen worden. Erstens würde das Zeit kosten und zweitens brauchte er keine Waffe, um mit einem aufmüpfigen Professor fertig zu werden. Er warf noch einmal einen Blick auf die Landkarte. Die Strecke war einfach zu finden, da die meisten Straßen in die Innenstadt von Nassau führten. Von dort wollte er über die Brücke nach Paradise Island fahren. Er ging davon aus, dass der Ocean Club leicht zu finden sein würde.

Gaetano musste lächeln. Das Schicksal meinte es gut mit ihm. Wer hätte vor ein paar Jahren gedacht, dass er jemals auf den Bahamas umherkurven würde, in schicken Klamotten, gut gelaunt und voller Vorfreude auf ein kleines bisschen Action. Die Aufregung jagte ihm einen Schauer den Rücken hinunter, sodass sich seine Nackenhaare aufstellten. Gaetano liebte Gewalt in jeder Form. Es war fast schon eine Art Sucht, die ihn in der Vergangenheit immer wieder in Schwierigkeiten gebracht hatte, zunächst in der Mittelschule, aber dann besonders auf der High School. Er liebte gewalttätige Actionfilme und gewalttätige Computerspiele, aber die Wirklichkeit war ihm schon immer am liebsten gewesen. Dank seiner athletischen Körpermaße, die er schon als Jugendlicher gehabt hatte, war er aus den meisten Kämpfen als Sieger hervorgegangen.

Der größte Schlamassel war im Jahr 2000 passiert. Er und sein Bruder hatten auch damals schon feste Stellen als Muskelmänner gehabt, und zwar bei einer der großen Familien in Queens, New York. Dann erhielten Vito und er einen

Auftrag. Sie sollten einem Bullen eine Lektion erteilen, der seinen Verpflichtungen nicht nachkommen wollte. Eigentlich keine große Sache, aber es ging schief. Der Bulle zog eine versteckte Pistole und schaffte es, Vito schwer zu verletzen, bevor Gaetano ihn entwaffnen konnte.

Leider hatte Gaetano danach rot gesehen. Als der Anfall vorbei war, war nicht nur der Polizist tot gewesen, sondern auch noch seine Frau und sein jugendlicher Sohn, die sich beide dummerweise eingemischt hatten die Frau mit einer weiteren Pistole, der Junge mit einem Baseballschläger. Alle regten sich wahnsinnig darüber auf. Das Ganze hätte niemals geschehen dürfen und hatte eine gewaltige Überreaktion von Seiten der New Yorker Strafverfolgungsbehörden zur Folge, als wäre der Bulle so eine Art Held gewesen. Zuerst hatte Gaetano gedacht, er würde geopfert werden, indem er entweder selber umgelegt oder der Polizei auf dem Silbertablett serviert wurde. Aber dann hatte sich plötzlich und unerwartet die Gelegenheit ergeben, nach Boston abzuhausen und für die Castigliano-Brüder zu arbeiten, die weitläufig mit seinen bisherigen Arbeitgebern, den Baresses, verwandt waren.

Zu Anfang hatte Gaetano der Umzug überhaupt nicht gepasst. Er hasste Boston, das ihm im Vergleich zu New York mickerig vorkam, und er hasste seinen Job als Verkäufer für Klempnerbedarf. Er fühlte sich erniedrigt, aber mit der Zeit gewöhnte er sich daran.

»Heilige Scheiße!«, rief Gaetano, als er zum ersten Mal ein Stück des Atlantischen Ozeans zu Gesicht bekam. Noch nie hatte er ein solch intensives Blau gesehen. Der Verkehr wurde stärker und Gaetano fuhr langsamer und genoss die Landschaft. Die Umstellung auf den Linksverkehr war ihm leichter gefallen als gedacht, und so konnte er den Blick schweifen lassen. Es gab eine Menge zu sehen. Er fing an, den Verlauf des bevorstehenden Nachmittags etwas optimistischer zu sehen, so lange, bis er in Nassau war. Dort fand er sich dann in einem

Stau wieder und steckte eine Zeit lang hinter einem Bus fest, ohne dass es auch nur einen Millimeter vorwärts gegangen wäre.

Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war schon nach eins. Er schüttelte den Kopf und sein Optimismus verflüchtigte sich in Windeseile. Es ließ sich nicht verleugnen: Die Chancen, dass er seinen Auftrag ausführen und gegen halb fünf wieder am Flughafen sein konnte, um die letzte Maschine von Miami nach Boston noch zu erwischen, verschlechterten sich mit jeder Minute.

»Scheiß drauf.«, stieß Gaetano heftig hervor. Er würde sich durch den Zeitdruck doch nicht den ganzen Tag versauen lassen. Nach einem tiefen Atemzug warf er einen Blick zum Seitenfenster hinaus, ja, er lächelte sogar einer attraktiven Schwarzen zu, und sie lächelte zurück. Vielleicht war es ganz unterhaltsam, die Nacht hier zu verbringen. Er ließ das Fenster herunter, aber da war sie schon wieder verschwunden. Einen Augenblick später setzte sich der Bus vor ihm in Bewegung.

Schließlich fuhr Gaetano über den anmutigen Brückenbogen, der New Providence Island mit Paradise Island verband, und fand sich schon bald auf dem Parkplatz des Ocean Club wieder, der, wenn man nach den Fahrzeugen urteilen wollte, eher von den Angestellten als von den Gästen genutzt wurde.

Gaetano ließ sein Jackett und seine Tasche auf dem Rücksitz des Cherokee liegen und ging in westlicher Richtung einen von Bäumen und Blumen gesäumten Fußweg entlang, bevor er sich zwischen zwei Hotelgebäuden hindurch nach Norden wandte. Er landete auf der Wiese zwischen Hotel und Strand. Dort schlug er einen Bogen und ging in östlicher Richtung zurück auf die Hauptgebäude zu, wo sich die öffentlichen Flächen und die Restaurants befanden. Was er sah, beeindruckte ihn. Es war eine herrliche Anlage.

Hoch oben an einer Stelle, wo der Strand steil nach unten hin abfiel, befand sich ein Terrassenrestaurant mit zentraler Bar

und einem Strohdach. Von dort hatte man einen sehr schönen Blick über den gesamten Strand. Das Restaurant war jetzt, gegen halb zwei, immer noch überfüllt, während zahlreiche Menschen geduldig in der Schlange auf einen frei werdenden Barhocker oder einen Tisch warteten. Gaetano blieb stehen und holte die Fotos aus der Tasche, um sich den Professor und Tonys Schwester noch einmal genau anzusehen. Sein Blick blieb an der Schwester hängen. Er wünschte, sie wäre die Zielperson gewesen. Er dachte an die vielfältigen Möglichkeiten, wie man ihr eine gewaltsame Nachricht überbringen konnte, und musste lächeln.

Nachdem er seine Vorstellung von den Gesuchten wieder aufgefrischt hatte, schlenderte Gaetano langsam durch das Bar-Restaurant. Die Bar befand sich in der Mitte der Fläche, die Tische standen eher am Rand. Jeder Tisch und jeder Barhocker waren belegt, in der Regel mit spärlich bekleideten Menschen jeder Form, jeder Größe und jedes Alters.

Gaetano war wieder am Ausgangspunkt angelangt, ohne dass er jemanden entdeckt hätte, der dem Kerl oder dem Mädchen ähnlich gesehen hätte. Er verließ das Restaurant, ging eine Treppe hinunter und gelangte auf einen Absatz mit mehreren Duschen. Nach dem nächsten Absatz stand er am Strand.

Zu seiner Rechten am Fuß der Treppe befand sich der für die Hotelgäste reservierte Strandabschnitt mit Handtüchern, Sonnenschirmen und Liegestühlen. Gaetano zog Schuhe und Strümpfe aus und rollte die Hosenbeine nach oben, bevor er an die Wasserkante stapfte, wo sanfte Wellen ans Ufer schlugen. Als er die Zehen ins Wasser streckte, hätte er gerne seine Badehose dabeigehabt. Das Wasser war kristallklar, seicht und wunderbar warm.

Zunächst ging Gaetano auf dem feuchten, dicht gepressten Sand ostwärts. Dabei schaute er jedem einzelnen Menschen am Strand ins Gesicht. Es war nicht besonders voll, da die meisten beim Mittagessen waren. Als niemand mehr zu sehen war,

machte er kehrt und ging nach Westen. Als er auch in diese Richtung alle Gesichter kontrolliert hatte, war ihm klar, dass der Professor und die Schwester nicht am Strand waren. So viel dazu, dachte er mürrisch.

Gaetano ging zurück und schnappte sich seine Schuhe. Er nahm sich ein Handtuch und ging bis zum ersten Treppenabsatz hinauf. Dort spülte er sich den Sand von den Füßen. Nachdem er die Schuhe wieder angezogen hatte, stieg er die restlichen Stufen hinauf und nahm den kleinen Pfad, der sich über die üppige grüne Wiese vor dem im Plantagenstil errichteten Hauptgebäude der Hotelanlage schlängelte. Im Inneren fühlte er sich wie im Wohnzimmer eines riesigen luxuriösen Hauses. Nur die kleine Bar in der Ecke mit den sechs Barhockern erinnerte daran, dass es immer noch ein Hotel war. Der Barkeeper hatte keine Kundschaft und putzte die Gläser.

Gaetano griff nach einem Haustelefon, das auf einem Schreibtisch voller Hotelbriefpapier stand, und rief die Telefonzentrale an. Er fragte, was er tun musste, um mit einem der Gästezimmer verbunden zu werden, und die Dame am anderen Ende der Leitung sagte, dass sie das gerne für ihn erledigen wollte. Gaetano bat sie, ihn mit Zimmer 108 zu verbinden.

Während das Telefon klingelte, bediente sich Gaetano aus einer Obstschale auf dem Schreibtisch. Er ließ es zehnmal klingeln, dann meldete sich die Vermittlung wieder und fragte, ob er eine Nachricht hinterlassen wollte. Gaetano sagte, er wolle es später noch einmal probieren, und legte auf.

Ob das Hotel wohl einen Swimmingpool hatte? Dort, wo man ihn eigentlich erwartet hätte, nämlich in der Mitte des weitläufigen Rasens, hatte er keinen gesehen. Aber da das Hotelgelände offensichtlich sehr ausgedehnt war, befand er sich vielleicht irgendwo anders. Also ging er quer durch den wohnzimmerähnlichen Aufenthaltsbereich und trat an den

Empfangsschalter. Er fragte nach und man erklärte ihm den Weg.

Der Pool befand sich in östlicher Richtung, etwas abgesetzt vom Meer am tiefsten Punkt eines sorgfältig angelegten Parks, der sich in mehreren Stufen nach oben hin erweiterte und von einem mittelalterlichen Kloster gekrönt wurde. Gaetano war beeindruckt von der Umgebung, aber enttäuscht davon, dass er wieder, wie schon am Strand, kein Glück hatte. Der Professor und Tonys Schwester waren weder am Pool noch an der dazugehörigen Snackbar, genauso wenig wie in dem nahe gelegenen Fitnessstudio oder auf einem der zahlreichen Tennisplätze.

»Mist!«, murmelte Gaetano. Seine Zielpersonen waren im Augenblick nicht im Hotel, so viel war klar. Er blickte auf seine Armbanduhr. Schon nach zwei. Er schüttelte den Kopf. Die Frage war jetzt nicht mehr, ob er vielleicht eine Nacht hier verbringen musste, sondern, wie viele Nächte es ihn wohl kosten würde, wenn er in diesem Tempo weitermachte.

Gaetano lenkte seine Schritte wieder in den Empfangsbereich. Dort entdeckte er eine bequeme Couch, in deren Nähe sich ebenfalls eine Obstschale sowie ein Stapel mit Hochglanzzeitschriften befanden. Außerdem konnte er von hier aus durch einen Torbogen hindurch den Haupteingang des Hotels beobachten. Gaetano fand sich damit ab, warten zu müssen, setzte sich und machte es sich bequem.

KAPITEL 16

Freitag, 1. März 2002, 14.07 Uhr

Nachdem sie sich von ihren Gästen verabschiedet hatten, schwebte Spencer nach oben in sein weitläufiges Büro. Paul hingegen nahm die Treppe und stieg in den Keller des Hauptgebäudes hinab. Er fragte sich oft, was Spencer in diesem riesigen Zimmer, das viermal so groß und zehnmal so luxuriös ausgestattet war wie sein eigenes nebenan, den ganzen Tag über eigentlich machte. Doch Paul wollte sich nicht beklagen. Es war während der gesamten Bauzeit Spencers einzige Forderung gewesen. Abgesehen davon, dass er auf ein lächerlich großes, persönliches Büro bestanden hatte, hatte er Paul relativ freie Hand gelassen, und das war besonders im Hinblick auf das Labor und seine Ausstattung sehr wichtig gewesen. Außerdem hatte Paul noch ein zweites, wenn auch winziges Büro im Labor, wo er sich sehr viel öfter aufhielt als im Verwaltungsgebäude.

Paul pfiff vor sich hin und öffnete die feuerfeste Tür, die vom Treppenhaus in die Kellerräume führte. Er hatte allen Grund dazu, gut gelaunt zu sein. Nicht nur, dass er durch die Zusammenarbeit mit einem potenziellen Nobelpreisträger eine enorme Aufwertung seines Rufes als Stammzellenforscher zu erwarten hatte, nein, was noch wichtiger war, er konnte auch mit einer beachtlichen und dringend benötigten Finanzspritze für die Klinik rechnen. Wie der Phönix aus der griechischen Mythologie war Paul erneut aus der Asche auferstanden, dieses Mal sogar buchstäblich. Vor weniger als einem Jahr hatten er und die anderen Klinikbetreiber aus Massachusetts fliehen müssen, weil die Barbaren – in Form von Bundespolizisten – vor den Toren ihrer Einrichtung gestanden hatten.

Glücklicherweise hatte Paul bereits damit gerechnet, dass sich aufgrund seiner bahnbrechenden Forschungsarbeiten Probleme ergeben könnten, auch wenn er nicht direkt mit der Staatsanwaltschaft, sondern eher mit der Aufsichtsbehörde gerechnet hatte. Daher hatte er bereits detaillierte Pläne für einen Umzug der Klinik an einen Ort außerhalb des Machtbereichs der US-Administration ausgearbeitet. Schon fast ein Jahr lang hatte er hinter Spencers Rücken Gelder abgezogen. Das war nicht weiter schwierig gewesen, da Spencer sich größtenteils in Florida aufgehalten hatte. Mit dem Geld hatte Paul das Grundstück auf den Bahamas gekauft, eine neue Klinik entworfen und mit dem Bau begonnen. Die unerwartete Razzia, die ein paar dämlichen Klatschbasen zu verdanken war, bedeutete lediglich, dass er mitsamt seinen Truppen zu einer überstürzten Abreise vor Fertigstellung der neuen Klinik gezwungen war. Sie bedeutete auch, dass er ein komplett ausgearbeitetes Notfallszenario in Gang setzen musste, das im Abfackeln der alten Einrichtung zur Vernichtung sämtlicher Beweise bestand.

Die eigentliche Ironie dieser Auferstehung aus der Asche lag aber darin, dass sie bereits seine zweite wundersame Wiederbelebung darstellte. Vor nur sieben Jahren waren seine Perspektiven absolut düster gewesen. Er hatte seine Krankenhauszulassung verloren und stand kurz davor, seine ärztliche Approbation für den Bereich des Staates Illinois ebenfalls zu verlieren, und das nur zwei Jahre nach Beendigung seiner Pflichtassistenten auf einer gynäkologischen Station. Der Grund war eine blöde Abrechnungsschummelei gewesen, die er sich bei ein paar Kollegen abgeschaut und dann verfeinert hatte. Dadurch war er gezwungen gewesen, den Bundesstaat zu verlassen. Mit mehr Glück als Verstand war er in Massachusetts gelandet, wo er eine Forschungsstelle im Bereich der Reproduktionsmedizin angenommen hatte, um zu verhindern, dass die Ärztekammer von Massachusetts etwas

von seinen Schwierigkeiten in Illinois erfuhr. Seine Glückssträhne ging weiter, als sich herausstellte, dass Spencer Wingate, einer seiner neuen Vorgesetzten, über seinen Rückzug aus dem Geschäftsleben nachdachte. Alles andere war Vergangenheit.

»Wenn mich nur meine Freunde jetzt sehen könnten!«, murmelte Paul glücklich vor sich hin, während er den Hauptkorridor des Kellergeschosses entlangging. Solche Überlegungen waren mit sein liebster Zeitvertreib. Natürlich hatte der Begriff Freunde für ihn eine sehr unbestimmte Bedeutung, da er kaum welche hatte. Die meiste Zeit seines Lebens war er zu einem Dasein als Einzelgänger gezwungen gewesen, nachdem er während seiner prägenden Jahre permanent als Zielscheibe für Spott und Hohn hatte erhalten müssen. Er war schon immer ein harter Arbeiter gewesen, und doch bestand sein Schicksal darin, dass es ihm nicht gelang, gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen, nicht einmal mit seinem medizinischen Dokortitel. Aber jetzt stand ihm ein hervorragend ausgestattetes Labor zur Verfügung und die FDA konnte ihm nichts mehr anhaben, jetzt hatte er die richtige Ausgangsbasis zur Verfügung, um Biomediziner des Jahres, vielleicht sogar des Jahrzehnts zu werden... vielleicht sogar des Jahrhunderts, wenn man in Betracht zog, dass die Wingate Clinic durchaus über das Potenzial verfügte, sowohl beim reproduktiven als auch beim therapeutischen Klonen eine Monopolstellung einzunehmen. Die größte Ironie überhaupt lag natürlich in der Vorstellung, dass er ein berühmter Wissenschaftler werden sollte. Er hatte das nicht geplant, verfügte nicht über eine entsprechende Ausbildung und hatte sogar die zweifelhafte Ehre genossen, die medizinische Hochschule als Jahrgangsschlechtesten abzuschließen. Paul lachte unhörbar. Er wusste, dass er seine momentane Position nicht nur dem Glück verdankte, sondern auch der Tatsache, dass sich die Politiker in den USA immer noch in erster Linie

mit der Abtreibungsfrage beschäftigten. So wurde zum einen eine wirksame Kontrolle des Geschäftes mit der Reproduktionsmedizin verhindert und gleichzeitig die Stammzellenforschung behindert. Wenn das nicht der Fall gewesen wäre, dann wären die Forschungen in den USA schon jetzt ebenso weit wie seine eigenen.

Paul klopfte an Kurt Hermanns Tür. Kurt war der Sicherheitschef der Klinik und einer der Ersten, die Paul eingestellt hatte. Schon bald nachdem er seine Arbeit an der Wingate Clinic aufgenommen hatte, hatte Paul gespürt, welch enormes Profitpotenzial in unerfüllten Kinderwünschen schlummerte, besonders dann, wenn man bereit war, die Grenzen des Erlaubten etwas auszudehnen und sich die sehr lückenhafte Kontrolle in diesem Bereich zu Nutze zu machen. Daher war Paul davon ausgegangen, dass die Frage der Sicherheit eine zentrale Rolle spielen würde. Er hatte versucht, den richtigen Mann dafür zu finden, jemanden, der wenig Skrupel hatte, falls drakonische Maßnahmen notwendig wurden, jemanden, der absolut loyal war und der schon über ernst zu nehmende Erfahrungen verfügte. All dies hatte er in Kurt Hermann gefunden. Die Tatsache, dass der Mann im Anschluss an eine Reihe von Prostituiertenmorden auf der Insel Okinawa unehrenhaft aus einer Spezialeinheit der US-Army entlassen worden war, bereitete Paul keinerlei Kopfzerbrechen. Im Gegenteil, er hatte das eher als Vorteil angesehen.

Nachdem er ein »Herein« vernommen hatte, machte Paul die Tür auf. Kurt hatte die Gestaltung seines Kellerbüros selbst in die Hand genommen. Der Hauptraum – eine Kombination aus Büro und Fitnessstudio – war mit zwei identischen Schreibtischen und ebensolchen Stühlen sowie einem halben Dutzend Kraftmaschinen ausgestattet. Dazu kam noch eine Matte, die für Taekwondokämpfe genutzt wurde. An den Hauptraum schloss sich ein Überwachungszimmer mit einer kompletten Wand voller Monitore an, die alle Bilder der über

den Klinikkomplex verteilten Kameras zeigten. Außerdem besaß das Büro noch einen kurzen Flur, von dem ein Schlafzimmer und ein Bad abgingen. Kurt hatte zwar noch eine andere, größere Wohnung drüben im Laborgebäude, aber gelegentlich verbrachte er etliche Tage ununterbrochen hier unten. Gegenüber dem Büroschlafzimmer gab es noch eine Arrestzelle, komplett mit Waschbecken, Kloschüssel und einer Pritsche aus Eisen.

Paul registrierte das metallische Klicken von Gewichten und wandte seine Aufmerksamkeit dem Bereich mit den Kraftmaschinen zu. Kurt Hermann setzte sich vom Bankdrücken auf. Er trug seine übliche Kleidung: eng anliegendes schwarzes T-Shirt, schwarze Hose und schwarze, geländetaugliche Laufschuhe. Seine ganze Aufmachung bildete einen scharfen Kontrast zu seinen kurz geschorenen, schmutzig blonden Haaren. Einmal hatte Paul ihn beiläufig gefragt, wieso er eigentlich trotz des strahlenden Sonnenscheins auf den Bahamas immer nur Schwarz trug. Kurts einzige Reaktion hatte in einem leichten Schulterzucken und hochgezogenen Augenbrauen bestanden. Er machte in der Regel nicht viele Worte.

»Wir müssen etwas besprechen«, sagte Paul.

Kurt gab keine Antwort. Er öffnete den Klettverschluss seiner Handgelenkschoner und legte sie ab, fuhr sich mit einem Handtuch über die Stirn und setzte sich an seinen Schreibtisch. Als er die Arme auf die Tischplatte legte, wurde das T-Shirt durch die mächtige Brustmuskulatur und den hervorstehenden Trizeps bis zum Zerreißen gespannt. Nachdem er sich gesetzt hatte, wartete er regungslos ab. Auf Paul wirkte er in solchen Augenblicken immer wie eine Katze unmittelbar vor dem Sprung.

Paul griff nach einem der seitlich stehenden Stühle, rückte ihn vor den Schreibtisch und setzte sich ebenfalls.

»Der Doktor und seine Freundin sind eingetroffen«, sagte Paul.

»Ich weiß«, gab Kurt einsilbig zurück. Er drehte den Monitor auf seinem Schreibtisch so, dass auch Paul ihn sehen konnte. Er zeigte ein Standbild von Daniel und Stephanie, wie sie sich gerade dem Haupteingang des Verwaltungsgebäudes näherten. Ihre Gesichter mit den wegen der Morgensonne zusammengekniffenen Augen waren klar und deutlich zu erkennen.

»Gute Aufnahme«, meinte Paul. »Auf jeden Fall ist eindeutig erkennbar, dass die Frau sehr attraktiv ist.«

Kurt drehte den Monitor wieder zurück, ohne etwas zu sagen.

»Gibt es seit unserem letzten Gespräch etwas Neues hinsichtlich der Identität unseres Patienten?«, wollte Paul wissen.

Kurt schüttelte den Kopf.

»Das heißt also, dass der nochmalige Besuch ihrer Wohnung in Cambridge sowie die Durchsuchung der Büroräume nichts gebracht hat?«

Kurt schüttelte den Kopf. »Nichts!«

»Ich wiederhole mich wirklich nur ungern«, sagte Paul, »aber wir müssen so schnell wie möglich wissen, um wen es sich handelt. Je länger wir warten, desto größer ist die Gefahr, dass unsere Entschädigung zu gering ausfällt. Und wir brauchen das Geld.«

»Jetzt, wo sie hier in Nassau sind, wird es einfacher sein.«

»Was haben Sie vor?«

»Wann fangen die beiden mit ihrer Arbeit hier an?«

»Morgen, vorausgesetzt, die Kuriersendung, auf die sie warten, trifft tatsächlich ein.«

»Ich brauche für ein paar Minuten Zugang zu ihren Laptops und ihren Handys«, sagte Kurt. »Dafür benötige ich möglicherweise die Unterstützung der Labormitarbeiter.«

»Ach ja?« Paul war erstaunt. Kurt bat nicht oft jemanden um Hilfe. »Klar! Ich sage Miss Finnigan Bescheid. Was soll sie denn machen?«

»Sobald sie mit der Arbeit angefangen haben, möchte ich wissen, wo sie ihre Computer und hoffentlich auch ihre Telefone liegen lassen, wenn sie mal in die Cafeteria gehen.«

»Na ja, das dürfte kein Problem sein«, sagte Paul. »Megan stellt ihnen für ihre persönlichen Sachen bestimmt so was wie einen abschließbaren Schrank zur Verfügung. Aber was wollen Sie mit ihren Handys anfangen? Ich meine, das mit den Laptops verstehe ich ja, aber warum die Telefone?«

»Ich will wissen, wer sie anruft«, sagte Kurt. »Nicht, dass ich mir viel davon verspreche. Sie waren bis jetzt ja sehr vorsichtig. Und von den Computern verspreche ich mir auch nicht so viel. Das wäre zu einfach. Diese Professorentypen sind alles andere als dämlich. In erster Linie will ich die Telefone verwanzen, damit wir ihre Gespräche abhören können. So kommen wir an die Informationen, die wir haben wollen. Die Kehrseite ist, dass der Abhörradius höchstens ungefähr dreißig Meter beträgt. Mehr schafft die Batterie nicht. Sobald die Wanzen eingepflanzt sind, müssen entweder Bruno oder ich in der Nähe bleiben.«

»Na, das kann ja heiter werden!«, rief Paul. »Ich hoffe, Sie haben nicht vergessen, dass Diskretion in diesem Fall oberste Priorität hat. Wir können uns nicht die geringste Panne leisten. Dr. Wingate dreht sonst durch.«

Kurt reagierte mit seinem typischen, undurchschaubaren Achselzucken.

»Wir haben erfahren, dass sie im Ocean Club auf Paradise Island wohnen.«

Kurt deutete ein Kopfnicken an.

»Außerdem haben wir noch etwas erfahren, was uns vielleicht weiterhelfen könnte«, sagte Paul. »Dieser mysteriöse Patient könnte ein hochrangiges Mitglied der katholischen

Kirche sein, was uns angesichts des Standpunktes der Kirche in Bezug auf die Stammzellenforschung sehr gelegen käme. Äußerste Geheimhaltung könnte in diesem Fall eine Menge Geld wert sein.«

Kurt zeigte keinerlei Reaktion.

»Also gut, das wär's«, sagte Paul. Er klopfte sich auf die Knie und stand dann auf. »Ich möchte noch einmal betonen: Wir brauchen den Namen des Patienten.«

»Keine Angst«, meinte Kurt. »Den besorge ich.«

»Was ist denn los?«, fragte Daniel und seine Stimme klang etwas schärfer als sonst. »Ist das große Schweigen ausgebrochen, oder was? Vor zwanzig Minuten sind wir losgefahren und seither hast du keinen Mucks von dir gegeben.«

»Du hast aber auch nicht besonders viel gesagt«, gab Stephanie zurück. Brütend starrte sie weiter geradeaus durch die Windschutzscheibe, ohne sich Daniel zuzuwenden.

»Als wir eingestiegen sind, habe ich gesagt: Was für ein herrlicher Tag.«

»Oh, Wahnsinn!« Der Spott in ihrer Stimme war nicht zu überhören. »Eine ausgesprochen anregende Einleitung angesichts dessen, was wir heute Morgen erlebt haben.«

Daniel warf Stephanie einen schnellen, wütenden Blick zu, bevor er sich wieder auf die Straße konzentrierte. Sie waren auf dem Rückweg zum Hotel und fuhren am Nordufer der Insel entlang. »Das finde ich nicht fair. Vor den Augen unserer Gastgeber führst du dich auf wie ein wild gewordener Derwisch, was ich auf gar keinen Fall mehr erleben möchte, und jetzt, wo wir alleine sind, schweigst du wie ein Grab. Du tust ja gerade so, als hätte ich etwas falsch gemacht.«

»Ja, sicher! Ich kann einfach nicht begreifen, wieso dich die Vorgänge an der Wingate Clinic so kalt lassen.«

»Du meinst diese angebliche Stammzellentherapie.«

»Schon der Begriff ›Therapie‹ ist ein grotesker Etikettenschwindel. Das ist reinster, unverfälschter medizinischer Schwachsinn. Nicht genug damit, dass dadurch Menschen in Not um ihr Geld und eine vernünftige Behandlung gebracht werden, so kommen auch die Stammzellen in Verruf, weil diese so genannte Behandlung nichts weiter ist als ein aufwendiges Placebo!«

»Das lässt mich überhaupt nicht kalt, im Gegenteil. Ich bin total empört«, sagte Daniel. »Wer wäre das nicht, aber ich bin auch gleichermaßen empört über die Politiker, die so etwas überhaupt erst möglich machen und die uns zwingen, uns mit solchen Leuten abzugeben.«

»Und was hat es mit diesem angeblichen Berufsgeheimnis auf sich, das sie in die Lage versetzt, uns innerhalb von zwölf Stunden mit menschlichen Eizellen zu versorgen?«

»Das ist unter moralischen Gesichtspunkten wohl auch ziemlich Besorgnis erregend, das muss ich zugeben.«

»Besorgnis erregend!«, wiederholte Stephanie voller Verachtung. »Das ist sehr viel mehr als Besorgnis erregend! Ist dir vielleicht zufällig aufgefallen, dass in der Zeitschrift, die sie uns gegeben haben, auch ein Artikel über Eizellen erschienen ist?« Sie hielt die Zeitschrift zusammengerollt in der Hand und rollte sie jetzt auseinander. Dann zeigte sie ihm die Überschrift. »Der dritte Artikel heißt: ›Über unsere reichhaltigen Erfahrungen mit der In-vitro-Reifung human-fötaler Oozyten‹. Was sagt dir das?«

»Glaubst du, dass sie ihre Eizellen aus abgetriebenen Föten beziehen?«

»Nach allem, was wir bis jetzt wissen, erscheint mir das durchaus möglich zu sein. Und sind dir die vielen jungen, einheimischen Frauen aufgefallen? Sie sind alle schwanger und, wenn ich das hinzufügen darf, keine von ihnen trägt einen Ring. Und was ist mit Pauls Prahlerei, sie hätten Erfahrung mit

der Zellkernübertragung? Diese Leute bieten wahrscheinlich zu allem Überfluss auch noch reproduktives Klonen an.«

Stephanie stieß heftig den Atem aus und schüttelte den Kopf. Aber sie sah immer noch nicht zu Daniel hinüber, sondern drehte den Kopf in die andere Richtung und blickte aus ihrem Seitenfenster, die Arme fest vor der Brust verschränkt. »Ich komme mir vor wie eine Komplizin, schon allein durch meine Anwesenheit und weil ich mit diesen Leuten rede. Von der Arbeit ganz zu schweigen.«

Während der nächsten Minuten fuhren sie schweigend weiter. Als sie in die Außenbezirke von Nassau gelangten, mussten sie aufgrund des stärkeren Verkehrs langsamer fahren. Daniel sagte: »Du hast ja Recht, in jeder Beziehung. Aber klar ist auch, dass wir schon vor unserer Ankunft eine ziemlich genaue Vorstellung von diesen Leuten gehabt haben. Du hast sie schließlich selbst über das Internet überprüft, und du hast gesagt, ich zitiere: ›Diese Leute sind alles andere als angenehm. Wir sollten unseren Kontakt mit ihnen auf das Notwendigste reduzieren.‹ Kannst du dich an diese Worte erinnern?«

»Natürlich«, giftete Stephanie. »Das war im *Rialto* in Cambridge, vor noch nicht einmal einer Woche.« Sie seufzte. »Meine Güte! In den letzten sechs Tagen ist so viel passiert, dass es mir vorkommt, als wäre ein Jahr vergangen.«

»Aber du verstehst, was ich damit sagen will.« Daniel ließ nicht locker.

»Ich denke schon, aber ich habe auch gesagt, dass ich sichergehen will, dass wir durch unsere Arbeit in der Klinik nicht irgendwelche Scheußlichkeiten unterstützen.«

»Und wenn ich mich noch so oft wiederholen sollte: Wir sind hier, um Butler zu behandeln, aus keinem anderen Grund. Wir haben uns darauf eingelassen, und jetzt werden wir das auch durchziehen. Wir führen keinen Kreuzzug zur Entlarvung der Wingate Clinic, nicht jetzt und auch nicht später, nachdem

unsere Arbeit getan ist. Denn wenn die FDA herausfindet, was wir gemacht haben, dann könnte es Schwierigkeiten geben.«

Stephanie drehte sich zu Daniel um. »Als ich der Behandlung Butlers zugestimmt habe, bin ich davon ausgegangen, dass wir lediglich in Fragen der experimentellen Ethik Kompromisse eingehen würden. Leider habe ich im Moment den Eindruck, als hätten wir uns in jeder Beziehung auf Glatteis begeben. Ich frage mich, wo das alles noch hinführen soll.«

»Du kannst jederzeit nach Hause fahren«, sagte Daniel. »Du bist bei der konkreten Arbeit mit den Zellen zwar besser als ich, aber ich denke, das würde ich schon irgendwie hinkriegen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja, sicher. Deine Technik bei der Zellkernübertragung ist doch viel besser als meine.«

»Nicht das, ich will wissen, ob du etwas dagegen hättest, wenn ich nach Hause fahre.«

»Wenn die moralischen Kompromisse, die wir eingehen müssen, dich unglücklich und schlecht gelaunt machen und man sich in deiner Nähe nicht mehr wohl fühlt, dann hätte ich nichts dagegen, nein.«

»Würde ich dir fehlen?«

»Ist das eine Fangfrage? Ich habe doch schon angedeutet, dass es mir viel lieber wäre, wenn du bleiben würdest. Im Vergleich zu dir habe ich bei der Arbeit mit Eizellen und Blastozysten unter einem Präparationsmikroskop zwei linke Hände.«

»Ich meine, ob ich dir emotional fehlen würde.«

»Natürlich! Das ist doch selbstverständlich!«

»Ist es nicht, zumal du es noch nie so deutlich gesagt hast. Aber versteh mich nicht falsch. Ich weiß es zu schätzen, dass du es jetzt gesagt hast, ebenso wie deine Bereitschaft, mich gehen zu lassen. Das ist viel wert.« Stephanie seufzte. »Aber so groß meine Konflikte angesichts der bevorstehenden

Zusammenarbeit mit diesen Idioten auch sind, ich glaube nicht, dass ich dich hier alleine weitermachen lassen könnte. Trotzdem werde ich darüber nachdenken. Ich fühle mich besser, wenn ich diese Option habe. Meine Intuition und mein Verstand haben sich schließlich von Anfang an gegen dieses Projekt gesträubt, und die Erfahrungen des heutigen Vormittags haben meine Einstellung nicht ins Positive verkehrt.«

»Ich bin mir über deine Bedenken absolut im Klaren«, sagte Daniel. »Und umso dankbarer bin ich dir für deine Unterstützung. Aber lass uns dieses Thema damit beenden! Wir wissen, dass die beiden ein schlechter Umgang sind, und die Ereignisse des heutigen Vormittags haben dieses Urteil bestätigt. Wenden wir uns einer anderen Frage zu! Was hältst du von dem pakistanischen Neurochirurgen?«

»Was soll ich dazu sagen? Mir gefällt sein englischer Akzent, aber er ist ein bisschen klein geraten. Andererseits sieht er süß aus.«

»Ich versuche ein ernsthaftes Gespräch mit dir zu führen«, sagte Daniel und die Schärfe kehrte in seine Stimme zurück.

»Na ja, und ich versuche ein bisschen Humor zu zeigen. Wie soll ich nach einem Mittagessen die beruflichen Qualitäten eines Menschen beurteilen können? Zumindest hat er eine gute Ausbildung an anerkannten Londoner Universitäten gehabt, aber wer kann schon sagen, ob er ein guter Chirurg ist? Wenigstens hat er ein angenehmes Äußeres.« Stephanie zuckte mit den Schultern. »Was denkst du denn?«

»Ich finde ihn großartig und ich glaube, wir können uns glücklich schätzen, dass er mit dabei ist. Es ist doch ein Riesenvorteil, dass er schon als Assistent mit fötalen Zell-Implantaten bei Parkinson-Behandlungen zu tun gehabt hat. Das ist doch genau das, was er auch für uns erledigen soll. Die Implantierung unserer geklonten Dopamin produzierenden Nervenzellen ist für ihn reine Routine. Nur, dass es diesmal

funktionieren wird. Mir ist aufgefallen, dass er über die bescheidenen Ergebnisse dieser Fötal-Zellen-Studie, an der er beteiligt war, sehr enttäuscht ist.«

»Er macht wirklich einen enthusiastischen Eindruck«, stimmte Stephanie zu. »Das muss man ihm zugute halten, aber ich bin nicht hundertprozentig überzeugt, ob es nicht einfach damit zusammenhängt, dass er Arbeit sucht. Überrascht hat mich auch, dass er als Operationszeit nur ungefähr eine Stunde rechnet.«

»Mich nicht«, erwiderte Daniel. »Das Einzige, was Zeit kostet, ist die Justierung des stereotaktischen Rahmens am Kopf. Das Loch und die Injektion sind dann schnell gemacht.«

»Vermutlich sollten wir froh sein, dass wir so einfach auf ihn gestoßen sind.«

Daniel nickte.

Nach einer kurzen Gesprächspause sagte er unvermittelt: »Ich weiß, dass es noch einen Grund gibt, wieso du dich heute Morgen so aufgeregt hast.«

»Ach ja?« Stephanie merkte, wie sie sich sofort wieder verkrampfte, nachdem sie sich gerade ein wenig entspannt hatte. Das Letzte, was sie jetzt zu hören bekommen wollte, war das nächste unangenehme Detail.

»Dein Vertrauen in die Ärzteschaft muss einen neuen Tiefpunkt erreicht haben.«

»Was redest du da?«

»Spencer Wingate ist doch alles andere als das kleine, dicke und mit Warzen übersäte Individuum, auf das du gehofft hattest, obwohl er, wie gesagt, immer noch Kette rauchen und Mundgeruch haben könnte.«

Stephanie gab Daniel ein paar spielerische Klaps auf die Schulter. »Das sieht dir ähnlich, dass dir das jetzt einfällt, nach allem, was ich gerade gesagt habe.«

Daniel spielte mit, tat so, als hätte er schreckliche Angst, und quetschte sich an seine Tür, um außerhalb ihrer Reichweite zu

gelangen. In diesem Augenblick mussten sie an einer roten Ampel kurz vor der Brücke nach Paradise Island stehen bleiben.

»Bei Paul Saunders sieht es dagegen ganz anders aus«, sagte Daniel und richtete sich wieder auf. »Vielleicht ist dein Vertrauen also doch nicht unwiederbringlich dahin, schließlich müsste dich seine Erscheinung für Spencers vorbildlich gutes Aussehen reichlich entschädigen.«

»Paul sieht gar nicht so schlecht aus«, sagte Stephanie. »Durch diese auffallende weiße Stirnlocke hat er jedenfalls eine interessante Frisur.«

»Ich weiß ja, dass es dir schwer fällt, irgendetwas Negatives über das Äußere eines Menschen zu sagen«, sagte Daniel. »Aber verstehen kann ich es nicht, schon gar nicht in diesem Fall, wenn man bedenkt, was du von diesen Leuten hältst. Könnten wir uns nicht wenigstens darauf verständigen, dass der Kerl aussieht wie eine skurrile Ente?«

»Jeder Mensch wird mit einem bestimmten Gesicht und einem Körper geboren, niemand kann es sich aussuchen. Ich würde sagen, Paul Saunders ist einzigartig. Ich habe noch nie jemanden gesehen, der zwei verschiedenfarbige Augen hat.«

»Er leidet an einem bestimmten genetischen Syndrom«, erläuterte Daniel. »Es ist nach dem Entdecker des Krankheitsbildes benannt, aber ich kann mich nicht mehr an die genaue Bezeichnung erinnern. Wenn ich mich richtig erinnere, dann tritt es ziemlich selten auf. Irgendeine von diesen obskuren Erkrankungen, über die in Medizinerkreisen gelegentlich gefachsimpelt wird.«

»Eine Erbkrankheit!«, bemerkte Stephanie. »Siehst du, genau deshalb mäkele ich so ungern am äußeren Erscheinungsbild eines Menschen herum. Hat dieses Syndrom irgendwelche ernsthaften Auswirkungen auf die Gesundheit?«

»Das weiß ich nicht mehr«, gab Daniel zu.

Die Ampel wurde grün und sie fuhren über die Brücke. Von dort bot sich ein sehr schöner Blick auf den Hafen von Nassau und sie sprachen nicht weiter, bis sie auf der anderen Seite angelangt waren.

»Weißt du was?«, platzte Daniel plötzlich heraus. Er wechselte auf die Rechtsabbiegerspur und hielt an. »Wollen wir uns in diesem Einkaufszentrum noch was zum Anziehen besorgen? Wir brauchen zumindest Badesachen, damit wir an den Strand gehen können. Wenn die Kuriersendung da ist, werden wir nicht mehr viel Gelegenheit haben, uns den angenehmen Seiten der Stadt zu widmen.«

»Lass uns erst mal ins Hotel zurückfahren. Es wird langsam Zeit, dass wir uns bei Father Maloney melden. Er müsste mittlerweile wieder in New York sein, und vielleicht weiß er ja, ob wir unser Gepäck wiederbekommen oder nicht. Davon hängt auch ab, welche Kleider wir kaufen.«

»Da hast du Recht«, sagte Daniel. Er blinkte in die andere Richtung und sah sich über die Schulter hinweg um, während er sich in den ostwärts fließenden Verkehr einordnete.

Ein paar Minuten später steuerte Daniel das Auto am Parkplatz des Hotels vorbei direkt vor den Haupteingang. Zu beiden Seiten des Wagens tauchten livrierte Türsteher auf und öffneten gleichzeitig die Autotüren.

»Du willst ihn nicht auf dem Parkplatz abstellen?«, fragte Stephanie.

»Überlassen wir ihn den Portiers«, sagte Daniel. »Wir können es ja bei Father Maloney probieren, aber egal, ob wir ihn erreichen oder nicht, ich will mir auf jeden Fall eine Badehose kaufen.«

»Kein Problem«, sagte Stephanie und schlüpfte zum Wagen heraus. Nach dem morgendlichen Stress klang die Aussicht auf ein paar Einkäufe und einen entspannenden Strandaufenthalt einfach wunderbar.

Als hätte ihm jemand eine Dosis Speed verpasst, so fing Gaetanos Puls an zu jagen. Seine Nackenhaare stellten sich auf. Das Pärchen, das jetzt durch die Eingangstüren des Hotels trat, sah endlich nach einer Unzahl falscher Alarme so aus, als wären es die Gesuchten. Hastig zog er das Foto aus der Brusttasche seines Hawaiihemdes. Er verglich die Gesichter der beiden, die sich immer noch in seinem Blickfeld befanden, mit denen auf den Fotos. »Volltreffer«, murmelte er kaum hörbar. Er steckte das Foto wieder ein und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war Viertel vor drei. Er zuckte mit den Schultern. Falls der Professor mitspielte und jetzt entweder einen langen Spaziergang unternahm oder, besser noch, zurück in die Stadt fuhr, wo die beiden gerade hergekommen sein mussten, dann bestand die Chance, dass Gaetano die Abendmaschine nach Boston doch noch erwischte.

Die beiden verschwanden nach rechts aus Gaetanos Blickfeld. Anscheinend wollten sie an den Empfangstresen vorbei durch die Lobby gehen. Ganz gemächlich, um keine unnötige Aufmerksamkeit zu erregen, legte Gaetano seine Zeitschrift zurück auf den Stapel, griff nach seinem Blazer, den er über die Sofalehne gelegt hatte, lächelte dem Barkeeper zu, der ihn netterweise in eine kleine Plauderei verwickelt hatte, was wiederum verhindert hatte, dass der Sicherheitsdienst des Hotels auf ihn aufmerksam geworden war, und ging den beiden nach. Als er draußen war, waren sie verschwunden.

Gaetano folgte dem geschwungenen Fußweg, der sich unter blühenden Bäumen und an hoch gewachsenen Büschen entlangschlängelte. Es beunruhigte ihn nicht weiter, dass er die beiden nicht sehen konnte, da er davon ausging, dass sie in ihr Zimmer wollten, und er wusste ganz genau, wo sich Zimmer 108 befand. Unterwegs bedauerte er, dass er sich den Professor nicht im Hotel zur Brust nehmen durfte. Das wäre sehr viel einfacher gewesen, als warten zu müssen, bis der Kerl das Gelände wieder verließ.

Gaetano entdeckte seine Zielpersonen wieder, als sie gerade ihr Haus betraten. Er ging um das Gebäude herum auf die dem Meer zugewandte Seite. Dort fiel sein Blick auf eine strategisch günstig zwischen zwei Palmen gelegene Hängematte. Nachdem er seinen Blazer über eines der Seile gelegt hatte, kletterte er vorsichtig hinein. Von diesem bequemen Beobachtungsposten aus konnte er jederzeit sehen, wenn sie zum Strand, zum Pool oder zu einer der sonstigen Attraktionen des Hotels unterwegs waren. Sehr viel mehr konnte er im Augenblick nicht machen. Er musste warten, bis sie das Hotel wieder verlassen wollten.

Im Verlauf der folgenden Minuten normalisierte sich Gaetanos Herzfrequenz wieder, auch wenn er in Erwartung der unmittelbar bevorstehenden gewalttätigen Auseinandersetzung immer noch angenehm erregt war. Sein Kopf ruhte auf einem kleinen Leinenkissen, das an der Hängematte befestigt war, und er hatte einen Fuß auf den Boden gestellt, um sich gelegentlich ein wenig Schwung zu geben. Alles in allem fühlte er sich so wohl, wie es nur vorstellbar war. Nur wenige Sonnenstrahlen drangen durch die Palmenblätter zu ihm durch, und das war ein Segen. Die pralle Sonne hätte ihn sonst wohl bei lebendigem Leib geröstet.

Eine Frau in einem knappen Bikini und mit einem durchsichtigen Umhängetuch ging an ihm vorbei und lächelte ihm zu. Gaetano winkte zurück, fiel dabei aber fast aus der Hängematte. Er konnte sich nicht erinnern, dass er jemals zuvor in solch einem Ding gelegen hatte, und da die Matte ziemlich stramm zwischen den beiden Bäumen gespannt war, war seine Lage sehr viel wackeliger, als er gedacht hatte. Er fühlte sich deutlich wohler, wenn er sich an beiden Seiten festhielt.

Gerade wollte Gaetano einen Blick auf seine Armbanduhr riskieren, da sah er die beiden. Sie gingen nicht zum Strand, sondern den Fußweg entlang, zurück zur Hotellobby.

Und was noch wichtiger war, sie hatten das Gleiche an wie vorhin. Gaetano wollte den Tag nicht vor dem Abend loben, aber so, wie sie aufgemacht waren, gingen sie garantiert nicht zum Swimmingpool. Vielleicht wollten sie das Hotel ja sogar verlassen.

Bei dem Versuch, schnell aus der Hängematte zu kommen, drehte sie sich einmal um die eigene Achse, was zur Folge hatte, dass Gaetano schmähsch mit dem Gesicht voraus auf dem Boden landete. Er rappelte sich auf und musste noch die Peinlichkeit in Kauf nehmen, dass zwei Kleinkinder mitsamt ihrer Mutter Zeugen seines Sturzes geworden waren.

Er wischte sich ein paar Grashalme von der Hose und schnappte sich seine Sonnenbrille. Er ärgerte sich darüber, dass beide Kinder schadenfroh grinsten, und zwar auf seine Kosten, einen kurzen Augenblick lang dachte er daran, ihnen eine Lektion in puncto Respekt zu erteilen. Zum Glück ging die Familie dann weiter, auch wenn eine der beiden Blagen sich, immer noch hämisch grinsend, noch einmal umschaute. Gaetano zeigte ihm den Mittelfinger. Dann schnappte er sich seinen Blazer und ging dem Pärchen nach.

Dieses Mal rannte Gaetano, denn jetzt musste er sie unbedingt im Auge behalten. Kurz bevor sie am Hauptgebäude anlangten, hatte er aufgeholt und verfiel wieder in einen normalen Schritt. Er atmete heftig. Als sie die Lobby betraten, war Gaetano direkt hinter ihnen, so dicht, dass er sie reden hören konnte, ja, sogar so dicht, dass er bemerkte, dass Stephanie in Wirklichkeit noch attraktiver war als auf dem Foto.

»Lass doch schon mal den Wagen holen«, sagte Stephanie gerade. »Ich komme gleich raus. Ich möchte nur noch schnell nachfragen, ob wir für das Abendessen im Restaurant im Innenhof reservieren müssen.«

»Einverstanden«, sagte Daniel zustimmend.

Gaetano unterdrückte ein freudiges Lächeln, machte auf dem Absatz kehrt und verließ die Lobby durch die Tür, durch die er gerade eben hereingekommen war. Schnellen Schrittes steuerte er den Parkplatz an und sprang in den Cherokee. Er ließ den Motor an und fuhr bis zur Vorderseite des Hotels. Dort stellte er den Wagen so hin, dass er die Säulenhalle und die kreisförmige Fläche davor im Blick hatte. Direkt vor dem Eingang stand ein blauer Mercury Marquis mit laufendem Motor. Jetzt kam Stephanie heraus und stieg auf der Beifahrerseite ein.

»Volltreffer!«, kam es laut und glücklich aus Gaetanos Mund. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war jetzt Viertel nach drei. Mit einem Mal schien sich eins zum anderen zu fügen.

Der Mercury Marquis fuhr los, direkt an Gaetano vorbei. Er ordnete sich unmittelbar dahinter ein, dicht genug, um das Nummernschild erkennen und auswendig lernen zu können. Dann ließ er sich zurückfallen.

»Was sagst du zu dem Gespräch mit Father Maloney?«, wollte Stephanie wissen.

»Er hat mich genauso durcheinander gebracht wie bei unserer Abfahrt aus Turin.«

»So geht es mir auch«, pflichtete Stephanie bei. »Ich hatte schon gehofft, dass er vielleicht ein bisschen auskunftsfreudiger ist als in Italien, was die göttliche Intervention und sein schlichtes Dasein als Diener des Herrn betrifft. Aber, na gut, zumindest sollen wir unser Gepäck wiederbekommen. Angesichts der Tatsache, dass wir Hals über Kopf geflüchtet sind, und nach allem, was ich über verloren gegangenes Fluggepäck weiß, dürfte das alleine schon ein ausreichender Beweis für eine göttliche Intervention sein.«

»Das mag ja sein, aber wir haben doch keine Ahnung, wann das Gepäck hier eintreffen soll. Kurzfristig gesehen ist uns das keine Hilfe.«

»Also, ich sehe das positiv. Wir kriegen unsere Sachen bald wieder, und deshalb kaufe ich mir nur einen Badeanzug und das Notwendigste.«

Daniel bog auf den Parkplatz des Einkaufszentrums und fuhr an der Ladenzeile entlang. Vor einem Geschäft mit Damenbekleidung, das direkt neben einem Herrenausstatter lag, hielt er an. Die Schaufenster der beiden Geschäfte waren geschmackvoll dekoriert, das Angebot machte einen europäischen Eindruck.

»Na, das ist aber mal bequem«, kommentierte Daniel und parkte. Er blickte auf seine Armbanduhr. »Wir treffen uns in einer halben Stunde hier beim Auto wieder.«

»Hört sich gut an«, meinte Stephanie und stieg aus dem Wagen.

Gaetanos Herzfrequenz war wieder in jenen Höhen angelangt, die sie schon vorhin erreicht hatte, als das Pärchen das Hotel betreten hatte. Er stellte den Wagen so ab, dass er von seinem Parkplatz aus direkt auf die Straße und von da auf die Brücke nach Nassau gelangen konnte. In seiner Branche musste man grundsätzlich darauf achten, dass man zügig verschwinden konnte. Er schaltete den Motor aus und warf einen Blick über die Schulter nach hinten. Er beobachtete, wie das Pärchen sich trennte. Der Professor ging auf einen Herrenausstatter zu, während Tonys Schwester das angrenzende Damenbekleidungsgeschäft ansteuerte.

Gaetano konnte sein Glück nicht fassen. Die ganze Zeit über hatte er sich Gedanken gemacht, was er mit der Frau anfangen sollte, während er sich mit dem Professor beschäftigte. Schließlich sollte sie ja verschont bleiben. Aber wenn sich jetzt, solange der Professor alleine war, eine Möglichkeit bot,

dann war das kein Problem mehr. Da Gaetano nicht wusste, wie lange der Professor alleine sein würde, sprang er aus dem Cherokee. Während er in einen leichten Trab fiel, steigerte sich seine erwartungsvolle Erregung noch einmal. Die notwendigen Schritte beim Anpirschen an eine Beute waren für ihn eine Art Vorspiel, wobei die Erregung beständig größer wurde. Wenn es dann schließlich gewalttätig wurde, dann war das fast schon so etwas wie ein Orgasmus. Das ganze Erlebnis war tatsächlich mit Sex vergleichbar, nur besser.

Daniel war erleichtert, endlich alleine zu sein, und sei es auch nur für eine halbe Stunde. Stephanies endloses moralisierendes Lamentieren ging ihm auf die Nerven. Dass Spencer Wingate und Konsorten mit fragwürdigen Aktivitäten beschäftigt waren, konnte nun wirklich keine Überraschung mehr sein, nach allem, was sie ihm im Anschluss an ihre Recherche im Internet berichtet hatte. Er hoffte, dass ihre momentane unleidliche Selbstgerechtigkeit ihr nicht den Blick auf das Wesentliche verstellte und sie zu einem Hindernis werden ließ. Er würde auch ohne sie zurechtkommen, aber er war ehrlich gewesen, als er zugegeben hatte, dass sie die Zellbearbeitung besser beherrschte als er.

Das Einkaufen machte Daniel keinen Spaß, deshalb nahm er sich vor, seine Stippvisite in dem Bekleidungsgeschäft so kurz wie möglich ausfallen zu lassen und sich dann einfach ins Auto zu setzen und ein wenig abzuschalten. Er wollte sich lediglich ein paar Unterhosen, eine Badehose und ein wenig passende Kleidung für die Arbeit wie zum Beispiel Khakihosen und kurzärmelige Hemden besorgen. Stephanie hatte ihn in London schon dazu überredet, Leinenhosen, zwei Anzugshemden und ein Tweedjackett zu kaufen. Dieser Bereich war also abgedeckt.

Das Ladeninnere war sehr viel größer, als das bescheidene Äußere hatte vermuten lassen, da der Raum sehr tief war.

Direkt an der Tür befand sich eine größere Abteilung mit Golf- und eine kleinere mit Tennisbekleidung, während sich die Alltagskleidung weiter hinten befand. Es war angenehm kühl und es duftete nach Eau de Cologne und fabrikneuen Stoffen. Aus zahlreichen Wandlautsprechern drang klassische Musik. Die Innenausstattung – viel dunkelrotes Mahagoni, Pferdebilder und dunkelgrüne Teppiche – vermittelte eindeutig Clubatmosphäre. Außer Daniel waren noch etwa ein halbes Dutzend Kunden im Laden, alle in der Golfabteilung. Jeder von ihnen wurde von einem Verkäufer beraten.

Bisher war noch niemand auf Daniel zugegangen und das war ihm auch lieber so. Von übereifrigen, herablassenden Herrenausstattern, die immer so taten, als wären sie die Hüter des guten Geschmacks, fühlte er sich abgestoßen. In puncto Kleidung war Daniel konservativ. Er trug mehr oder weniger das, was er schon am College getragen hatte. Ohne angesprochen oder begleitet zu werden, durchquerte er die Sportabteilung und drang in die Tiefen des Geschäftes vor.

Die Suche nach einer Badehose war leicht und so fing er damit an. Er entdeckte die entsprechende Abteilung und dann seine Größe. Nachdem er ein paar Ständer durchgesehen hatte, griff er nach einer gediegenen, dunkelblauen Hose mit Boxerschnitt. Das würde vollkommen ausreichen. Direkt neben den Badehosen befand sich die Unterwäsche. Er trug immer klassisch geschnittene Slips und machte ohne Schwierigkeiten seine Größe ausfindig.

Bisher war nur ein kleiner Teil seiner dreißigminütigen Gnadenfrist verstrichen und Daniel wandte sich den Hemden zu. Die Mehrzahl war mit Blumenmustern in grellen, tropischen Farben bedruckt. Er ließ sie links liegen und entdeckte nach einigem Suchen Oxford-Hemden mit Knopfleiste. Nachdem er seine Größe gefunden hatte, nahm er sich zwei davon in Blau. Mit der Badehose, der Unterwäsche und den Hemden über dem Arm wanderte er weiter zu den

Hosen. Dort war es ähnlich schwierig, ganz normale Khakihosen zu finden, aber es gelang ihm, auch wenn er sich hier mit der Größe nicht ganz so sicher war. Etwas zögerlich nahm er sich ein paar Hosen mit unterschiedlichen Längen und sah sich nach den Umkleidekabinen um. Er entdeckte sie ganz am hinteren Ende des Ladens, noch jenseits der menschenleeren Anzug- und Blazerabteilung.

Die vier Umkleidekabinen befanden sich an der Rückwand eines mahagonigetäfelten Anprobezimmers, das durch ein Paar Schwingtüren vom übrigen Laden getrennt wurde. Die Seitenwände wurden von dreiteiligen Spiegeln geziert. Jede Kabine verfügte über eine getäfelte Tür, die alle offen standen. Die erste Kabine auf der rechten Seite war doppelt so groß wie die anderen und Daniel ging hinein.

Im Inneren fand er einen gepolsterten Stuhl, ein paar Kleiderhaken und einen Spiegel vor, der vom Boden bis zur Decke reichte. Daniel machte die Tür zu und schloss ab, legte die Sachen, die er kaufen wollte, auf den Stuhl und hängte die Hosen an die Kleiderhaken. Dann streifte er die Schuhe ab, löste den Gürtel und schlüpfte aus seiner Hose.

Er wollte gerade in die erste neue Hose steigen, als ein gewaltiger Schlag ertönte, der ihm noch in den Ohren hallte, als die Tür der Umkleidekabine aufgetreten wurde und mit solcher Wucht gegen die Wand krachte, dass der Türgriff im Gipskarton stecken blieb. Daniels Herz schlug ihm bis zum Hals, während er nur ein leises Stöhnen hervorbrachte.

Daniel, der buchstäblich mit heruntergelassenen Hosen erwischt worden war, starrte den massigen Eindringling an, der nun, ohne den zersplitterten Rahmen zu beachten, die Türe schloss. Dann baute er sich vor dem zur Salzsäule erstarrten Daniel auf. Dieser blickte nach oben in ein Paar dunkle metallische Augen, die ihn aus einem viel zu großen Kopf mit kurz geschorenem schwarzem Haar fixierten. Noch bevor

Daniel reagieren konnte, wurde ihm die Hose aus den Händen gerissen und zur Seite geworfen.

Gerade als Daniel seine Sprache wiedergefunden hatte und protestieren wollte, tauchte aus dem Nichts eine Faust auf und krachte ihm seitlich ins Gesicht. Dabei wurden die Blutgefäße in seiner Nase und in seinem rechten unteren Augenlid verletzt. Daniel schleuderte nach hinten gegen den Spiegel und seine Beine versagten ihren Dienst. Seinen Angreifer nahm er nur verschwommen wahr und bekam auch nur bruchstückhaft mit, was eigentlich passierte. Er leistete keinen Widerstand, als er hochgehoben und anschließend alle viere von sich gestreckt auf den gepolsterten Stuhl mit den Kleidern, die er kaufen wollte, geworfen wurde. Er konnte spüren, wie ihm das Blut aus der Nase tropfte, und mit dem rechten Auge konnte er fast nichts mehr erkennen.

»Hör zu, du Arschloch«, grollte Gaetano. Er platzierte seinen Kopf dicht vor Daniels Gesicht. »Ich fasse mich kurz. Meine Chefs, die Gebrüder Castigliano, verlangen im Namen aller Aktionäre deiner beschissenen Firma, dass du deinen Arsch zurück nach Norden bewegst und die Firma wieder auf Kurs bringst. Hast du kapiert?«

Daniel versuchte, etwas zu sagen, aber seine Stimmbänder reagierten nicht. Also nickte er mit dem Kopf.

»Das ist ja auch nicht besonders schwierig«, fuhr Gaetano fort. »Sie empfinden es als Respektlosigkeit, dass du dich hier in der Sonne räkelst, während ihre Investition in Höhe von einhunderttausend Dollar den Bach runtergeht.«

»Wir versuchen...«, stieß Daniel hervor, aber seine Stimme war nichts weiter als ein hohes, gepresstes Piepsen.

»Ja, na klar, ihr versucht«, herrschte ihn Gaetano an. »Du und deine scharfe Freundin. Aber für meine Chefs sieht es gar nicht danach aus. Sie würden es viel lieber sehen, wenn ihr eure Versuche zu Hause in Boston unternehmen würdet. Und ganz egal, ob die Firma Pleite geht oder nicht, meine Chefs

erwarten ihr Geld zurück, und wenn ihr noch so viele Rechtsverdreher engagiert. Kapiert?»

»Ja, aber...«

»Kein Aber«, unterbrach ihn Gaetano. »Damit es da keinerlei Missverständnisse gibt. Du sollst mir sagen, ob du's kapiert hast! Ja oder nein?«

»Ja«, krächzte Daniel.

»Gut«, sagte Gaetano. »Aber trotzdem gebe ich dir zur Sicherheit noch mal was zum Nachdenken mit.«

Ohne Vorwarnung schlug Gaetano erneut zu, dieses Mal auf die linke Gesichtshälfte und nicht mit der Faust, sondern mit der Handfläche. Trotzdem war der Schlag hart genug, um Daniel wie eine Puppe vom Stuhl auf den Boden zu schleudern.

Daniels Wange brannte und in seinen Ohren hatte sich ein hoher Summton eingenistet. Er spürte, wie Gaetano ihn erst mit dem Fuß anstieß, um ihn dann an den Haaren zu packen und seinen Kopf vom Teppich hochzureißen. Daniel öffnete die Augen. Blinzeln sah er seinen von hinten beleuchteten Widersacher über sich kauern.

»Kann ich mich darauf verlassen, dass du die Botschaft verstanden hast?«, wollte Gaetano wissen. »Du musst wissen, dass ich durchaus in der Lage wäre, dir ernsthaft wehzutun. Ich hoffe, das ist dir klar. Aber im Augenblick wollen wir dich nicht so schwer verletzen, dass du deine Firma nicht mehr auf die Beine bringen kannst. Das könnte sich natürlich ändern, falls ich noch einmal von Boston hierher fliegen muss. Ist dir klar, was ich damit sagen will?«

»Ich habe verstanden«, piepste Daniel.

Gaetano ließ Daniels Haare los und sein Kopf plumpste zurück auf den Teppich. Daniel hielt die Augen geschlossen.

»Das wär's für den Augenblick«, sagte Gaetano. »Ich hoffe sehr, dass ich dich nicht noch einmal besuchen muss.«

Einen Augenblick später hörte Daniel, wie sich die Tür der Umkleidekabine quietschend öffnete und wieder schloss. Dann war alles still.

KAPITEL 17

Freitag, 1. März 2002, 15.20 Uhr

Nach einigen Minuten völliger Regungslosigkeit schlug Daniel die Augen auf. In der Umkleidekabine war er allein, aber vor der Tür hörte er gedämpfte Stimmen. Es klang, als würde ein Verkäufer einen Kunden in eine der anderen Kabinen begleiten. Daniel setzte sich auf und betrachtete sich im Spiegel. Seine linke Gesichtshälfte war knallrot und von der Nase zog sich eine Blutspur am Mundwinkel vorbei bis an den unteren Rand des Kinns. Sein rechtes Auge fing an zuzuschwellen und hatte eine leicht bläuliche Färbung angenommen.

Vorsichtig befühlte er mit dem Zeigefinger die Nase und den rechten Wangenknochen. Es war zwar alles sehr empfindlich, aber er spürte weder einen stechenden Schmerz noch verdächtige Kanten, die auf einen Bruch hindeuten könnten. Er kam auf die Füße und fühlte sich nach einem kleinen Schwindelanfall wieder halbwegs in Ordnung, abgesehen von den dumpfen Kopfschmerzen, den weichen Knien und einer alles überlagernden Nervosität, als hätte er gerade fünf Tassen Kaffee getrunken. Er streckte seine Hand aus; sie zitterte unglaublich. Das Geschehene hatte ihm eine Heidenangst eingejagt, noch nie im Leben hatte er sich so verletzlich gefühlt.

Trotz seines gestörten Gleichgewichtssinns brachte Daniel es fertig, sich die Hose anzuziehen. Dann wischte er sich mit dem Handrücken das Blut aus dem Gesicht. Dabei bemerkte er, dass seine Backe auch auf der Innenseite eingerissen war. Vorsichtig untersuchte er die Umgebung der Wunde mit der Zunge. Zum Glück war sie zu groß, sodass er vermutlich nicht

genäht zu werden brauchte. Dann fuhr er sich mit den Fingern durch die dünner werdenden Haare, machte die Tür auf und trat in den Anproberaum hinaus.

»Guten Nachmittag«, sagte ein flott gekleideter, afrikanisch-bahamaischer Verkäufer mit starkem englischem Akzent. Er trug einen Nadelstreifenanzug, den ein farbenfrohes Seidentuch akzentuierte, das anscheinend aus seiner Brusttasche heraus explodierte. Mit verschränkten Armen lehnte er an der Wand und wartete darauf, dass sein Kunde wieder aus der Kabine kam. Er warf Daniel unter gehobenen Augenbrauen einen fragenden Blick zu, sagte aber nichts weiter.

Daniel wusste nicht, wie seine Stimme klingen würde. Daher nickte er nur und lächelte unverbindlich. Er ging auf unsicheren Beinen vorwärts, sich seines Zitterns bewusst. Womöglich machte er den Eindruck, als stünde er unter Drogen. Aber je weiter er ging, desto einfacher wurde es. Er war erleichtert, dass der Verkäufer ihn nicht ansprach. Daniel wollte jede Konversation vermeiden. Er wollte nur noch aus dem Laden heraus.

Als er die Tür zur Straße erreicht hatte, war er sich sicher, dass er normal gehen konnte. Er machte die Tür auf und streckte seinen Kopf in die sonnige Nachmittagshitze hinaus. Ein schneller Blick über den Parkplatz überzeugte ihn davon, dass sein muskelbepackter Angreifer schon längst das Weite gesucht hatte. Er linste durch das Fenster des Nachbargeschäfts und erhaschte einen Blick auf Stephanie, die fröhlich mit Einkaufen beschäftigt war. Als er sich versichert hatte, dass ihr nichts geschehen war, ging Daniel ohne Umwege zu ihrem Mercury Marquis.

Als er im Auto saß, ließ er die Fenster herunter, um die Backofenhitze herauszulassen, die während seines kurzen Aufenthalts im Laden entstanden war. Er seufzte. Es tat gut, jetzt in dem vertrauten Mietwagen zu sitzen. Daniel drehte den Rückspiegel in seine Richtung und untersuchte sein Gesicht

noch einmal etwas gründlicher. Besonders das rechte Auge machte ihm Sorgen. Es war jetzt praktisch ganz zugeschwollen. Trotzdem konnte er erkennen, dass die Hornhaut klar war und dass kein Blut in die Vorderkammer eingedrungen war. Allerdings waren auf der Lederhaut etliche kapillare Blutgerinnsel feststellbar. Er hatte als Assistenzarzt eine Zeit lang in der Notaufnahme gearbeitet und kannte in etwa die möglichen Folgen eines Gesichtstraumas, besonders die so genannte Orbita-Fraktur, die ein Zurückweichen des Augapfels in die Augenhöhle zur Folge hat. Um sich zu versichern, dass das nicht der Fall war, probierte er, ob er doppelt sah, vor allem, wenn er nach oben und unten schaute. Gott sei Dank war das nicht der Fall. Also brachte er den Rückspiegel wieder in die richtige Position und lehnte sich zurück, um auf Stephanie zu warten.

Nach etwa einer Viertelstunde kam Stephanie mit etlichen Einkaufstaschen gepackt aus dem Bekleidungsgeschäft. Sie legte die Hand zum Schutz vor der Sonne über die Augen und blickte zu Daniel herüber. Er streckte die Hand zum Fenster hinaus und winkte ihr zu. Sie winkte zurück und lief auf ihn zu. Er betrachtete sie. Jetzt, wo er ein paar Minuten Zeit gehabt hatte, über den Überfall und seine Hintergründe nachzudenken, hatte sich seine Stimmung von Angst in Wut verwandelt, wovon ein Großteil auf Stephanie und ihre wahnsinnige Familie gerichtet war. Zwar waren seine Kniescheiben noch heil, aber das gesamte Vorgehen roch doch sehr verdächtig nach Mafia. Deshalb hatte er sofort an Stephanies angeklagten Bruder gedacht. Wer die Castiglianos sein mochten, das wusste er nicht, aber er gedachte es herauszufinden.

Stephanie riss als Erstes die hintere Tür auf der Beifahrerseite auf und warf ihre Einkäufe auf die Rückbank.

»Was hast du alles gekriegt?«, fragte sie glücklich. »Also, ich muss sagen, bei mir ist es besser gelaufen als erwartet.« Sie knallte die Tür wieder zu und stieg dann vorne ein, wobei sie

weiter über ihre Einkäufe plapperte. Dann klappte sie die Tür zu und griff nach dem Sicherheitsgurt. Erst jetzt schaute sie Daniel an. Sie brach mitten im Satz ab. »Mein Gott! Was ist denn mit deinem Auge los?«, platzte sie heraus.

»Schön, dass du es bemerkt hast«, sagte Daniel bissig. »Ich bin zusammengeschlagen worden, wie du siehst. Aber bevor wir uns gleich mit den unappetitlichen Einzelheiten befassen, habe ich noch eine Frage: Wer sind die Castigliano-Brüder?«

Stephanie starrte Daniel an und nahm dabei nicht nur das geschwollene Auge wahr, sondern auch die rote Schwellung auf seiner Wange und die blutigen Krusten an den Rändern seiner Nasenlöcher. Sie hätte ihm gerne mitfühlend die Hand entgegengestreckt und ihn tröstend gestreichelt, aber sie hielt sich zurück. Seine Wut war auch in dem einen Auge deutlich zu erkennen, genauso wie in seinem Tonfall. Abgesehen davon war sie durch die Nennung des Namens Castigliano und durch die logische Schlussfolgerung, die sich daraus ergab, im Augenblick vollkommen bewegungsunfähig. Sie blickte auf ihre Hände, die wie gelähmt in ihrem Schoß lagen.

»Gibt es da vielleicht noch eine winzige Kleinigkeit, über die du nicht mit mir sprechen wolltest?«, fuhr Daniel in unverändert sarkastischem Ton fort. »Ich meine, abgesehen davon, dass dein Bruder, nachdem er sein Geld bei uns investiert hat, ein Verfahren wegen Verstrickung in irgendwelche kriminellen Machenschaften an den Hals bekommen hat. Ich wiederhole: Wer, zum Teufel, sind die Castigliano-Brüder?«

Die Gedanken in Stephanies Kopf jagten sich. Es stimmte, sie hatte ihm nicht gesagt, dass ihr Bruder die Hälfte seines Geldes anderswo besorgt hatte. Es gab keine Entschuldigung dafür, dass sie nicht offener gewesen war, zumal diese Mitteilung auch sie selbst erschüttert hatte. Sie hatte zweimal an derselben Stelle versagt und fühlte sich jetzt wie eine

Diebin, die zum zweiten Mal beim selben Vergehen ertappt wird.

»Ich hatte gehofft, wir könnten zumindest miteinander reden«, sagte Daniel, als Stephanie nicht reagierte.

»Das können und das werden wir«, sagte Stephanie plötzlich. Sie blickte Daniel an. Noch nie im Leben hatte sie sich so schuldig gefühlt. Er hatte Verletzungen erlitten und sie musste einen Großteil der Verantwortung dafür übernehmen. »Aber sag mir zuerst, ob du so weit in Ordnung bist.«

»Den Umständen entsprechend, soweit man das erwarten kann.« Daniel ließ den Motor an und stieß rückwärts aus der Parklücke.

»Sollen wir ins Krankenhaus gehen? Oder zu einem Arzt?«, fragte Stephanie.

»Nein! Das ist nicht notwendig. Ich werd's überleben.«

»Und was ist mit der Polizei?«

»Ein noch entschiedeneres Nein! Wenn wir zur Polizei gehen und die den Fall womöglich näher untersucht, dann gefährden wir damit unser Vorhaben, Butler zu behandeln.« Daniel steuerte die Parkplatzausfahrt an.

»Vielleicht ist das noch ein zusätzliches schlechtes Omen für die ganze Geschichte. Bist du sicher, dass du diesen faustischen Pakt nicht doch lieber aufgeben willst?«

Daniel warf Stephanie einen wütenden, hämischen Blick zu. »Wie kannst du auch nur im Traum an so etwas denken? Auf gar keinen Fall! Ich gebe doch jetzt nicht einfach alles auf, wofür wir gearbeitet haben, bloß weil ein paar Halsabschneider ihren Neandertaler von der Kette gelassen haben, um mir eine Botschaft zu überbringen.«

»Er hat mit dir geredet?«

»Zwischen den Schlägen.«

»Wie lautet die Botschaft?«

»Um den Muskelmann zu zitieren: Ich soll meinen Arsch nach Boston zurückbewegen und die Firma wieder auf Kurs

bringen.« Daniel fuhr auf die Straße hinaus und beschleunigte.
»Einige unserer Aktionäre haben erfahren, dass wir in Nassau sind, und glauben, dass wir hier Urlaub machen.«

»Fahren wir ins Hotel zurück?«

»Meine Lust aufs Einkaufen hat sich jedenfalls verflüchtigt und ich will mir einen Eisbeutel aufs Auge packen.«

»Sollen wir nicht doch zu einem Arzt gehen? Das Auge sieht ziemlich schlimm aus.«

»Es wird dich vielleicht überraschen, wenn ich dich daran erinnere, dass ich selbst Arzt bin.«

»Ich meine einen echten, praktizierenden Arzt.«

»Sehr witzig! Bitte entschuldige, dass ich nicht lache!«

Schweigend legten sie die kurze Strecke bis zum Hotel zurück. Daniel stellte den Wagen auf dem Parkplatz ab. Sie stiegen aus. Stephanie holte ihre Pakete vom Rücksitz. Sie wusste nicht so recht, was sie sagen sollte.

»Die Castigliano-Brüder sind Bekannte meines Bruders Tony«, gestand sie schließlich, als sie auf dem Weg zu ihrem Häuschen waren.

»Wie kommt es wohl, dass mich das nicht weiter überrascht?«

»Mehr weiß ich nicht über sie, und ich habe sie auch nie persönlich kennen gelernt.«

Sie schlossen die Eingangstür ihrer Suite auf. Stephanie warf ihre Einkaufstaschen beiseite. Sie fühlte sich schuldig, wusste aber nicht, wie sie auf Daniels völlig berechtigter Wut reagieren sollte. »Geh doch schon mal rein und setz dich hin«, bot sie versöhnlich an. »Ich hole das Eis.«

Daniel streckte sich auf der Couch im Wohnzimmer aus, setzte sich aber schnell wieder hin. Im Liegen fing sein Schädel an zu pochen. Stephanie kam mit einem Handtuch wieder und wickelte eine Hand voll Eiskwürfel aus dem Eimer hinein, der auf der Minibar stand. Dann reichte sie Daniel den

improvisierten Eisbeutel und er legte ihn vorsichtig auf sein geschwollenes Auge.

»Möchtest du ein Schmerzmittel?«, fragte Stephanie.

Daniel nickte und Stephanie holte etliche Tabletten und ein Glas Wasser.

Während Daniel die Schmerztabletten schluckte, saß Stephanie mit untergeschlagenen Beinen auf der Couch. Dann erzählte sie Daniel ausführlich von dem Gespräch mit Tony am Nachmittag vor ihrer Abreise nach Turin. Sie schloss ihren Bericht mit einer demütigen Entschuldigung, weil sie ihm nichts davon erzählt hatte. Sie erklärte, dass es ihr im Vergleich mit allem anderen, was damals gerade im Gang war, nicht so wichtig vorgekommen war. »Ich wollte es dir nach unserer Rückkehr aus Nassau sagen, wenn die zweite Finanzierungsrunde gelaufen ist. Ich möchte die zweihunderttausend Dollar von meinem Bruder als Kredit betrachten und mit Zinsen zurückzahlen. Ich will nicht, dass er oder einer seiner Geschäftspartner in Zukunft etwas mit CURE zu tun haben.«

»Na gut, dann sind wir wenigstens in einem Punkt einer Meinung.«

»Nimmst du meine Entschuldigung an?«

»Ich denke schon«, sagte Daniel ohne große Begeisterung. »Dein Bruder hat dich also davor gewarnt, hierher zu fahren?«

»Ja, das hat er«, gestand Stephanie. »Weil ich ihm nicht sagen konnte, wieso wir hier sind. Aber die Warnung klang eher allgemein, und er hat mir auf keinen Fall in irgendeiner Weise gedroht. Ehrlich gesagt, es fällt mir immer noch schwer zu glauben, dass er etwas mit diesem Überfall zu tun hat.«

»Ach, tatsächlich?«, sagte Daniel sarkastisch. »Dann fang lieber damit an, er muss nämlich etwas damit zu tun haben! Wer außer deinem Bruder könnte diesen Castiglianos verraten haben, dass wir in Nassau sind? Es kann doch kein Zufall sein, dass am Tag nach unserer Ankunft diese Schlägertypen hier

aufkreuzt. Offensichtlich hat deine Mom, nachdem du sie gestern Abend angerufen hast, deinen Bruder angerufen und der hat seine Kumpels angerufen. Und ich nehme an, ich muss dich nicht erst daran erinnern, wie du dich gestern aufgeregt hast, als ich die Möglichkeit einer gewissen Gewalttätigkeit im Zusammenhang mit Menschen, die in kriminelle Machenschaften verwickelt sind, erwähnt habe, oder?»

Stephanie wurde rot. Er hatte Recht, sie war fuchsteufelswild geworden. Mit plötzlicher Entschlossenheit griff sie nach ihrem Handy, klappte es auf und fing an zu wählen. Daniel packte sie am Arm. »Wen willst du anrufen?«

»Meinen Bruder«, sagte Stephanie aufgebracht. Sie lehnte sich zurück, das Telefon am Ohr und die Lippen in grimmiger Entschlossenheit zusammengepresst.

Daniel beugte sich zu Stephanie hinüber und nahm ihr das Telefon aus der Hand. Obwohl Stephanie wütend war und ihr Entschluss offensichtlich feststand, wehrte sie sich nicht. Daniel klappte das Telefon zusammen und warf es auf den Kaffeetisch. »Im Augenblick ist ein Telefonat mit deinem Bruder das Allerletzte, was wir tun sollten.« Er richtete sich wieder auf und presste dabei den Eisbeutel auf sein Auge.

»Aber ich will es ihm auf den Kopf zusagen. Wenn er wirklich etwas damit zu tun hat, dann werde ich das nicht einfach hinnehmen. Ich fühle mich von meiner eigenen Familie verraten.«

»Bist du wütend?«

»Natürlich bin ich wütend«, erwiderte Stephanie heftig.

»Ich auch«, antwortete Daniel im selben Ton. »Aber ich bin außerdem auch noch zusammengeschlagen worden, du nicht.«

Sie senkte den Blick. »Du hast Recht. Du müsstest eigentlich viel wütender sein als ich.«

»Ich muss dich etwas fragen«, sagte Daniel. Er rückte den Eisbeutel zurecht. »Vor einer Stunde oder so hast du gesagt, dass du dir überlegst, vielleicht nach Hause zurückzufahren,

weil die Zusammenarbeit mit Typen wie Paul Saunders und Spencer Wingate dir ein schlechtes Gewissen macht. Angesichts dieser neuen Entwicklung muss ich wissen, ob du das wirklich vorhast oder nicht.«

Stephanie blickte Daniel an. Sie schüttelte den Kopf und ließ ein kurzes, peinlich berührtes Lachen hören. »Nach allem, was geschehen ist, und so schuldig, wie ich mich fühle, kann ich unmöglich gehen.«

»Na, da bin ich aber erleichtert«, meinte Daniel. »Vielleicht hat ja doch alles eine positive Seite, sogar, wenn man zu Brei geschlagen wird.«

»Es tut mir wirklich sehr Leid, dass man dir wehgetan hat«, sagte Stephanie. »Ehrlich. Mehr als du glaubst.«

»Also gut, also gut.« Daniel wiederholte sich. Er drückte ihr beruhigend das Knie. »Da du jetzt hier bleibst, schlage ich Folgendes vor: Ich denke, wir sollten so tun, als hätte es diesen kleinen Zwischenfall nie gegeben. Also keine empörten Telefonate mit deinem Bruder und auch nicht mit deiner Mutter. In den nächsten Gesprächen mit deiner Mutter wirst du immer wieder betonen, dass wir hier keinen Urlaub machen, sondern hart arbeiten, um CURE vor dem Untergang zu retten. Sag ihr, dass das drei Wochen dauern wird und dass wir danach wieder nach Hause kommen.«

»Was ist mit diesem Schlägertypen, der dich angegriffen hat? Müssen wir nicht befürchten, dass er noch einmal zurückkommt?«

»Das lässt sich nicht ausschließen, aber dieses Risiko müssen wir eingehen. Er wohnt nicht auf den Bahamas, und ich bin mir ziemlich sicher, dass er schon wieder auf dem Nachhauseweg ist. Er hat gesagt, dass er mir, ich zitiere: ernsthaft wehtun wird, wenn er noch einmal von Boston hierher fliegen muss. Deshalb nehme ich an, dass er sich normalerweise in Neuengland herumtreibt. Gleichzeitig hat er aber auch gesagt, dass er mich nicht so schwer verletzen will, dass ich die Firma

nicht wieder auf die Beine bekomme. Das heißt also, sie haben ein berechtigtes Interesse am Erhalt meiner Gesundheit, ungeachtet dessen, wie ich mich im Augenblick fühle. Aber das Wichtigste ist, dass deine Telefonate mit deiner Mutter, deren Inhalte zweifellos an deinen Bruder weitergegeben werden, die Castiglianos davon überzeugen, dass es sich lohnt, noch drei Wochen zu warten.«

»Sollen wir das Hotel wechseln? Meine Mutter weiß schließlich, dass wir hier sind.«

»Darüber habe ich nachgedacht, während ich im Auto auf dich gewartet habe. Ich habe sogar überlegt, ob wir Pauls Angebot annehmen sollen, draußen in der Wingate Clinic zu wohnen.«

»O Gott! Da kämen wir ja vom Regen in die Traufe!«

»Ich möchte das auch nicht. Es wird schwer genug sein, sich tagsüber irgendwie mit diesen Scharlatanen zu arrangieren. Also bin ich zu dem Schluss gekommen, dass wir hier bleiben sollten, vorausgesetzt, du kannst es aushalten. So eine Nacht wie die letzte in Turin möchte ich nicht noch einmal erleben. Ich finde, wir sollten hier bleiben, aber das Hotel nur zu den Fahrten in die Wingate Clinic verlassen. Dort werden wir uns ab morgen sowieso die meiste Zeit aufhalten. Einverstanden?«

Stephanie nickte ein paar Mal, während sie über Daniels Vorschlag nachdachte.

»Bist du jetzt einverstanden oder was ist los?«, fragte Daniel.
»Du sagst ja gar nichts.«

Unvermittelt warf Stephanie als spontanes Zeichen ihrer Ratlosigkeit die Arme in die Höhe. »Meine Güte, ich weiß überhaupt nichts mehr. Dieser Überfall verstärkt nur mein mulmiges Gefühl im Zusammenhang mit diesem Butler-Projekt. Seit dem ersten Tag müssen wir uns ständig irgendwelche Gedanken über Leute machen, die wir kaum oder gar nicht kennen.«

»Moment mal!«, grollte Daniel. Sein sowieso schon roter Kopf rötete sich noch mehr und seine Stimme wurde immer lauter. »Wir fangen jetzt aber nicht wieder an zu diskutieren, ob wir Butler behandeln oder nicht. Diese Entscheidung ist gefallen. Unser jetziges Gespräch dreht sich einzig und allein um die Organisation des Ganzen, und damit Schluss!«

»Okay, okay!«, lenkte Stephanie ein. Sie legte ihm die Hand auf den Arm. »Beruhig dich! Alles in Ordnung! Wir bleiben im Hotel und hoffen, dass sich alles zum Besten wendet.«

Daniel holte ein paar Mal tief Luft, dann sagte er: »Außerdem glaube ich, dass es besser wäre, wir bleiben in Zukunft zusammen.«

»Was soll das denn heißen?«

»Ich glaube, der Muskelprotz hat mich nicht zufällig gerade dann überfallen, als ich alleine war. Dein Bruder will offensichtlich nicht, dass dir etwas zustößt, sonst wären wir wahrscheinlich beide verprügelt worden, oder man hätte dich zumindest gezwungen zuzusehen, wie ich Schläge bekomme. Ich glaube, der Typ hat gewartet, bis ich alleine war, und deshalb gehe ich davon aus, dass wir sicherer sind, wenn wir unser Zimmer nur gemeinsam verlassen.«

»Vielleicht hast du ja Recht«, murmelte Stephanie ausweichend. In ihrem Kopf herrschte ein einziges Durcheinander. Einerseits war sie erleichtert, weil Daniels Bemerkung, dass sie zusammenbleiben sollten, keine negative Anspielung auf ihre Beziehung gewesen war, andererseits fiel es ihr nach wie vor sehr schwer, sich einzugestehen, dass ihr Bruder irgendetwas mit dem brutalen Überfall auf Daniel zu tun haben könnte.

»Kannst du mir noch ein bisschen mehr Eis holen?«, bat Daniel. »Das hier ist fast schon geschmolzen.«

»Natürlich«, sagte Stephanie. Sie war froh, dass sie etwas zu tun hatte. Sie nahm das durchgeweichte Handtuch mit ins Badezimmer und ersetzte es durch ein frisches. Dann ging sie

noch einmal zu dem Eiseimer auf der Minibar. In dem Augenblick, als sie Daniel den frischen Eisbeutel reichte, regte sich das Telefon auf dem kleinen Tischchen. Einige Sekunden lang war sein regelmäßiges Klingeln das einzige Geräusch im Zimmer. Daniel und Stephanie rührten sich nicht. Beide starrten auf das Telefon.

»Tja, wer, zum Teufel, könnte das sein?«, fragte Daniel nach dem vierten Klingeln. Er drückte sich den Eisbeutel auf das Auge.

»Es gibt nicht viele Leute, die wissen, dass wir hier sind«, sagte Stephanie. »Soll ich rangehen?«

»Ich denke schon«, meinte Daniel. »Falls es deine Mutter oder dein Bruder ist, dann denk dran, was ich vorhin gesagt habe.«

»Und wenn es der ist, der dich überfallen hat?«

»Das ist sehr unwahrscheinlich. Geh ran, aber locker! Falls es der Schläger ist, leg einfach wieder auf. Versuch nicht, ihn in ein Gespräch zu verwickeln.«

Stephanie ging zum Telefon, nahm den Hörer ab und versuchte, sich mit möglichst normaler Stimme zu melden. Dabei schaute sie Daniel an. Er sah, wie sich ihre Augenbrauen beim Zuhören leicht nach oben zogen.

Nach wenigen Augenblicken fragte er sie durch stumme Mundbewegungen: »Wer ist das?« Stephanie hob die Hand und bedeutete ihm, er solle sich noch einen Augenblick gedulden. Schließlich sagte sie: »Wunderbar! Und vielen Dank.« Dann hörte sie weiter zu. Gedankenverloren wickelte sie sich das Telefonkabel um den Finger. Nach einer kurzen Pause sagte sie: »Das ist sehr nett von Ihnen, aber heute Abend geht es nicht. Und an den anderen Abenden auch nicht.« Dann verabschiedete sie sich kurz angebunden und legte auf. Sie blickte wieder zu Daniel, sagte aber zunächst einmal keinen Ton.

»Und? Wer war das?«, wollte Daniel wissen. Seine Neugier war übermächtig.

»Das war Spencer Wingate.« Stephanie schüttelte fassungslos den Kopf.

»Was wollte er?«

»Er wollte uns Bescheid sagen, dass er unsere Kuriersendung ausfindig gemacht und dafür gesorgt hat, dass sie gleich morgen Früh ausgeliefert wird.«

»Na, Gott sei Dank. Man muss auch für die kleinen Dinge dankbar sein. Das heißt, wir können mit der Produktion von Butlers Aktivzellen anfangen. Das Gespräch hat aber ziemlich lange gedauert. Was wollte er denn sonst noch von dir?«

Stephanie lachte freudlos. »Er hat mich zum Abendessen eingeladen, bei ihm zu Hause an der Lyford Cay Marina. Komisch: Er hat unmissverständlich deutlich gemacht, dass er nur mich einladen will und nicht uns beide. Das kann doch nicht wahr sein! Als wollte er mich anbaggern.«

»Na ja, sehen wir's positiv. Wenigstens hat er einen guten Geschmack.«

»Das finde ich nicht witzig«, gab Stephanie zurück.

»Das sehe ich«, meinte Daniel. »Aber wir dürfen das große Ganze nicht aus dem Auge verlieren.«

KAPITEL 18

Montag, 11. März 2002, 11.30 Uhr

Ehre wem Ehre gebührt, das musste selbst Daniel manchmal zugeben. Er hegte nicht den geringsten Zweifel, dass Stephanie ihm bei der Zellbearbeitung weit überlegen war, und diese Tatsache wurde untermauert durch das, was er im Augenblick durch die Linsen eines mit zwei Okularen versehenen Präparationsmikroskops beobachten konnte. Er und Stephanie hatten das Gerät am Rand ihres Labortisches in der Wingate Clinic aufgebaut, damit Daniel ihr bei der Arbeit zusehen konnte. Stephanie war gerade dabei, die Zellübertragung – auch therapeutisches Klonen genannt – einzuleiten, indem sie einer reifen, menschlichen Eizelle, deren DNA mit einem fluoreszierenden Farbstoff markiert worden war, den Zellkern entnahm. Die Eizelle hatte sie bereits fixiert, indem sie mit Hilfe einer stumpfen Pipette einen leichten Unterdruck hergestellt hatte.

»So, wie du das machst, sieht es ganz einfach aus«, bemerkte Daniel.

»Ist es auch«, gab Stephanie zurück, während sie mit Hilfe eines Mikromanipulators eine zweite Pipette in das Sichtfeld des Mikroskops dirigierte. Das hohle Ende dieser zweiten Pipette war im Gegensatz zu der ersten so spitz wie eine extrem feine Nadel. Die Pipette selbst hatte einen Durchmesser von 0,025 Millimetern.

»Für dich vielleicht, aber nicht für mich.«

»Der Trick ist, dass man nicht hetzen darf. Es muss alles ganz langsam und gleichmäßig gehen, ohne Zucken.«

Wie zur Bestätigung näherte sich die spitze Pipette jetzt gleichmäßig, aber entschlossen der fixierten Eizelle, bis sie die äußere Zellmembran berührte, ohne sie jedoch zu durchstoßen.

»An der Stelle geht es bei mir immer schief«, sagte Daniel. »Jedes zweite Mal ramme ich die Pipette mitten durch die Zelle und komme auf der anderen Seite wieder raus.«

»Vielleicht bist du zu ungeduldig und dadurch ein bisschen zu heftig«, meinte Stephanie. »Wenn man die Pipette richtig auf die Stelle gesetzt hat, wo man die Zellwand durchstoßen will, dann muss man nur noch einmal sachte auf den Mikromanipulator klopfen.«

»Ach so, zum Durchstoßen fasst du den Mikromanipulator gar nicht mehr an?«

»Nie.«

Stephanie führte den Vorgang mit dem Zeigefinger aus, und durch das Mikroskop war erkennbar, wie die Pipette sich sauber ihren Weg ins Zytoplasma der wehrlosen Eizelle bahnte.

»Tja, man lernt nie aus«, sagte Daniel. »Das beweist einmal mehr, dass ich auf diesem Gebiet nur ein blutiger Amateur bin.«

Stephanie hob den Blick und sah zu Daniel hinüber. Solche Selbstgeißelungen sahen ihm gar nicht ähnlich. »Sei doch nicht so selbstkritisch. Für dieses Alltagsgeschäft hast du ja immer geschulte Labortechniker gehabt. Ich habe das alles während des Studiums von der Pike auf gelernt.«

»Das nehme ich an«, sagte Daniel, ohne den Blick zu heben.

Stephanie zuckte mit den Schultern und blickte wieder durch das Okular des Mikroskops. »Jetzt nähere ich mich mit Hilfe des Mikromanipulators der fluoreszierenden DNA«, erklärte sie. Die Spitze der Pipette schob sich auf ihr Ziel zu. Als Stephanie den Unterdruck ein winziges bisschen erhöhte, verschwand die DNA im Inneren der Pipette wie in einem Miniaturstaubsauger.

»Das kann ich auch nicht besonders gut«, sagte Daniel. »Ich glaube, ich sauge immer zu viel Zytoplasma auf.«

»Man darf nur die DNA aufsaugen, das ist wichtig«, erwiderte Stephanie.

»Jedes Mal, wenn ich dabei zuschaue, wundere ich mich noch ein bisschen mehr darüber, dass das Ganze überhaupt funktioniert«, sagte Daniel. »Ich stelle mir die submikroskopische innere Struktur einer lebenden Zelle ähnlich vor wie ein Minitreibhaus. Wie kann es sein, dass wir den Zellkern mitsamt der Wurzel ausreißen können, ihn im Prinzip durch einen anderen Zellkern einer ausgewachsenen, ausdifferenzierten Zelle ersetzen, und die Zelle dann weiterwächst? Das übersteigt doch die menschliche Vorstellungskraft.«

»Und nicht nur, dass die Zelle weiterwächst, gleichzeitig wird auch der ausgewachsene Zellkern, den wir einpflanzen, wieder jung.«

»Das kommt noch dazu«, pflichtete Daniel bei. »Ganz ehrlich, so eine Zellkernübertragung übersteigt jede Vernunft.«

»Besser hätte ich es auch nicht ausdrücken können«, stimmte Stephanie zu. »Für mich ist die unglaubliche Tatsache, dass es funktioniert, ein Beweis für die Mitwirkung Gottes an dem ganzen Prozess, und das erschüttert die Fundamente meiner agnostischen Grundhaltung noch stärker als das, was wir über das Turiner Grabtuch erfahren haben.« Während sie das sagte, dirigierte sie eine dritte Pipette in das Sichtfeld des Mikroskops. In ihrem Schaft befand sich ein einzelner Fibroblast aus Ashley Butlers Fibroblasten-Kultur – eine Zelle, deren Kern Daniel sorgfältigst verändert hatte. Zunächst hatte er mit Hilfe des HTSR-Verfahrens die Gene ersetzt, die für die Erkrankung des Senators verantwortlich waren, und hatte anschließend auf Stephanies Vorschlag hin noch ein zusätzliches Gen eingefügt, das als spezielles Oberflächenantigen dienen sollte. Die DNA aus dem Zellkern

dieses Fibroblasten sollte die DNA ersetzen, die Stephanie aus der Eizelle entfernt hatte.

Während Daniel Stephanies kunstvollen Handgriffen zusah, dachte er bewundernd daran zurück, was sie im Verlauf der anderthalb Wochen, die seit dem Überfall durch den Muskelprotz aus Boston vergangen waren, alles erreicht hatten. Seine körperlichen Wunden waren fast alle verheilt und nur noch Erinnerung, abgesehen von einer gewissen Sensibilität im Bereich seines rechten Wangenknochens und der gelbgrünlichen Färbung des sich auflösenden Blutergusses. Doch leider hatte Daniel immer noch mit den psychischen Folgen des Angriffs zu kämpfen. Das Bild des gewaltigen Schädels seines muskelbepackten Peinigers, die kleinen Ohren, ihre knollige Form, das alles hatte sich in seine Netzhaut eingebrannt. Das Schlimmste aber waren das schiefe Lächeln und die grausamen, wachsamen Augen des Mannes. Noch elf Tage später litt Daniel an regelmäßig wiederkehrenden Alpträumen, hervorgerufen durch dieses furchtbare Gesicht und das damit verbundene Gefühl der vollkommenen Wehrlosigkeit und Verwundbarkeit.

Tagsüber erging es Daniel deutlich besser als im Schlaf. Er und Stephanie waren, wie sie es unmittelbar nach den Vorfällen besprochen hatten, unzertrennlich geworden wie siamesische Zwillinge und verließen das Hotel nur, um zur Wingate Clinic zu fahren. Das war auch nicht weiter schwierig, da sie sowieso jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im Labor verbrachten. Megan Finnigan war ihnen eine große Hilfe gewesen und hatte ihnen neben ihrem Laborarbeitsplatz auch ein eigenes kleines Büro zur Verfügung gestellt. Dass sie nun genügend Platz hatten, um ihre Papiere und Diagramme auszubreiten, war ein wahrer Segen für ihre Arbeit. Selbst Paul Saunders hatte sich als hilfreich erwiesen und entsprechend seiner Zusage zwölf Stunden nach ihrer Anfrage zehn frische, menschliche Eizellen präsentiert.

Zu Anfang hatte es eine angenehme Arbeitsteilung zwischen Daniel und Stephanie gegeben. Ihr Job bestand vor allem darin, mit den Fibroblasten-Kulturen, die Peter geschickt hatte, zu arbeiten. Es war nicht besonders schwierig gewesen, sie aufzutauen und zum Wachstum anzuregen. Gleichzeitig widmete sich Daniel der gepufferten Salzlösung mit der Textilprobe des Grabtuchs. Nach einer einmaligen Polymerase-Kettenreaktion, wobei die DNA, die sich in der Flüssigkeit gelöst hatte, vervielfältigt wurde, konnte Daniel die DNA als den Primaten zugehörig und wahrscheinlich von einem Menschen stammend bestimmen, auch wenn sie, wie schon vermutet, nur in Fragmenten vorhanden war.

Im Anschluss an eine Reinigungsprozedur unter Zuhilfenahme mikroskopisch kleiner Glasperlen führte Daniel mit der vom Grabtuch isolierten DNA noch mehrere Male eine Polymerase-Kettenreaktion durch, bevor er seine Dopamin-Sonden zur Anwendung brachte. Er hatte unmittelbaren Erfolg, allerdings nur bei einem Teil der erforderlichen Gene. Das bedeutete, dass die Lücken geschlossen werden mussten. Nach einer ganzen Reihe von Sechzehn-Stunden-Tagen gelang es ihm endlich, die benötigten Fragmente mit Nukleotid-Ligasen zu verbinden und so die erforderlichen Gene zu bilden. Das war der Zeitpunkt gewesen, als Ashley Butlers von Stephanie mittlerweile vorbereitete Fibroblasten ins Spiel kommen mussten.

Der nächste Schritt bestand in der Anwendung des HTSR-Verfahrens und verlief reibungslos. Als Entwickler der Methode war Daniel sich sämtlicher Stolperfallen bewusst, doch unter seiner sicheren Führung klappte das Zusammenspiel der Enzyme und der viralen Vektoren perfekt, sodass er bald schon eine große Anzahl von Fibroblasten fertig hatte. Das einzige Problem war Paul Saunders gewesen, der darauf bestanden hatte, Daniel bei jedem seiner Schritte zu begleiten, und ständig im Weg war. Ohne jede Scham gab Paul zu, dass

er vorhatte, die Technik im Rahmen der Stammzellentherapie der Wingate Clinic anzubieten, um den Patienten deutlich höhere Rechnungen stellen zu können. Daniel versuchte beharrlich, ihn zu ignorieren, und biss sich auf die Zunge, um den Quacksalber nicht seines eigenen Labors zu verweisen, aber es fiel ihm nicht leicht.

Nach Abschluss der HTSR-Prozedur hatte Daniel eigentlich gedacht, sie könnten jetzt zur eigentlichen Zellkernübertragung kommen, doch dann hatte Stephanie einen überraschenden Vorschlag gemacht. Sie wollte der durch das HTSR-Verfahren veränderten Zelle noch eine Hormonhülle verpassen, die aus etlichen miteinander kombinierten Genen bestand. Sie sollten ein einzigartiges, nicht menschliches Oberflächenantigen auf den fertigen Aktivzellen bilden. Somit verfügten die Aktivzellen über ein Antigen, wodurch sie sich eindeutig von jeder einzelnen der Billionen Zellen in Butlers Organismus unterscheiden. Damit, so hatte Stephanie erläutert, würde es sehr viel einfacher werden, die Aktivzellen auch nach der Implantation in Butlers Gehirn sichtbar zu machen, falls jemals das Bedürfnis oder die Notwendigkeit dazu bestehen würde. Diese Idee hatte Daniel beeindruckt und er hatte sich mit diesem zusätzlichen Schritt einverstanden erklärt, zumal Stephanie so umsichtig gewesen war, sich das Hormonkonstrukt sowie den dazugehörigen viralen Vektor aus ihrem Labor in Cambridge mitschicken zu lassen. Die gleiche Technik hatten Daniel und Stephanie schon bei der Behandlung von Mäusen, die an Parkinson erkrankt waren, angewandt, und sie hatte sich als wertvolle Bereicherung des Verfahrens erwiesen.

»Bei diesem Schritt verwende ich immer den Mikromanipulator«, sagte Stephanie und holte Daniel mit diesen Worten in die Gegenwart zurück. Die Pipette mit Butlers veränderten Fibroblasten durchstach die Außenhaut der

Eizelle, ohne jedoch die darunter liegende Zellmembran zu verletzen.

»Auch dabei habe ich jedes Mal Schwierigkeiten«, gestand Daniel. Er sah zu, wie Stephanie den relativ kleinen Fibroblasten in den Zwischenraum zwischen Zellmembran und der relativ dicken Außenhülle platzierte. Dann war die Pipette aus dem Sichtfeld verschwunden.

»Der Trick dabei ist, dass man die Außenhaut der Eizelle schräg ansticht«, sagte Stephanie. »Sonst kann es passieren, dass man die Zelle versehentlich verletzt.«

»Das klingt einleuchtend.«

»Tja, ich würde sagen, das sieht aus wie aus dem Ei gepellt«, sagte Stephanie, nachdem sie ihr Werk begutachtet hatte. Die körnige, entkernte Eizelle und der vergleichsweise winzige Fibroblast waren in inniger Umarmung unter der Außenhaut der Eizelle vereint. »Es ist Zeit für die Fusion und die Aktivierung.«

Stephanie hob den Blick vom Mikroskop und holte die Petrischale unter dem Objektiv hervor. Sie rutschte von ihrem Stuhl und ging hinüber zur Fusionskammer, wo sie die gepaarten Zellen einem kurzen Stromstoß aussetzen würde, damit sie sich vereinigten.

Daniel sah ihr dabei zu. Neben den immer wiederkehrenden Alpträumen als Folge der Prügel, die er von dem Spießgesellen der Castiglianos bezogen hatte, hatte Daniel noch mit anderen psychischen Auswirkungen dieses Erlebnisses zu kämpfen. Während der ersten Tage danach hatte er permanent befürchtet, dass der Mann wieder auftauchen könnte, trotz all der beruhigenden Worte, die er selbst unmittelbar nach dem Vorfall zu Stephanie gesagt hatte. Und auch trotz allem, was das Hotel unternommen hatte, nachdem Daniel die Geschäftsführung von dem Überfall unterrichtet hatte. Immerhin musste man ihr zugute halten, dass sie eine Woche lang bereitwillig einen Wachmann in Daniels und Stephanies

Häuschen untergebracht hatte. Allabendlich hatte der Mann, der über eine beeindruckende Körpergröße verfügte, Daniel und Stephanie nach dem Abendessen vom Terrassenrestaurant des Hotels zurück in ihr Zimmer begleitet und hatte im Flur Wache gestanden, bis sie am nächsten Morgen in Richtung Wingate Clinic aufgebrochen waren.

Doch im Lauf der Tage ließ Daniels Angst in dem Maße nach, wie sein Zorn über den Vorfall größer wurde. Ein erheblicher Anteil dieses Zorns war auf Stephanie gerichtet. Obwohl sie sich entschuldigt und ursprünglich auch ehrliches Mitgefühl gezeigt hatte, war Daniel außer sich darüber, dass sie immer noch Zweifel hatte, dass ihre Familie tatsächlich in die ganze Sache verstrickt war. Das hatte sie zwar nicht direkt so gesagt, aber Daniel hatte es aus einigen indirekten Bemerkungen herausgehört. Angesichts einer solch kaputten Familie und angesichts ihrer Unfähigkeit, damit angemessen umzugehen, konnte Daniel gar nicht anders, als sich zu fragen, ob Stephanie auf lange Sicht vielleicht zum Unsicherheitsfaktor werden würde.

Ein weiteres Problem war ihre Selbstgerechtigkeit. Sie hatte zwar versprochen, mit den Leuten aus der Wingate Clinic keinen Ärger mehr anzufangen, aber trotzdem machte sie permanent unpassende Bemerkungen über deren angebliche Stammzellentherapie und stellte unangemessene Fragen bezüglich der jungen Bahamaerinnen, die in der Klinik arbeiteten – ein Thema, auf das Paul Saunders extrem empfindlich reagierte. Und zu allem Überfluss legte sie Spencer Wingate gegenüber ein auf peinliche Weise abweisendes Verhalten an den Tag. Daniel war aufgefallen, dass dieser sein Interesse an Stephanie immer unverhohlener zeigte, was damit zu tun haben mochte, dass Daniel selbst bei Spencers Bemerkungen keinerlei Reaktion zeigte. Aber trotzdem hätte sie damit sehr viel weniger rüde umgehen können. Es machte Daniel fast wahnsinnig, dass sie

anscheinend einfach nicht begreifen wollte, dass sie durch ihr Verhalten unter Umständen alles gefährdete. Falls sie und Daniel rausgeworfen wurden, dann war alles aus.

Daniel seufzte, als er Stephanie bei der Arbeit zusah. So fraglich es auch sein mochte, wie sich Stephanies Rolle auf lange Sicht entwickeln würde, kurzfristig war sie zweifellos unersetzbar. In elf Tagen würde Ashley Butler auf der Insel eintreffen. So viel Zeit hatten sie noch, um aus den Fibroblasten des Senators Dopamin produzierende Neuronen herzustellen und ihn anschließend damit zu behandeln. Sie machten zweifellos Fortschritte, das HTSR-Verfahren und die Zellkernübertragung waren bereits abgeschlossen, aber es lag noch ein langer Weg vor ihnen. Stephanies Fähigkeiten waren bei der Zellbearbeitung unbedingt erforderlich. Er hatte gar nicht mehr die Zeit, sie zu ersetzen.

Stephanie konnte Daniels Blick im Rücken spüren. Ihre Schuldgefühle und ihre Unsicherheit in Bezug auf die Konsequenzen, die die Verstrickung ihrer Familie in den Überfall nach sich ziehen mochte, hatten sie außerordentlich sensibel gemacht. Was hingegen Daniel betraf... er war seitdem nicht mehr er selbst. Sie konnte nur vermuten, wie er sich gefühlt hatte, als er zusammengeschlagen worden war, aber eigentlich hatte sie gedacht, er würde sich schneller davon erholen. Stattdessen verhielt er sich in vielerlei Hinsicht unterschwellig distanziert. So schliefen sie zwar weiterhin gemeinsam in einem Bett, aber es war zu keinerlei Intimitäten gekommen. Durch dieses Verhalten war eine alte Frage in ihr wieder zum Leben erwacht, nämlich, ob Daniel vielleicht unfähig oder unwillig war, ihr die emotionale Unterstützung zu geben, die sie nötig hatte – speziell in anstrengenden Zeiten und völlig unabhängig davon, was die Ursache für den Stress war und wer welchen Fehler gemacht hatte.

Stephanie hatte Daniels Vorschläge alle wortwörtlich akzeptiert, das konnte es also nicht sein. Sie hatte ihren Bruder

nicht angerufen, um ihn mit dem Vorfall zu konfrontieren, obwohl sie nichts lieber getan hätte. Und im Verlauf der relativ häufigen Telefonate mit ihrer Mutter hatte sie deutlich gemacht, dass sie und Daniel zum Arbeiten in Nassau waren und dass sie von dieser Arbeit vollständig in Beschlag genommen wurden, was absolut der Wahrheit entsprach. Zur Unterstreichung des Gesagten hatte sie noch hinzugefügt, dass sie noch nicht einmal zum Baden am Strand gewesen waren, was ebenfalls der Wahrheit entsprach. Und sie hatte vielfach betont, dass sie bald fertig seien und um den fünfundzwanzigsten März herum nach Hause kommen würden. Dann werde auch die Firma in einem finanziell stabilen Zustand sein. Ihren Bruder hatte sie ganz bewusst nicht erwähnt, bis zum gestrigen Tag, als sie schließlich der Versuchung nachgegeben hatte. »Hat Tony nach mir gefragt?«, hatte sie ihre Mutter so beiläufig wie irgend möglich gefragt.

»Natürlich, Liebes«, hatte Thea geantwortet. »Dein Bruder macht sich große Sorgen um dich und fragt ständig nach dir.«

»Was hat er genau gesagt?«

»Was er genau gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Du fehlst ihm. Er möchte einfach wissen, wann du nach Hause kommst.«

»Und was antwortest du ihm dann?«

»Ich erzähle ihm immer das, was du mir erzählt hast. Wieso? Soll ich ihm etwas anderes sagen?«

»Natürlich nicht. Du kannst ihm ausrichten, dass wir in weniger als zwei Wochen nach Hause kommen, und dass ich es kaum erwarten kann, ihn wiederzusehen. Und sag ihm außerdem, dass unsere Arbeit hervorragende Fortschritte macht.«

Stephanie war in vielerlei Hinsicht dankbar dafür, dass sie und Daniel so viel Arbeit hatten. So hatte sie weniger Gelegenheit, sich mit schmerzhaften Gefühlen zu quälen oder an der Richtigkeit der Behandlung Butlers zu zweifeln. Ihre Bedenken in der ganzen Angelegenheit hatten sich nach dem

Anschlag auf Daniel und dadurch, dass sie die Charakterlosigkeit der Wingate-Betreiber schweigend ertragen musste, noch verstärkt. Paul Saunders war dabei mit Abstand der Schlimmste. Ihrer Einschätzung nach war er gewissenlos, bar jeder noch so rudimentären Ethik und dumm. Die gesammelten Resultate der Wingate-Forschungen zur Stammzellentherapie, mit denen er sich so gebrüstet hatte, waren nichts weiter als ein schlechter Witz, eine bloße Sammlung von Fallbeschreibungen mit unterschiedlichen Ausgängen. Von wissenschaftlicher Methodik keine Spur, und das Erschreckendste daran war, dass Paul das entweder nicht erkannte oder dass es ihm egal war.

Das mit Spencer Wingate war eine Sache für sich, aber er war eher ein Ärgernis, während ihr Paul Saunders als verrückter Wissenschaftler Angst einjagte. Trotzdem, Stephanie hätte sich nur äußerst ungern ohne Begleitung zu Spencer nach Hause gewagt, wohin er sie immer wieder aufs Neue einlud. Das Problem war, dass seine Lüsternheit von einem Ego unterfüttert war, das einfach nicht begreifen konnte, warum seine Annäherungsversuche abgelehnt wurden. Zu Anfang hatte Stephanie noch versucht, ihr Bedauern halbwegs höflich zu formulieren, aber mit der Zeit musste sie immer eindeutiger werden, besonders da Daniel so gleichgültig wirkte. Spencer hatte etliche seiner unverhohlenen eindeutigen Einladungen in Daniels Gegenwart ausgesprochen, ohne dass er irgendwie darauf reagiert hätte.

Als hätten der Charakter und das Verhalten dieser reproduktionsmedizinischen Ketzer nicht ausgereicht, um ihre Tätigkeit in der Klinik moralisch in Frage zu stellen, kam auch noch die Sache mit den menschlichen Eizellen hinzu. Sie versuchte vorsichtig, Erkundigungen über deren Herkunft einzuziehen, stieß aber überall auf taube Ohren, außer bei der Laborantin Mare. Sie war zwar auch nicht besonders entgegenkommend, rückte aber zumindest damit heraus, dass

die Fortpflanzungszellen aus der Eierkammer im Keller kämen, die von Cindy Drexler geführt werde. Als Stephanie wissen wollte, was die Eierkammer genau war, sagte Mare nichts mehr und verwies sie an die Laborleiterin Megan Finnigan. Leider hatte Megan aber bereits Pauls Äußerung wiederholt, dass die Herkunft der Eier ein Berufsgeheimnis sei. Als Stephanie Cindy Drexler ansprach, bekam sie höflich mitgeteilt, dass alle die Eier betreffenden Fragen direkt an Dr. Saunders zu richten seien.

Stephanie hatte daraufhin ihre Taktik geändert und hatte versucht, mit einigen der jungen Frauen ins Gespräch zu kommen, die in der Cafeteria arbeiteten. Sie waren freundlich und offen gewesen, bis Stephanie das Gespräch auf ihren Familienstand gebracht hatte. Von da an hatten sie sich schüchtern und ausweichend verhalten. Als Stephanie dann versuchte, mit ihnen über ihre Schwangerschaft zu reden, zogen sie sich noch weiter zurück, aber das stachelte Stephanies Neugier nur zusätzlich an. Man brauchte kein besonders heller Kopf zu sein, um zu erkennen, was hier los war, und sie hatte vor, trotz Daniels ausdrücklichem Verbot nach Beweisen zu suchen. Sie wollte den bahamaischen Behörden mit ihren gesammelten Informationen einen Tipp geben, wenn sie, Daniel und Butler längst wieder abgereist waren.

Dazu musste Stephanie in die Eierkammer gelangen. Leider hatten Daniel und sie bisher so viel zu tun gehabt, dass sich dazu noch keine Gelegenheit geboten hatte, aber das war während der nächsten Stunden anders. Das Ei, das sie gerade mit einem von Butlers HTSR-behandelten Fibroblasten verschmelzen ließ, war der Ersatz für eines der ersten zehn Eier gewesen, die Paul Saunders geliefert hatte. Das aussortierte Ei hatte nach der Kernübertragung nicht mit der Zellteilung begonnen. Entsprechend der versprochenen Garantie hatte Paul ihnen ein elftes Ei zur Verfügung gestellt. Die anderen neun

ursprünglichen Eier teilten sich nach dem Erhalt ihrer neuen Kerne wunderbar. Einige hatten schon die Fünf-Tage-Marke erreicht und fingen nun mit der Bildung von Blastozysten an.

Stephanie und Daniel hatten beschlossen, zehn separate Stammzelllinien zu entwickeln, die alle aus geklonten Zellen von Ashley Butler bestanden. Allen zehn würden Zellen entnommen, die dann in Dopamin produzierende Nervenzellen ausdifferenziert wurden. Die Verzehnfachung sollte als Sicherheit dienen, da letztendlich nur eine der Zelllinien zur Behandlung des Senators eingesetzt werden sollte.

Am späteren Nachmittag oder, was wahrscheinlicher war, morgen Früh würde Stephanie damit beginnen, die multipotenten Stammzellen von den sich bildenden Blastozysten abzupflücken, aber bis dahin hatte sie etwas freie Zeit. Das einzige Problem bestand darin, dass sie sich irgendwie von Daniel absetzen musste, aber wenn sie in der Wingate Clinic blieben, konnte das angesichts seines distanzierten Verhaltens kein unüberwindliches Problem sein. Außerhalb der Klinik jedoch ließ er sie keinen Augenblick lang aus den Augen.

»Wie hat die Verschmelzung geklappt?«, rief Daniel von seinem Platz aus herüber.

»Sieht gut aus«, meinte Stephanie und betrachtete das Ergebnis unter einem Mikroskop. Die Eizelle verfügte nun über einen neuen Zellkern mit einem vollen Chromosomensatz. Im Verlauf der nächsten Stunden würde sich ein Vorgang abspielen, den bislang niemand erklären konnte. Das Ei würde den Zellkern auf mysteriöse Weise umprogrammieren. Diente er bisher dazu, die Hautfunktionen eines erwachsenen Menschen zu steuern, so wurde er nun wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt. Schon nach wenigen Stunden war das Zellkonstrukt von einem erst kürzlich befruchteten Ei nicht mehr zu unterscheiden. Um diese Umwandlung einzuleiten, legte Stephanie die künstlich

veränderte Eizelle in das erste einer ganzen Reihe von Aktivierungsmedien.

»Hast du auch so einen Hunger wie ich?«, rief Daniel.

»Wahrscheinlich«, antwortete sie. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. Kein Wunder, es war schon fast zwölf. Heute Früh um sechs hatte sie zum letzten Mal etwas gegessen, und das war auch nur ein Frühstück aus Toast und Kaffee gewesen. »Wir könnten in die Cafeteria rübergehen, sobald ich dieses Ei hier in den Inkubator gestellt habe. Es dauert nur noch vier Minuten.«

»Hört sich gut an«, sagte Daniel. Er rutschte von seinem Hocker und verschwand in ihrem Büro, um sich den Laborkittel auszuziehen.

Während Stephanie das nächste Aktivierungsmedium für das Ei mit dem neuen Zellkern vorbereitete, suchte sie nach einer Ausrede, um während des Mittagessens noch einmal ins Labor zurückkehren zu können. Das war ein perfekter Zeitpunkt, um ein bisschen Detektiv zu spielen, da fast alle Klinikangestellten einschließlich der für die Eierkammer zuständigen Cindy Drexler zwischen zwölf und eins zu Mittag aßen. Das Mittagessen spielte eine wichtige Rolle im Klinikalltag, weil sich hier alle Mitarbeiter begegnen konnten. Stephanies erster Gedanke war zu behaupten, sie müsste den Aktivierungsprozess der elften Eizelle überwachen, aber diese Idee ließ sie schnell wieder fallen – Daniel würde nur misstrauisch werden. Er wusste, dass die Eizelle, wenn sie einmal im zweiten Medium lag, sechs Stunden lang ungestört im Inkubator verbleiben musste.

Stephanie brauchte eine andere Ausrede, aber es fiel ihr beim besten Willen nichts ein, bis sie schließlich auf die Idee mit dem Handy kam. Besonders nach dem Überfall auf Daniel hatte sie geradezu zwanghaft darauf geachtet, es immer bei sich zu tragen, und Daniel wusste das. Es gab dafür etliche Gründe. Einer – und das war keineswegs der unbedeutendste – war der,

dass sie ihre Mutter gebeten hatte, sie lieber auf dem Handy als im Hotel anzurufen. Aber da sie erst heute Früh mit ihrer Mutter gesprochen hatte und sich sicher sein konnte, dass in den nächsten Stunden keine katastrophale gesundheitliche Entwicklung zu erwarten war, hatte Stephanie keine Bedenken, während der nächsten halben Stunde nicht erreichbar zu sein. Nach einem schnellen Blick in Richtung ihres winzigen Büros, um sicherzustellen, dass Daniel sie nicht gerade beobachtete, holte Stephanie ihr kleines Motorola-Telefon aus der Tasche, schaltete es aus und legte es auf das Regal mit den Reagenzgläsern oberhalb des Labortischs.

Zufrieden mit dem gefassten Plan wandte Stephanie ihre Aufmerksamkeit wieder dem Aktivierungsprozess zu. Noch dreißig Sekunden, dann musste die Eizelle von einem Medium ins nächste befördert werden.

»Und, wie sieht's aus?«, fragte Daniel, nachdem er ohne Laborkittel wieder aufgetaucht war. »Bist du so weit?«

»Noch ein paar Minuten. Ich will eben noch das Ei umtopfen und in den Inkubator stellen, dann können wir losgehen.«

»Hört sich gut an«, antwortete Daniel. Während er wartete, stellte er sich vor den Inkubator und schaute in die anderen Behälter, die zum Teil schon seit fünf Tagen darin standen. »Ein paar davon sind vielleicht schon heute Nachmittag so weit, dass wir die ersten Stammzellen entnehmen können.«

»Das habe ich auch gerade gedacht«, meinte Stephanie. Vorsichtig trug sie die erneuerte Eizelle, die nun in einem anderen Medium lag, zum Inkubator und stellte sie neben die anderen.

Kurt Hermann ließ die Füße auf völlig untypische Weise plötzlich und unkontrolliert zu Boden plumpsen, nachdem sie vorher auf der Ablage des Videoüberwachungsraums gelegen hatten. Gleichzeitig setzte er sich ruckartig kerzengerade auf, sodass sein Schreibtischstuhl ein kleines Stück zurückrollte.

Dann hatte er seine durch jahrelanges Training der asiatischen Kampfkünste erworbene Gelassenheit wiedererlangt. Langsam und bedächtig schob er sich näher an den Bildschirm, den er seit einer Stunde im Blick hatte. Er traute seinen Augen nicht. Es war sehr schnell gegangen, aber es sah so aus, als hätte Stephanie D'Agostino gerade ihr Handy, hinter dem Kurt schon seit anderthalb Wochen her war, aus der Tasche geholt und absichtlich hinter ein paar Reagenzgläser auf dem Regal über ihrem Labortisch gelegt. Es sah fast so aus, als wollte sie es verstecken.

Mit Hilfe des Knopfes auf dem Joystick, mit dem er die Minikamera bediente, zoomte Kurt sich näher heran. Die Kamera blieb direkt auf den Gegenstand gerichtet, den er voller Hoffnung für das Telefon hielt. Er hatte Recht! Hinter einer Flasche mit Salzsäure ragte die Spitze der schwarzen Plastikhülle hervor, sodass sie gerade noch zu erkennen war.

Verwirrt durch diese unerwartete, aber viel versprechende Entwicklung zoomte Kurt wieder zurück und entdeckte, dass Stephanie aus dem Blickwinkel der Kamera verschwunden war. Mit Hilfe des Joysticks schwenkte Kurt den Raum ab und entdeckte Stephanie und Daniel vor einem der Inkubatoren. Er drehte den Ton lauter und versuchte, jedes ihrer Worte mitzuhören, falls sie das Telefon irgendwie erwähnen sollte, aber sie verlor kein Wort darüber. Sie sprachen weiter über das unmittelbar bevorstehende Mittagessen. Minuten später hatten sie das Labor verlassen.

Kurts Blick wanderte zu dem Monitor direkt über demjenigen, auf den er gerade eben geschaut hatte. Er sah die beiden das Gebäude Nummer eins verlassen und über den zentralen Innenhof auf das Gebäude Nummer drei zugehen.

Während der Bauarbeiten hatte Paul Saunders seinem Sicherheitschef bezüglich der Sicherungsmaßnahmen freie Hand gelassen. Dadurch würde sich, so hoffte er, in Zukunft eine Katastrophe wie die in Massachusetts verhindern lassen.

Damals hatten sich ein paar Schnüffler Zugang zu der zentralen Datenbank der Klinik verschafft, waren ohne Erlaubnis in den Raum mit dem zentralen Rechner eingedrungen und anschließend unerkannt entkommen. Aufgrund dieser Erfahrung hatte Kurt dafür gesorgt, dass das neue Gebäude mit Kameras und Mikrofonen vollständig überwacht werden konnte. Die Geräte waren abhörtechnisch auf dem allerneuesten Stand, ließen sich über einen Computer steuern und waren äußerst unauffällig angebracht. Nicht einmal Paul wusste, dass Kurt auch in verschiedenen Steckdosen der Toiletten, der Gästewohnungen und in einem Großteil der Personalwohnungen Kameras und Mikrofone versteckt hatte. Auf den Monitoren im Videoüberwachungsraum, der direkt von Kurts Büro abging, konnte man alles beobachten, und Kurt riskierte abends gerne ab und zu den einen oder anderen Blick, auch wenn es aus sicherheitstechnischen Gründen vielleicht nicht notwendig gewesen wäre. Aber natürlich, so hätte Kurt dagegenhalten können, war es für eine Institution wie die Wingate Clinic wichtig zu wissen, wer mit wem schlief.

Kurt blieb bei Daniel und Stephanie, bis sie Gebäude Nummer drei betreten hatten. Sein Blick war fast ausschließlich auf Stephanie gerichtet. Im Verlauf der letzten anderthalb Wochen war es ihm regelrecht zur Sucht geworden, sie zu beobachten, obwohl sie sehr zwiespältige Gefühle in ihm weckte. Er fühlte sich durch ihre natürliche Sinnlichkeit gleichermaßen angezogen und abgestoßen. Wie bei Frauen ganz allgemein bewunderte er ihre Schönheit und erkannte gleichzeitig die Verführerin in ihr. Kurt hatte sie beim Telefonieren im Labor beobachtet, und obwohl er meistens hören konnte, was sie sagte, blieben ihm die Worte ihrer Gesprächspartner verborgen. Daher hatte er Paul Saunders, trotz seines Versprechens, auch noch nicht den Namen des Patienten nennen können, und Kurt brach nur sehr ungern ein Versprechen.

Kurts Frauenbild war durch die Königin aller Verräterinnen geprägt und in Stein gemeißelt worden – seine Mutter. Sie und er hatten eine sehr enge Beziehung gehabt, bedingt durch seinen zurückgezogen lebenden, strengen Vater, der von seiner Frau und seinem Sohn Vollkommenheit verlangt, aber nur Versagen wahrgenommen hatte. Sein Vater war, wie später Kurt, bei einer militärischen Spezialeinheit gewesen und hatte, wie Kurt, der schließlich doch in seine Fußstapfen getreten war, eine Ausbildung für Geheimaufträge mit der Lizenz zum Töten erhalten. Aber als Kurt dreizehn war, kam sein Vater bei einem verdeckten Einsatz in Kambodscha während der letzten Wochen des Vietnamkrieges ums Leben. Seine Mutter reagierte darauf wie eine aus dem Käfig befreite Turteltaube. Ohne auf Kurts Gefühlschaos aus Trauer und Erleichterung Rücksicht zu nehmen, stürzte sie sich hektisch von einer Affäre in die nächste und machte ihn durch die dünnen Kasernenwände hindurch zum leidenden Ohrenzeugen ihrer Intimitäten. Nach etlichen Monaten setzte Kurts Mutter ihrem wilden Treiben die Krone auf, indem sie einen verweichlichten Versicherungsvertreter heiratete, den Kurt nicht ausstehen konnte. Kurt erkannte, dass alle Frauen, besonders die attraktiven, wie die vergötterte Mutter seiner Jugend waren, die sich verschworen hatten, ihn anzulocken und zu verführen, ihn auszusaugen und dann zu verlassen.

Sobald Daniel und Stephanie im Inneren von Gebäude Nummer drei verschwunden waren, wanderte Kurts Blick automatisch zu Monitor zwölf und wartete, bis sie in der Cafeteria auftauchten. Als sie sich in die Schlange vor der Theke mit den warmen Gerichten einreihen, sprang Kurt auf und ging in sein Büro. Er nahm sein leichtes, schwarzes Seidenjackett von der Lehne des Schreibtischsessels und streifte es über sein schwarzes T-Shirt. Das Jackett trug er, um das Pistolenhalter zu verdecken, das er immer im Lendenwirbelbereich festgeschnallt hatte. Die Ärmel schob er

bis über die Ellbogen nach oben. Dann nahm er die Schachtel mit dem Positionsmelder und der winzigen Handywanze, die er schon so lange in Stephanies Telefon einpflanzen wollte, von der Ecke seines Schreibtischs. Dazu schnappte er sich noch sein Uhrmacherwerkzeug, zu dem auch eine feine Lötlampe und eine beidäugig benutzbare Uhrmacherlupe gehörten.

Mit katzenartigen Bewegungen trat er mit der Wanze und dem Werkzeug in der Hand aus einer Kellertür im Gebäude zwei und machte sich auf den Weg zum Gebäude eins. Minuten später stand er neben dem Labortisch, der Daniel und Stephanie zugewiesen worden war. Nachdem er sich mit einem schnellen Blick in alle Richtungen versichert hatte, dass er alleine war, griff er nach dem Telefon, setzte die Lupe auf und machte sich an die Arbeit.

Weniger als fünf Minuten später war die Wanze eingebaut und ihre Funktionsfähigkeit überprüft. Kurt war gerade dabei, die Plastikabdeckung des Handys wieder anzubringen, als er hörte, wie ein ganzes Stück weit entfernt die Labortür aufgestoßen wurde. Vermutlich handelte es sich um eine der Labormitarbeiterinnen oder vielleicht sogar um Paul Saunders. Kurt beugte sich nach vorne und blickte unterhalb des Reagenzglasständers in Richtung des rund fünfundzwanzig Meter entfernten Eingangs. Er war sehr verwundert, als er Stephanie mit schnellen, entschlossenen Schritten auf sich zukommen sah.

Einen kurzen, panischen Augenblick lang überlegte Kurt, was er jetzt tun sollte. Aber dank seiner Ausbildung hatte er schnell seine übliche Beherrschung wiedergefunden. Er ließ die Abdeckung des Handys einschnappen und legte das Telefon an seinen Platz hinter der Salzsäure. Dann widmete er sich den Werkzeugen, dem Positionsmelder und der Lupe. So leise wie möglich legte er sie in eine Schublade und schob sie mit der Hüfte zu. Stephanie D'Agostino war jetzt höchstens noch sieben Meter entfernt und kam rasch näher. Kurt schob sich

rückwärts nach hinten und achtete darauf, dass sich der Labortisch und die Regale immer zwischen ihm und der Wissenschaftlerin befanden. Die Deckung taugte nicht viel und sie würde ihn mit Sicherheit bemerken, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Was Tony eigentlich am meisten aufregte, war, dass er ein gutes Mittagessen – einer der Höhepunkte in seinem Alltagsleben – stehen lassen musste, um dem beschissenen Klempnerladen der durchgeknallten Castigliano-Brüder wieder einmal einen Besuch abzustatten. Der Gestank nach verfaulten Eiern machte die Sache auch nicht besser, obwohl es bei Temperaturen deutlich unter dem Gefrierpunkt nicht so schlimm war wie bei seinem letzten Besuch vor anderthalb Wochen. Zumindest war es besser, tagsüber in dieses stinkende Loch zu kommen als nachts. So musste er wenigstens nicht befürchten, über eines der Schrottteile zu stolpern, die überall vor dem Haus herumlagen. Das Gute daran war, dass er davon ausgehen konnte, dass dies sein letzter Besuch hier sein würde, zumindest im Zusammenhang mit dem CURE-Problem.

Tony ging durch die Eingangstür und steuerte das hintere Büro an. Gaetano bediente gerade ein paar Kunden. Er blickte kurz auf und nickte ihm grüßend zu. Tony ignorierte ihn. Wenn Gaetano seinen Auftrag anständig erledigt hätte, dann müsste Tony jetzt nicht mit dem Gestank nach verfaulten Eiern in der Nase zwischen verstaubten Regalen mit Klempnerbedarf hindurchlatschen. Stattdessen würde er an seinem Lieblingstisch in seinem »Restaurant Blaue Grotte« sitzen, ein Glas Siebenundneunziger Chianti schlürfen und überlegen, welche Pasta er essen wollte. Untergebene, die Mist bauten, regten ihn wahnsinnig auf, weil sie damit jedes Mal sein Leben durcheinander brachten. Je älter er wurde, desto mehr glaubte er an die Wahrheit des alten Sprichworts: »Wenn du willst, dass etwas gut gemacht wird, dann mach es selbst.«

Tony stieß die Tür zum hinteren Büro auf, trat ein und knallte die Tür hinter sich zu. Lou und Sal saßen an ihren Schreibtischen und aßen Pizza. Ein kurzer Anflug von Übelkeit erfasste Tony. Er hasste Sardellengeruch, besonders in Kombination mit dem Verwesungsaroma fauliger Eier.

»Ihr habt ein Problem«, schnaubte Tony. Seine Lippen waren schmal und drückten Abscheu aus, während sein Kopf auf und ab schaukelte wie bei einem Wackeldackel auf der Hutablage eines Autos. Um deutlich zu machen, dass er sich keineswegs respektlos gegenüber den Zwillingen zeigen wollte, gab er jedem kurz die Hand. Dann ließ er sich auf die Couch fallen. Er knöpfte seinen Mantel auf, zog ihn aber nicht aus. Er wollte nur ein paar Minuten bleiben. Das, was er zu sagen hatte, war alles andere als kompliziert.

»Was ist denn los?«, wollte Lou mit einem Bissen Pizza im Mund wissen.

»Gaetano hat Mist gebaut. Was immer er da unten in Nassau auch gemacht hat, es hat absolut keine Wirkung gezeigt. *Niente!*«

»Du machst wohl Witze!«

»Sehe ich aus, als würde ich Witze machen?« Tony legte die Stirn in Falten und breitete die Arme aus.

»Soll das heißen, dass der Professor und deine Schwester nicht zurückgekommen sind?«

»Mehr als das«, sagte Tony höhnisch. »Nicht nur, dass sie nicht zurückgekommen sind... meine Schwester hat kein Wort zu meiner Mutter gesagt, woraus man schließen könnte, dass Gaetano überhaupt da gewesen ist, und die beiden telefonieren fast täglich miteinander.«

»Moment mal!«, schaltete sich Sal ein. »Du behauptest also, dass deine Schwester nichts davon erwähnt hat, dass sie ein kleines Problem gehabt haben oder dass ihr Freund verletzt worden ist? Gar nichts?«

»Absolut nichts! Null! Nur, wie super-duper paradiesisch alles läuft.«

»Das entspricht aber nicht Gaetanos Bericht«, meinte Lou, »und das kann ich kaum glauben, weil er es mit dem Körperlichen normalerweise eher übertreibt.«

»Tja, in diesem Fall hat er es garantiert nicht übertrieben«, sagte Tony. »Die Turteltäubchen sind immer noch da unten, verlustieren sich in der Sonne und bleiben dabei, wie meine Mutter gesagt hat, dass sie die drei Wochen oder den Monat, oder was immer sie ursprünglich vorgehabt haben, auch bleiben wollen. Und von meinem Finanzberater weiß ich, dass sich am Sinkflug ihrer Firma nichts geändert hat. Er ist davon überzeugt, dass sie in einem Monat pleite sind, und dann können wir uns von unseren zweihundert Riesen endgültig verabschieden.«

Sal und Lou wechselten Blicke, in denen sich Unglauben, Verwirrung und zunehmender Ärger spiegelten.

»Was hat Gaetano denn angeblich gemacht?«, fragte Tony. »Dem Professor auf die Finger geklopft und ihn ausgeschimpft? Oder war er vielleicht gar nicht in Nassau, sondern behauptet es einfach?« Tony verschränkte die Arme, schlug die Beine übereinander und lehnte sich zurück.

»Hier läuft irgendwas Seltsames!«, sagte Lou. »Das passt alles nicht zusammen.« Er legte das Stück Sardellen-Salami-Pizza auf den Teller zurück, löste mit der Zunge Essensreste aus den Zahnlücken, schluckte und beugte sich nach vorne, um eine in seine Schreibtischplatte eingelassene Taste zu drücken. Durch die Tür, die das Büro mit dem Verkaufsraum verband, war ein gedämpftes Summen zu hören.

»Gaetano ist nach Nassau geflogen, das wissen wir mit absoluter Sicherheit!«, sagte Sal.

Tony nickte, das Gesicht zu einer ungläubigen Grimasse verzogen.

Ihm war klar, dass er die Zwillinge an ihrer empfindlichen Stelle gepackt hatte, weil sie sich eigentlich sicher waren, dass sie ihren Laden fest im Griff hatten. So wollte er sie aus ihrer Gelassenheit reißen, und es funktionierte. Als Gaetano schließlich den Kopf durch die Tür streckte, standen die Zwillinge kurz vor der Explosion.

»Komm rein, verdammt nochmal, und mach die Tür zu«, schnaubte Sal.

»Ich hab Kundschaft«, beschwerte sich Gaetano und deutete über die Schulter zurück.

»Das ist mir scheißegal, und wenn der Präsident der Vereinigten Staaten persönlich draußen steht, du Vollidiot«, brüllte Sal. »Beweg deinen Arsch hier rein!« Um deutlich zu machen, wie ernst es ihm war, zog Sal die mittlere Schublade seines Schreibtisches auf, griff nach einem Revolver Kaliber achtunddreißig mit stumpfer Mündung und warf ihn auf sein Notizbuch.

Gaetanos breite Stirn legte sich in Falten, während er tat, wie ihm befohlen wurde. Er hatte den Revolver schon öfter zu Gesicht bekommen und machte sich keine Sorgen deswegen. Sal holte ihn ab und zu mal heraus, das war eine seiner Marotten. Aber gleichzeitig war ihm klar, dass Sal wegen irgendetwas wütend war, und auch Lou sah nicht viel fröhlicher aus. Gaetano schielte zum Sofa hinüber, aber da Tony sich in der Mitte breit gemacht hatte, zog er es vor, stehen zu bleiben. »Was gibt's?«, wollte er wissen.

»Wir wollen haargenau wissen, was du in Nassau getrieben hast, verflucht nochmal!«, bellte Sal.

»Wie gesagt«, erwiderte Gaetano, »ich hab genau das gemacht, was ihr gesagt habt. Ich hab es sogar an einem Tag hin und zurück geschafft, und das war, ehrlich gesagt, ein hartes Stück Arbeit.«

»Tja, vielleicht hättest du doch noch einen Tag dranhängen sollen«, sagte Sal verächtlich. »Der Professor hat die Botschaft offensichtlich nicht verstanden.«

»Was genau hast du zu dem Drecksack gesagt?«, wollte Lou in demselben Tonfall wissen.

»Er soll seinen Arsch hierher bewegen und seine Firma wieder in Gang bringen«, sagte Gaetano. »Verdammt, das war doch nicht weiter schwierig. Da kann man doch beim besten Willen nichts durcheinander bringen.«

»Hast du ihn rumgeschubst?«, wollte Sal wissen.

»Ich hab sehr viel mehr gemacht, als ihn rumgeschubst. Gleich am Anfang hab ich ihm ordentlich eins vor die Rübe gedonnert. Er ist auf dem Boden rumgekugelt und ich musste ihn wieder aufheben. Vielleicht hab ich ihm sogar die Nase gebrochen, aber da bin ich mir nicht sicher. Dass ich ihm aber ein blaues Auge verpasst hab, das weiß ich genau. Und dann, nach unserem kleinen Gespräch, hab ich ihm noch mal eine verpasst, dass er vom Stuhl gekegelt ist.«

»Und, hast du ihn auch gewarnt?«, fragte Sal weiter. »Hast du ihm gesagt, dass du wiederkommst, falls er seinen Arsch nicht nach Boston bewegt und seine Firma wieder auf die Beine bekommt?«

»Na klar! Ich hab ihm gesagt, dass ich ihm ernsthaft wehtun würde, falls ich zurückkommen muss, und das hat er kapiert, da gibt es keinen Zweifel.«

Sal und Lou blickten beide zu Tony hinüber. Sie zuckten gleichzeitig mit den Schultern.

»Wenn es um so was geht, lügt Gaetano nicht«, sagte Sal. Lou nickte zustimmend.

»Tja, dann bedeutet das wohl, dass dieser Professor uns immer noch auf der Nase rumtanzt«, sagte Tony. »Jedenfalls hat er Gaetano nicht ernst genommen, und offensichtlich sind ihm auch unsere zweihundert Riesen scheißegal.«

Ein paar Minuten herrschte Stille im Zimmer. Die vier Männer blickten einander an. Es war offensichtlich, dass sie alle den gleichen Gedanken hatten. Tony wartete ab, bis jemand anderes es aussprach. Schließlich brach Sal das Schweigen. »Sieht fast so aus, als würde er darum betteln. Ich meine, wir haben ja schon beschlossen, dass wir ihn kalt machen, falls er nicht mitzieht, und dass Tonys Schwester die Zügel übernehmen soll.«

»Gaetano«, sagte Lou. »Sieht so aus, als würdest du noch mal auf die Bahamas fahren.«

»Wann?«, fragte Gaetano. »Denkt dran, dass ich mir morgen Abend eigentlich diesen unfähigen Augenarzt aus Newton vorknöpfen soll.«

»Das hab ich nicht vergessen«, sagte Lou. Er schaute auf seine Armbanduhr. »Es ist jetzt erst halb eins. Über Miami könntest du noch heute Nachmittag losfliegen. Dann erledigst du den Professor und bist morgen wieder zurück.«

Gaetano verdrehte die Augen.

»Was ist denn los?«, fragte Lou spöttisch. »Hast du was anderes vor?«

»Manchmal ist es gar nicht so einfach, jemanden umzulegen«, sagte Gaetano. »Verdammt, ich muss den Kerl ja zuerst mal auftreiben.«

Lou blickte zu Tony hinüber. »Weißt du, wo deine Schwester und ihr Freund zurzeit wohnen?«

»Na klar, sie sind immer noch im gleichen Hotel«, sagte Tony mit verächtlichem Lachen. »So ernst haben sie Gaetanos müde Botschaft genommen.«

»Aber, wenn ich es sage«, beteuerte Gaetano, »das war keine müde Botschaft. Ich hab dem Typen ein paar ordentliche Ohrfeigen verpasst.«

»Woher weißt du, dass sie immer noch im gleichen Hotel sind?«, wollte Lou wissen.

»Von meiner Mutter«, erwiderte Tony. »Sie hat meine Schwester in der Regel auf dem Handy angerufen, aber einmal hat sie sie nicht erreicht und hat es im Hotel probiert. Die Turteltäubchen sind nicht nur im gleichen Hotel geblieben, sondern auch noch im gleichen Zimmer.«

»Siehst du, da hast du's«, sagte Lou zu Gaetano.

»Kann ich ihn im Hotel umlegen?«, wollte Gaetano wissen.

»Das würde es sehr viel einfacher machen.«

Lou blickte zu Sal. Sal blickte zu Tony.

»Warum nicht«, sagte Tony schulterzuckend. »Ich meine, solange meine Schwester nicht mit hineingezogen wird und solange es leise passiert, ohne Aufstand.«

»Das ist doch selbstverständlich«, meinte Gaetano. So langsam begann er sich mit der Vorstellung anzufreunden. Nur für eine Nacht nach Nassau zu fliegen, war zwar eine lange Reise und es würde wohl kaum zu einem Urlaub in der Sonne ausarten, aber ein bisschen Spaß konnte trotzdem dabei herauspringen. »Und was ist mit einer Waffe? Ich brauche eine mit Schalldämpfer.«

»Ich bin mir sicher, dass unsere kolumbianischen Freunde in Miami das organisieren können«, sagte Lou. »Wir verticken hier in Neuengland so einen Haufen von ihrem Zeug, dass sie uns was schuldig sind.«

»Wie kriege ich sie?«, wollte Gaetano wissen.

»Ich denke, jemand wird nach deiner Landung in Nassau mit dir Kontakt aufnehmen«, meinte Lou. »Ich kümmerge mich darum. Sag mir Bescheid, sobald du weißt, mit welchem Flug du rüberfliegst.«

»Und falls es Schwierigkeiten gibt und ich keine Kanone bekomme?«, wollte Gaetano noch wissen. »Wenn ich wirklich morgen Abend wieder hier sein soll, dann muss alles reibungslos laufen.«

»Wenn dich nach deiner Ankunft keiner anspricht, dann ruf mich an«, sagte Lou.

»Okay«, meinte Gaetano versöhnlich. »Dann sehe ich mal zu, dass ich meinen Arsch in Bewegung setze.«

KAPITEL 19

Montag, 11. März 2002, 12.11 Uhr

Die Botschaft auf dem Schild war eindeutig: ZUTRITT FÜR UNBEFUGTE VERBOTEN! DIE EINHALTUNG DES VERBOTS WIRD STRENGSTENS ÜBERWACHT! Stephanie verharnte einen Augenblick und starrte das Schild hinter dem Glasrahmen an. Es war an einer Tür direkt neben einem Transportaufzug angebracht. Interessanterweise kam Cindy Drexler für gewöhnlich aus dieser Tür heraus, wenn sie Eizellen für Stephanie und Daniel brachte. Stephanie hatte das Schild aus der Ferne schon einmal verschwommen wahrgenommen, war aber noch nie so nahe herangekommen, dass sie es lesen konnte. Jetzt, nachdem sie es getan hatte, geriet sie kurz ins Grübeln. Sie überlegte, was angesichts der tendenziellen Überrüstung der Wingate Clinic im sicherheitstechnischen Bereich wohl damit gemeint sein konnte, dass die Einhaltung des Verbots strengstens überwacht wurde. Aber jetzt war sie schon so weit gekommen und wollte nicht wegen eines allgemein formulierten Warnschildes wieder kehrtmachen. Sie stemmte sich gegen die Tür. Sie ließ sich öffnen. Dahinter führte eine Treppe nach unten. Sie beruhigte sich mit dem Gedanken, dass die Wingate-Leute ihre Treppenhaustür bestimmt abgeschlossen hätten, wenn sie wirklich solche Angst vor unbefugten Besuchern in der Eierkammer hatten.

Nachdem sie sich mit einem letzten schnellen Blick versichert hatte, dass sie alleine im Labor war, trat sie durch die Tür. Sie fiel hinter ihr ins Schloss. Sofort spürte sie den Unterschied zu der trockenen klimatisierten Luft im Labor. Die Luft im Treppenhaus war deutlich wärmer und feucht. Sie fing

an, die Treppe hinabzusteigen. Mit ihren flachen Schuhen kam sie schnell voran.

Stephanie beeilte sich so gut es ging. Fünfzehn Minuten, allerhöchstens zwanzig... länger wollte sie Daniel nicht alleine lassen. Unterwegs blickte sie auf ihre Armbanduhr. Fünf Minuten hatte sie bereits für den Weg von der Cafeteria bis hierher gebraucht. Dabei hatte sie nur einen kleinen Umweg gemacht, um sich das Handy zu schnappen. Sie wollte es nicht vergessen und ohne Telefon in die Cafeteria zurückkommen, schließlich war das ja die Ausrede für ihr Verschwinden gewesen. Daniel hatte sie irritiert angeschaut, als sie – kurz nachdem sie sich zum Essen hingesetzt hatte – aufgesprungen war und gesagt hatte, sie hätte es liegen lassen. Er wäre sehr wütend geworden, wenn er gewusst hätte, was sie vorhatte.

Am Fuß der Treppe kam sie schlitternd zum Stillstand. Sie fand sich in einem kurzen, spärlich beleuchteten Korridor wieder. An einer Seite befand sich die Tür von dem Transportaufzug und am Ende eine glänzende Tür aus rostfreiem Stahl und ohne jede Klinke oder Türgriff, ja sogar ohne Schloss. Stephanie trat näher, legte die Hand auf die Tür und drückte. Sie war warm, aber vollkommen unbeweglich. Sie legte das Ohr an den Stahl und hatte den Eindruck, auf der anderen Seite ein leichtes Sirren wahrnehmen zu können.

Stephanie beugte sich zurück und untersuchte die Ränder der kahlen Tür. Sie schmiegte sich mit absoluter Perfektion an einen metallenen Türrahmen. Als sie sich auf die Knie niederließ, stellte sie fest, dass das auch für den unteren Türtrand galt. Die Sorgfalt, mit der diese Tür gearbeitet war, fachte ihre sowieso erhebliche Neugier noch weiter an. Sie kam wieder auf die Füße und klopfte leise mit der Faust gegen die Tür, um deren Dicke abschätzen zu können. Sie kam zu dem Ergebnis, dass sie ganz erheblich sein musste, da die Tür absolut unbeweglich blieb.

»Tja, das war's wohl mit meiner kleinen Ermittlung«, flüsterte sie vernehmlich. Enttäuscht schüttelte sie den Kopf, während sie den Blick noch einmal am Türrahmen entlanggleiten ließ. Zu ihrer Verwunderung konnte sie weder eine Klingel noch eine Sprechanlage oder sonst eine Möglichkeit entdecken, die Tür zu öffnen oder irgendwie Kontakt mit einer Person auf der anderen Seite aufzunehmen.

Mit einem letzten, verzweifelten Seufzer und misstrauischer Miene wandte sie sich wieder in Richtung Treppe. Ihr war klar, dass sie sich eine andere Strategie ausdenken musste, wenn sie ihr heimliches Detektivspiel fortsetzen wollte. Doch bereits nach einem Schritt blieb ihr Blick an etwas hängen, was sie bislang übersehen hatte. An der Wand, die dem Transportaufzug gegenüberlag, befand sich ein ungefähr acht mal zwei Zentimeter großer Kartenschlitz. Er war durch die trübe Beleuchtung kaum zu erkennen. Stephanie hatte ihn vorhin übersehen, weil ihre ganze Aufmerksamkeit von der glänzenden Tür gefangen genommen worden war. Außerdem hatte der Schlitz dieselbe neutrale Farbe wie die Wand und war ungefähr zwei Meter von der Tür entfernt.

Megan Finnigan hatte Stephanie und Daniel je einen Hausausweis der Wingate Clinic gegeben. Auf jedem klebte vorne ein hässliches, an ein Verbrecherfoto erinnerndes Polaroidbild. Auf der Rückseite befand sich ein Magnetstreifen. Megan hatte gesagt, dass die Ausweise später, wenn der Klinikbetrieb mit voller Besetzung lief, eine größere sicherheitsrelevante Bedeutung bekämen. Dann würde jede Karte entsprechend den individuellen Notwendigkeiten für den jeweiligen Inhaber kodiert. Aber im Augenblick, so Megans Worte, brauchten sie die Karten nur, um sich im Lagerraum des Labors die notwendigen Utensilien zu besorgen.

Es war zwar nur eine vage Hoffnung, dass der Hausausweis jetzt, da die Klinik noch relativ am Anfang stand, vielleicht auch für die Eierkammer galt, aber Stephanie versuchte es. Sie

wurde belohnt. Die Stahltür glitt unter dem gedämpften Zischen von Druckluft zur Seite. Gleichzeitig bemerkte Stephanie, dass sie von einem seltsamen Glühen umhüllt wurde, das aus dem hinter der Tür gelegenen Raum kam. Es kam ihr vor wie eine Mischung aus weiß glühendem und ultravioletter Licht. Dazu spürte sie einen Schwall feuchtwarmer Luft, und das Sirren, das sie vorhin durch die geschlossene Tür zu hören geglaubt hatte, war jetzt unverkennbar geworden.

Hoherfreut über diese plötzliche und durchaus willkommene Wende des Schicksals machte Stephanie einen schnellen Schritt über die Türschwelle und fand sich in einer Art gigantischem Inkubator wieder. Die Temperaturen lagen nahe der durchschnittlichen Körpertemperatur von siebenunddreißig Grad Celsius, die Luftfeuchtigkeit betrug annähernd hundert Prozent. Sie fing am ganzen Körper an zu schwitzen. Über ihrer kurzärmeligen Bluse trug sie noch einen kurzen, weißen Laborkittel. Jetzt war ihr klar, weshalb Cindy immer nur in einem leichten Baumwolloverall zu sehen war.

Die Regale enthielten Gefäße für Gewebekulturen. Sie sahen nicht nur aus wie Bücherregale, sondern waren auch ähnlich wie im Magazin einer großen Bibliothek so angeordnet, dass sie eine Art Gitternetz bildeten. Jedes einzelne der Aluminiumregale war gut drei Meter lang. Die Regalböden ließen sich je nach Bedarf auf unterschiedliche Höhen einstellen und reichten vom gekachelten Fußboden bis zu der relativ niedrigen, ebenfalls gekachelten Decke. Sämtliche Gefäße in Stephanies Blickfeld waren leer. Sie befand sich jetzt am Anfang eines länglichen Seitentrakts. Die Anordnung der Regale in diesem Raum ließ darauf schließen, dass er einmal eine Art Studierzimmer werden sollte. Er war so lang, dass das hintere Ende hinter einem trüben, feuchten Nebelschleier verschwand. Die Größe dieses Raumes machte offensichtlich,

dass die Wingate Clinic mit einem enormen Bedarf an Produktionskapazitäten rechnete.

Stephanie ging mit schnellen Schritten vorwärts und blickte dabei abwechselnd nach links und rechts. Nach dreißig Schritten blieb sie stehen. Sie hatte ein Regal mit aktiven, wachsenden Gewebekulturen entdeckt. Die Glasbehälter waren mit Flüssigkeit gefüllt. Sie holte einen davon aus dem Regal. Auf dem mit Fettstift beschrifteten Etikett stand: OOGONIEN-KULTUR, dazu ein relativ neues Datum und ein alphanumerischer Code.

Stephanie stellte das Gefäß wieder zurück und sah das Regal durch. Die anderen Gefäße waren mit anderen Daten und anderen Codes beschriftet. Jetzt wusste sie also, dass die Wingate Clinic anscheinend erfolgreich primitive Keimzellen züchtete. Diese Erkenntnis war aus verschiedenen Gründen interessant und beunruhigend zugleich, aber es war nicht das, wonach sie gesucht hatte. Ihr eigentliches Ziel bestand darin, der Quelle der Keimzellen und der Eizellen, die hier gezüchtet wurden und reiften, auf die Spur zu kommen. Sie war sich eigentlich ziemlich sicher, aber sie wollte einen unumstößlichen Beweis in die Finger bekommen, den sie an die bahamaischen Behörden weiterleiten konnte, sobald Butlers Behandlung abgeschlossen war und sie alle drei wieder auf dem Festland angekommen waren. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Mittlerweile waren acht Minuten vergangen, also ungefähr die Hälfte ihres Zeitkontingents.

Mit zunehmender Nervosität hastete Stephanie weiter, beschleunigte ihre Schritte, während sie schnelle Blicke in die Quergänge warf und jedes Regal, an dem sie vorüberging, neugierig von oben bis unten musterte. Das Problem bestand darin, dass sie nicht genau wusste, was sie eigentlich suchte, und der Raum war riesig. Dazu kam noch, dass sie so langsam das Gefühl hatte, nicht genügend Luft zu bekommen. Da dämmerte ihr, dass die Luft der Eierkammer vermutlich einen

erhöhten Kohlendioxidanteil enthielt, um das Wachstum der Gewebekulturen zu fördern.

Nach weiteren zwanzig Schritten blieb Stephanie erneut stehen. Sie befand sich vor einem Regal mit ungewöhnlichen und offensichtlich speziell angefertigten Behältern mit Gewebekulturen. Stephanie hatte noch nie so etwas gesehen. Sie waren nicht nur größer und tiefer als gewöhnlich, sondern verfügten auch über eine Art integrierte Gebärmutter, in der die Zellen wachsen konnten. Zusätzlich standen sie auf Drehtellern, die eine kontinuierliche, horizontale Kreisbewegung erzeugten, vermutlich um das Medium, in dem die Kulturen lagerten, zirkulieren zu lassen. Ohne Zeit zu verlieren, griff Stephanie ins Regal und holte eines der Gläser heraus. Auf dem Etikett stand: FÖTALER EIERSTOCK, ZERKLEINERT, SCHWANGERSCHAFT: EINUNDZWANZIG WOCHEN; EIZELLEN IM DILOTEN-STADIUM DER FRÜHPHASE. Wieder folgte ein Datum und ein Code. Stephanie überprüfte die anderen Gefäße in diesem Regal. Ähnlich wie bei den Keimzellenkulturen waren auch hier alle Daten und Codes unterschiedlich.

Die sich anschließenden Regale waren noch interessanter. Dort befanden sich noch größere und tiefere Gefäße, von denen auch weniger in ein Regalfach passten. Die meisten waren leer. Die anderen enthielten ein flüssiges Wachstumsmedium. Ein Gebilde aus Schläuchen und Apparaturen, das an eine Dialysestation im Miniaturformat erinnerte, sorgte für eine gleichmäßige Zirkulation des Mediums. Diese Geräte waren es auch, die das Summen im Hintergrund verursachten, das jetzt den ganzen Raum erfüllte. Stephanie beugte sich nach vorne und schaute in eines der Gefäße. In der Flüssigkeit schwamm ein kleines, eiförmiges, ausgefrantes Gewebestück, das ungefähr die Größe und die Form einer Manilamuschel hatte. Aus dem winzigen Organ ragten Blutgefäße hervor, die durch zierliche Plastikschläuche an eine weitere, noch kleinere

Maschine angeschlossen waren. Das winzige Organ wurde, während es in einem kontinuierlich zirkulierenden Kultivierungsmedium schwamm, gleichzeitig auch intern durchspült.

Stephanie steckte den Kopf ins Regal, damit sie einen Blick auf den Deckel des Gefäßes werfen konnte, ohne es zu berühren. Dort stand, mit rotem Fettstift: FÖTALER EIERSTOCK, SCHWANGERSCHAFT: ZWANZIG WOCHEN, dazu wieder ein Datum und ein Code. Trotz der Bedeutung dieser Entdeckung war Stephanie unweigerlich beeindruckt. Anscheinend bewahrten Saunders und sein Team intakte fötale Eierstöcke zumindest einige Tage lang auf.

Stephanie richtete sich wieder auf. Sie hatte zwar bis jetzt noch keine hundertprozentigen Beweise gefunden, aber die Eierkammer bestätigte ihren Verdacht, dass Paul Saunders und Konsorten junge bahamaische Frauen dafür bezahlten, sich schwängern zu lassen, um dann nach etwa zwanzig Wochen eine Abtreibung durchzuführen und so fötale Eierstöcke zu bekommen. Durch ihre Ausbildung in Embryologie wusste sie etwas, wovon die meisten Menschen keine Ahnung hatten: dass nämlich der winzig kleine Eierstock eines einundzwanzig Wochen alten Fötus etwa sieben Millionen Keimzellen enthält, die über sämtliche Anlagen verfügen, um sich in reife Eizellen zu verwandeln. Die meisten dieser Keimzellen gehen auf unerklärliche Weise schon vor der Geburt und während der Kindheit verloren, sodass eine junge Frau zum Beginn ihrer Geschlechtsreife noch über rund dreihunderttausend solcher Zellen verfügt. Wer menschliche Eizellen züchten will, kommt am fötalen Eierstock nicht vorbei. Leider schien Paul Saunders dies ebenfalls zu wissen.

Jetzt, wo ihre Befürchtungen zumindest teilweise untermauert waren, schüttelte Stephanie voller Bestürzung den Kopf. Was für eine bodenlose Gewissenlosigkeit, menschliche Föten abzutreiben, um daraus Eier zu gewinnen! Das war ja

noch schlimmer als die weiter gehende Forschung im Bereich des reproduktiven Klonens, die, wie sie vermutete, ebenfalls zu Paul Saunders' Gesamtkonzept gehörte. Stephanie erkannte, dass fehlgeleitete reproduktionsmedizinische Einrichtungen wie die Wingate Clinic die Macht hatten, die gesamte Biotechnologie und ihre viel versprechenden Perspektiven in Verruf zu bringen, indem sie sich in solch gewissenlose Aktivitäten verstrickten. Und Daniels Fähigkeit, vor dieser Realität einfach die Augen zu verschließen, sagte etwas über ihn aus, was sie lieber nicht erfahren hätte. Diese Erkenntnis sowie die Distanziertheit, die er im Augenblick an den Tag legte, ließen ihr die Zukunft ihrer Beziehung fraglicher erscheinen als jemals zuvor. Einem spontanen Impuls folgend, fasste sie den Entschluss, sich zumindest eine eigene Wohnung zu suchen, sobald sie zurück in Cambridge waren.

Aber bis dahin gab es noch eine Menge zu erledigen. Stephanie sah erneut auf die Uhr. Elf Minuten waren verstrichen. Die Zeit lief ihr davon, es blieben ihr jetzt allerhöchstens noch vier Minuten. Aber sie brauchte einen eindeutigen Beweis, damit Saunders nicht behaupten konnte, die Abtreibungen wären im Zusammenhang mit einer Behandlung erfolgt. Theoretisch konnte sie der Eierkammer natürlich später noch einmal einen Besuch abstatten, aber das konnte schwierig werden, schon allein, weil sie sich dann noch einmal eine glaubwürdige Ausrede einfallen lassen musste, Daniel allein zu lassen. Auch wenn er ihr auf der emotionalen Ebene keine Hilfe war, körperlich war er jedenfalls immer in ihrer Nähe.

Vier Minuten waren nicht viel Zeit. Also fasste Stephanie den verzweifelten Entschluss, im Laufschrift bis zum Ende des Raumes zu eilen, sich dort seitlich zu wenden und dann in einem der anderen Gänge wieder zu der geöffneten Tür zurückzukehren. Aber schon nach knapp sieben Metern blieb sie abrupt stehen. Sie hatte am Ende eines der Seitengänge,

ebenfalls knapp sieben Meter entfernt, ein Labor oder ein Büro entdeckt, das mit einer durchgehenden Fensterfront vom Hauptraum abgetrennt war. Helles Neonlicht drang zu den Scheiben heraus und überflutete die unmittelbare Umgebung. Stephanie änderte ihre Richtung und lief darauf zu.

Als sie näher kam, stellte sie fest, dass ihr erster Eindruck richtig gewesen war. Es handelte sich höchstwahrscheinlich um Cindys Büro oder Labor. Es befand sich praktischerweise etwa auf halber Länge der Eierkammer und schmiegte sich an die Außenmauer des Gebäudes. Der Raum war rechteckig geschnitten und nur rund drei Meter breit, dafür aber fast zehn Meter lang. An der gesamten Rückwand zog sich ein durchgehender Tresen entlang, darunter waren Schubladen angebracht. In der Mitte stand der Tresen ein Stück weiter vor und bildete so eine Art Schreibtisch. Am linken Ende war ein Waschbecken mit einem typischen Laborwasserhahn in den Tresen eingelassen. Darüber befanden sich Wandschränke. Helles Neonlicht drang aus Leuchtröhren unterhalb der Wandschränke hervor und tauchte die Oberfläche des Tresens in einen blauweißen Schimmer.

Der Tresen selbst war mit Gefäßen zur Gewebekultivierung, Zentrifugen und allem möglichen anderen Laborzubehör übersät. Doch Stephanie schenkte all dem keinerlei Beachtung. Ihre Aufmerksamkeit hatte sofort ausschließlich einem großen, aufgeschlagenen Kassenbuch auf dem Schreibtisch gegolten. Es wurde zum Teil durch die hohe Lehne des Bürosessels verdeckt.

In dem Bewusstsein, dass die Zeit unaufhaltsam verrann, suchte Stephanie hastig nach einer Öffnung in der verglasten Bürofront. Zu ihrer Verblüffung entdeckte sie direkt vor sich eine Tür. Sie sah, außer dass sie einen versenkten Knauf hatte, genauso aus wie die anderen Glasflächen. Die Türangeln waren auf der Innenseite angebracht.

Als Stephanie das Schlüsselloch entdeckte, hoffte sie inständig, dass die Tür nicht abgeschlossen war. Sie zog den Türknauf aus seiner Versenkung und drehte daran. Erleichtert registrierte sie, dass er sich drehen ließ und die Tür sich mühelos nach innen öffnete. Als sie den lang gestreckten, schmalen Raum betrat, konnte sie spüren, dass eine Brise Eierkammerluft sie umwehte. Vermutlich wurde in der Eierkammer ein leichter Überdruck aufrechterhalten, um in der Luft befindliche Mikroben fern zu halten. Im Inneren des engen Büroraumes herrschten dank einer Klimaanlage normale Temperatur und Luftfeuchtigkeit. Stephanie ließ die Tür offen stehen und beugte sich gebannt über das Kassenbuch. Sie spürte genau, dass sie gefunden hatte, wonach sie gesucht hatte.

Sie schob den Bürosessel zur Seite und beugte sich über die Seiten, um sich die handschriftlichen Eintragungen genauer anzusehen. Es handelte sich tatsächlich um ein Kassenbuch, aber keines, das sich mit Einnahmen und Ausgaben beschäftigte. Vielmehr waren darin alle Frauen verzeichnet, die geschwängert worden waren und anschließend abgetrieben hatten. Beide Ereignisse waren mit dem genauen Datum erfasst, und dazu kamen noch etliche andere Informationen. Stephanie blätterte ein paar Seiten zurück und erkannte, dass das Programm schon lange vor der Eröffnung der Klinik begonnen hatte. Paul Saunders hatte seinen Eizellennachschub von langer Hand geplant.

Stephanie betrachtete jetzt gezielt einige individuelle Fälle und erfuhr, dass die Frauen im Anschluss an eine In-vitro-Fertilisation, also eine Reagenzglasbefruchtung, schwanger geworden waren. Das erschien insofern einleuchtend, als nur weibliche Föten erwünscht waren, und die einzige Möglichkeit, wie man das Geschlecht eines Kindes vorausbestimmen konnte, war eben die In-vitro-Fertilisation. Die dazu benötigten Spermien mit X-Chromosom stammten in allen Fällen, die sie

herausgepickt hatte, von Paul Saunders. Auch das ein Hinweis auf einen übersteigerten, gewissenlosen Größenwahn.

Stephanie war vollkommen fasziniert. Jeder Vorgang war in deutlicher Schrift fein säuberlich protokolliert. Sie konnte sogar feststellen, welche Art Gewebe in jedem einzelnen Fall verwendet wurde und wie weit die jeweiligen Kulturen in der Eierkammer schon gediehen waren. Während einige Föten Präparate aus intakten Eierstöcken lieferten, waren bei anderen die Eierstöcke zerkleinert und kultiviert worden. Wieder andere waren nur dazu da, unzusammenhängende Keimzelllinien zu liefern.

Stephanie kehrte wieder zu der ursprünglich aufgeschlagenen Seite zurück und zählte nach, wie viele Frauen im Augenblick schwanger waren. Sie musste unweigerlich den Kopf schütteln. Saunders und Konsorten besaßen nicht nur die Unverschämtheit, ein solches Programm durchzuführen, sondern waren auch noch dreist genug, jedes noch so unappetitliche Detail schwarz auf weiß zu protokollieren. Angesichts dieser Entdeckung musste Stephanie nichts weiter tun, als die bahamaischen Behörden von der Existenz dieses Kassenbuchs zu unterrichten und ihnen die Beschlagnahme desselben zu überlassen.

Mit einem Mal erstarrte Stephanie. Ein eiskalter Angstschauer kroch ihr die Wirbelsäule hinab. Sie war noch dabei, die schwangeren Frauen zu zählen, als ihr das Herz plötzlich im Hals pochte. Ohne jedes Geräusch und ohne Vorwarnung hatte sich eine Öffnung aus kaltem Stahl durch ihre Haare geschlichen und drückte sich nun in ihren schweißnassen Nacken. Sie wusste sofort und ohne den Hauch eines Zweifels, dass es sich um einen Pistolenlauf handelte!

»Keine Bewegung und Hände auf den Schreibtisch«, mahnte eine geisterhafte Stimme.

Stephanie merkte, wie ihre Knie nachgaben. Sie war vollkommen gelähmt. All ihre Ängste im Zusammenhang mit

ihrer Schnüffelei hatten sich, durch den Zeitdruck verstärkt, in reinste Panik verwandelt. Über das Kassenbuch gebeugt stand sie da, eine Hand auf dem Schreibtisch und die andere in der Luft. Sie hatte den Zeigefinger zum Zählen gebraucht.

»Leg die Hände auf den Schreibtisch!«, wiederholte Kurt in unverhohlenem Zorn. Seine Stimme zitterte. Er musste sich zusammenreißen, um diesem schändlich aufreizenden Weibsstück, das es tatsächlich gewagt hatte, in die Eierkammer einzudringen, nicht mit der Pistole eine überzubraten.

Der Pistolenlauf bohrte sich so stark in Stephanies Nacken, dass es fast schon wehtat. Als sie schließlich die Kraft gefunden hatte, sich zu bewegen, tat sie, wie ihr befohlen worden war, und legte ihre rechte Hand auf die Schreibtischplatte. Vielleicht konnte sie, wenn sie beide Hände auf der Tischplatte hatte, einen Zusammenbruch verhindern. Sie zitterte vor Angst so sehr, dass ihre Beine sich wie Wackelpudding anfühlten.

Gott sei Dank wurde der Pistolenlauf jetzt zurückgezogen. Stephanie holte Luft. Nur entfernt nahm sie die suchenden Hände in ihren Jackentaschen wahr. Sie merkte, wie das Handy und ein Durcheinander aus Stiften und Zetteln herausgeholt und wieder hineingesteckt wurden. Sie war gerade dabei, sich ein wenig zu erholen, als sie Hände unter ihrem Laborkittel spürte, die sie umfassten und ihre Brüste betatschten.

»Was soll das denn, verdammt nochmal?«, brachte sie unter Mühen hervor.

»Maul halten!«, fuhr Kurt sie an. Er ließ die Hände etwas tiefer sinken und tatstete die Seiten ihres Brustkorbs ab. Dann glitten sie bis zu den Hüften hinab, wo sie einen Augenblick lang verharrten.

Stephanie hielt den Atem an. Sie war zu Tode erschreckt und fühlte sich erniedrigt. Als Nächstes umfassten die Hände ihre Pobacken. »Das ist eine Schweinerei!«, zischte sie. Die Wut begann die Oberhand über ihre Angst zu bekommen. Sie fing

an, sich langsam aufzurichten, um ihrem Peiniger Auge in Auge gegenüberzustehen.

»Maul halten«, brüllte Kurt noch einmal. Sie erhielt einen Schlag in den Rücken, so hart, dass sie mit dem Gesicht auf dem Kassenbuch landete, die ausgebreiteten Arme weit von sich gestreckt. Erneut wurde ihr die Pistole in den Nacken gedrückt, und dieses Mal tat es richtig weh. »Mach dir keine Hoffnungen, ich würde dich an Ort und Stelle erschießen.«

»Ich bin Dr. D'Agostino«, stieß Stephanie trotz des übermächtigen Gewichtes auf ihrem Rücken hervor. »Ich arbeite hier.«

»Ich weiß genau, wer du bist«, fauchte Kurt. »Und ich weiß auch, dass du nicht in der Eierkammer arbeitest. Hier hast du keinen Zutritt.«

Stephanie konnte Kurts heißen Atem spüren. Er hatte sich über sie gebeugt und drückte sie auf die Schreibtischplatte. Sie konnte kaum mehr atmen.

»Bei der nächsten Bewegung schieße ich.«

»Okay«, piepste Stephanie. Sie war erleichtert, als das erstickende Gewicht von ihr genommen wurde. Sie holte tief Luft und spürte im selben Moment, wie sich eine Hand zwischen ihren Beinen zu schaffen machte. Sie biss sich vor Wut auf die Zähne. Dann klopfen zwei Hände erst ihr eines und dann ihr anderes Bein ab, aber erst, nachdem sie ein weiteres Mal ihren Schritt befummelt hatten. Als Nächstes drückte das Gewicht des Mannes sie wieder auf die Tischplatte, allerdings nicht mehr ganz so heftig wie beim ersten Mal. Zugleich spürte sie seinen heißen Atem in ihrem Nacken. Lustvoll rieb er sich an ihr und flüsterte ihr ins Ohr: »Frauen wie du haben es nicht anders verdient.«

Stephanie widerstand dem inneren Drang, sich zu wehren oder gar zu schreien. Der Mann, der auf ihr lag, musste irgendwie gestört sein, und ihre Intuition riet ihr, sich erst einmal passiv zu verhalten. Schließlich befand sie sich immer

noch in einer Klinik und nicht irgendwo in der Einsamkeit. Demnächst würden Cindy Drexler und vielleicht auch andere hier auftauchen.

»Weißt du, Schlampe«, fuhr Kurt fort, »ich muss doch sichergehen, dass du keine Kamera und keine Waffe dabei hast. Bei Einbrechern ist das in der Regel der Fall, und ich kann ja nicht wissen, ob du sie nicht irgendwo am Körper versteckt hast.«

Stephanie blieb stumm und regungslos. Sie spürte, wie der Mann sich aufrichtete.

»Hände auf den Rücken!«

Stephanie gehorchte. Noch bevor sie wusste, wie ihr eigentlich geschah, war sie mit Handschellen gefesselt. Das war so schnell gegangen, dass sie es erst begriff, als sie das zweite metallische Klicken hörte. Ihre Lage wurde immer auswegloser. Sie hatte noch nie Handschellen getragen. Die Dinger schnitten ihr in die Handgelenke. Und, was noch schlimmer war, sie fühlte sich jetzt noch wehrloser als zuvor.

Dann wurde Stephanie am Genick gepackt, hochgezerrt und herumgedreht. Sie musterte ihren Angreifer, sah, wie die dünnen Lippen des Mannes sich zu einem grausamen, spöttischen Lächeln verzogen, als wollte er ihr demonstrieren, dass er alles unter Kontrolle hatte.

Stephanie erkannte ihn sofort wieder. Bis jetzt hatte sie zwar seine Stimme noch nie gehört, aber sie hatte ihn schon gelegentlich auf dem Klinikgelände oder in der Cafeteria gesehen. Sie kannte sogar seinen Namen und wusste, dass er der Sicherheitschef der Klinik war. In seinem Büro waren sie und Daniel fotografiert worden und hatten ihre Hausausweise bekommen. Er hatte damals wortlos hinter seinem Schreibtisch gesessen. Stephanie war seinem stummen, wachsamem Blick bewusst ausgewichen.

Kurt machte ihr Platz und wies auf die offene Tür des Büroraumes. Die Waffe war jetzt nicht mehr zu sehen.

Stephanie war mehr als erleichtert, dass sie hier wegkam, aber als sie in Richtung der Stahltür gehen wollte, durch die sie gekommen war, griff Kurt nach ihrem Arm.

»Falsche Richtung«, sagte er kurz angebunden. Als sie sich zu ihm umdrehte, deutete er in die entgegengesetzte Richtung.

»Ich will zurück ins Labor«, sagte Stephanie. Sie versuchte, ihrer Stimme einen gebieterischen Klang zu geben, aber unter den gegebenen Umständen fiel ihr das schwer.

»Es ist mir scheißegal, was du willst. Bewegung!« Kurt verpasste ihr einen heftigen Stoß. Ohne die Hilfe der Arme wäre Stephanie beinahe gestürzt. Zum Glück blieb sie auf den Beinen, nachdem sie mit der Schulter ein Regal mit Gewebekulturen gestreift hatte. Kurt schubste sie noch einmal und sie stolperte vorwärts, in die angegebene Richtung.

»Ich weiß gar nicht, wieso Sie diese Kleinigkeit so aufbauschen müssen«, sagte Stephanie, nachdem sie halbwegs die Fassung wiedergefunden hatte. »Ich habe mich doch nur umgesehen. Ich wollte einfach wissen, woher die Eizellen stammen, die Dr. Saunders uns überlassen hat.« Innerlich überlegte sie fieberhaft, ob sie Kurts Befehle befolgen oder einfach zusammenbrechen und nicht mehr weitergehen sollte. Wenn sie schon nicht ins Labor zurückgingen, dann wollte sie zumindest in Cindy Drexlers Büro bleiben. Schließlich würde Cindy irgendwann zurückkommen, und das war ein tröstlicher Gedanke. Die Tatsache, dass sie nicht wusste, wo sie jetzt hingingen, versetzte sie in Panik, aber sie blieb trotzdem nicht stehen. Kurts Drohung, er werde schießen, hielt sie in Bewegung. So verrückt und durchgeknallt wie er wirkte, nahm sie seine Worte ernst.

»Unbefugtes Eindringen in die Eierkammer ist keine Kleinigkeit«, gab Kurt verächtlich zurück, als könnte er ihre Gedanken lesen.

Am hinteren Ende der Eierkammer bogen sie im rechten Winkel ab und gelangten zu einer Tür, die der ähnelte, durch

die Stephanie hereingekommen war. Kurt drückte auf einen Knopf am Türrahmen und die schwere, tresorähnliche Tür öffnete sich zischend. Kurt versetzte Stephanie einen groben Stoß, sodass ihr angesichts ihrer auf den Rücken gefesselten Hände nichts anderes übrig blieb, als hindurchzustolpern. Sie fand sich in einem langen, schmalen, mit Stuck verzierten Korridor wieder, der nach links abging. Die Beleuchtung war spärlich, nur an der Außenseite waren in unregelmäßigen Abständen fluoreszierende Lichtquellen angebracht. Die Luft war stickig und nicht klimatisiert.

Stephanie blieb stehen. Sie versuchte sich umzudrehen, aber Kurt stieß sie mit solcher Kraft nach vorne, dass sie hinfiel. Da sie den Sturz nicht mit den Armen abfangen konnte, landete sie auf der Schulter und schürfte sich auf dem Zementboden die Wange auf. Einen Augenblick später schon hatte er sie am Rücken gepackt, Laborkittel und Bluse fest in der Faust eingeklemmt hob er sie hoch, als wäre sie nichts weiter als eine Puppe. Sobald sie wieder in der Senkrechten war, trieb er sie vorwärts. Stephanie fand sich damit ab, gehen zu müssen. Sie hatte begriffen, dass jede Weigerung sofort zu einer Katastrophe führen konnte.

»Ich verlange, mit Dr. Wingate und Dr. Saunders zu sprechen«, sagte Stephanie und versuchte damit noch einmal, entschlossen zu wirken. Ihre Ängste wurden stärker, während sie überlegte, wohin dieser Mann sie wohl bringen wollte. Die feuchte Hitze des Korridors ließ vermuten, dass sie sich unter dem Erdboden befanden.

»Alles zu seiner Zeit«, sagte Kurt und gab dabei ein lusternes Lachen von sich, das Stephanie erschauern ließ.

Stephanie vermutete, dass sie unter dem Erdboden parallel zu dem überdachten Fußweg gingen, der das Laborgebäude mit dem Verwaltungsgebäude verband. Nach wenigen Minuten gelangten sie an eine normale, isolierte Brandschutztür. Nachdem Kurt sie geöffnet hatte, sah sie sich in ihrer

Vermutung bestätigt. Sie befanden sich im Keller des Verwaltungsbaus. Stephanie konnte sich daran erinnern, dass sie hier ihre Hausausweise bekommen hatten. Mit erheblicher Erleichterung ging sie jetzt davon aus, dass sie das Büro des Sicherheitsdienstes ansteuerten, und auch diese Vermutung wurde bald bestätigt.

»Den Flur runter!«, kommandierte Kurt, nachdem sie sein Büro betreten hatten. Er blieb hinter ihr, außerhalb ihres Blickfeldes.

Stephanie ging an einer halb offenen Tür vorbei und erhaschte einen Blick auf eine Monitorwand. Kurt drängte sie weiterzugehen. Am Ende des Flurs blieb sie stehen.

»Also dann. Wie du siehst, haben wir links eine Arrestzelle und rechts ein Schlafzimmer. Du hast die Wahl«, sagte Kurt spöttisch.

Wortlos betrat Stephanie die geöffnete Zelle. Kurt ließ die Gittertür hinter ihr ins Schloss fallen. Das Klicken hallte von den Betonwänden wider.

»Was ist mit den Handschellen?«, wollte Stephanie wissen.

»Die bleiben am besten dran«, sagte Kurt. Er hatte wieder sein grausames, dünnlippiges Lächeln aufgesetzt. »Aus Sicherheitsgründen. Die Geschäftsleitung hat ein gewisses Misstrauen gegenüber Gefangenen, die sich selbst eingelocht haben.« Kurt lachte schon wieder. Er hatte offensichtlich seinen Spaß. Dann wandte er sich um und wollte den Flur wieder zurückgehen, zögerte aber. Stattdessen kam er noch einmal zurück und starrte Stephanie an. »Du hast auch ein Klo da drin, das kannst du jederzeit benutzen. Lass dich durch mich nicht stören.«

Stephanie drehte sich um und warf einen Blick auf die Toilette. Sie war nicht nur von allen Seiten zu sehen, sondern hatte noch nicht einmal eine Brille. Zornig richtete sie ihren Blick wieder auf Kurt. »Ich will auf der Stelle Dr. Wingate und Dr. Saunders sprechen.«

»Ich fürchte, du bist im Augenblick nicht in der Position, um irgendwelche Befehle zu geben«, sagte Kurt spöttisch. Er starrte Stephanie noch einmal wütend an, wandte sich dann ab und verschwand im Flur.

Als Kurt verschwunden war, stieß Stephanie den Atem aus und entspannte sich ein wenig. Sie konnte den Flur nur wenige Meter weit einsehen. Da sie nicht auf ihre Armbanduhr schauen konnte, musste sie raten, wie spät es wohl sein mochte. Daniel musste sich doch langsam fragen, wo sie steckte, und würde anfangen, nach ihr zu suchen. Vielleicht war er ja bereits unterwegs. Aber dann überfiel sie eine neue Angst: Was, wenn er über das, was sie getan hatte, so wütend war, dass es ihm egal war, ob sie in einer Zelle festsaß?

Kurt Hermann saß mit ausgestreckten Unterarmen an seinem Schreibtisch. Das unerfüllte Verlangen ließ ihn am ganzen Körper zittern. Stephanie D'Agostino hatte ihn rasend geil gemacht. Leider war das Vergnügen, seine Hände auf ihrer festen und gleichzeitig weichen Weiblichkeit zu spüren, ein sehr flüchtiges gewesen, und er wollte einen Nachschlag. Sie hatte so getan, als hätte es ihr keinen Spaß gemacht, aber das wusste er besser. So waren die Frauen: Im einen Augenblick provozieren sie dich und eine Minute später tun sie so, als hätten sie keinen Spaß an den Konsequenzen. Das war alles nur Schauspielerei, aufgesetzt, ein Witz.

Ein paar Minuten lang dachte Kurt über eine Möglichkeit nach, wie er den Anruf bei Saunders hinauszögern konnte. Am liebsten hätte er ihn überhaupt nicht angerufen. Dr. D'Agostino konnte doch einfach verschwinden. Verdammt nochmal, sie hatte es nicht anders verdient. Aber ihm war klar, dass das nicht funktionieren konnte. Saunders würde Bescheid wissen, weil er auch wusste, dass niemand das Klinikgelände betreten oder verlassen konnte, ohne dass Kurt es mitbekam. Falls die Frau verschwinden sollte, dann war Saunders klar, dass Kurt

dafür verantwortlich war oder aber zumindest wusste, was ihr zugestoßen war.

Unter Besinnung auf seine Kampfsportdisziplin konnte Kurt sich wieder beruhigen. Innerhalb weniger Minuten fingen seine Muskeln an, sich zu entspannen, hörte das Zittern auf. Sogar sein Herz schlug wieder weniger als fünfzigmal pro Minute. Er kontrollierte das öfter, deshalb wusste er das. Als er sich wieder voll und ganz im Griff hatte, stand er auf und ging in den Videoüberwachungsraum.

Die Uhr an der Wand zeigte zwölf Uhr einundvierzig. Das bedeutete, Spencer Wingate und Paul Saunders waren in der Cafeteria. Kurt setzte sich und richtete den Blick auf Bildschirm Nummer zwölf an der Videowand. Mit Hilfe der Tastatur stellte er eine Verbindung zwischen Joystick und der Minikamera Nummer zwölf her und begann, den Raum abzusuchen. Noch bevor er seine Vorgesetzten gefunden hatte, entdeckte er Daniel Lowell. Kurt zoomte sich näher heran. Der Kerl las eine naturwissenschaftliche Zeitschrift und stopfte sich dabei den Mund voll. Allem anderen schenkte er nicht die geringste Beachtung. Ihm gegenüber stand Stephanies unberührtes Tablett. Kurt rümpfte ein wenig die Nase. Die Freundin dieses Kerls hockte in seinem privaten Knast, nachdem er sie ausgiebig betatscht hatte, und der Typ hatte keinen blassen Schimmer. Aufgeblasener Schwachkopf!

Kurt zoomte wieder zurück und suchte weiter nach Spencer und Paul. Er entdeckte sie an ihrem üblichen Tisch, umgeben vom üblichen Schwarm an Mitarbeiterinnen. Sie waren auch Schwachköpfe, Kurt wusste zum größten Teil, wen sie vögeln. Das galt allerdings hauptsächlich für Paul und weniger für Spencer, da Paul auf dem Gelände wohnte. Kurt betrachtete die meisten Männer als Schwachköpfe, einschließlich der überwiegenden Mehrheit seiner kommandierenden Offiziere aus der Zeit, als er im aktiven Dienst gewesen war. Das war eine Last, die er zu tragen hatte.

Kurt griff nach dem Telefon und rief die Leiterin der Cafeteria an. Als er sie am Telefon hatte, gab er ihr den Auftrag, Spencer und Paul mitzuteilen, dass es einen sicherheitsrelevanten Zwischenfall gegeben habe, der ihre sofortige Anwesenheit in seinem Büro erforderlich machte. Er sagte, sie solle unbedingt die Worte »Es handelt sich um ein ernsthaftes Problem« gebrauchen. Sekunden, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, sah Kurt die Frau auf dem Bildschirm erscheinen. Sie war in Panik. Sie tippte Spencer und Paul abwechselnd auf die Schulter und flüsterte ihnen etwas ins Ohr. Beide sprangen auf und strebten mit besorgten Mienen dem Ausgang zu. Spencer war Paul ein paar Schritte voraus, da sie ihn zuerst angesprochen hatte.

Mit einigen wenigen Tastendruckten holte Kurt sich das Bild aus der Arrestzelle auf den Bildschirm, der sich direkt vor seinen Augen befand, und sah aufmerksam hin. Stephanie ging ständig hin und her, wie eine eingesperrte Katze. Es war, als wollte sie ihn mit ihrem Körper absichtlich reizen.

Keine Sekunde länger konnte er sich das ansehen. Kurt stand abrupt auf und ging zum Schreibtisch zurück. Er versuchte, sich auf seine Ausbildung zu besinnen und sich zu beruhigen. Als Spencer Wingate und Paul Saunders völlig außer Atem bei ihm eintrafen, hatte Kurt bereits seine stoische Ruhe wiedergefunden. Von seinen Augen einmal abgesehen blieb er vollkommen unbeweglich, als die beiden Reproduktionsmediziner auf seinen Schreibtisch zustürmten.

»Welches ernsthafte Problem?«, wollte Spencer wissen. Da er nominell der Klinikchef war, ließ Paul ihm den Vortritt. Spencer hatte, genau wie Paul, ein leicht gerötetes Gesicht. Die beiden Männer waren den ganzen Weg vom Gebäude drei bis hierher gerannt, und das war mehr körperliche Anstrengung, als sie gewohnt waren. Beide waren in Panik, weil Kurt ihnen damals mit genau diesen Worten die Nachricht vom Ansturm

der Bundespolizei auf die Wingate Clinic – damals noch Massachusetts – überbracht hatte.

Für Kurt war ihr Entsetzen eine schöne Revanche für die zurückhaltende Anerkennung, die sie ihm für all seine Bemühungen um die Sicherheit der neuen Klinik entgegenbrachten. Er bedeutete seinen Vorgesetzten, still zu sein, und signalisierte ihnen dann, ihm in den Videoüberwachungsraum zu folgen. Dort angekommen, machte er die Tür zu. Er deutete auf die beiden vorhandenen Stühle, damit sie sich hinsetzten, während er selbst stehen blieb. Er beobachtete sie und weidete sich an ihrer gespannten, ungeteilten Aufmerksamkeit.

»Was ist das für ein Notfall, verdammt nochmal?«, wollte Spencer wissen. Er war mit seiner Geduld am Ende. »Raus mit der Sprache!«

»Es hat einen Einbruch in der Eierkammer gegeben«, sagte Kurt. »Offensichtlich ein Fall von Spionage, der die Existenz des Eierbeschaffungsprogramms gefährdet.«

»Nein!«, rief Paul. Er beugte sich nach vorne. Das Eierbeschaffungsprogramm war ein zentraler Bestandteil seiner Zukunftspläne für die Klinik und für seine Reputation.

Kurt nickte. Er genoss es, den Augenblick so lange wie möglich in die Länge zu ziehen.

»Wer war das?«, fragte Paul. »Jemand aus dem Haus?«

»Ja und nein«, erwiderte Kurt zweideutig und ohne sich weiter zu erklären.

»Nun kommen Sie schon!«, beschwerte sich Spencer. »Wir veranstalten hier doch kein Ratespiel, verdammt nochmal.«

»Die betroffene Person wurde beim Missbrauch des Eizellenjournals auf frischer Tat ertappt und in Gewahrsam genommen.«

»Gut! Gut!«, platzte Paul heraus. »Dieser Mensch hat sich tatsächlich das Journal angeschaut?«

Kurt deutete auf den zentralen Monitor direkt oberhalb der Ablage. Stephanie hatte sich mittlerweile auf die Eisenpritsche gesetzt. Ohne es zu wissen, blickte sie gerade fast direkt in die Minikamera. Sie war verzweifelt, das war eindeutig zu erkennen.

Ein paar Minuten lang herrschte Schweigen im Videoüberwachungsraum. Alle Augen waren starr auf Stephanie gerichtet.

»Wieso bewegt sie sich gar nicht?«, fragte Spencer. »Sie ist doch nicht verletzt, oder?«

»Ihr geht's gut«, versicherte Kurt.

»Wieso blutet sie an der Backe?«

»Sie ist auf dem Weg in die Zelle hingefallen.«

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«, wollte Spencer wissen.

»Sie hat sich unkooperativ verhalten. Da war ein bisschen Aufmunterung nötig.«

»Großer Gott!«, rief Spencer. Alles in allem hatte er sich diesen Notfall zwar schlimmer vorgestellt, aber es war immer noch schlimm genug. »Wie kommt es, dass sie die ganze Zeit die Arme auf dem Rücken hat?«, fragte Spencer.

»Sie trägt Handschellen«, sagte Kurt.

»Handschellen?«, fragte Spencer. »Ist das nicht vielleicht ein bisschen übertrieben? Obwohl, angesichts Ihrer Laufbahn müssen wir wahrscheinlich dankbar sein, dass Sie sie nicht auf der Stelle erschossen haben.«

»Spencer«, schaltete sich Paul ein. »Wir sollten Kurt für seine Aufmerksamkeit dankbar sein und ihn nicht noch kritisieren.«

»Bei der Ingewahrsamnahme werden dem betreffenden Individuum immer Handschellen angelegt«, grollte Kurt.

»Ja, aber jetzt sitzt sie doch in der Zelle, Menschenkind«, sagte Spencer. »Da hätten Sie ihr die Handschellen auch abnehmen können.«

»Vergessen wir mal die Handschellen für einen Augenblick«, schlug Paul vor. »Machen wir uns lieber Gedanken darüber, was sie gemacht hat. Es passt mir überhaupt nicht, dass sie in der Eierkammer war, und noch weniger, dass sie das Journal gesehen hat. Sie hat sich über unser Unternehmen alles andere als positiv geäußert, besonders hinsichtlich unserer Stammzellentherapie.«

»Ein bisschen hochnäsig benimmt sie sich schon«, stimmte Spencer zu.

»Ich will nicht, dass sie unser Oozyten-Programm durcheinander bringt, auch wenn sie hier auf den Bahamas nicht viel ausrichten kann«, sagte Paul. »Wir sind zwar nicht mehr in den Staaten. Aber sie könnte immer noch für einigen Wirbel und eine schlechte Presse sorgen, und das könnte sich negativ auf unsere Bemühungen um Leihmütter und schließlich auch auf unsere Finanzen auswirken. Wir müssen sicherstellen, dass so etwas nicht passiert.«

»Vielleicht sind sie und Lowell ja sogar deswegen hier«, warf Spencer ein. »Vielleicht ist dieses ganze Behandlungsgequatsche nichts weiter als ein groß angelegter Bluff und die beiden sind Industriespione, die hinter unserem Geheimnis her sind.«

»Die sind echt«, sagte Paul.

»Wie kannst du dir da sicher sein?«, fragte Spencer zurück. Er wandte den Blick von dem Monitor, auf dem Stephanie zu sehen war, und richtete seine Aufmerksamkeit auf Paul. »Du bist immer ziemlich leichtgläubig, wenn du es mit echten Wissenschaftlern zu tun hast.«

»Na, hör mal!«, begehrte Paul auf.

»Ach, jetzt sei nicht so empfindlich«, entgegnete Spencer. »Du weißt doch, was ich meine. Diese Leute haben einen richtigen Dokortitel.«

»Vielleicht ist das die Erklärung für ihren Mangel an Kreativität«, erwiderte Paul. »Man braucht keinen Dokortitel,

um bahnbrechende naturwissenschaftliche Forschungen zu betreiben. Aber sei es, wie es will, ich kann dir versichern, dass diese Leute keineswegs irgendetwas vortäuschen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, dass dieses beeindruckende HTSR-Verfahren funktioniert.«

»Und trotzdem könnten sie dich an der Nase herumführen. Darum geht es mir ja. Das sind professionelle Forscher im Gegensatz zu dir.«

Paul blickte einen Augenblick lang zur Seite, um seine aufflammende Wut im Griff zu behalten. Spencer war wirklich der Letzte, der sich in der Frage, wer nun ein ernst zu nehmender Forscher war und wer nicht, als Autorität aufspielen konnte. Spencer hatte keine Ahnung von der Forschung. Er war nichts weiter als ein Geschäftsmann im Arztkittel – und noch nicht einmal ein besonders guter Geschäftsmann.

Nach einem beruhigenden Atemzug blickte Paul seinen nominellen Vorgesetzten wieder an und sagte: »Ich weiß, dass sie ehrliche, grundsolide, zielgerichtete Zellbearbeitungen durchführen, weil ich mir ein paar der Zellen genommen habe, die sie mit der DNA Christi aufgepeppt haben. Die Zellen sind außerordentlich lebensfähig. Ich habe sie selber benutzt, weil ich wissen wollte, ob sie funktionieren, und das ist eindeutig der Fall.«

»Moment mal«, sagte Spencer. »Du willst jetzt aber nicht behaupten, dass du bewiesen hast, dass es sich um die DNA Christi handelt, oder?«

»Natürlich nicht.« Nur mühsam gelang es Paul, die Fassung zu bewahren. Wenn man mit Spencer über biomolekulare Zusammenhänge redete, konnte man manchmal den Eindruck haben, man hätte es mit einem Fünfjährigen zu tun. »Es gibt keinen ›Christus-Test‹, das kann man nicht beweisen! Aber was ich dir begreiflich machen möchte, ist, dass sie eine Fibroblastenkultur eines Menschen mitgebracht haben, der an

Parkinson erkrankt ist und den sie behandeln wollen. Dann haben sie die defekten Gene in diesen Zellen durch andere Gene ersetzt, die sie aus DNA-Fragmenten gewonnen haben, die von dieser Gewebeprobe des Turiner Grabtuchs stammen. Das alles haben sie bis jetzt schon erledigt, und mittlerweile sind sie dabei, die eigentlichen heilenden Aktivzellen herzustellen. Das ist keine Fassade. Ich zweifle nicht im Geringsten daran, dass sie nur deshalb hier sind. Da bin ich mir hundertprozentig sicher. Vertrau mir!«

»Na gut, na gut«, lenkte Spencer ein. »Schließlich warst du mit ihnen im Labor, also werde ich mich wohl darauf verlassen müssen, dass sie tatsächlich eine medizinische Mission haben. Aber dann sollten wir uns doch noch einmal der Frage nach der Identität des Patienten zuwenden – da habe ich mich ja ebenfalls auf dein Wort verlassen. Du hast gesagt, du würdest herausfinden, um wen es sich dabei handelt. Jetzt ist es nur noch etwas mehr als eine Woche bis zum Tag X des Eingriffs, und wir tapfen immer noch im Dunkeln.«

»Nun, das ist ein anderes Problem.«

»Schon, aber es hängt damit zusammen. Falls wir nicht bald dahinter kommen, können wir in dieser Angelegenheit auch nicht mehr mit einer Belegung unserer Kasse rechnen, so viel ist schon mal klar. Was ist denn so schwierig daran, die Identität einer bestimmten Person zu ermitteln? Das ist doch wirklich nicht zu viel verlangt.«

Paul blickte zu Kurt hinüber. »Sagen Sie's ihm!«

Kurt räusperte sich. »Der Auftrag hat sich als viel schwieriger erwiesen als gedacht. Wir haben ihre Wohnung und ihren Arbeitsplatz durchsuchen lassen, noch bevor sie in Nassau gelandet sind. Als sie dann hier waren, hat unser Computerspezialist ihre Laptops unter die Lupe genommen: Nichts. Andererseits ist es mir heute endlich gelungen, eine Wanze im Handy der Frau einzubauen. Seit dem ersten Tag habe ich versucht, das Ding in die Finger zu bekommen, aber

sie hat nicht mitgespielt. Sie hat es nicht ein einziges Mal aus den Augen gelassen.«

»Sie haben die Wanze eingebaut, während Sie sie in Gewahrsam hatten?«, fragte Spencer dazwischen. »Meinen Sie nicht, dass sie dadurch Verdacht schöpfen könnte?«

»Nein«, erwiderte Kurt. »Die Wanze war schon drin, als ich sie aufgegriffen habe. Heute hat sie zum ersten Mal ihr Handy im Labor gelassen, als sie in die Cafeteria gegangen ist. Ich war gerade fertig mit dem Einbau, da ist sie überraschend zurückgekommen, um in die Eierkammer einzudringen. Da bin ich ihr nachgegangen.«

»Aber warum haben Sie sie nicht aufgehalten, bevor sie sich Zugang verschafft hat?«, fragte Spencer.

»Ich wollte sie in flagranti erwischen«, sagte Kurt. Ein anzügliches Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

»Ich hätte, glaube ich, auch nichts dagegen, sie mal in flagranti zu erwischen«, sagte Spencer mit dem gleichen Lächeln.

»Jetzt, wo wir die Wanze im Handy haben, müssten wir einen großen Schritt weiter sein«, meinte Paul. »Kurt war von Anfang an der Meinung, dass wir durch die Überwachung des Handys auch den Namen des Patienten erfahren würden.«

»Stimmt das?«, fragte Spencer.

»Ja«, meinte Kurt nur. »Aber wir haben noch eine andere Möglichkeit. Sie ist unsere Gefangene, und wir könnten sie so lange festhalten, bis sie uns den Namen des Patienten verrät.«

Die beiden Betreiber der Wingate Clinic musterten einander, während sie sich Kurts Vorschlag durch den Kopf gehen ließen. Spencer reagierte als Erster. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Das gefällt mir nicht.«

»Wieso nicht?«, wollte Paul wissen.

»Hauptsächlich deshalb, weil ich nicht glaube, dass sie damit herausrücken würde. Aber dann wüssten die beiden, wie scharf wir darauf sind, den Namen zu erfahren«, sagte Spencer. »Es

ist ihnen ja offensichtlich extrem wichtig, die Identität ihres Patienten geheim zu halten. Sonst wüssten wir schon längst Bescheid. Und wenn sie mit den Laborarbeiten tatsächlich schon so weit fortgeschritten sind, wie du sagst, dann könnten sie wahrscheinlich auch einfach ihre Sachen packen und die Behandlung irgendwo anders zu Ende führen. Die noch ausstehenden zweiundzwanzigeinhalb Riesen möchte ich auf keinen Fall gefährden. Das ist zwar nicht gerade ein Haufen Geld, aber es ist immerhin etwas. Abgesehen davon wäre ihnen auch klar, dass wir bluffen. Wir können sie nicht festhalten, ohne auch ihn einzusperren, und das können wir nicht machen. Sobald er erfahren hat, wo sie ist und wie man sie behandelt hat, wird er Zeter und Mordio schreien.«

»Da ist was dran«, erwiderte Paul. »Ich bin deiner Meinung. Ich finde, wir sollten ihre Freilassung in erster Linie an die Bedingung knüpfen, dass sie uns absolute Vertraulichkeit zusichert. Unter den gegebenen Umständen scheint mir das angemessen zu sein. Sie soll ihre eigene Meinung haben, aber sie soll sie für sich behalten. Ich schätze auch, dass Dr. Lowell uns in dieser Hinsicht unterstützen wird. Ich habe den Eindruck, dass er immer versucht, sie in ihrer Arroganz zu bremsen.«

Spencer blickte zu Kurt hinauf. »Und Sie sind also zuversichtlich, dass Sie mit Hilfe der Wanze hinter die Identität des Patienten kommen?«

Kurt nickte.

»Ich denke, dann sollten wir es dabei belassen«, meinte Spencer. »Und wir sprechen nachdrücklich die Sache mit der Vertraulichkeit an.«

»Einverstanden«, sagte Paul. »Da wir gerade von Dr. Lowell sprechen, wo ist er eigentlich?«

»Er ist in der Cafeteria«, sagte Kurt. Er hob den Blick und schaute auf Monitor Nummer zwölf. »Zumindest war er vor ein paar Minuten noch da.«

»Ich glaube, es ist bezeichnend, dass Dr. D'Agostino alleine in die Eierkammer gegangen ist«, sagte Paul.

»Was meinst du damit?«, fragte Spencer.

»Ich schätze, dass Dr. Lowell von ihrem Vorhaben keine Ahnung gehabt hat.«

»Da könntest du Recht haben«, meinte Spencer.

»Dr. Lowell ist auf dem Weg ins Labor«, sagte Kurt. Er deutete auf den entsprechenden Monitor und alle Augen folgten ihm. Daniel war mit schnellen, entschlossenen Schritten auf dem Weg vom Gebäude drei ins Gebäude eins. Dabei hielt er mit einer Hand die zahlreichen Kugelschreiber und Bleistifte in seiner Brusttasche fest. Als er das Gebäude eins erreicht hatte, verschwand er durch die Tür.

»Wo ist der Labormonitor?«, fragte Paul. Kurt deutete darauf. Sie sahen Daniel von links ins Bild kommen. Spencer fand, dass er so wirkte, als suchte er nach Stephanie. Kurt verfolgte ihn mit Hilfe des Joysticks. Nachdem Daniel sich im Bereich ihres Labortisches umgesehen hatte, warf er einen Blick in ihr kleines Büro. Er streckte den Kopf sogar kurz in die Damentoilette. Dann steuerte er auf direktem Weg Megan Finnigans Büro an.

»Wenn er gewusst hätte, was sie vorhat, wäre er wahrscheinlich gleich runter in die Eierkammer gegangen«, sagte Paul.

»Gut beobachtet«, sagte Spencer. »Ich wette, du hast Recht.«

Paul griff zu dem Telefon auf der Ablage und wählte Megans Durchwahl. »Ich sage der Laborleiterin, wo Dr. Lowell seine Mitarbeiterin finden kann.«

»Mitarbeiterin... oder was sie sonst sein mag«, warf Spencer verächtlich ein. »Ich komme einfach nicht dahinter. Ach, übrigens, Kurt, wie ist es ihr eigentlich gelungen, in die Eierkammer einzudringen?«

»Mit dem Hausausweis der Wingate Clinic«, sagte Kurt.
»Die Zugangsbeschränkungen müssen noch installiert werden,

obwohl ich das schon vor einem Monat mit einer Dringlichkeitsliste bei der Verwaltung angemahnt habe.«

»Das war mein Fehler«, sagte Paul und legte nach seinem knappen Telefonat mit Megan Finnigan den Hörer auf die Gabel. »Das ist mir in der Eröffnungsphase der Klinik einfach durch die Lappen gegangen. Abgesehen davon hatten wir ja eigentlich nie geplant, dass das Labor auch von Externen genutzt wird. Und als Dr. Lowell und Dr. D'Agostino dann angekommen sind, habe ich nicht mehr daran gedacht.«

Spencer erhob sich von seinem Stuhl. »Dann lass uns doch mal nach hinten gehen, damit wir vor Dr. Lowells Ankunft noch ein wenig mit der reizenden Dr. D'Agostino plaudern können. Vielleicht lassen sich die Verhandlungen so ein wenig ruhiger gestalten. Kurt, Sie halten sich vorerst einmal im Hintergrund.«

Die beiden Ärzte betraten den Flur und machten sich auf den Weg in Richtung Arrestzelle.

»Wirklich eigenartig, wie die Dinge sich jetzt entwickelt haben«, flüsterte Spencer. »Aber es ist auf jeden Fall besser als das, was ich befürchtet habe, als wir hier herüber gerannt sind.«

KAPITEL 20

Montag, 11. März 2002, 19.56 Uhr

Wenn es hart auf hart ging, dann war Gaetano Realist. Sosehr er sich auf seine Ankunft in Nassau freute, wo er das vollenden wollte, was er bei seinem ersten Besuch begonnen hatte, so nervös war er auch – in erster Linie wegen der Kanone. Es musste wirklich was Vernünftiges sein. Mit einer schlechten Waffe hatte er keine Chance. Er würde den Kerl auf keinen Fall zu Tode prügeln, in der Badewanne ersäufen oder erwürgen, wie sie das gelegentlich im Kino zeigten. Jemanden umzulegen war nicht so einfach, wie es manchmal dargestellt wurde. Es bedurfte der Planung. Die Methode musste effektiv und schnell sein, der Schauplatz einigermaßen abgeschieden, damit man sofort abhauen konnte. Und dafür gab es nichts Besseres als eine Kanone. Eine gute, schallgedämpfte Kanone.

Gaetanos Problem in der gegenwärtigen Situation bestand darin, dass er auf Leute angewiesen war, die er nicht kannte und die ihn nicht kannten. Irgendjemand sollte mit ihm Kontakt aufnehmen, sobald er auf der Insel gelandet war, aber dafür gab es keine Garantie. Da er sich so überstürzt auf den Weg gemacht hatte, gab es keinen Plan B oder irgendwelche Kontakte, die er hätte anrufen können, höchstens Lou zu Hause in Boston, aber der war nach Feierabend nicht immer leicht zu erreichen. Selbst wenn der geheimnisvolle Fremde wirklich am Flughafen auftauchen sollte, gab es immer noch die Möglichkeit, dass sie sich in dem üblichen, unvermeidlichen Durcheinander verfehlten, da sie beide nicht wussten, wie der andere aussah. Und dann wurde Gaetano zu allem Überfluss auch noch am nächsten Tag wieder in Boston erwartet. Er hatte also nicht gerade viel Zeit.

Der andere Grund für Gaetanos Nervosität war die Tatsache, dass er keine kleinen Flugzeuge mochte. Die großen waren okay, da konnte er sich einreden, dass er gar nicht in der Luft war. Aber mit den kleinen war das etwas anderes, und das, in dem er momentan saß, war das kleinste, das er jemals betreten hatte. Dazu kam noch, dass das Ding vibrierte wie eine elektrische Zahnbürste und durch die Gegend hüpfte wie eine Billardkugel. Abgesehen von der Rückenlehne direkt vor seiner Nase hatte Gaetano nichts, woran er sich festhalten konnte. Die Kabine war nicht besonders groß, und so wurde er durch seinen massigen Körper buchstäblich gegen das Fenster gequetscht.

Gaetano hatte einen American-Airlines-Flug nach Miami erwischt. Dort war er dann in diesen Hüpfen umgestiegen. Beim Start zu seiner zweiten Etappe war gerade die Sonne untergegangen, und jetzt war es draußen pechschwarze Nacht. Er versuchte, nicht daran zu denken, was sich unterhalb des hoppersenden Flugzeugs befand, aber jedes Mal, wenn die Motoren sich anhörten, als würden sie langsamer werden, tauchte unwillkürlich das Bild eines riesigen schwarzen Ozeans vor seinem geistigen Auge auf und ließ seine Ängste noch ein Stückchen größer werden.

Gaetano hatte ein Geheimnis: Er konnte nicht schwimmen, und die Vorstellung, zu ertrinken, war für ihn ein ständiger Alptraum.

Gaetano sah sich nach den anderen Passagieren um. Niemand sprach, als wären alle anderen genauso panisch wie er. Die meisten starrten ausdruckslos vor sich hin. Ein paar lasen im Schein schmaler Lichtbündel, die über ihren Köpfen entsprangen – vereinzelte helle Streifen in der alles beherrschenden Düsternis. Die Stewardess hatte sich auf Anweisung des Piloten wegen bevorstehender Turbulenzen auf ihren Platz gesetzt, den Blick ihren Schützlingen zugewandt. Ihr gelangweilter Gesichtsausdruck wirkte ein wenig beruhigend, obwohl diese Wirkung zum Teil beim Anblick

ihres eindeutig stabileren Sicherheitsgurts wieder aufgehoben wurde. Ob die Schultergurte besagten, dass sie mit dem Schlimmsten rechnete?

Ein besonders harter Schlag, der das ganze Flugzeug erbeben ließ, schreckte Gaetano auf. Das hatte sich angehört, als hätten sie irgendetwas gestreift. Eine Minute lang hielt er den Atem an, ohne dass etwas passierte. Er schluckte, was seinem plötzlich ausgedörrten Hals gut tat. Dann ergab er sich in sein Schicksal, schloss die Augen und ließ sich gegen die Kopfstütze sinken. Genau in diesem Augenblick kündigte der Pilot über die Lautsprecheranlage die kurz bevorstehende Landung an.

In einem Anfall von Zuversicht drückte Gaetano seine Nase an die Scheibe und blickte nach unten. Anstatt eines schwarzen Nichts entdeckte er blinkende Lichter. Erleichtert stieß er den Atem aus. Es sah ganz danach aus, als würde er es noch einmal überleben.

Das Flugzeug setzte mit einem ersehnten, deutlich wahrnehmbaren Ruck auf dem Boden auf. Einen Augenblick später wurde das Jaulen der Triebwerke lauter und die Bremsen setzten ruckartig ein. Gaetano stützte sich gegen die vor ihm befindliche Lehne. Er war so froh darüber, dass das Flugzeug gelandet war, dass er dem Fluggast zu seiner Rechten zulächelte. Der Mann erwiderte sein Lächeln. Gaetano schaute wieder zum Fenster hinaus. Jetzt konnte er sich ganz seinen Sorgen wegen der Pistole widmen.

Da sich nur relativ wenige Passagiere an Bord befanden, ging das Aussteigen schnell vonstatten. Gaetano stand als einer der Ersten draußen auf dem Asphalt. Er sog die warme, tropische Luft ein und genoss das Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Als alle ausgestiegen waren, wurde er mit den anderen zusammen in das Flughafengebäude gescheucht.

Direkt hinter der Tür blieb Gaetano stehen. Sein Handgepäck hielt er fest an sich gepresst. Er wusste nicht, was er jetzt

machen sollte. Er dachte eigentlich, dass er durch seine Körpergröße auffallen müsste, aber niemand kam auf ihn zu. Er trug dieselben hochwertigen Kleidungsstücke wie bei seinem letzten Besuch, also das kurzärmelige Hawaiihemd, die hellbraune Leinenhose und den dunkelblauen Blazer. Jetzt wurde er durch die nachdrängenden Passagiere vorwärts geschwemmt wie in einem Fluss, der sich auf die Passkontrolle zuwälzte. Als Gaetano an der Reihe war, reichte er dem Beamten seinen Reisepass. Der wollte ihn schon abstempeln, als ihm die Daten von Gaetanos letztem Besuch auffielen. Der war nicht gerade lange her und hatte darüber hinaus auch nur einen Tag gedauert. Er blickte Gaetano fragend an.

»Ich habe mich beim ersten Mal nur ein bisschen umgesehen«, erläuterte Gaetano. »Es hat mir gefallen und jetzt will ich hier Urlaub machen.«

Der Mann gab keine Antwort. Er stempelte den Pass, schob ihn Gaetano hin und griff nach dem nächsten.

Gaetano schob sich weiter, an den Massen vor den Gepäckbändern vorbei und kam zum Zoll. Die Zöllner sahen seinen US-amerikanischen Pass und sein Handgepäck und winkten ihn durch. Er trat durch eine offen stehende Doppeltür. Hinter einer zerbrechlich wirkenden, verschiebbaren Metallabspernung stand eine erwartungsvolle Menschenmenge. Sie alle versuchten krampfhaft, durch die offene Tür einen Blick auf Familienangehörige oder Freunde zu erhaschen. Niemand zeigte irgendein Interesse an Gaetano.

Ohne genau zu wissen, was er jetzt machen sollte, ging Gaetano weiter. Schließlich war er gezwungen, sich zur Seite zu wenden, um hinter die Abspernung zu kommen, bevor er von der wogenden Menge verschluckt wurde. Nachdem er ein kurzes Stück gegangen war, blieb er stehen und suchte das Innere des Terminals ab. Er hoffte, dem Blick eines anderen Menschen zu begegnen. Niemand schenkte ihm auch nur die geringste Beachtung. Er kratzte sich am Kopf und überlegte,

was er tun sollte. Weil ihm nichts Besseres einfiel, schlenderte er zum Stand der Autovermietung und reihte sich in die Schlange ein.

Eine Viertelstunde später hielt er wieder die Schlüssel für einen Cherokee in Händen. Dieses Mal war es allerdings ein grüner. Er ging zurück in den Ankunftsbereich für die internationalen Flüge und wollte gerade versuchen Lou anzurufen, als ihm jemand auf die Schulter tippte.

Reflexartig wirbelte Gaetano zum Kampf bereit herum. Auge in Auge sah er sich dem schwärzesten, kahlköpfigsten Mann gegenüber, den er jemals gesehen hatte. Um seinen Hals hingen so viele Goldketten, dass jedes Vorbeugen einer Bauchmuskelübung gleichkam, und seine Glatze spiegelte so sehr, dass Gaetano die Augen zusammenkneifen musste. Gaetanos Überreaktion veranlasste den Mann, einen Schritt zurückzutreten und beide Arme in die Höhe zu reißen, als wollte er einen Schlag parieren. In einer Hand hielt er eine zerknüllte braune Papiertüte.

»Langsam, Mann!«, sagte er. Er sprach mit demselben melodiosen bahamaischen Akzent, der Gaetano schon bei seinem ersten Besuch aufgefallen war. »Ich will dir nix tun.«

Etwas verlegen angesichts seiner aggressiven Reaktion versuchte Gaetano sich zu entschuldigen.

»Kein Problem, Mann.« Der singende Tonfall war wirklich auffallend. »Bist du Gaetano Baresse aus Boston?«

»Genau der!«, sagte Gaetano mit einem erlösten Lächeln. Einen kurzen Augenblick lang hatte er das Bedürfnis, den Fremdling zu umarmen, als wäre er ein vermisst geglaubter Verwandter. »Hast du was für mich?«

»Falls du Gaetano Baresse bist, dann ja. Ich heiße Robert. Komm, ich zeig dir, was ich dabei habe.« Mit diesen Worten faltete der Mann die Öffnung der Papiertüte auseinander und griff hinein, um den Inhalt herauszuholen.

»He, doch nicht hier!«, protestierte Gaetano im Flüsterton. Er war entsetzt. »Bist du wahnsinnig geworden?« Nervös blickte er sich im Terminal um. In unmittelbarer Nähe standen gelangweilt mehrere bewaffnete Polizisten. Gott sei Dank schenkten sie ihnen keine Beachtung.

»Aber du willst sie doch bestimmt sehen, oder?«, fragte der Mann.

»Ja, klar, aber doch nicht hier, mitten im Flughafen. Bist du mit dem Wagen da?«

»Klar bin ich mit dem Wagen da.«

»Also los.«

Achselzuckend ging der Mann voraus und verließ das Flughafengebäude. Ein paar Minuten später kletterten sie in einen pastellfarbenen Cadillac-Oldtimer mit mächtigen Schwanzflossen. Der Mann schaltete die Innenraumbeleuchtung ein und reichte Gaetano die Tüte. Gaetano hatte eine kleinkalibrige, billige Pistole erwartet, aber was er dann sah, war doch eine Überraschung: eine Neun-Millimeter Smith & Wesson 99 inklusive LaserMax und einem Bowers CAC-9-Schalldämpfer.

»Okay?«, fragte Robert. »Zufrieden?«

»Mehr als zufrieden«, sagte Gaetano. Bewundernd betrachtete er die unzerkratzte, schwarze, gehärtete Politur, die vermuten ließ, dass die Pistole nagelneu war. Eine beeindruckende Kanone. Zwar war der Lauf nur zehn Zentimeter lang, aber mit dem aufmontierten Schalldämpfer kam sie auf über fünfundzwanzig.

Nachdem er sich versichert hatte, dass niemand in der Nähe war, richtete Gaetano die Waffe durch die Windschutzscheibe auf ein Auto in der Nähe und aktivierte den Laser. In fünfzehn Metern Entfernung sah er den roten Punkt auf dem hinteren Kotflügel aufleuchten. Er war begeistert, bis ihm auffiel, dass kein Magazin im Kolben steckte.

»Wo ist das Magazin?«, wollte Gaetano wissen. Ohne Magazin und Munition war die Waffe wertlos.

Robert saß im Halbdunkel des Wageninneren und lächelte. Seine strahlend weißen Zähne bildeten einen starken Kontrast zu seiner polierten Ebenholzhaut. Er klopfte sich gegen seine linke Hosentasche. »Hier drin, Mann, geladen und abschussbereit. Hab sogar noch eins dabei, zur Sicherheit.«

»Gut«, erwiderte Gaetano. Er streckte erleichtert die Hand aus.

»Langsam, langsam«, sagte Robert. »Ich finde eigentlich, dass ich eine kleine persönliche Anerkennung verdient habe. Ich meine, ich bin den ganzen weiten Weg hier raus gefahren, anstatt mit einem kühlen Bier zu Hause zu hocken. Verstehst du, was ich meine?«

Einen Augenblick lang starrte Gaetano in die Augen des Mannes, die in der Dunkelheit eine verblüffende Ähnlichkeit mit zwei Einschusslöchern in einer schmutzig weißen Decke hatten. Er wusste, dass der Typ einfach noch etwas zusätzlich rausholen wollte und dass das wahrscheinlich auf seinem eigenen Mist gewachsen war. Gaetanos erster Gedanke war, sich den Kopf des Typen zu schnappen und gegen das Lenkrad zu donnern, damit er genau wusste, mit wem er es hier zu tun hatte. Aber dann siegte die Vernunft. Der Kerl hatte vielleicht noch eine Waffe, was die ganze Sache knifflig machen konnte und sicherlich nicht der geeignete Beginn für seinen Aufenthalt hier war. Außerdem – und das war ein noch gewichtigeres Argument – hatte Gaetano keine Ahnung, in welchem Verhältnis der Kerl zu den Kolumbianern in Miami stand, mit denen Lou die ganze Sache vereinbart hatte. Das Allerletzte, was Gaetano während seiner Geschäftsreise nach Nassau gebrauchen konnte, waren irgendwelche Typen, die hinter seinem eigenen Arsch her waren, und die Kolumbianer schon gar nicht.

Gaetano räusperte sich. Er hatte eine erhebliche Summe Bargeld dabei, da bei einer solchen Unternehmung natürlich alles in bar bezahlt werden musste. »Klar, Robert, eine kleine Anerkennung hast du dir verdient. Wie viel hattest du dir denn vorgestellt?«

»Ein Hunni wäre ganz schön«, sagte Robert.

Ohne ein weiteres Wort beugte Gaetano sich nach vorne und steckte seine freie Hand in die rechte Hosentasche. Dabei ließ er Robert keinen Moment aus den Augen. Er zog ein Bündel Geldscheine hervor, fischte einen davon heraus und reichte ihn weiter. Jetzt gab Robert ihm die Magazine. Gaetano steckte eines in den Kolben der Pistole. Es klickte und saß fest. Gaetano ließ den flüchtigen Gedanken, die Waffe an Robert auszuprobieren, vorüberwehen und stieg aus dem Wagen. Das zweite Magazin steckte er in die Seitentasche seines Blazers.

»He, Mann!«, rief Robert. »Soll ich dich in die Stadt mitnehmen?«

Gaetano beugte sich noch einmal hinunter. »Danke, aber ich fahre selber.« Dann richtete er sich wieder auf und ließ die Pistole in seine linke Hosentasche gleiten. Sie hatte unten ein Loch, durch das sich der Schalldämpfer schieben ließ. Den Trick mit dem Loch hatte er von einem Mentor übernommen, der ihn zu Beginn seiner Arbeit für die New Yorker Familie unterstützt hatte. Der einzige Nachteil war, dass man sich angewöhnen musste, nichts anderes wie zum Beispiel Schlüssel oder Münzen in die Tasche zu stecken. Auf dem Weg zum Parkplatz der Autovermietung konnte er den kalten Stahl des Schalldämpfers an seinem bloßen Schenkel fühlen. Er empfand es als zärtliches Streicheln.

Zwanzig Minuten später lenkte Gaetano seinen gemieteten Cherokee auf den Parkplatz des Ocean Club Hotels. Während der Fahrt hatte er genügend Zeit gehabt, sich von Roberts kleiner Erpressung zu erholen. Er hatte sämtliche Autofenster geöffnet, deshalb kam ihm das Knirschen der Reifen auf dem

Kiesweg besonders laut vor. Da er die sommerliche Luft genießen wollte, hatte er die Klimaanlage ausgestellt. Auf dem Parkplatz angekommen, drehte er eine komplette Runde. Er suchte einen Stellplatz dicht beim Hotel, der aber gleichzeitig eine schnelle und direkte Abfahrt ermöglichte. Wenn er den Professor umgelegt hatte, wollte er so schnell wie möglich verschwinden.

Vor dem Aussteigen schaltete Gaetano die Innenraumbeleuchtung ein und unterzog sich einer kritischen Betrachtung im Rückspiegel. Er wollte sichergehen, dass er sich in dem vornehmen Hotel auch sehen lassen konnte. Dann strich er sich die eher buschigen Augenbrauen glatt und rückte die Jackettaufschläge zurecht. Als er glaubte, das Beste aus seinen Möglichkeiten gemacht zu haben, stieg er aus dem Wagen. Die Wagenschlüssel wanderten in seine rechte Hosentasche. Zur Sicherheit klopfte er durch den Stoff noch einmal darauf. Wenn er hier wegfuhr, wollte er auf gar keinen Fall noch lange nach den Schlüsseln suchen. Als alle Vorbereitungen abgeschlossen waren, startete er durch.

Auf dem gleichen Weg wie bei seinem ersten Besuch näherte sich Gaetano dem Gebäude mit der Suite Nummer 108. Es war zwanzig Uhr dreißig, also waren der Professor und seine Freundin wahrscheinlich beim Essen, aber er wollte trotzdem lieber zuerst im Zimmer nachschauen. Gemächlich schlenderte er los. Unterwegs begegneten ihm etliche fein herausgeputzte Gäste, die in die Gegenrichtung unterwegs waren.

Als er an der richtigen Stelle war, ging Gaetano zwischen zwei Gebäuden hindurch und betrat den Rasen auf der dem Meer zugewandten Seite. Er ging weiter, bis er sich beinahe in den struppigen Seetrauben verhedderte, die den steilen Abhang zum Strand hinunter überwucherten. Dann setzte er seinen Spaziergang parallel zur Seitenwand des Gebäudes fort. Er war so dicht am Wasser, dass er zu seiner Rechten das sanfte Klatschen der Wellen auf dem Strand hören konnte. Das

Wetter war fantastisch, kleine Wölkchen sausten am Firmament entlang, vor das sich ein strahlend heller Dreiviertelmond geschoben hatte. Sanfte Meeresbrisen brachten die Palmenzweige zum Rascheln. Gaetano konnte gut verstehen, warum es den Leuten im Ocean Club gefiel.

Als Gaetano auf gleicher Höhe mit der Suite 108 war und ins Innere blicken konnte, rieselte ihm ein Schauer der Erregung den Rücken hinunter und seine Nackenhaare stellten sich auf. Nicht genug damit, dass sämtliche Lichter brannten und die Vorhänge weit aufgerissen waren, der Professor und seine Freundin waren außerdem beide gut zu sehen. Er konnte es gar nicht fassen, dass sein Auftrag so einfach und zügig zum Höhepunkt kommen sollte, und sah den beiden einen Augenblick lang nur zu, während sein Puls sich in Erwartung der unmittelbar bevorstehenden Gewalttätigkeiten beschleunigte. Doch dann fragte er sich, was sich da eigentlich vor seinen Augen abspielte, und seine Erregungskurve stieg nicht weiter. Er blinzelte ein paar Mal, um sicherzugehen, dass mit seinen Augen alles in Ordnung war. Der Professor und Tonys Schwester benahmen sich sehr merkwürdig, scharrt herum wie ein Paar Hühner und schlugen dann eine Decke auf. Die Tür, die vom Zimmer in den Flur führte, stand weit offen und der Fernseher lief.

Das verwirrende Schauspiel übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Gaetano aus, und so ging er über die dunkle Rasenfläche näher heran. Seine linke Hand glitt instinktiv in die linke Hosentasche und griff nach der Pistole. Plötzlich blieb er stehen. Wie enttäuschend: Die Leute, die er beobachtete, waren gar nicht seine Zielpersonen, sondern Zimmermädchen, die die Betten aufschlugen. »Mist!« Er stöhnte. Dann seufzte er und schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

Gaetano blieb ein paar Minuten lang in der Dunkelheit stehen und versuchte sich einzureden, dass es so besser war. Einfach

auf die Veranda latschen, mit einem schnellen Schuss den Professor umnieten und dann ab durch die Mitte, das wäre doch sehr unbefriedigend gewesen, viel zu schnell und zu einfach. Es war viel besser, die Beschattung noch ein bisschen auszudehnen, ein bisschen Gefahr zu schnuppern, damit er seine Erfahrung und sein Können unter Beweis stellen konnte. Nur dann war das Ganze eine wirklich befriedigende Angelegenheit.

Gaetano ließ die Waffe los, schüttelte das Bein, damit der Schalldämpfer vernünftig im Hosenbein hing, und strich sein Jackett glatt. Dann drehte er sich um und steuerte die allgemein zugänglichen Bereiche des Hotels an. Dort mussten die beiden ja sein, falls sie nicht außerhalb des Hotels zum Essen gegangen waren.

Das erste Restaurant befand sich ein ganzes Stück dichter am Strand als die Gebäude mit den Hotelzimmern. Deshalb musste Gaetano dicht an der Kante mit den Seetrauben entlanggehen. Der Strand befand sich jetzt zu seiner Linken. Die Verandatüren öffneten sich zur Meeresseite hin und Gaetano ging so dicht daran vorbei, dass er einzelne Stimmen hören konnte. Er beschleunigte seinen Schritt, um möglichst schnell den aus dem Restaurant scheinenden Lichtkegeln zu entkommen. Er befürchtete, dass der Professor ihn erkennen könnte. Das war das Risiko: Wenn der Professor ihn entdeckte, dann würde der Sicherheitsdienst alarmiert werden und wahrscheinlich auch die Polizei.

Als er an den Verandatüren vorbei war, trat Gaetano durch den Vordereingang des Restaurants ein. Dabei sah er sich wachsam nach dem Professor um. Er ging am Empfangstisch vorbei, wo etliche Paare darauf warteten, an ihren Tisch gebracht zu werden, und blieb am Eingang zum Speisesaal stehen. Schnell und methodisch suchte er den ganzen Raum ab. Als er sich sicher sein konnte, dass der Professor nicht da war, verschwand er genauso schnell, wie er gekommen war.

Als Nächstes nahm er sich das etwas einfachere Restaurant mit der Bar in der Mitte vor, das er auch schon bei seinem ersten Besuch aufgesucht hatte. Es stand direkt an der Strandkante. Durch das Strohdach wirkte es wie eine riesige Eingeborenenhütte. Es war randvoll mit Gästen, besonders die Bar. Auch hier suchte Gaetano mit äußerster Vorsicht das gesamte Innere ab, indem er zwischen der zentralen Bar und den am Rand stehenden Tischen entlangging. Der Professor war nicht da.

Gaetano fand sich damit ab, dass seine Zielperson vermutlich außer Haus zu Abend aß, und ging auf dem Fußweg über die Wiese auf das Hauptgebäude zu. Er hatte vor, sich auf derselben Couch niederzulassen, die er schon bei seinem letzten Besuch benutzt hatte und von der er den Hoteleingang im Auge behalten konnte. Hoffentlich waren die Obstschalen immer noch da. Nachdem er durch zwei Restaurants gestiefelt war und all die leckeren Düfte gerochen hatte, knurrte ihm der Magen.

In der Eingangshalle befanden sich nur wenige Menschen. Leider war Gaetanos Sofa von einem Pärchen besetzt, das sich mit zwei anderen Leuten in den gegenüberstehenden Sesseln unterhielt. Gaetano schlenderte zu der kleinen Bar mit dem Erdnussschälchen hinüber. Dahinter stand zufällig derselbe Barkeeper, mit dem Gaetano schon bei seinem ersten Besuch geplaudert hatte. Von hier aus hatte er den Hoteleingang immer noch im Blick, wenn auch nicht ganz so gut wie von der Couch aus. Trotzdem, so würde es gehen.

»Hallo!«, sagte der Barkeeper und streckte ihm die Hand entgegen. »Lange nicht gesehen!«

Gaetano war etwas verwundert darüber, dass der Mann ihn erkannte, angesichts der Masse von Menschen, mit der er zweifellos jeden Tag zu tun haben musste. Dann lächelte er unsicher, schüttelte die Hand des Mannes und nahm sich eine

Hand voll Erdnüsse. Der Barkeeper stammte aus New York, darüber hatten sie sich vor anderthalb Wochen unterhalten.

»Haben Sie einen Wunsch?«, fragte der Barkeeper.

Gaetano sah einen der fleischigen Wachmänner des Hotels im Durchgang zum Empfangsbereich auftauchen. Mit verschränkten Armen ließ er beiläufig den Blick durch den Raum gleiten. Er trug einen unauffälligen dunklen Anzug. Durch den kleinen Stecker im linken Ohr, von dem sich ein dünnes Kabel unter das Anzugjackett schlängelte, war er eindeutig als Wachmann zu identifizieren.

»Eine Cola wäre ganz schön«, sagte Gaetano. Am besten machte er einen entspannten Eindruck, damit niemand auf die Idee kam, er würde nicht dazugehören. Er hatte sich nur halb auf den Barhocker gesetzt und das linke Bein gestreckt, damit ihm die verborgene Pistole mit ihrem Schalldämpfer nicht in die Quere kam. »Mit Eis und einem Spritzer Zitrone, das wäre perfekt.«

»Schon unterwegs, mein Freund«, sagte der Barkeeper. Er machte eine Colaflasche auf und füllte Eis in ein Glas. Dann bog er die Zitronenschale um, zog sie einmal am Rand des Glases entlang und stellte das Glas vor Gaetano hin. »Sind Ihre Freunde immer noch hier im Hotel?«

Gaetano nickte. »Ich war eigentlich heute Abend hier mit ihnen verabredet, aber sie sind weder auf ihrem Zimmer noch in einem der Restaurants.«

»Haben Sie's schon im Innenhof probiert?«

»Was ist denn da?«, wollte Gaetano wissen. Aus dem Augenwinkel sah er, wie der Wachmann wieder in Richtung Empfangsbereich verschwand.

»Dort ist unser bestes Restaurant«, erläuterte der Barkeeper. »Es hat nur abends geöffnet.«

»Wo ist das denn?«

»Sie gehen einfach zum Empfang und biegen dort links ab. Es kommt gleich hinter der Tür. Das Restaurant liegt im Innenhof des ältesten Teils des Hotels.«

»Dann versuche ich mal mein Glück«, sagte Gaetano. Er kippte die Cola hinunter und verzog wegen der sprudelnden Wirkung der Kohlensäure das Gesicht. Dann legte er einen Zehndollarschein auf den Tresen. »Danke, Kumpel!«

»Kein Problem«, sagte der Barkeeper und steckte den Schein ein.

Gaetano ging die beiden Stufen zur Rezeption hinauf und hielt die Augen nach dem Wachmann offen. Er entdeckte ihn sofort im Gespräch mit dem Chefportier. Den Angaben des Barkeepers folgend, wandte Gaetano sich nach links, ging durch eine Tür, die die klimatisierten Bereiche von den nicht-klimatisierten trennte, und fand sich in einem Restaurant im Innenhof wieder. Zwischen den Tischen und Stühlen des lang gestreckten, rechteckigen Hofes waren Palmen, exotische Blumen und in der Mitte sogar ein Springbrunnen zu sehen. Umschlossen wurde der Platz von einem zweistöckigen Hotelgebäude. Vor dem oberen Stockwerk zog sich ein Balkon mit schmiedeeisernem Geländer entlang. Von irgendwo oberhalb, ohne dass Gaetano das kleine Orchester sehen konnte, durchdrang Livemusik die Szenerie.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, sprach ihn die dunkelhaarige Frau hinter dem Empfangspult an. Sie trug ein enges, knöchellanges, bunt bedrucktes Kleid mit Spaghettiträgern und Gaetano fragte sich unwillkürlich, ob sie darin überhaupt gehen konnte, ohne es bis zu den Hüften hochzuziehen.

»Ich möchte mich nur umschauchen«, sagte Gaetano. Er lächelte. »Ein herrliches Ambiente.« Trotz des gedämpften Lichteinfalls aus den offenen Korridoren des Hotels wurde das Restaurant hauptsächlich von den hohen Kerzen auf den Tischen und dem Mond am Himmel beleuchtet.

»Sie werden wohl reservieren müssen, falls Sie einmal hier essen möchten«, sagte die Empfangsdame. »Heute Abend sind wir komplett ausgebucht.«

»Das werde ich mir merken. Kann ich mich vielleicht ein bisschen umschauen?«

»Selbstverständlich«, sagte die Empfangsdame und bedeutete Gaetano, er möge weitergehen.

Gaetano entdeckte eine Treppe in den ersten Stock. Er nahm an, dass er von oben einen besseren Blick hatte, und stieg hinauf. Oben angekommen bemerkte er die Musiker. Sie saßen in einem kleinen Bereich direkt über der Empfangsdame. Sessel und Sofas hatten sie beiseite geschoben, um sich Platz zu verschaffen.

Gaetano ging auf dem Balkon nach rechts und ließ dabei seine Hand über das Geländer gleiten. Er hatte einen guten Blick auf die unterhalb sitzenden Speisenden, zumindest die an den Tischen, die nicht durch üppige Vegetation verdeckt waren. Die Kerzen erleuchteten die Gesichter der Menschen – sehr komfortabel. Gaetano wollte eine komplette Runde machen und war zuversichtlich, dass er dabei jedes Gesicht würde erkennen können.

Schlagartig blieb er stehen und dieselben Haare, die sich schon vorhin aufgestellt hatten, standen erneut senkrecht. In fünfzehn Metern Entfernung, an einem Tisch hinter einem blühenden Oleanderbusch, saß der Professor. Er schien in eine angeregte Unterhaltung vertieft zu sein. Sein Kopf zuckte beim Reden auf und ab und dann stach er sogar mit dem Zeigefinger in die Luft, als wollte er irgendetwas besonders unterstreichen. Stephanie saß ihm gegenüber, deshalb konnte Gaetano ihr Gesicht nicht sehen. Schnell trat er einen Schritt zurück, um den Oleander wieder zwischen sich und den Professor zu bringen. Jetzt kam also der angenehme Teil. Wenn er ein Gewehr mit Zielfernrohr gehabt hätte, dann hätte er den Professor von seinem Standort aus erledigen können. Aber er

hatte kein Gewehr und außerdem wäre ein solcher Schuss alles andere als eine sportliche, faire Angelegenheit gewesen. Auch wusste er nur zu gut, dass man mit einer Handfeuerwaffe, selbst wenn sie mit einem Lasersucher ausgestattet war, das Opfer direkt vor sich haben musste, wenn man es wirklich sicher töten wollte. Und damit war klar, dass er sich noch ein bisschen gedulden musste.

Gaetano sah sich um. Jetzt, wo er die beiden Turteltaubchen gefunden hatte, musste er sich überlegen, wo er warten wollte, bis sie ihr romantisches Dinner beendet hatten. Sobald sie so weit waren, würden sie zweifellos auf einem der vielen dunklen, abgeschiedenen Wege zurück in ihr Zimmer gehen. Das wäre eine optimale Gelegenheit für das Attentat. Im schlimmsten Fall gingen sie am Strand entlang, aber das war aus Gaetanos Sicht genauso unproblematisch. Mit zunehmender Spannung stellte sich ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht ein. Nun fügte sich also doch noch eines zum anderen.

Vor ihm lag jetzt ein Treppenhaus, das dem Wegweiser zufolge, den Gaetano von seinem Standort aus lesen konnte, zu einem Wellnessbad führte. Er warf einen Blick zurück. Der Platz bei den Musikern war doch eigentlich optimal zum Warten geeignet. Wahrscheinlich konnte er von dort aus den Professor und Tonys Schwester gar nicht sehen, da sie von dem Oleanderbusch neben ihrem Tisch verdeckt wurden, aber das machte nichts. Sobald sie aufstanden, mussten sie unweigerlich in sein Blickfeld kommen, und nur darauf kam es an. Genauso wichtig war es, dass es, während er wartete, so aussah, als würde er einfach nur da sitzen und dem Orchester zuhören, falls zufällig einer der Wachleute vorbeikommen sollte.

Daniel rieb sich die Augen, um sich mit Geduld zu wappnen. Er blinzelte ein paar Mal, bevor er den Blick wieder auf Stephanie richtete. Auf ihrem Gesicht war genau derselbe

Ausdruck verzweifelten Zorns zu sehen wie auf seinem eigenen. »Ich sage doch nur, dass der Wachmann, wie immer er heißen mag, gesagt hat, dass er dich durchsucht hat, nachdem er dich erwischte hat, und das ist durchaus verständlich.«

»Er heißt Kurt Hermann!«, giftete Stephanie. »Und ich sage, dass er mich auf widerliche Weise befummelt hat. Ich habe mich erniedrigt und verzweifelt gefühlt, und ich weiß nicht, welches von beiden schlimmer war.«

»Okay, er hat dich also befummelt und gleichzeitig durchsucht. Ich könnte nicht einmal sagen, wo das eine anfängt und das andere aufhört. Aber sei es, wie es will, du hättest niemals die Eierkammer betreten dürfen, verdammt nochmal. Als hättest du regelrecht darum gebettelt, so behandelt zu werden.«

Stephanie ließ langsam den Unterkiefer fallen. Es war wie ein Schlag vor den Kopf, dass Daniel so etwas sagen konnte. Das war das Unsensibelste, was er jemals von sich gegeben hatte, und er hatte im Verlauf ihrer Beziehung schon etliche unsensible Dinge gesagt. Abrupt schob Stephanie ihren schmiedeeisernen Stuhl zurück und stand auf. Dabei entstand ein lautes, kreischendes Geräusch auf dem Betonboden. Daniel reagierte fast genauso schnell wie sie, beugte sich nach vorne und erwischte sie am Unterarm.

»Wo willst du jetzt hin?«, wollte er wissen.

»Ich weiß nicht«, gab Stephanie zurück. »Erst mal will ich einfach nur weg.«

Ein paar Herzschräge lang sahen sie einander über den Tisch hinweg an. Daniel ließ nicht los und Stephanie versuchte nicht, sich loszureißen. Sie waren sich bewusst geworden, dass die Leute an den anderen Tischen ihre Unterhaltung unterbrochen hatten. Als Daniel und Stephanie sich umsahen, sahen sie, dass alle Augen auf sie gerichtet waren. Selbst ein paar Kellner waren stehen geblieben und starrten zu ihnen herüber.

Stephanie setzte sich wieder hin, obwohl ihr nicht danach zumute war. Daniel hielt sie immer noch fest, lockerte seinen Griff jedoch spürbar.

»Die letzte Bemerkung war nicht so gemeint«, sagte Daniel. »Ich bin aufgeregt und wütend, es ist mir herausgerutscht. Ich weiß, dass du es nicht darauf angelegt hast, belästigt zu werden.«

Stephanie schaute ihn aus blitzenden Augen an. »Du klingst schon wie diese Typen, die glauben, dass Vergewaltigungsopfer sich durch ihre Kleidung oder ihr Verhalten absichtlich der Gefahr aussetzen.«

»Das glaube ich absolut nicht«, sagte Daniel. »Ich hatte meine Zunge nicht im Griff. Ich bin nur wütend darüber, dass du in die Eierkammer eingedrungen bist und diese riesige Aufregung verursacht hast. Du hast mir versprochen, dass du dich zurückhältst.«

»Das habe ich nicht versprochen«, gab Stephanie zurück. Ihre Stimme klang jetzt nicht mehr ganz so hart. »Ich habe gesagt, ich würde mein Bestes versuchen. Aber mein Gewissen lässt mir einfach keine Ruhe. Ich bin in diese Eierkammer gegangen, weil ich nach Beweisen für meine Befürchtungen gesucht habe, und ich habe sie gefunden. Neben allem, was wir sowieso schon wissen, habe ich jetzt definitiv gesehen, dass sie Frauen erst schwanger machen und die Föten dann abtreiben, um an deren Eierstöcke zu kommen.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«

»Ich habe unumstößliche Beweise gesehen.«

»Okay, können wir vielleicht in etwas leiserem Ton darüber sprechen?« Daniel warf den umliegenden Tischen schnelle Blicke zu. Die Leute hatten ihre Gespräche und die Kellner ihre Arbeit wieder aufgenommen.

»Nur, wenn du nicht mehr solche Sachen sagst wie gerade eben.«

»Ich werde mein Bestes versuchen.«

Stephanie warf Daniel einen kritischen Blick zu. Hatte diese Bemerkung eine bewusste passive Aggressivität enthalten, oder wollte er sich über sie lustig machen, indem er sie nachäffte? Aus ihrer Sicht musste es das eine oder das andere sein, und das war im Zusammenhang mit allem anderen kein gutes Zeichen.

»Komm schon!«, sagte Daniel. »Welche unumstößlichen Beweise denn?«

Stephanie starrte Daniel weiterhin an. Sie versuchte herauszufinden, ob er sich im Verlauf der letzten sechs Monate verändert hatte oder ob er schon immer so gleichgültig gegenüber allem gewesen war, was nichts mit seiner Arbeit zu tun hatte. Sie blickte einen Augenblick lang zur Seite, um ihre Gefühle unter Kontrolle zu bekommen und zumindest nach außen hin ruhig zu wirken. Es brachte überhaupt nichts, wenn sie jetzt weglief oder wenn sie sich nur stritten. Sie wandte sich ihm wieder zu, holte tief Luft und beschrieb ihm alles, was sie gesehen hatte, insbesondere das Kassenbuch, wo alle Einzelheiten schwarz auf weiß gestanden hatten. Als sie damit fertig war, schauten sie sich über ihre halb leer gegessenen Teller hinweg an. Schließlich brach Daniel das Schweigen.

»Tja, du hast Recht gehabt. Ist das nicht zumindest eine kleine Befriedigung für dich?«

»Wohl kaum!«, sagte Stephanie mit sarkastischem Lachen. »Die Frage ist doch: Können wir jetzt überhaupt noch weitermachen, nach allem was wir wissen?«

Daniel senkte den Blick und spielte gedankenverloren mit seinem Besteck. »Ich sehe es so: Wir haben die Eizellen angenommen, noch bevor wir genau gewusst haben, woher sie stammen.«

»Ha!« Stephanies Stimme klang verächtlich. »Ausgesprochen bequeme Ausrede und ein erstklassiges Beispiel für Schönwetter-Ethik.«

Daniel hob den Blick und sah Stephanie in die Augen. »Wir sind so dicht davor«, sagte er und gab jedem einzelnen Wort eine feierliche Betonung. »Morgen fangen wir mit der Ausdifferenzierung der Zellen an. Ich werde meine Arbeit wegen der Vorgänge an der Wingate Clinic jetzt nicht einstellen. Ich bedaure sehr, dass du grob angefasst, misshandelt und belästigt worden bist. Und ich bedaure ebenfalls, dass ich zusammengeschlagen worden bin. Die ganze Sache war nicht gerade ein Sonntagsausflug, aber wir haben von Anfang an gewusst, dass Butlers Behandlung nicht einfach werden würde. Wir haben auch von Anfang an gewusst, dass die Betreiber der Wingate Clinic unmoralische, korrupte Idioten sind, und haben uns trotzdem entschieden, weiterzumachen. Die Frage lautet also: Bist du noch auf meiner Seite oder nicht?«

»Ich möchte dich etwas fragen«, sagte Stephanie. Sie beugte sich dichter an Daniel heran und senkte die Stimme. »Nach Butlers Behandlung, wenn wir zu Hause sind und CURE gerettet ist, wenn alles wieder in schönster Ordnung ist, können wir dann den bahamaischen Behörden irgendwie einen anonymen Tipp geben, was sich in der Wingate Clinic abspielt?«

»Das dürfte schwierig werden«, erwiderte Daniel. »Um dich mit sofortiger Wirkung aus Kurt Hermanns Privatgefängnis befreien zu können – was in meinen Augen für alle Beteiligten das Wichtigste war –, habe ich eine Stillhaltevereinbarung unterzeichnet, die sich ausdrücklich genau darauf bezieht. Die Leute, mit denen wir es hier zu tun haben, sind vielleicht wahnsinnig, aber dumm sind sie nicht. In der Vereinbarung wird außerdem genau beschrieben, weshalb wir hier sind. Das heißt also, falls ihr Geheimnis irgendwie ans Tageslicht kommt, geben sie auch unseres preis, und das könnte alles zerstören, was wir durch die Behandlung Butlers erreichen wollen.«

Stephanie spielte gedankenverloren mit ihrem Weinglas, ohne etwas daraus zu trinken. Dann sagte sie unvermittelt: »Ich hätte da noch eine Idee: Vielleicht ist Butler selbst nach seiner Heilung die Frage der Geheimhaltung gar nicht mehr so wichtig.«

»Das wäre durchaus denkbar«, lenkte Daniel ein.

»Könnten wir uns dann darauf einigen, dass wir die Angelegenheit offen lassen und später noch einmal besprechen?«

»Denkbar«, sagte Daniel noch einmal. »Ich meine, wer weiß... es könnte ja sein, dass irgendetwas Unvorhergesehenes passiert.«

»Das klingt wie eine haargenaue Beschreibung dieser ganzen Angelegenheit vom Anfang bis zum heutigen Tag.«

»Sehr witzig!«

»Na ja, es hat doch nichts so geklappt, wie wir es geplant hatten!«

»Das stimmt nicht ganz. Deine Arbeit mit den Zellen ist absolut planmäßig abgelaufen. Wenn Butler hier ankommt, könnten wir zehn fertige Zelllinien haben, obwohl wir zu seiner Heilung nur eine einzige benötigen. Aber vorher muss ich wissen, ob du auf meiner Seite stehst, damit wir unser Projekt zu Ende führen und Nassau hinter uns lassen können.«

»Unter einer Bedingung«, sagte Stephanie.

»Und die wäre?«

»Ich möchte, dass du Spencer Wingate unmissverständlich deutlich machst, dass dir seine ständigen taktlosen Annäherungsversuche an mich nicht passen. Und da wir gerade beim Thema sind: Wieso hast du das eigentlich die ganze Zeit so tatenlos hingenommen? Das ist erniedrigend. Du hast nicht einmal mit mir darüber gesprochen.«

»Ich versuche einfach, möglichst wenig Unruhe zu schüren.«

»Das verstehst du unter Unruhe schüren? Ich verstehe dich nicht! Wenn Sheila Donaldson sich auf ähnliche Weise an dich

heranschmeißen würde, dann würde ich garantiert alles tun, was du willst, um dir zu helfen.«

»Spencer Wingate ist ein egozentrischer, großmäuliger Egoist, der sich für Gottes Geschenk an die Frauen hält. Ich war mir sicher, dass du mit ihm zurechtkommst, ohne eine miese Szene daraus zu machen.«

»Aber es war doch schon eine miese Szene. Er ist immer zudringlicher geworden, ja, er hat mich sogar angefasst, obwohl sich das vielleicht nach der heutigen Aufregung ändert. Trotzdem, ich will, dass du in dieser Angelegenheit hinter mir stehst. Okay?«

»Also gut! Okay!«, sagte Daniel. »Ist das alles? Können wir jetzt weiterarbeiten und diese Butler-Geschichte hinter uns bringen?«

Stephanie nickte. »Ich denke schon«, sagte sie wenig begeistert.

Daniel fuhr sich etliche Male mit den Fingern durch die Haare, blies die Backen auf und ließ den Atem entweichen wie bei einem Ballon, dem die Luft abgelassen wird. Er lächelte unsicher. »Ich möchte mich nochmals für meine Äußerung von vorhin entschuldigen. Ich bin einfach vollkommen außer mir, seitdem ich erfahren habe, dass du in dieser Zelle gehockt hast. Ich war mir eigentlich sicher, dass sie uns wegen deiner Schnüffelei aus der Wingate Clinic rausschmeißen, und das, wo wir das Ziel schon in Sichtweite haben.«

Stephanie fragte sich im Stillen, ob Daniel die geringste Vorstellung davon hatte, wie egozentrisch er selbst eigentlich war. »Ich hoffe, du willst damit nicht sagen, ich hätte gar nicht erst in diese Eierkammer gehen sollen.«

»Nein, das nicht«, meinte Daniel. »Ich kann verstehen, dass du getan hast, was du tun musstest. Ich bin nur erleichtert darüber, dass unser Projekt letztendlich nicht daran gescheitert ist. Aber mir ist dadurch noch etwas anderes klar geworden. Wir waren so beschäftigt und auf die Arbeit konzentriert, dass

wir uns abgesehen vom Essen keinen Augenblick Zeit für uns selbst gegönnt haben.« Daniel legte den Kopf in den Nacken und blickte an den Palmwedeln vorbei hinauf in den sternenbedeckten Himmel. »Überleg doch mal: Es ist mitten im Winter und wir sitzen hier auf den Bahamas und haben es noch kein einziges Mal genossen.«

»Hast du dabei an etwas Bestimmtes gedacht?«, fragte Stephanie. Gelegentlich gelang es Daniel, sie zu überraschen.

»In der Tat«, lautete seine Antwort. Er nahm die Serviette von seinem Schoß und warf sie auf den Teller. »Wir haben anscheinend beide keinen besonders großen Hunger und sind gestresst. Warum machen wir nicht einen kleinen Mondspaziergang durch den Hotelpark zu diesem mittelalterlichen Kloster, das wir auf dem Spaziergang an unserem ersten Morgen hier gesehen haben? Das ist etwas, was uns beide interessiert, und außerdem wäre es der Situation absolut angemessen. Im Mittelalter waren die Klöster ja so etwas wie Schutzräume vor den Wirren der Welt.«

Stephanie legte ihre Serviette ebenfalls auf den Tisch. Obwohl sie im Augenblick mit Daniel nicht oft einer Meinung war und trotz der Frage, die sich dadurch hinsichtlich der Zukunft ihrer Beziehung stellte, musste sie lächeln. Er war clever und verfügte über einen messerscharfen Verstand – beides Eigenschaften, die sehr viel damit zu tun hatten, weshalb sie sich anfänglich zu ihm hingezogen gefühlt hatte. Sie stand auf. »Das war vielleicht die beste Idee, die du im letzten halben Jahr gehabt hast.«

Das sieht gut aus!, sagte sich Gaetano im Stillen, als zuerst Stephanies und dann Daniels Kopf über dem Oleander auftauchten, der ihm die direkte Sicht auf ihren Tisch versperrte. Stephanie hatte er schon kurz zuvor einmal gesehen, aber da hatte sie sich anscheinend wieder hingesetzt. Gaetano drückte sich tief in seinen Sessel für den Fall, dass Daniel

zufällig nach oben zum Orchester schaute. Er ging davon aus, dass die beiden direkt in seine Richtung kommen und am Pult der Empfangsdame vorbei unter ihm hindurch zu ihrer Suite gehen würden. Aber sie tricksten ihn aus. Sie machten sich in die entgegengesetzte Richtung auf, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

»Mist!«, murmelte Gaetano. Jedes Mal, wenn er dachte, er hätte alles im Griff, passierte etwas Unvorhergesehenes. Er blickte zum ersten Geiger hinüber, mit dem er während seiner Wartezeit Augenkontakt aufgenommen hatte. Der Mann hatte deutlich gezeigt, wie dankbar er für Gaetanos Aufmerksamkeit war. Gaetano lächelte und winkte kurz, während er auf die Beine kam.

Zunächst ging er in normalem Tempo den Balkon entlang, um nicht den Eindruck zu erwecken, er würde sich beeilen. Aber sobald er sich weit genug von den Musikern entfernt hatte, beschleunigte er seine Schritte. Dabei behielt er die linke Hand an der Pistole, damit sie nicht permanent gegen sein Bein schlug. Der Professor und die Frau hatten den unter ihm liegenden Innenhof bereits in Richtung Wellnessbad verlassen, das im Erdgeschoss des östlich gelegenen Gebäudeteils untergebracht war.

Gaetano kam am entgegengesetzten Ende des Balkons schlitternd zum Stehen. Er hastete die Stufen hinunter und hielt nach wie vor durch den Hosenstoff hindurch die Pistole fest. Vor der Tür zum Wellnessbereich angekommen, blieb er stehen, sammelte sich kurz, versicherte sich, dass er nicht von jemandem aus dem Restaurant beobachtet wurde, und machte die Tür dann langsam auf. Er hatte keine Ahnung, was ihn dahinter erwartete. Falls der Professor und sein Mädchen in Sichtweite waren und sich gerade für irgendeine Anwendung eintrugen, dann würde er sich wieder zurückziehen und neu überlegen. Aber das Schwimmbad hatte schon geschlossen. Das war auch dem von einer einsamen Votivkerze

angeleuchteten Schild auf dem leeren Empfangstresen zu entnehmen. Mit einem Mal fiel es Gaetano wieder ein, dass er schon bei seinem ersten Besuch hier auf der Suche nach dem Swimmingpool durchgelaufen war. Er vermutete, dass der Professor und seine Freundin sich zum Pool aufgemacht hatten. Also eilte er durch den leeren Raum und zur anderen Seite wieder hinaus.

Gaetano befand sich jetzt in dem Teil des Hotels, der aus einzelnen Häusern bestand. Schwache Lichtpunkte markierten die einzelnen Eingänge, aber davon abgesehen herrschte in dem gesamten, palmenbestandenen Bereich Dunkelheit. Gaetano wusste den Weg noch und ging mit schnellen Schritten voran. Er war zufrieden. Er ging davon aus, dass der Pool und die dazugehörige Snackbar ebenfalls geschlossen und menschenleer sein würden, sodass ihm genügend Möglichkeiten offen stehen würden, das zu tun, was er tun musste.

Nachdem der Fußweg eine scharfe Rechtskurve gemacht hatte, erhaschte Gaetano einen kurzen Blick auf den Professor und Tonys Schwester, bevor sie hinter einer barocken Sandsteinbalustrade eine kurze Treppe hinuntergingen. Gaetano verfiel wieder in seinen schnellen Schritt. An der Balustrade angekommen, überblickte er den Poolbereich. Wie erwartet war auch hier bereits Feierabend, alle umgebenden Gebäude waren dunkel. Der Pool selbst wurde von Unterwasserscheinwerfern beleuchtet und wirkte wie ein riesiger flacher Smaragd.

»Nicht zu glauben!«, flüsterte Gaetano vor sich hin. »Perfekt!« Seine Erregung ließ sich jetzt nicht mehr verbergen. Daniel und Stephanie waren um den Pool herumgegangen und steuerten den ausgedehnten, dunklen, verlassenen Park an. Viel konnte Gaetano in der Dunkelheit nicht erkennen, einmal abgesehen von einigen schemenhaft wahrnehmbaren Statuen und Hecken. Was er aber deutlich sehen konnte, war das

mittelalterliche Kloster. Es leuchtete im Schein des Mondes und wirkte wie eine Krone über einer Reihe ansteigender, schattiger Gartenterrassen.

Gaetanos Hand glitt in die linke Hosentasche und legte sich um den Griff der schallgedämpften Automatik. Die Erregung durch den kalten Stahl ließ ihn erschauern, und vor seinem geistigen Auge konnte er bereits den roten Laserpunkt auf der Stirn des Professors erkennen, kurz bevor er den Abzug drückte.

KAPITEL 21

Montag, 11. März 2002, 21.37 Uhr

»Diese Statue da kommt mir irgendwie bekannt vor«, sagte Daniel. »Ist die vielleicht berühmt?«

Daniel und Stephanie standen auf einem gepflegten Rasenstück und betrachteten eine liegende Nackte aus weißem Marmor, die in dem feuchten, nebligen Halbdunkel des von Versailles inspirierten Gartenparks des Ocean Club zu glühen schien. Ein silbrig blaues Leuchten lag über der streng gestalteten Landschaft und bildete einen scharfen Kontrast zu den tiefvioletten Schatten.

»Ich nehme an, es handelt sich um die Nachbildung einer Canova-Skulptur«, antwortete Stephanie. »Das heißt also, ja, sie ist ziemlich berühmt. Falls es die ist, die ich meine, dann steht das Original in der Villa Borghese in Rom.«

Daniel schickte einen bewundernden Blick in ihre Richtung, den sie aber nicht mitbekam. Sie war vollkommen damit beschäftigt, ihre Hand vorsichtig auf den Oberschenkel der Frau zu legen. »Unglaublich, wie sehr der Marmor im Mondschein der Haut ähnelt.«

»Woher, um alles in der Welt, weißt du, dass das eine Canova-Skulptur ist, was immer das sein mag?«

»Antonio Canova war ein bekannter italienischer Bildhauer des achtzehnten Jahrhunderts, ein Vertreter des Klassizismus.«

»Ich bin beeindruckt«, sagte Daniel mit lang anhaltendem, ungläubigem Staunen. »Wie kommt es, dass du auf Knopfdruck solche obskuren Fakten ausspucken kannst? Oder willst du dich über mich lustig machen und hast die Broschüre gelesen, die in unserem Zimmer liegt?«

»Ich habe die Broschüre nicht gelesen, aber ich habe gesehen, wie du sie gelesen hast. Vielleicht solltest du die Führung übernehmen.«

»Keine Chance! Das Einzige, was ich mir gründlich durchgelesen habe, war der Abschnitt über das Kloster auf dem Hügel. Also mal im Ernst, woher kennst du diesen Canova?«

»Ich habe am College Geschichte belegt«, sagte Stephanie. »Und bei der dazugehörigen Einführung in die Kunstgeschichte ist mehr hängen geblieben als bei den meisten anderen Kursen, die ich besucht habe.«

»Manchmal versetzt du mich wirklich in Erstaunen«, meinte Daniel. Dann machte er es Stephanie nach und legte die Hand auf das Marmorkissen, auf das die Frau sich stützte. »Es ist unglaublich, wie diese Kerle es geschafft haben, den Marmor so weich aussehen zu lassen. Sieh mal, wie ihr Körpergewicht den Stoff eindrückt.«

»Daniel!«, sagte Stephanie unvermittelt. Es klang eindringlich.

Daniel richtete sich auf und versuchte, in der Dunkelheit aus Stephanies Gesichtsausdruck schlau zu werden. Sie starrte zurück in Richtung Pool. Er folgte ihrem Blick, konnte aber in der schemenhaft vom Mond beleuchteten Landschaft nichts Außergewöhnliches entdecken. »Was ist los? Hast du etwas gesehen?«

»Ja, genau«, sagte Stephanie. »Ich habe eine Bewegung gesehen, aus dem Augenwinkel. Ich glaube, da ist jemand hinter der Balustrade.«

»Na und? So schön, wie es hier ist, müssen da ja Leute sein. Wir können schließlich nicht erwarten, dass wir den ganzen riesigen Park für uns alleine haben.«

»Das stimmt«, pflichtete ihm Stephanie bei. »Aber ich glaube, derjenige hat sich schnell weggeduckt, als ich mich umgedreht habe. Als wollte er nicht gesehen werden.«

»Was soll das denn heißen?«, wollte Daniel mit seinem typischen verächtlichen Lachen wissen. »Dass uns jemand nachspioniert?«

»Na ja, irgend so was in der Art.«

»Ach, komm schon, Stephanie! Das habe ich doch nicht ernst gemeint.«

»Tja, aber ich schon. Ich glaube wirklich, dass ich jemanden gesehen habe.« Sie stellte sich auf Zehenspitzen und blickte angestrengt in die Dunkelheit. »Und da ist noch jemand«, sagte sie aufgeregt.

»Wo? Ich sehe niemanden.«

»Hinten beim Pool. Da ist gerade jemand aus dem Licht in den Schatten der Snackbar gehuscht.«

Daniel packte Stephanie an beiden Schultern und drehte sie, gegen ihren anfänglichen Widerstand, zu sich um, damit sie ihm in die Augen sah. »He! Na komm schon! Wir sind hier raus gegangen, um uns zu entspannen. Wir haben beide einen verdammt anstrengenden Tag hinter uns, vor allem du.«

»Vielleicht gehen wir lieber zurück und machen einen Strandspaziergang. Dort sind in der Regel mehr Leute. Dieser Park hier ist mir irgendwie zu groß, zu dunkel und zu einsam.«

»Wir gehen hoch zu diesem Kloster«, sagte Daniel bestimmt und deutete den Hügel hinauf. »Es hat uns beide neugierig gemacht und außerdem, wie gesagt, ist es von der Symbolik her genau das Richtige. Wir brauchen einen Schutzschild vor dem augenblicklich herrschenden Chaos. Außerdem... Ruinen besucht man sowieso am besten nachts. Also, rei dich zusammen und nichts wie los!«

»Und wenn sich wirklich jemand hinter das Geländer geduckt hat?« Stephanie reckte schon wieder den Hals, um über die Bougainvilleen hinwegzusehen.

»Soll ich zurücklaufen und nachsehen? Wenn ich dich damit beruhigen kann, dann mache ich das wirklich gerne. Deine Paranoia ist absolut verständlich, aber es ist und bleibt eine

Paranoia. Um Gottes willen, wir sind schließlich immer noch auf dem Hotelgelände. Hier gibt es doch überall Wachleute, weißt du noch?»

»Naja, schon«, lenkte Stephanie zögernd ein. Flüchtig ging ihr das Bild von Kurt Hermann und seinem anzüglichen Grinsen durch den Kopf. Es gab viele gute Gründe, um überreizt zu sein.

»Und, was meinst du, soll ich schnell zurücklaufen?«

»Nein, ich möchte, dass du hier bleibst.«

»Also gut, dann komm! Gehen wir zum Kloster hoch.« Daniel nahm sie an der Hand und ging mit ihr auf den Hauptweg zurück, der an einer ganzen Anzahl von Terrassen vorbei und über breite Treppenstufen zur Hügelkuppe mit dem Kloster hinaufführte. Im Gegensatz zu der dunklen Parkanlage war das Kloster beleuchtet. Es wurde von Bodenscheinwerfern sparsam angestrahlt, was die gotischen Spitzbögen besonders gut zur Geltung brachte, sodass das Gebäude aus der Ferne fast wie ein Edelstein wirkte.

Sie stiegen stetig höher hinauf. Auf jeder Terrassenstufe befand sich in der Mitte ein Springbrunnen oder eine Skulptur, die umrundet werden konnte, aber dann entdeckten sie zu beiden Seiten in schattigen Lauben noch weitere Statuen. Einige waren aus Marmor, andere aus Stein oder in Bronze gegossen. Allerdings widerstanden sie der Versuchung, sie näher zu betrachten, weil sie keine Umwege mehr machen wollten.

»Ich hatte keine Ahnung, dass es hier draußen so viele Kunstwerke zu sehen gibt«, sagte Stephanie.

»Das ganze Gelände war ein privates Anwesen, bevor sie ein Hotel daraus gemacht haben«, sagte Daniel. »Zumindest steht das in der Broschüre.«

»Was steht denn da über das Kloster?«

»Ich weiß nur noch, dass es aus Frankreich stammt und im zwölften Jahrhundert erbaut worden ist.«

Stephanie stieß einen verwunderten Pfiff aus. »Nur sehr wenige Klöster sind aus Frankreich weggeschafft worden. Ehrlich gesagt kenne ich nur noch ein anderes, und das ist nicht so alt.«

Sie erklommen die letzten Stufen. Als sie dann auf der Anhöhe standen, stellten sie fest, dass eine geteerte, öffentliche Straße ihren Weg kreuzte und damit das Kloster von dem dazugehörigen Park trennte. Von unten konnte man die Straße nur sehen, wenn ein Auto vorbeifuhr, und das war bisher nicht der Fall gewesen.

»Das finde ich aber merkwürdig«, sagte Daniel und blickte links und rechts die Straße entlang. Sie verlief von Ost nach West entlang der Mittelachse von Paradise Island.

»Ich nehme an, das ist der Preis des Fortschritts«, sagte Stephanie. »Ich wette, sie führt raus zum Golfplatz.«

Sie überquerten die Straße, deren schwarze Oberfläche immer noch die Hitze des Tages abstrahlte, und stiegen die paar wenigen Stufen bis zur Kuppe des Hügels mit dem Kloster hinauf. Der jahrhundertealte Bau bestand aus nichts weiter als einer quadratischen Fläche, umgeben von einer Doppelreihe von Bogengängen mit gotischen Säulen und ohne Dach. Die Spitzbögen der inneren Säulenreihe waren jeweils mit einem Ornament verziert.

Daniel und Stephanie näherten sich dem Bauwerk. Dabei mussten sie vorsichtig sein, da der Boden rund um das Kloster im Gegensatz zu dem unter ihnen liegenden Park uneben war und überall Steine und zerbrochene Muscheln herumlagen.

»Ich glaube, das Ding sieht von weitem fast besser aus als aus der Nähe«, sagte Stephanie.

»Genau deshalb soll man Ruinen besser bei Nacht besichtigen.«

Jetzt hatten sie den Bau erreicht und wagten sich vorsichtig in den Gang zwischen den beiden Säulenreihen. Dabei mussten sie die mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnten Augen

zusammenkneifen, um nicht von den hellen Außenscheinwerfern geblendet zu werden.

»Dieser Bereich hier war ursprünglich überdacht«, sagte Stephanie.

Daniel blickte nach oben und nickte.

Vorsichtig, um nicht über den Schutt zu stolpern, traten sie an die innere Balustrade. Sie stützten sich auf das alte Sandsteingeländer und blickten in den quadratischen Innenhof. Er war gut fünfzehn Meter lang und breit. Überall waren flache Steinhügel und Muschelsplitter zu sehen, unterbrochen von komplizierten Schattenmustern, die durch die Scheinwerfer und die dazwischen liegenden Bogengänge hervorgerufen wurden.

»Das ist traurig«, meinte Stephanie. Sie schüttelte den Kopf. »Früher hat dieser Innenhof den Mittelpunkt eines Klosters gebildet. Da gab es hier eine Quelle, vielleicht sogar einen Springbrunnen, und einen Garten dazu.«

Daniel ließ den Blick über die Anlage schweifen. »Und ich finde es traurig, dass dieses Bauwerk, nachdem es in Frankreich fast tausend Jahre überstanden hat, hier in der tropischen Sonne und der Seeluft nicht mehr sehr lange durchhalten wird.«

Sie sahen auf und blickten einander an. »Leider zieht mich das jetzt eher runter anstatt hoch«, sagte Daniel. »Komm, lass uns deinen Strandspaziergang machen!«

»Gute Idee«, sagte Stephanie. »Aber vorher sollten wir dem Kloster zumindest noch eine Chance geben und ihm ein bisschen Respekt erweisen. Lass uns wenigstens einmal den Säulengang umrunden.«

Hand in Hand machten sie sich gegenseitig auf die größten Hindernisse auf dem Boden aufmerksam. Durch das gleißende Licht der Außenscheinwerfer waren Einzelheiten nur schwer zu erkennen. Auf der dem Hotel gegenüberliegenden Seite blieben sie kurz stehen und genossen den Blick über den Hafen

von Nassau hinweg. Aber die Scheinwerfer erschwerten auch dies, und so gingen sie bald wieder weiter.

Gaetano war außer sich vor Begeisterung. Er selbst hätte das alles nicht besser einfädeln können. Der Professor und Tonys Schwester standen jetzt auf einem hell erleuchteten quadratischen Platz. Durch die Beleuchtung blieb Gaetano vollkommen unsichtbar und konnte sich so dicht heranschleichen, wie es notwendig war. Er hätte sich auch schon in der Dunkelheit des Parks an sie heranmachen können, aber er hatte das Ziel ihres Spaziergangs richtig erraten und wusste, dass das die perfekte Umgebung war.

Gaetano hatte entschieden, dass es das Beste war, wenn Tonys Schwester ganz genau wusste, wer den Professor umgelegt hatte. Sie sollte nicht glauben, er sei vielleicht nur zufällig einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen. Sicher war das von großer Bedeutung, schließlich sollte sie ja die Firma übernehmen. Es war wichtig, dass ihr absolut klar war, wie die Castigliano-Brüder in Bezug auf ihren Kredit und auf die Führung der Firma dachten.

Jetzt hatten die beiden das Kloster zur Hälfte umrundet und waren jenseits der Ruine angekommen. Gaetano hatte sich an der Westseite, knapp außerhalb des Lichtkegels aufgebaut. Er wollte warten, bis sie höchstens sechs, sieben Meter entfernt waren, um dann mit einem Satz in den Mittelgang zu springen und sie zu stellen.

Gaetanos Puls fing an zu rasen, während er Daniel und Stephanie um die letzte Ecke biegen und auf sich zukommen sah. Mit steigender Erregung zog er die Pistole aus seinem selbst gemachten Halfter und sah noch einmal nach, ob auch eine Kugel im Lauf saß. Dann hielt er die Waffe neben seinem Kopf in die Höhe und stimmte sich auf das ein, was ihm am meisten Spaß machte: Action!

»Ich finde, wir sollten nicht schon wieder damit anfangen«, sagte Stephanie. »Nicht jetzt und vielleicht sogar überhaupt nie wieder.«

»Ich habe mich doch schon im Restaurant entschuldigt. Was ich jetzt sagen wollte, ist, dass ich mich lieber befummeln als zusammenschlagen lassen würde. Ich behaupte ja gar nicht, dass es nicht unangenehm ist, begrapscht zu werden, aber es ist einfacher zu verkraften, als zusammengeschlagen und körperlich verletzt zu werden.«

»Was soll das denn werden, so eine Art Wettbewerb?«, fragte Stephanie verächtlich. »Halt, sag jetzt nichts! Ich will nicht mehr darüber reden.«

Daniel wollte gerade antworten, doch dann hielt er die Luft an und blieb ruckartig stehen. Sein Griff um Stephanies Hand wurde fester. Stephanie hatte gerade zu Boden geschaut, um über einen großen Felsbrocken zu steigen. Aufgeschreckt von Daniels Reaktion, blickte sie auf und hielt ebenfalls den Atem an.

Eine hünenhafte Gestalt war vor ihnen auf den Weg gesprungen. In der Hand hielt sie eine riesige Waffe, die auf sie gerichtet war. Daniel registrierte auch einen roten Punkt direkt unterhalb des Pistolenlaufs.

Daniel und Stephanie waren unfähig, sich zu rühren, während der Mann langsam näher kam. Auf seinem breiten, flachen Gesicht war ein höhnischer Zug zu erkennen, was Daniel schaudernd bemerkte. Gaetano näherte sich dem fassungslosen und wie gelähmt dastehenden Paar bis auf zwei Meter. Jetzt war es eindeutig, dass die Waffe direkt auf Daniels Stirn gerichtet war.

»Wegen dir musste ich noch einmal zurückkommen, du Arschloch«, grollte Gaetano. »Das war eine falsche Entscheidung! Die Castigliano-Brüder sind sehr enttäuscht darüber, dass du nicht nach Boston zurückgefahren bist, um dich um das Geld zu kümmern, das sie dir geliehen haben. Ich

dachte eigentlich, du hättest meine Nachricht verstanden, aber offensichtlich nicht. Dadurch hast du mich zum Deppen gemacht. Also leb wohl.«

Ein lauter Schuss ertönte in der feuchten Stille der Nacht. Gaetanos Hand sackte zusammen mit der Waffe nach unten. Gleichzeitig stolperte Daniel nach hinten und zog dabei Stephanie mit sich. Stephanie kreischte laut, als der Körper schwer und mit ausgestreckten Armen nach vorne aufs Gesicht schlug. Nach wenigen Muskelzuckungen war alles ruhig. Aus der großen Austrittswunde an seinem Hinterkopf drangen Blut und eine graue Masse.

KAPITEL 22

Montag, 11. März 2002, 21.48 Uhr

Es dauerte einige Zeit, bevor Daniel und Stephanie sich wieder rühren konnten. Und auch dann reichte es nur zu einer Begegnung ihrer Blicke, nachdem sie zuvor wie hypnotisiert die auf dem Bauch liegende Leiche zu ihren Füßen angestarrt hatten. Verstört wie sie waren, hielten sie beide den Atem in der vagen Hoffnung an, dass der beziehungsweise die andere vielleicht eine Erklärung dafür hatte, was da soeben geschehen war. In ihren Gesichtern mit den weit aufgerissenen Mündern spiegelten sich Angst, Entsetzen und Verwirrung, aber bald schon hatte Angst die Oberhand gewonnen. Ohne ein Wort zu sagen und ohne genau zu wissen, wer nun wen führte, ergriffen sie die Flucht, kletterten über die niedrige Mauer zu ihrer Linken und rannten Hals über Kopf den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Zunächst verlief ihre Flucht dank der Beleuchtung des Klosters noch relativ problemlos. Aber sobald sie in die Dunkelheit kamen, wurde es schwierig. Ihre Augen waren an die Helligkeit gewöhnt und so hetzten sie wie Blinde durch ein unebenes Gelände voller Hindernisse. Daniel stolperte als Erstes über einen niedrigen Busch und stürzte. Stephanie half ihm auf, stürzte dann aber selbst. Die harmlosen Schürfwunden, die sie dabei erlitten, spürten sie nicht einmal.

Unter Aufbietung ihrer gesamten Willenskraft zwangen sie sich, langsamer zu gehen, um weitere Stürze zu vermeiden, auch wenn das Entsetzen, das sich in ihren Köpfen festgesetzt hatte, sie zum Laufen trieb. Minuten später gelangten sie an eine Treppe, die zur Straße hinunter führte. Mittlerweile hatten ihre Augen sich so weit an die Dunkelheit gewöhnt, dass sie im

Schein des Mondes einige Einzelheiten erkennen und wieder schneller gehen konnten.

»Wohin?«, flüsterte Stephanie atemlos, als sie auf dem Asphalt der Straße standen.

»Bleiben wir auf dem Weg, den wir kennen«, wisperte Daniel gehetzt zurück.

Hand in Hand flüchteten sie quer über die Straße und rannten die erste der vielen Treppen des Parks hinunter, so schnell es ihnen mit ihren Slippers möglich war. Die Unebenheit der Stufen machte es schwierig, aber auf den dazwischen liegenden Grasflächen rannten sie, so schnell sie nur konnten. Je weiter sie sich vom Kloster entfernten, desto dunkler wurde es, aber ihre Augen gewöhnten sich immer besser an die Lichtverhältnisse, sodass das Mondlicht bequem ausreichte, um einen Zusammenstoß mit einer der Skulpturen zu verhindern.

Nach der dritten Treppe waren sie so erschöpft, dass sie in Trab verfallen mussten. Daniel war noch stärker außer Atem als Stephanie; als sie schließlich in der Nähe des Swimmingpools angelangt waren, wo sie sich wegen der Beleuchtung relativ sicher fühlen konnten, musste er stehen bleiben. Vornübergebeugt stützte er die Hände auf die Knie und keuchte. Einen Augenblick lang konnte er nicht einmal sprechen.

Auch Stephanies Brustkorb hob und senkte sich heftig, und sie blickte unsicher noch einmal dorthin zurück, wo sie gerade hergekommen waren. Der Schock angesichts der Ereignisse hatte in ihrer Einbildung alle möglichen Dämonen entstehen lassen, von denen sie sich verfolgt fühlte, doch der mondbeschienene Park bot denselben friedvollen und idyllischen Anblick wie zuvor. Irgendwie erleichtert wandte sie sich wieder Daniel zu.

»Geht es dir gut?«, presste sie zwischen zwei keuchenden Atemzügen hervor.

Daniel nickte. Er konnte immer noch nicht sprechen.

»Lass uns ins Hotel gehen.«

Wieder nickte er. Dann richtete er sich auf und ergriff, nachdem er ebenfalls einen schnellen Blick zurück geworfen hatte, Stephanies ausgestreckte Hand.

Sie entschieden sich für ein normales Tempo, gingen am Rand des Pools entlang und dann die Treppe hinauf, die zu der barocken Balustrade führte.

»War das der, der dich auch in dem Bekleidungsgeschäft überfallen hat?«, fragte Stephanie. Sie musste immer noch heftig atmen.

»Ja!«, brachte Daniel hervor.

Sie gingen an den Häuschen vorbei und betraten den nur von einer Kerze erleuchteten Empfangsbereich des Wellnessbades, der gleichzeitig als Übergang vom Poolbereich in das Hotel diente. Nach dem grässlichen Schauspiel, das sich oben in den Klosterruinen abgespielt hatte, und ihrem Entsetzen darüber, empfanden sie die karge asiatische Atmosphäre des Badebereiches, seine Sauberkeit und seine vollkommene Ruhe als unwirklich, ja fast schon schizophren. Als sie dann das Restaurant im Innenhof mit seinen schick gekleideten Gästen, der Livemusik und den Kellnern im Smoking betraten, gerieten ihre Gefühle noch mehr durcheinander. Ohne miteinander oder mit jemand anderem zu sprechen, gingen sie weiter ins Hotel.

Als sie im Empfangsbereich mit seiner hohen, gewölbten Decke angelangt waren, griff Stephanie nach Daniels Arm und brachte ihn zum Stehen. Zu ihrer Rechten befand sich der Aufenthaltsraum, wo sich gelegentliches Lachen unter die leisen Unterhaltungen der Gäste mischte, links der weit geöffnete Hoteleingang, der hinaus in die Säulenhalle führte. Dort standen livrierte Portiers in Bereitschaft. Direkt vor ihnen lagen die Empfangstresen, von denen aber im Augenblick nur einer besetzt war. Unter der Decke drehten sich gemächlich einige Ventilatoren.

»Mit wem sollen wir reden?«, fragte Stephanie.

»Ich weiß nicht. Lass mich nachdenken!«

»Wie wäre es mit dem Dienst habenden Geschäftsführer?«

Noch bevor Daniel antworten konnte, trat einer der Portiers zu ihnen. »Verzeihen Sie«, sagte er zu Stephanie. »Geht es Ihnen gut?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Stephanie.

Der Türsteher zeigte nach unten. »Wissen Sie eigentlich, dass Sie da am linken Bein bluten?«

Stephanie blickte an sich herab und registrierte zum ersten Mal, wie verwahrlost sie aussah. Durch den Sturz war ihr Kleid mit Dreck beschmiert worden, der Saum war eingerissen. Die bis zu den Oberschenkeln reichenden Strümpfe sahen noch schlimmer aus und waren unterhalb ihres linken Knies zerrissen. Bis zum Knöchel hinunter war alles voller Laufmaschen und Blut, das als dünnes Rinnsal vom Knie nach unten lief. Dann bemerkte sie, dass auch ihre rechte Handfläche aufgeschürft war. In der Wunde klebten immer noch winzig kleine Muschelsplitter.

Daniel sah nicht viel besser aus. Unterhalb seines rechten Knies war die blutbefleckte Hose aufgerissen und sein Jackett, dessen rechte Seitentasche fast vollständig abgerissen war, war mit Muschelsplittern übersät.

»Das ist nicht weiter schlimm«, versicherte Stephanie dem Türsteher. »Das habe ich nicht einmal gespürt. Wir sind beim Swimmingpool ausgerutscht.«

»Gleich hier vor der Tür steht ein Golf-Kart«, sagte der Türsteher. »Kann ich Sie vielleicht zu Ihrem Zimmer bringen?«

»Ich denke, es wird schon gehen«, sagte Daniel. »Aber trotzdem vielen Dank für Ihre Mühe.« Er nahm Stephanie am Arm und schob sie auf die Tür zu, die zu ihrem Zimmer führte.

Zunächst ließ Stephanie sich auch bereitwillig wegführen, aber kurz vor der Tür riss sie sich los. »Moment mal! Sollten wir nicht erst mit jemandem darüber reden?«

»Nicht so laut! Komm jetzt! Gehen wir auf unser Zimmer und waschen wir uns erst mal. Dort können wir dann reden.«

Daniels Verhalten versetzte Stephanie in Erstaunen, sie ließ sich nach draußen bugsieren, aber nach ein paar Schritten blieb sie wieder stehen. Erneut entzog sie sich Daniels festem Griff und schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Wir haben gesehen, wie man auf jemanden geschossen hat, und der Mann ist garantiert schwer verletzt. Wir müssen einen Notarztwagen rufen und die Polizei verständigen.«

»Sprich leiser!«, wiederholte Daniel drängend. Er blickte sich um. Gott sei Dank war niemand in der Nähe. »Der Muskelprotz ist tot. Du hast doch seinen Hinterkopf gesehen. Mit einer solchen Verletzung wird man nicht wieder gesund.«

»Also noch ein Grund mehr, die Polizei zu rufen. Um Gottes willen, direkt vor unseren Augen ist ein Mord geschehen!«

»Das stimmt, aber wir haben weder gesehen, wer es war, noch haben wir die leiseste Idee, wer es gewesen sein könnte. Erst haben wir einen Schuss gehört, und dann ist der Kerl umgefallen. Wir haben nichts weiter gesehen als das zu Boden stürzende Opfer: keine anderen Menschen, keine Fahrzeuge! Wir sind zwar Augenzeugen, aber außer der Tatsache, dass dieser Mann erschossen worden ist, haben wir nichts bemerkt, und das bekommt die Polizei bestimmt auch ohne unsere Hilfe mit.«

»Trotzdem bleibt es dabei: Wir haben einen Mord beobachtet.«

»Wir können aber nichts weiter zur Aufklärung beitragen. Darum geht es. Denk doch mal nach.«

»Moment mal eben!«, sagte Stephanie und versuchte, etwas Ordnung in ihre völlig durcheinander geratene Gedankenwelt zu bringen. »Es kann sogar sein, dass du Recht hast, aber soviel ich weiß, ist es ein Verstoß gegen das Gesetz, wenn man ein Verbrechen beobachtet und es nicht meldet. Und das, was wir beobachtet haben, war definitiv ein Verbrechen.«

»Ich habe keine Ahnung, ob das hier auf den Bahamas ein Gesetzesverstoß ist oder nicht. Aber selbst wenn es so sein sollte, finde ich, wir sollten das Risiko eingehen. Ich möchte einfach nicht, dass wir es zum gegenwärtigen Zeitpunkt mit der Polizei zu tun bekommen. Außerdem habe ich nicht das geringste Mitleid mit dem Opfer, und da geht es dir vermutlich nicht anders. Nicht nur, dass er mich zusammengeschlagen hat, er hat auch gedroht, mich umzubringen und dich vielleicht mit dazu, verdammt nochmal. Ich befürchte, wenn wir zur Polizei gehen und in eine Morduntersuchung verwickelt werden – worauf wir nicht den geringsten Einfluss hätten –, dann gefährden wir das Butler-Projekt, und das so kurz vor dem Ziel. Langer Rede, kurzer Sinn: Wir würden alles aufs Spiel setzen wegen gar nichts. So einfach ist das.«

Stephanie nickte ein paar Mal und fuhr sich nervös mit den Fingern durch die Haare. »Ich glaube, ich weiß, was du meinst«, sagte sie zögerlich. »Aber dann möchte ich dich etwas fragen: Du hast gedacht, dass mein Bruder etwas damit zu tun hat, dass du zusammengeschlagen worden bist. Glaubst du, dass er auch dieses Mal darin verwickelt ist?«

»Beim ersten Mal musste dein Bruder einfach mit drinhängen. Dieses Mal allerdings habe ich meine Zweifel, weil der Kerl auch dich bedroht hat, im Gegensatz zum ersten Mal. Aber wer kann das schon mit Sicherheit sagen?«

Stephanie hielt den Blick in die Ferne gerichtet. Ihr gesamtes Denken und Fühlen war ein einziges Tohuwabohu. Wieder einmal wusste sie nicht, wie sie sich entscheiden sollte, und wieder einmal lag das an einem starken Schuldgefühl. Sie fühlte sich letztendlich dafür verantwortlich, dass sie ihren Bruder mit ins Spiel gebracht hatte, der wiederum die Castiglianos mit hereingezogen hatte, die sich nunmehr ohne Zweifel als Mafiagangster entpuppt hatten.

»Komm schon!«, drängte Daniel. »Gehen wir auf unser Zimmer und waschen uns. Wir können gerne noch weiter

darüber reden, aber das kann ich dir gleich sagen: Ich bin fest entschlossen.«

Stephanie ließ sich den Fußweg entlang zu ihrer Suite führen. Sie fühlte sich wie betäubt. Obwohl sie alles andere als eine Heilige war, hatte sie noch nie wissentlich das Gesetz übertreten. Es war ein merkwürdiges Gefühl, sich selbst wie eine Art Kriminelle zu fühlen, weil man ein Verbrechen beobachtet und nicht meldet. Ebenfalls merkwürdig war der Gedanke, dass ihr Bruder mit Leuten zu tun hatte, die fähig waren, einen Mord zu begehen, zumal eine solche Verbindung seinem Strafverfahren eine völlig neue Dimension verlieh. Außerdem machten sich nun auch die körperlichen Auswirkungen dieser aus nächster Nähe erlebten Gewalttat bemerkbar. Sie fing an zu zittern, wähen ihr Magen Bocksprünge veranstaltete. Sie hatte noch nie zuvor einen Toten gesehen, ganz zu schweigen von einem solch drastischen Mord direkt vor ihren Augen.

Stephanie schüttelte die aufkommende Übelkeit angesichts des grauenhaften Bildes ab, das sich für immer in ihr Gedächtnis gebrannt hatte. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als einfach verschwinden zu können. Vom ersten Augenblick an, als Daniel ihr dieses Geheimprojekt vorgeschlagen hatte, hatte sie kein gutes Gefühl gehabt. Aber dass es so schlimm werden würde, das hätte sie in ihren wildesten Alpträumen nicht für möglich gehalten. Und doch war sie in der ganzen Angelegenheit gefangen wie in einer Grube voller Treibsand und wurde immer tiefer und tiefer hineingezogen, ohne sich daraus befreien zu können.

Daniel hingegen war sich zunehmend sicherer, dass seine Entscheidung richtig war. Zunächst hatte er noch Zweifel gehabt, doch das hatte sich geändert, als ihm Professor Worthaims Prophezeiung einer Katastrophe wieder eingefallen war und Besitz von ihm ergriffen hatte. Von Anfang an hatte Daniel sich geschworen, dass er nicht scheitern würde. Um ein

Scheitern zu verhindern, musste Butler behandelt werden, und das bedeutete, dass sie auf keinen Fall etwas mit der Polizei zu tun haben durften. Da er und Stephanie die einzige Spur im Zusammenhang mit diesem Mord wären, wenn nicht sogar Tatverdächtige, würde selbst bei einer oberflächlichen Ermittlung unweigerlich auch ihre Tätigkeit in Nassau in den Blickpunkt der Behörden geraten. Dann müsste Butler noch vor seiner Ankunft über die Entwicklungen in Kenntnis gesetzt werden, denn wenn er erst einmal hier war, dann würden die Ermittlungen höchstwahrscheinlich auch seine Rolle bei der ganzen Geschichte ans Tageslicht bringen, und das hätte einen gewaltigen Ansturm der Medien zur Folge. Angesichts solcher Aussichten hatte Daniel große Zweifel, ob Butler überhaupt noch anreisen würde.

Als sie vor ihrer Suite angelangt waren, schloss Daniel die Tür auf. Stephanie ging zuerst hinein und schaltete das Licht ein. Der Zimmerservice hatte seine Arbeit gemacht, das Zimmer bot ein Bild des Friedens. Die Vorhänge waren zugezogen, klassische Musik drang sanft aus dem Radio neben den gemachten Betten und auf jedem Kissen lag ein Bonbon. Daniel sicherte die Tür mit sämtlichen verfügbaren Schlössern.

Stephanie hob ihr Kleid hoch und betrachtete ihr Knie. Sie war erleichtert, dass die Verletzung weniger schwer zu sein schien, als sie angesichts des vielen Bluts, das mittlerweile bis in ihren Schuh hinein gelaufen war, vermutet hatte. Daniel sah nach seinem Knie, indem er die Hose zu Boden fallen ließ. Ähnlich wie Stephanie hatte auch er Hautabschürfungen davongetragen. Sie hatten Muschelsplitter in ihren Wunden, und ihnen war klar, dass sie die entfernen mussten, damit sich die Blessuren nicht entzündeten.

»Ich bin wahnsinnig nervös«, gestand Daniel. Er stieg aus der Hose und streckte die Hand aus. Sie zitterte, als hätte er Schüttelfrost. »Das muss der Adrenalinstoß sein. Lass uns eine Flasche Wein aufmachen, solange das Badewasser einläuft.

Die Schürfwunden müssen einweichen und die Kombination aus Wein und Baden dürfte uns ein bisschen beruhigen.«

»Okay«, sagte Stephanie. Vielleicht konnte sie ja nach einem Bad etwas klarer denken. »Ich lasse das Wasser ein. Du holst den Wein!« Nachdem sie ein wenig Badesalz in die Wanne geschüttet hatte, drehte sie das heiße Wasser voll auf. Schnell war das ganze Badezimmer voller Wasserdampf. Schon nach wenigen Minuten hatten die Düfte und das Rauschen des Wassers sie etwas beruhigt. Als sie, in einen Hotelbademantel gehüllt, aus dem Badezimmer trat und Daniel Bescheid gab, dass das Wasser eingelaufen sei, fühlte sie sich entschieden leichter. Daniel saß auf der Couch, das Branchentelefonbuch lag aufgeschlagen auf seinem Schoß. Auf dem Kaffeetisch standen zwei mit Rotwein gefüllte Gläser. Stephanie nahm eines davon in die Hand und trank einen Schluck.

»Mir ist noch etwas anderes eingefallen«, sagte Daniel. »Die beruhigenden Telefonate, die du mit deiner Mutter geführt hast, haben bei diesen Castiglianos offensichtlich nicht den gewünschten Effekt erzielt.«

»Wir wissen ja gar nicht, ob mein Bruder den Castiglianos das erzählt hat, was wir gerne wollten.«

»Egal«, sagte Daniel und winkte ab. »Der entscheidende Punkt ist doch, dass sie diesen Schlägertypen hier herunter geschickt haben, damit er mich fertig macht und dich vielleicht auch. Diese Leute sind sehr unzufrieden, um es einmal ganz vorsichtig auszudrücken. Wir wissen weder, wie lange es dauert, bis sie erfahren, dass ihr Killer nicht mehr zurückkommt, noch können wir ahnen, wie sie darauf reagieren. Wir müssen aber davon ausgehen, dass sie denken, wir hätten ihn umgebracht.«

»Was schlägst du vor?«

»Wir heuern mit Butlers Geld einen bewaffneten Sicherheitsdienst an, der rund um die Uhr auf uns aufpasst. Das

ist meines Erachtens eine absolut legitime Ausgabe, zumal es nur für anderthalb, höchstens zwei Wochen wäre.«

Stephanie seufzte resigniert. »Hast du im Telefonbuch welche gefunden?«

»Ja, da gibt es etliche. Was sagst du dazu?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, gestand Stephanie.

»Ich finde, wir brauchen professionellen Schutz.«

»Na gut, wenn du meinst«, sagte Stephanie. »Aber vielleicht sollten wir auch ganz allgemein ein bisschen vorsichtiger sein. Keine Spaziergänge im Dunkeln mehr. Was haben wir uns eigentlich überhaupt dabei gedacht?«

»Im Rückblick war das wirklich dämlich, zumal ich zusammengeschlagen und gewarnt worden bin.«

»Aber zurück zur Gegenwart. Willst du zuerst in die Wanne? Sie ist jetzt voll.«

»Nein, geh du zuerst. Ich rufe mal ein paar von diesen Sicherheitsdiensten an. Je eher wir jemanden haben, desto besser fühle ich mich.«

Zehn Minuten später kam Daniel ins Badezimmer und setzte sich auf den Wannenrand. Er nippte immer noch an seinem Weinglas. Stephanie lag bis zum Hals im Schaumbad und ihr Glas war leer.

»Geht es dir jetzt besser?«, fragte Daniel.

»Viel besser. Hast du etwas erreicht?«

»Ja. In einer halben Stunde kommt jemand zu einem ersten Gespräch vorbei. Die Firma heißt First Security. Man hat sie mir vom Hotel aus empfohlen.«

»Ich denke immer wieder darüber nach, wer wohl diesen Kerl erschossen haben mag. Wir haben noch gar nicht darüber gesprochen, aber er hat uns ja gewissermaßen das Leben gerettet.« Stephanie stand auf, hüllte sich in ein Handtuch und trat aus der Wanne. »Das muss ein verdammt guter Schütze gewesen sein. Und wieso war er genau in dem Moment zur Stelle, als wir ihn gebraucht haben?«

»Hast du irgendeine Ahnung?«

»Nur eine einzige, allerdings ist die sehr weit hergeholt.«

»Ich höre.« Daniel fühlte die Wassertemperatur und begann heißes Wasser nachlaufen zu lassen.

»Butler. Vielleicht hat er zu unserem eigenen Schutz das FBI auf uns angesetzt.«

Daniel lachte, während er in die Wanne stieg. »Das wäre aber wirklich paradox.«

»Hast du eine bessere Idee?«

»Keine einzige«, gestand Daniel. »Höchstens, dass es vielleicht mit deinem Bruder zusammenhängt. Vielleicht hat er jemanden hergeschickt, der auf dich aufpassen soll.«

Jetzt musste Stephanie lachen, auch wenn ihr nicht danach zumute war. »Das ist ja noch weiter hergeholt als meine Idee!«

Als Hauptverantwortlicher für die Nachtschichten war Bruno Debianco an plötzliche Anrufe von seinem Boss Kurt Hermann gewöhnt. Dieser Mann kannte kein anderes Leben als das des Sicherheitschefs der Wingate Clinic, und da er auf dem Gelände wohnte, war er immer da und nervte Bruno mit allerhand unwichtigen Forderungen und Anweisungen. Manche kamen unerwartet und waren absolut lächerlich, aber das, was er heute von ihm wollte, schlug dem Fass den Boden aus. Kurz nach zehn hatte Kurt ihn auf dem Handy angerufen und ihn angewiesen, mit einem der schwarzen Wingate-Vans raus nach Paradise Island zum Huntington-Hartford-Kloster zu fahren. Bruno sollte nur anhalten, wenn auf der Straße nichts los war. In diesem Fall sollte er, noch bevor er anfang zu bremsen, die Scheinwerfer ausschalten. Wenn er angehalten hatte, sollte er zum Kloster hochlaufen, ohne in den Lichtschein der Bodenstrahler zu geraten. Dann würde Kurt ihn ansprechen.

Bruno wartete, bis die Ampel auf Grün geschaltet hatte. Er beschleunigte und fuhr auf die Brücke nach Paradise Island. Noch nie zuvor war er zu einer geheimen Mission außerhalb

des Klinikgeländes geschickt worden. Und die Anweisung, einen Leichensack mitzubringen, ließ das Ganze in einem besonders merkwürdigen Licht erscheinen. Bruno überlegte, was um alles in der Welt da passiert sein konnte, aber ihm fielen nur Kurts Schwierigkeiten damals auf Okinawa ein. Bruno hatte mit Kurt zusammen in einer Spezialeinheit gedient und wusste, dass der Kerl eine merkwürdige Hassliebe für Nutten empfand. Es war wie eine Besessenheit gewesen, die auf der japanischen Insel urplötzlich ausgebrochen war und in einen persönlichen Rachefeldzug gemündet hatte. Bruno hatte das nie richtig verstanden und er hoffte sehr, dass er nicht im Augenblick in eine Neuauflage dieses Problems hineingezogen wurde. Er und Kurt hatten sich bei Spencer Wingate und Paul Saunders prima eingerichtet und das wollte Bruno sich nicht verderben lassen. Falls Kurt seinen alten Kreuzzug wieder aufgenommen hatte, dann hatten sie ein Problem.

Auf der von Ost nach West verlaufenden Hauptstraße herrschte nicht besonders viel Verkehr, nachdem Bruno die Einkaufszentren passiert hatte, wurde es noch einmal deutlich ruhiger. Nach den ersten Hotels waren kaum noch Autos zu sehen und nach dem Abzweig zum Ocean Club war die Straße leer und verlassen. Befehlsgemäß schaltete Bruno die Scheinwerfer aus, als er sich dem Kloster näherte. Bei dem Mondlicht und mit dem weißen Strich in der Straßenmitte konnte er problemlos auch in der Dunkelheit fahren.

Als er das letzte Wäldchen passiert hatte, tauchte zu seiner Rechten das angestrahlte Kloster auf. Er fuhr quer über die Straße auf einen Parkplatz am Straßenrand, hielt an, schaltete den Motor ab und stieg aus. Nach links, hügelabwärts, konnte er den erleuchteten Pool des Ocean Club erkennen.

Bruno ging zur Heckklappe des Vans und öffnete sie. Er holte den zusammengefalteten Leichensack heraus und klemmte ihn sich unter den Arm. Dann stieg er die Stufen zum Kloster hinauf. Bevor er ins Licht der Scheinwerfer trat, blieb

er stehen. Das Kloster lag verlassen vor ihm. Er suchte mit den Augen die Umgebung ab und versuchte, in der Dunkelheit der Bäume etwas zu erkennen. Er war kurz davor, Kurts Namen zu rufen, als dieser plötzlich rechts neben Bruno aus dem Schatten trat. Er war wie Bruno ganz in Schwarz gekleidet und beinahe unsichtbar. Er signalisierte Bruno, er solle ihm folgen, und sagte: »Beeilung!«

Im Schein des Mondes war das Gehen für Bruno kein Problem gewesen, aber das änderte sich, sobald sie zwischen den Bäumen verschwunden waren. Nach ein paar Schritten blieb er stehen. »Ich kann überhaupt nichts mehr sehen.«

»Das musst du auch nicht«, sagte Kurt leise. »Wir sind da. Hast du den Leichensack dabei?«

»Ja.«

»Mach den Reißverschluss auf und hilf mir beim Einpacken!«

Bruno gehorchte. Seine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit, und er konnte Kurts Umrisse erkennen, ebenso die ungefähren Konturen der Leiche auf dem Boden. Bruno streckte Kurt das untere Ende des Leichensacks entgegen. Dieser griff danach und stellte sich neben die Füße der Leiche. Gemeinsam strafften sie den Sack, legten ihn auf den Boden und falteten die Ecken nach hinten.

»Bei drei«, sagte Kurt. »Aber pass auf den Kopf auf. Der ist ein bisschen versaut.«

Bruno schob seine Hände unter die Achseln der Leiche und hob auf Kommando den Oberkörper hoch, während Kurt an den Beinen anpackte.

»Meine Güte!«, schnaufte Bruno. »Wer ist das denn, ein ehemaliger Fußballspieler?«

Kurt gab keine Antwort. Die beiden schoben die Leiche in den Sack und Kurt zog den Reißverschluss vom Fußende her zu.

»Jetzt sag bloß nicht, dass wir diese zwei Tonnen runter zum Van tragen müssen«, sagte Bruno. Das war eine entmutigende Vorstellung.

»Wir lassen ihn jedenfalls nicht hier. Lauf runter und mach die Heckklappe auf. Ich will nicht, dass wir beim Einladen unnötig Zeit verlieren.«

Ein paar Minuten später schoben sie Gaetanos in den Leichensack gehüllten Oberkörper in den Van. Um den Rest auch noch zu schaffen, musste Bruno höchstpersönlich in den Wagen klettern und ziehen, während Kurt gleichzeitig von hinten schob. Zum Schluss waren sie beide außer Atem.

»So weit, so gut«, meinte Kurt, als er die Türe zuklappte. »Nichts wie weg hier, bevor uns das Glück verlässt und irgendjemand vorbeifährt.«

Bruno ging zur Fahrertür und stieg ein. Kurt stellte seinen schwarzen Rucksack auf den Rücksitz und kletterte dann auf den Beifahrersitz. Bruno ließ den Motor an. »Wohin?«, fragte er.

»Zum Ocean Club, auf den Parkplatz«, sagte Kurt. »Der Kerl hatte die Schlüssel für einen gemieteten Jeep in der Tasche. Den will ich finden.«

Bruno machte eine schnelle Kehrtwende und schaltete erst danach die Scheinwerfer ein. Sie fuhren schweigend. Bruno wäre fast gestorben vor Neugier und hätte zu gerne gefragt, wer denn der Kalte dahinten im Kofferraum war, aber er beherrschte sich. Kurt hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, ihm nur das zu sagen, was er seiner Meinung nach unbedingt wissen musste, er regte sich jedes Mal auf, wenn Bruno irgendwelche Fragen stellte. Kurt war schon immer sparsam mit Worten umgegangen. Er wirkte immer angespannt und griesgrämig, als wäre er ständig über irgendetwas sauer.

Schon nach wenigen Minuten waren sie am Parkplatz des Ocean Club angelangt, und dann dauerte es wiederum nur ein paar Minuten, bis sie den Wagen gefunden hatten. Es war der

einziges Jeep auf dem Parkplatz, und er war dicht an der Ausfahrt geparkt, sodass er sofort wegfahren konnte. Kurt war ausgestiegen, um nachzusehen, ob die Schlüssel passten. Sie passten. Die Wagenpapiere befanden sich im Handschuhfach und Gaetanos Handgepäck lag auf dem Rücksitz.

»Ich möchte, dass du hinter mir her zum Flughafen fährst«, sagte Kurt, als er zu Bruno ans Fenster gekommen war. »Der Hinweis ist wohl überflüssig, aber trotzdem: Fahr vorsichtig. Du wirst schließlich nicht mit einer Leiche im Kofferraum erwischt werden.«

»Das wäre wirklich peinlich«, pflichtete ihm Bruno bei. »Zumal ich keinen Schimmer habe, was eigentlich los ist.«

Bruno hatte das Gefühl, dass Kurt ihn kurz angeblitzt hatte, bevor er in den Mietwagen geklettert war. Achselzuckend ließ er den Van an.

Kurt brachte den Cherokee in Gang. Er hasste Überraschungen, und der ganze Tag hatte nur aus Überraschungen bestanden. Im Rahmen seiner militärischen Spezialausbildung hatte er gelernt, dass jede militärische Operation eine sorgfältige Planung erforderte, und er war stolz auf seine Planungen. Über eine Woche lang hatte er die beiden Wissenschaftler beobachtet, hatte angenommen, dass es ihm gelungen war, sich in ihr Denken und ihre Situation hineinzuversetzen. Dann war die Frau vollkommen unerwartet in die Eierkammer eingedrungen. Dieser Vorfall hatte ihn unvorbereitet getroffen. Und was heute Abend passiert war, war noch schlimmer.

Sobald sie die Stadt hinter sich gelassen und freie Fahrt hatten, holte Kurt sein Handy hervor und drückte auf die Kurzwahltaste mit Paul Saunders' Nummer. Obwohl Spencer Wingate nominell der Klinikchef war, zog Kurt den Kontakt mit Paul vor. Paul hatte ihn auch damals in Massachusetts eingestellt. Und außerdem war Paul wie Kurt selbst ständig in

der Klinik, ganz im Gegenteil zu Spencer, der immer auf der Suche nach irgendwelchen willigen Frauen unterwegs war.

Wie üblich war Paul schon nach kurzem Läuten am Apparat.

»Ich spreche vom Handy aus«, warnte Kurt als Erstes.

»Oh?«, ließ sich Paul vernehmen. »Sagen Sie nicht, dass es schon wieder ein Problem gibt.«

»Ich fürchte doch.«

»Im Zusammenhang mit unseren Gästen?«

»Unbedingt.«

»Hat es etwas mit den Vorfällen des heutigen Tages zu tun?«

»Schlimmer.«

»Das hört sich aber alles andere als gut an. Könnten Sie vielleicht eine Andeutung machen, worum es geht?«

»Ich glaube, es ist besser, wenn wir uns persönlich treffen.«

»Wann und wo?«

»In einer Dreiviertelstunde in meinem Büro. Sagen wir exakt dreiundzwanzig Uhr.« Kurt benutzte aus Gewohnheit noch immer die militärische Zeitangabe.

»Wollen wir Spencer Bescheid sagen?«

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Also bis dann.«

Kurt beendete das Gespräch und steckte das Handy wieder in die Halterung an seinem Gürtel. Er schaute in den Rückspiegel. Bruno fuhr in angemessener Entfernung hinter ihm her. Alles schien so weit wieder unter Kontrolle zu sein.

Der Flughafen war fast vollständig verlassen. Nur ein paar Reinigungstrupps waren noch unterwegs, aber die Mietwagenschalter waren allesamt geschlossen. Kurt stellte den Cherokee auf einem der dafür vorgesehenen Parkplätze ab. Er schloss den Wagen ab und steckte Schlüssel und Papiere in den Rückgabekasten. Einen Augenblick später stieg er wieder in Brunos Van. Bruno hatte den Motor laufen lassen.

»Und nun?«, fragte Bruno.

»Du fährst mich jetzt zurück zum Ocean Club, damit ich meinen Van abholen kann. Dann fahren wir zusammen raus zum Lyford-Cay-Anlegesteg. Du machst noch eine kleine Nachtfahrt mit der Yacht der Firma.«

»Aha! So langsam kriege ich eine Ahnung. Ich schätze mal, wir werden bald einen neuen Anker brauchen, hab ich Recht?«

»Fahr weiter«, sagte Kurt.

Wie verabredet stieß Kurt die Tür zu seinem Büro fast auf die Sekunde genau um elf Uhr auf. Spencer und Paul waren bereits da, sie waren mit seiner charakteristischen Pünktlichkeit bestens vertraut. Kurt trug seinen Rucksack zum Schreibtisch hinüber und stellte ihn mit einem dumpfen Schlag auf der metallenen Tischplatte ab.

Spencer und Paul saßen auf den beiden Stühlen gegenüber von Kurts Schreibtisch. Seit dem Augenblick, als der Sicherheitschef durch die Tür getreten war, hielten sie ihre Blicke fest auf Kurt gerichtet. Sie warteten darauf, dass er etwas sagte, aber Kurt ließ sich Zeit. Er zog sein schwarzes Seidenjackett aus und legte es über den Stuhl. Dann zog er die Pistole aus dem Halfter an seinem unteren Rücken und legte sie vorsichtig auf den Schreibtisch.

Spencer war sichtlich verärgert. Er stieß laut hörbar den Atem aus und verdrehte die Augen. »Mr Hermann, ich sehe mich gezwungen, Sie daran zu erinnern, dass Sie für uns arbeiten und nicht umgekehrt. Was, zum Teufel, geht hier vor? Ich hoffe, es gibt einen wirklich guten Grund dafür, dass Sie uns mitten in der Nacht hierher zitiert haben. Zufällig hatte ich nämlich gerade eine sehr angenehme Beschäftigung.«

Kurt schälte die hautengen Handschuhe ab und legte sie neben die Automatik. Dann erst setzte er sich. Er nahm den Computermonitor und schob ihn ein Stück zur Seite, um freie Sicht auf seine Gäste zu haben.

»Im Rahmen meines Dienstauftrages war ich heute Abend gezwungen, jemanden zu töten.«

Langsam ließen Spencer und Paul die Unterkiefer sacken. Konsterniert starrten sie ihren Sicherheitschef an, der ihren Blick gelassen erwiderte. Einen Herzschlag lang war alles still, niemand rührte sich. Paul hatte seine Stimme zuerst wiedergefunden. Zögerlich, als hätte er Angst vor der Antwort, sagte er: »Könnten Sie uns vielleicht verraten, wen Sie da umgebracht haben?«

Mit einer Hand öffnete Kurt die Schnalle an seinem Rucksack und holte mit der anderen eine Brieftasche heraus. Er schob sie über den Schreibtisch hinweg zu seinen Vorgesetzten und lehnte sich zurück. »Sein Name lautet Gaetano Baresse.«

Paul griff nach der Brieftasche. Noch bevor er sie aufklappen konnte, ließ Spencer seine flache Hand auf die metallene Oberfläche des Schreibtischs krachen. Es klang wie ein Schlag auf eine Kesselpauke. Paul schreckte auf und ließ die Brieftasche fallen. Kurt hingegen ließ nicht einmal ein kurzes Zucken erkennen, nur seine durchtrainierten Muskeln spannten sich.

Nachdem Spencer auf den Tisch geschlagen hatte, sprang er auf die Füße und begann, hin- und herzugehen. Dabei schlug er die Hände vor den Kopf. »Ich kann es einfach nicht glauben«, jammerte er. »Kaum, dass wir uns versehen, ist es wieder wie in Massachusetts, bloß dass dieses Mal die bahamaischen Behörden vor unserer Tür stehen und nicht die US-Marshals!«

»Das glaube ich nicht«, sagte Kurt nur.

»Ach nein?«, entgegnete Spencer in sarkastischem Ton. Er blieb stehen. »Was macht Sie denn so sicher?«

»Es gibt keine Leiche«, sagte Kurt.

»Wie geht das denn?«, fragte Paul und bückte sich, um die Brieftasche aufzuheben.

»Während wir uns hier unterhalten, versenkt Bruno die Leiche und alles, was dazugehört, im Meer. Ich habe den

Mietwagen des Kerls am Flughafen abgegeben, sodass es so aussieht, als wäre er wieder abgeflogen. Er wird einfach verschwinden. Punkt! Ende!«

»Das klingt ja beruhigend«, sagte Paul, während er die Brieftasche aufklappte, Gaetanos Führerschein herausholte und genauer untersuchte.

»Beruhigend? Du kannst mich mal!«, brüllte Spencer. »Du hast mir versprochen, dass dieser...«, Spencer zeigte auf Kurt und suchte nach einer passenden Bezeichnung, »... dieser durchgeknallte Einzelkämpfer niemanden umbringt, und bumms, kaum haben wir die Klinik eröffnet, schon hat er den Nächsten kaltgemacht. Da braut sich eine Katastrophe zusammen. Noch einen Umzug können wir uns nicht leisten.«

»Spencer!«, sagte Paul in scharfem Ton. »Setz dich hin!«

»Ich setze mich hin, wann es mir passt! Ich bin schließlich der Leiter dieses Irrenhauses.«

»Wie du willst«, sagte Paul und blickte zu Spencer hinauf. »Aber erst einmal sollten wir uns alles genau anhören, bevor wir an die Decke gehen und irgendwelche Weltuntergangsszenarien verbreiten.« Dann blickte Paul zu Kurt. »Sie schulden uns eine Erklärung. Was hat die Tötung dieses Gaetano Baresse aus Somerville, Massachusetts, mit Ihrem Dienstauftrag zu tun?« Paul legte die Brieftasche und den Führerschein auf den Schreibtisch.

»Ich habe Ihnen ja bereits berichtet, dass ich die Wanze in Dr. D'Agostinos Telefon installieren konnte. Zur Überwachung musste ich ständig in ihrer Nähe sein. Nach dem Abendessen haben die beiden einen Spaziergang im Park des Ocean Club gemacht. Ich bin ihnen in einiger Entfernung gefolgt und habe gemerkt, dass dieser Gaetano Baresse ihnen ebenfalls auf den Fersen war. Allerdings war er ein ganzes Stück dichter dran als ich. Also bin ich auch näher herangegangen. Mir ist schnell klar geworden, dass Gaetano Baresse ein Profikiller war und dass er es auf die beiden Wissenschaftler abgesehen hatte. Also

musste ich eine Entscheidung treffen. Und ich dachte, dass es Ihnen lieber ist, wenn die beiden am Leben bleiben.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen schaute Paul zu Spencer. Er wollte sehen, wie dieser auf das eben Gehörte reagierte. Spencer beugte sich vor und griff nach dem Führerschein. Er starrte einen kurzen Augenblick lang auf das Foto, dann warf er das Dokument wieder auf den Schreibtisch zurück. Er zerrte seinen Stuhl zu sich hinüber und setzte sich ein wenig abseits von den beiden anderen wieder hin.

»Woher wollen Sie so genau wissen, dass dieser Baresse ein Profikiller war?«, wollte Spencer wissen. Seine Stimme klang schon fast wieder normal.

Mit der linken Hand öffnete Kurt noch einmal seinen Rucksack, griff mit der rechten hinein und holte Gaetanos Waffe hervor. Er schob sie über den Tisch, genau wie vorhin die Brieftasche. »Das ist alles andere als eine Spielzeugpistole, schon gar nicht mit dem eingebauten Laser und dem Schalldämpfer.«

Mit spitzen Fingern griff Paul nach der Waffe, betrachtete sie und hielt sie dann Spencer hin. Spencer signalisierte, dass er kein Bedürfnis hatte, sie anzufassen. Paul legte sie wieder auf Kurts Schreibtisch.

»Mit Hilfe meiner Kontakte aufs Festland kann ich vielleicht etwas über den Kerl in Erfahrung bringen«, sagte Kurt. »Aber bis dahin habe ich nicht den geringsten Zweifel, dass es sich um einen Profi handelt. Diese Waffe, die er irgendwann nach seiner Landung gegen zwanzig Uhr bekommen haben muss, beweist, dass er Verbindungen hat.«

»Was soll das denn heißen?« Spencer schlug einen gebieterischen Ton an.

»Ich spreche vom organisierten Verbrechen«, sagte Kurt. »Er hatte ohne Zweifel Verbindungen zum organisierten Verbrechen, vermutlich im Zusammenhang mit Drogengeschäften.«

»Wollen Sie damit sagen, dass unsere Gäste etwas mit Drogen zu tun haben?«, fragte Spencer ungläubig.

»Nein«, entgegnete Kurt nur. Er erwiderte den Blick seiner Vorgesetzten und wollte, dass sie die Mosaiksteine selbst zu einem Bild zusammensetzten, so wie er es getan hatte, während er am Kloster auf Bruno gewartet hatte.

»Moment mal!«, sagte Spencer. »Wieso sollte ein Drogenboss einen Profikiller auf die Bahamas schicken, um ein paar Wissenschaftler umzubringen, wenn diese Wissenschaftler gar nichts mit Drogen am Hut haben?«

Kurt blieb stumm. Er starrte Paul an.

Plötzlich nickte Paul ein paar Mal. »Ich glaube, ich weiß, worauf Kurt hinauswill. Wollen Sie vielleicht andeuten, dass der geheimnisvolle Patient gar nichts mit der katholischen Kirche zu tun hat?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass es sich um irgendeinen Drogenboss handelt«, sagte Kurt. »Oder zumindest um eine Art Mafiapate. Was auch immer, seine Rivalen wollen jedenfalls nicht, dass er gesund wird.«

»Verdammt!«, entfuhr es Paul. »Wissen Sie was, das passt zusammen. Das würde auf jeden Fall die ganze Geheimniskrämerei erklären.«

»Das kommt mir ziemlich weit hergeholt vor«, meinte Spencer skeptisch. »Warum sollten sich ein paar Spitzenwissenschaftler darauf einlassen, einen Drogenboss zu behandeln?«

»Das organisierte Verbrechen kennt vielfältige Möglichkeiten, um Leute unter Druck zu setzen«, sagte Paul. »Wer weiß? Vielleicht hat ja ein Drogenkartell in Lowells Firma investiert, um so Geld zu waschen. Ich glaube, dass Kurt auf der richtigen Spur ist. Ich meine, ein kranker Drogenboss aus Südamerika oder ein Mafiaboss aus dem Nordosten dürfte höchstwahrscheinlich katholisch sein, und das würde auch diese Geschichte mit dem Turiner Grabtuch erklären.«

»Also, ich kann dazu nur eines sagen«, meinte Spencer. »Ich habe überhaupt keine Lust mehr, die Identität dieses Patienten herauszufinden, und das liegt keineswegs nur an diesem Mord. Wir können uns doch unmöglich mit irgendeiner Figur aus dem organisierten Verbrechen einlassen. Damit würden wir uns nur ins eigene Fleisch schneiden.«

»Und was ist mit unserer grundsätzlichen Mitwirkung an diesem Projekt?«, wollte Paul wissen. »Sollen wir unsere Zustimmung zu dieser Behandlung vielleicht noch einmal überdenken?«

»Ich will die zweite Rate haben«, sagte Spencer. »Wir brauchen das Geld. Wir sollten uns einfach nur passiv verhalten und niemanden unnötig reizen.«

Paul wandte sich an Kurt. »War Dr. Lowell sich darüber im Klaren, dass er in Gefahr war?«

»Hundertprozentig«, erwiderte Kurt. »Dieser Baresse hatte sich vor ihm aufgebaut und die Waffe auf Lowells Stirn gerichtet. Ich habe ihn erst im letzten Augenblick weggepustet.«

»Wieso wolltest du das wissen?«, fragte Spencer.

»Ich hoffe, dass Lowell sich mit der Frage seiner Sicherheit beschäftigt«, erwiderte Paul. »Wer immer Baresse geschickt haben mag, der schickt vielleicht noch einmal jemanden, wenn er erfährt, dass Baresse versagt hat und nicht wiederkommt.«

»Aber das dauert noch eine Weile«, sagte Kurt. »Ich habe mich genau aus diesem Grund sehr bemüht, den Kerl spurlos verschwinden zu lassen. Und was Dr. Lowell betrifft, kann ich Ihnen versichern, dass er sich vor Angst in die Hosen gemacht hat. Alle beide.«

KAPITEL 23

Samstag, 23. März 2002, 14.50 Uhr

Das Menschenknäuel verließ den Fahrstuhl des Atlantis Resort Imperial Clubs im zweiunddreißigsten Stockwerk des Westflügels der Royal Towers und wälzte sich den mit Teppichen ausgelegten Korridor entlang. Die Führung hatte Mr Grant Halpern übernommen, der Dienst habende Geschäftsführer des Hotels, gefolgt von Mrs Connie Corey, der Empfangschefin für die Tagesschicht, und Harold Beardslee, dem Direktor des Imperial Clubs. Ashley Butler und Carol Manning hingen ein paar Schritte zurück. Durch Ashleys schlurfenden Schritt, der im Verlauf des letzten Monats deutlich schlimmer geworden war, kamen sie nicht so schnell voran. Zwei Pagen waren für das Gepäck zuständig. Einer schob einen hoteleigenen Gepäckwagen mit Ashleys und Carols karierten Koffern vor sich her, der andere schleppte das Handgepäck und die Kleidertaschen. Das Ganze sah aus wie eine Minisafari.

»Nun denn, meine liebe Carol«, ließ sich Ashley vernehmen. Sein Südstaatenakzent hörte sich vertraut an, der monotone Klang seiner Stimme hingegen war neu. »Was ist Ihr erster Eindruck von diesem bescheidenen Etablissement?«

»Bescheiden ist so ungefähr das letzte Adjektiv, das mir dazu einfällt«, erwiderte Carol. Sie wusste, dass Ashleys Äußerung lediglich für die Hotelangestellten gedacht war.

»Nun, welches Adjektiv wäre denn Ihrer Meinung nach eher angemessen?«

»Verspielt, aber sehr beeindruckend«, sagte Carol. »Diese pompöse Großzügigkeit übersteigt meine Erwartungen. Die Eingangslobby ist besonders phantasievoll ausgefallen, vor

allem durch die strukturierten Säulen und die goldene Kuppel mit den Muschelkassetten. Ich könnte beim besten Willen nicht sagen, wie hoch sie ist.«

»Vierundzwanzig Meter hoch«, sagte Mr Halpern über die Schulter nach hinten.

»Vielen Dank, Mr Halpern«, rief Ashley ihm zu. »Sie sind sehr freundlich und bewundernswert gut informiert.«

»Stets zu Ihren Diensten, Herr Senator«, sagte Mr Halpern, ohne seine Schritte zu verlangsamen.

»Es freut mich, dass Sie von der Unterkunft beeindruckt sind«, sagte Ashley. Dabei senkte er die Stimme und beugte sich zu seiner Stabschefin hinunter. »Und ich bin mir sicher, dass Sie vom Wetter ähnlich beeindruckt sein werden. Kein Vergleich mit Washington um diese Jahreszeit. Ich hoffe, Sie sind gerne hier. Wenn ich ehrlich sein soll, ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich Sie letztes Jahr, als ich das ganze Projekt geplant habe, nicht zu meiner Erkundungstour mitgenommen habe.«

Carol schenkte ihrem Chef einen überraschten Blick. Noch nie hatte er ihr gegenüber in irgendeiner Weise Schuld zugegeben, schon gar nicht in Bezug auf einen Abstecher in die Tropen. Das war nur ein weiteres kleines, aber nichtsdestotrotz merkwürdiges Beispiel für die Unberechenbarkeit, die er im Verlauf des letzten Jahres immer wieder einmal gezeigt hatte. »Sie brauchen kein schlechtes Gewissen zu haben, Sir«, sagte sie. »Ich freue mich sehr, hier in Nassau zu sein. Und Sie? Freuen Sie sich auch?«

»Dessen können Sie sicher sein«, sagte Ashley ohne jeden Akzent.

»Haben Sie denn gar keine Angst?«

»Ich, Angst?«, fragte Ashley mit lauter Stimme und verfiel plötzlich wieder in seine theatralische Attitüde. »Mein Daddy hat mir beigebracht, im Angesicht der Gefahr meine Hausaufgaben zu erledigen und alles zu tun, was in meiner

Macht steht, um mich dann in die Hände des Herrn zu begeben. Und genau das habe ich getan, schlicht und einfach. Ich bin hier, um es mir gut gehen zu lassen!«

Carol nickte, sagte aber nichts. Sie bedauerte, dass sie überhaupt gefragt hatte. Wenn überhaupt jemand ein schlechtes Gewissen hatte, dann sie, da sie in Bezug auf den Ausgang dieses Besuches immer noch zwiespältige Gefühle hegte. Für Ashley, das versuchte sie sich zumindest einzureden, hoffte sie auf eine Wunderheilung, aber ihr war auch klar, dass ihre eigenen Wünsche andere waren.

Mr Halpern und die anderen Hotelbediensteten blieben vor einer riesigen Doppeltür aus Mahagoni stehen, verziert mit einer Reliefschnitzerei, die mehrere Meerjungfrauen zeigte. Während Mr Halpern in seiner Tasche nach der Schlüsselkarte suchte, trafen auch Ashley und Carol ein.

»Einen Augenblick bitte«, sagte Ashley. Er hatte seinen zitterigen Arm ausgestreckt, als stünde er am Rednerpult des Senats und wollte einen Punkt besonders nachdrücklich unterstreichen. »Das ist nicht dasselbe Zimmer, das ich bei meinem letzten Aufenthalt hier im Atlantis bewohnt habe. Ich hatte aber ausdrücklich dasselbe Zimmer bestellt.«

Mr Halperns weltmännische Miene fiel in sich zusammen. »Herr Senator, vielleicht haben Sie meine Worte vorhin überhört. Als Mrs Corey Sie in mein Büro geführt hat, da habe ich erwähnt, dass wir Sie hochgestuft haben. Das hier ist eine unserer wenigen Themensuiten, die Poseidonsuite.«

Ashley schaute Carol an.

»Er hat wirklich gesagt, dass wir hochgestuft werden«, meinte sie.

Einen Augenblick lang wirkte Ashley hinter seinen schweren, dick umrandeten Brillengläsern etwas durcheinander. Er trug dieselbe Kleidung wie immer: dunkler Anzug, einfaches, weißes Hemd, konservative Krawatte. An seinem Haaransatz zogen sich Schweißtropfen entlang. Seine

teigige Haut wirkte hier im Vergleich zu der des Hotelpersonals besonders bleich.

»Diese Suite ist größer, hat einen besseren Blick und ist sehr viel eleganter als das Zimmer, das Sie im letzten Jahr hatten«, sagte Mr Halpern. »Sie ist mit das Beste, was wir zu bieten haben. Möchten Sie vielleicht einen Blick hineinwerfen?«

Ashley zuckte mit den Schultern. »Tja, so ist das eben. Als einfacher Bursche vom Lande bin ich diesen Wirbel um meine Person nicht gewohnt. Also gut! Dann wollen wir uns diese Poseidonsuite mal anschauen.«

Mrs Corey, die mittlerweile vor Mr Halpern getreten war, zog eine Schlüsselkarte hervor und machte die Tür auf. Sie trat beiseite. Mr Halpern bat Ashley gestenreich, einzutreten. »Nach Ihnen, Herr Senator«, sagte er.

Ashley ging durch ein kleines Foyer und gelangte in ein großes Zimmer. An den Wänden war die surreale Unterwasseransicht einer altertümlichen, versunkenen Stadt zu sehen, vermutlich das geheimnisumwobene Atlantis. Möbliert war es mit einem Esstisch für acht Personen, einem Schreibtisch, einer Fernsehtruhe, zwei Clubsesseln und zwei überdimensionierten Sofas. Alle sichtbaren Holzteile waren in Form von Meerestieren gestaltet, auch die Armlehnen der beiden einander gegenüberstehenden Sofas. Sie stellten Tümmler dar. Auch in den Motiven und den Farben der Stoffe sowie in den Mustern der Teppiche fand das ozeanische Thema seine Fortsetzung.

»Meine Güte«, ließ Ashley verlauten, während er all diese Eindrücke verarbeitete.

Mrs Corey trat vor die Fernsehtruhe und überprüfte den Inhalt der Minibar. Mr Beardslee schüttelte die Kissen auf den Sofas auf.

»Ihr Schlafzimmer befindet sich zu Ihrer Rechten, Herr Senator«, sagte Mr Halpern und wies auf eine offen stehende

Tür. »Und für Sie, Miss Manning, haben wir wie gewünscht zur Linken ein schönes Schlafzimmer vorbereitet.«

Die Pagen fingen unverzüglich mit dem Transport des Gepäcks in die jeweiligen Zimmer an.

»Und nun zum absoluten Höhepunkt«, sagte Mr Halpern. Er war um Ashleys massive, gebeugte Gestalt herum vor eine Reihe von Wandschaltern getreten und legte nun den ersten davon um. Unter dem Summen eines Elektromotors glitten die Vorhänge, die sich über die gesamte Außenfront des Zimmers zogen, auseinander und gaben Stück für Stück einen unwiderstehlichen Blick frei: Unterhalb des mit Mosaikkacheln gefliesten Balkons erstreckte sich in smaragdgrünen und saphirblauen Tönen schimmernd das Meer.

»Meine Güte!«, rief Carol und schlug eine Hand vor die Brust. Der zweiunddreißigste Stock war wirklich ein atemberaubender Aussichtspunkt.

Mr Halpern betätigte noch einen Schalter, woraufhin sich die gläsernen Türelemente in beide Richtungen zur Seite schoben. Als das Surren verstummt war, war aus dem Balkon und dem Zimmer ein einziger, offener Raum geworden. »Wenn Sie einen Schritt nach draußen machen möchten, dann könnte ich Sie auf etliche unserer zahlreichen Freiluftattraktionen aufmerksam machen.«

Ashley und Carol folgten dem Vorschlag des Hotelmanagers. Ashley trat direkt an die hüfthohe, rötlich braune Steinbrüstung. Die Hände auf die breite Balustrade gestützt, blickte er hinunter. Carol, die unter leichter Höhenangst litt, kam etwas langsamer näher. Vorsichtig berührte sie die Brüstung, bevor sie nach unten sah, als fürchtete sie, sie könnte nach vorne kippen. Aus der Vogelperspektive sah sie den weitläufigen Strand und Wasserpark des Adantis Resort vor sich liegen, der von der Paradieslagune dominiert wurde.

Mr Halpern stellte sich neben Carol. Er fing an, auf verschiedene Glanzlichter der Anlage zu deuten, darunter auch den Royal Baths Pool, der wie ein Juwel direkt vor ihnen lag.

»Was ist denn das da auf der linken Seite?«, fragte Carol und deutete auf etwas, was in ihren Augen wie ein deplatziertes archäologisches Mahnmal wirkte.

»Das ist unser Mayatempel«, sagte Mr Halpern. »Sind Sie mutig? Es gibt dort eine Wasserrutsche, da bleibt Ihnen das Herz stehen. Von der sechs Stockwerke hohen Spitze geht es abwärts und in einer Plexiglasröhre mitten durch die Haie in der Menschenfresserlagune.«

»Carol, meine Liebe«, flötete Ashley. »Das klingt mir ganz nach dem perfekten Vergnügen für jemanden wie Sie, die sich ernsthaft für eine politische Karriere in Washington interessiert.«

Carol warf ihrem Chef einen Blick zu. Ob hinter diesem Spruch mehr steckte als nur ein Scherz? Aber er blickte mit ausdrucksloser Miene aufs Meer hinaus, als wäre er mit den Gedanken schon wieder irgendwo anders.

»Mr Halpern«, rief Mrs Corey aus dem Inneren. »Es sieht so aus, als wäre alles in Ordnung. Die Schlüsselkarten für den Herrn Senator liegen auf dem Schreibtisch. Ich muss wieder zurück an die Rezeption.«

»Ich möchte mich ebenfalls verabschieden«, sagte Mr Beardslee. »Herr Senator, sollten Sie irgendetwas benötigen, lassen Sie es meine Mitarbeiter wissen.«

»Nun, ich möchte Ihnen allen recht herzlich für Ihre Freundlichkeit danken«, ereiferte sich Ashley. »Sie alle sind ein großer Gewinn für dieses wunderbare Haus.«

»Ich sollte besser auch verschwinden, damit Sie sich einrichten können«, sagte Mr Halpern und ging den anderen nach.

Ashley griff sanft nach dem Arm des Geschäftsführers. »Ich wäre Ihnen außerordentlich verbunden, wenn Sie noch einen kleinen Moment hier bleiben könnten«, sagte er.

»Selbstverständlich«, erwiderte Mr Halpern.

Ashley winkte den beiden anderen zu, während sie aus dem Zimmer gingen, und ließ seinen Blick dann wieder über die gewaltigen Weiten des Ozeans schweifen. »Mr Halpern, mein Aufenthalt hier in Nassau ist kein Geheimnis, das wäre auch gar nicht möglich eingedenk der Tatsache, dass ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln angereist bin. Aber das heißt nicht, dass ich nicht großen Wert auf die Wahrung meiner Privatsphäre lege. Von daher wäre es mir lieber, wenn dieses Zimmer allein unter Miss Mannings Namen geführt werden könnte.«

»Ganz, wie Sie wünschen, Sir.«

»Herzlichen Dank, Mr Halpern. Ich zähle auf Ihre Diskretion, damit keine unnötige Publicity entsteht. Ich hätte gerne das Gefühl, mich an den Freuden ihres Casinos laben zu können, ohne befürchten zu müssen, damit die Rechtschaffeneren unter meinen Wählern zu verprellen.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort, dass wir diesbezüglich alles in unserer Macht Stehende unternehmen werden. Aber genau wie im letzten Jahr werden wir nicht verhindern können, dass Sie im Casino von einem oder mehreren Ihrer vielen Anhänger angesprochen werden.«

»Was ich weit mehr fürchte, wäre in der Zeitung von meiner Anwesenheit hier lesen zu müssen oder irgendwelche Anrufe entgegenzunehmen.«

»Ich versichere Ihnen, dass wir alles Menschenmögliche unternehmen werden, um Ihre Privatsphäre zu schützen«, sagte Mr Halpern. »So, und jetzt sollte ich Sie besser alleine lassen, damit Sie auspacken und zur Ruhe kommen können. Ein wenig Champagner auf Kosten des Hauses müsste bereits unterwegs

sein, zusammen mit unseren besten Wünschen für einen möglichst angenehmen Aufenthalt.«

»Noch eine Frage«, sagte Ashley. »Die Reservierung für unsere Freunde ist zur gleichen Zeit erfolgt wie unsere eigene. Haben Sie irgendeine Nachricht von Dr. Lowell und Dr. D'Agostino erhalten?«

»Das habe ich! Sie sind bereits da und haben vor ungefähr einer Stunde eing_checked. Sie wohnen in Nummer 3208, das ist eine unserer Superiorsuiten, sie liegt ein kleines Stück weiter auf demselben Flur.«

»Wie außerordentlich angenehm! Ich habe den Eindruck, Sie sind all unseren Anliegen auf das Bewundernswerteste nachgekommen.«

»Wir geben unser Bestes«, sagte Mr Halpern, verbeugte sich knapp und verschwand auf seinem Weg zur Tür im Inneren des Zimmers.

Ashley wandte seine Aufmerksamkeit nun seiner Stabschefin zu, die sich so langsam an die Höhe gewöhnt hatte und von dem sich bietenden Anblick wie hypnotisiert war. »Carol, meine Liebe! Sind Sie bitte so nett und schauen einmal nach, ob Herr und Frau Doktor auf ihrem Zimmer sind, und wenn ja, dann fragen Sie, ob sie uns vielleicht Gesellschaft leisten möchten.«

Carol drehte sich um und blinzelte, als wäre sie gerade aus einer Trance erwacht. »Natürlich«, sagte sie hastig, als sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe bewusst wurde.

»Vielleicht gehst du doch besser alleine rein«, schlug Stephanie vor. Sie und Daniel standen vor der mit geschnitzten Meerjungfrauen verzierten Tür der Poseidonsuite. Daniels Hand schwebte über der Klingel.

Unzufrieden stieß er die Luft aus und ließ die Arme kraftlos fallen. »Was ist denn jetzt schon wieder los?«

»Ich will Ashley lieber nicht begegnen. Ich war vom ersten Tag an nicht besonders scharf auf dieses Projekt und nach allem, was passiert ist, bin ich es noch viel weniger.«

»Aber wir stehen so dicht vor dem Ziel. Die Aktivzellen sind fertig. Jetzt fehlt nur noch die Implantation, und das ist das Einfachste von allem.«

»Das glaubst du, und ich hoffe, dass du Recht behältst. Aber ich war von Anfang an sehr viel weniger zuversichtlich als du, und ich kann mir nicht vorstellen, dass ich mit meiner negativen Einstellung irgendetwas Konstruktives zum Gespräch beitragen kann.«

»Du hast gedacht, ein Monat reicht nicht, um die Aktivzellen herzustellen, aber wir haben es geschafft.«

»Das stimmt, aber die Arbeit mit den Zellen ist wirklich das Einzige, was glatt gelaufen ist.«

Daniel ließ den Kopf und die Augen kreisen, um die plötzlich aufgetretenen Verspannungen loszuwerden. Er war ärgerlich. »Wieso machst du das jetzt?« Es war eine rhetorische Frage. Er holte Luft und schaute Stephanie an. »Willst du vielleicht das ganze Projekt sabotieren?«

Stephanie ließ ein kurzes, aufgesetztes Lachen hören. Ihre Wangen färbten sich rosa. »Ganz im Gegenteil! Nach all diesen Anstrengungen will ich nicht alles zerstören. Darum geht es mir! Deshalb schlage ich vor, dass du alleine reingehst.«

»Carol Manning hat ausdrücklich betont, dass Ashley uns beide sehen möchte, und ich habe zugesagt. Wenn du nicht mitkommst, dann denkt er vielleicht, dass etwas nicht stimmt. Bitte! Du musst auch gar nichts sagen oder machen. Zeig dich einfach nur von deiner charmanten Seite und lächle. Das ist doch wirklich nicht zu viel verlangt!«

Stephanie war unruhig. Sie blickte auf ihre Füße hinab und dann wieder zurück zu ihrem Leibwächter, der sich vor ihrem Zimmer an die Wand gelehnt hatte. Sie hatten ihn gebeten, dort zu bleiben. Seine Anwesenheit machte Stephanie immer wieder

aufs Neue eindringlich bewusst, was alles schief gelaufen war. Um ein Haar wäre diese ganze grässliche Affäre fehlgeschlagen, und ihre Befürchtungen und Ängste trieben sie fast in den Wahnsinn. Andererseits musste sie Daniel bezüglich der Implantation Recht geben. Bei ihren Tierversuchen war die Phase des Eingriffs, nachdem sie einmal erkannt hatten, wie es gemacht werden musste, problemlos verlaufen.

»Also gut!«, sagte Stephanie resigniert. »Bringen wir's hinter uns. Aber das Reden überlasse ich dir.«

»Braves Mädchen!«, sagte Daniel und klingelte.

Jetzt war es an Stephanie, die Augen zu verdrehen. Unter normalen Umständen hätte sie eine solche herablassende, sexistische Bezeichnung niemals hingenommen.

Carol Manning öffnete die Tür. Sie lächelte und wirkte auf den ersten Blick sehr freundlich, aber Stephanie spürte, dass sich unter der Oberfläche eine gewisse Nervosität und Unruhe verbargen, fast so, als wäre sie in der momentanen Situation so etwas wie eine Verbündete.

Ashley saß auf einem der Sofas mit den Tümmelerarmlehnen, Daniel und Stephanie erkannten ihn allerdings nicht sofort. Verschwunden waren der dunkle Anzug, das weiße Hemd und die konservative Krawatte. Selbst seine charakteristische, dunkel umrandete Brille hatte er abgelegt. Stattdessen trug er ein kurzärmeliges, hellgrünes, bahamaisches Hemd, gelbe Hosen und weiße Lederschuhe samt passendem Gürtel. Zusammen mit den teigig fahlen, behaarten Armen, die anscheinend noch nie das Tageslicht, geschweige denn die Sonne erblickt hatten, verkörperte er die Karikatur eines Touristen. Seine blau gefärbte modische Sonnenbrille schmiegte sich eng an sein Gesicht wie die eines Radrennfahrers. Ebenfalls neu war ein starrer Gesichtsausdruck, den Daniel und Stephanie zuvor nicht bemerkt hatten.

»Herzlich willkommen, meine lieben, lieben Freunde«, salbaderte Ashley. Sein Akzent klang vertraut, seine sehr eintönige Stimme jedoch nicht. »Ihr Anblick erfreut meine trüben Augen wie die Kavallerie, die gerade noch zum rechten Zeitpunkt auftaucht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie groß meine Freude ist, Ihre hübschen, intelligenten Gesichter zu sehen. Verzeihen Sie, dass ich nicht aufgesprungen bin, um Sie angemessen zu begrüßen. Ich wünschte, ich könnte es, aber leider hat die wohltuende Wirkung meiner Medikamente seit unserer letzten Begegnung erheblich nachgelassen.«

»Bleiben Sie sitzen, bitte«, sagte Daniel. »Wir freuen uns ebenfalls, Sie zu sehen.«

Er trat zu ihm und schüttelte ihm die Hand, bevor er sich auf das Ashley gegenüberstehende Sofa setzte.

Nach kurzer Unentschlossenheit setzte sich Stephanie direkt neben Daniel und versuchte zu lächeln. Carol Manning saß lieber etwas abseits auf dem Schreibtischstuhl. Sie hatte ihn herumgedreht, sodass sie ins Zimmer blicken konnte.

»Nachdem wir während des vergangenen Monats nur sehr eingeschränkt kommunizieren konnten, musste ich mich weitgehend auf die Hoffnung verlassen, dass Sie auch tatsächlich hier erscheinen würden«, gestand Ashley. »Der einzige ermutigende Hinweis darauf, dass Sie Fortschritte erzielen, war das durchaus bemerkenswerte und erbarmungslose Schwinden der Rücklagen, die ich Ihnen zur Verfügung gestellt hatte.«

»Wir mussten etliche herkulische Anstrengungen unternehmen, die wir Ihnen im Detail lieber verschweigen wollen«, erwiderte Daniel.

»Ich hoffe, Sie wollen damit ausdrücken, dass Sie bereit sind, den nächsten Schritt zu wagen.«

»Hundertprozentig«, sagte Daniel. »Tatsache ist, dass wir alles vorbereitet haben. Die Implantation kann morgen Früh

um zehn Uhr in der Wingate Clinic stattfinden. Wir hoffen, dass Sie auf ein solch schnelles Vorgehen eingestellt sind.«

»Je früher, desto besser, wenn es nach mir altem Burschen vom Lande geht«, sagte Ashley. Er war jetzt ernster geworden, sein sonst üblicher Südstaatenakzent war nur noch andeutungsweise zu hören. »Ich fürchte, meine degenerative Erkrankung wird sich nicht mehr länger vor den Medien geheim halten lassen.«

»Dann liegt es ja in unserem gemeinsamen Interesse, die Implantation hinter uns zu bringen.«

»Kann ich denn davon ausgehen, dass Sie die mühsame Aufgabe der Herstellung von Aktivzellen, die Sie mir vor einem Monat beschrieben haben, erfolgreich zu Ende bringen konnten?«

»Das können Sie«, sagte Daniel. »Zu verdanken ist das in erster Linie Dr. D'Agostinos Geschicklichkeit.« Daniel drückte Stephanies Knie.

Es gelang ihr für kurze Zeit, ein noch breiteres Lächeln aufzusetzen.

»Wir haben«, fuhr Daniel fort, »während der letzten Woche vier separate Zelllinien mit Dopamin produzierenden Neuronen geschaffen, die exakte Klone Ihrer Zellen darstellen.«

»Vier?«, fragte Ashley ohne jeden Akzent. Er fixierte Daniel, ohne ein einziges Mal zu blinzeln. »Warum so viele?«

»Lediglich um eine gewisse Sicherheit zu haben. Wir wollten wirklich absolut sichergehen, dass wir zumindest eine Linie zur Verfügung haben. Jetzt können wir uns eine aussuchen. Sie sind alle gleich gut zur Behandlung geeignet.«

»Sollte ich für den morgigen Tag noch irgendetwas beachten, abgesehen davon, dass ich meinen kranken Körper in die Wingate Clinic befördern muss?«

»Nur die üblichen präoperativen Einschränkungen, also keine feste Nahrung mehr nach Mitternacht. Außerdem wäre es uns lieber, wenn Sie morgen Früh keine Medikamente mehr

nehmen würden, falls das möglich ist. Bei unseren Tierversuchen haben wir unmittelbar nach der Implantation rasante Fortschritte beobachtet, und wir erwarten bei Ihnen dasselbe. Die Medikamente würden diesen Effekt verschleiern.«

»Einverstanden«, sagte Ashley einsichtig. »Ich möchte das Ganze wirklich auf gar keinen Fall noch komplizierter machen. Das heißt natürlich, dass die ganze Last auf Carol ruht. Sie wird mich anziehen und hinunter in die Limousine schaffen müssen.«

»Ich bin mir sicher, dass wir uns im Hotel einen Rollstuhl ausleihen können«, sagte Carol.

»Kann ich aus dem Speiseverbot nach Mitternacht schließen, dass ich eine Betäubung bekommen werde?«, fragte Ashley, ohne Carol zu beachten.

»Man hat mir gesagt, dass Sie eine örtliche Betäubung und zusätzlich starke Beruhigungsmittel bekommen«, sagte Daniel. »Außerdem haben wir einen Anästhesisten in Bereitschaft, um im Bedarfsfall die Möglichkeit zu haben, die Betäubung zu vertiefen. Ich sollte vielleicht noch erwähnen, dass wir uns die Dienste eines ortsansässigen Neurochirurgen gesichert haben, Dr. Rashid Nawaz. Er verfügt über Erfahrung mit diesem Implantationsverfahren, wenn auch nicht mit geklonten Zellen. Für ihn genau wie für die Wingate Clinic firmieren Sie unter dem Namen John Smith. Alle Beteiligten sind über die Notwendigkeit der Diskretion informiert und alle sind damit einverstanden.«

»Ich habe den Eindruck, Sie haben sich jeder Einzelheit auf bewundernswerte Weise angenommen.«

»Das war auch unsere Absicht«, sagte Daniel. »Im Anschluss an den Eingriff empfehlen wir Ihnen, auf der Krankenstation der Wingate Clinic zu bleiben, damit wir Sie besser überwachen können.«

»Ach?«, äußerte Ashley fragend. Es klang überrascht. »Wie lange?«

»Zumindest über Nacht. Danach kommt es auf den Heilungsverlauf an.«

»Ich war davon ausgegangen, dass ich ins Atlantis Resort zurückkehren könnte«, sagte Ashley. »Deshalb habe ich ja dafür gesorgt, dass auch Sie hier wohnen. Sie können mich überwachen, so viel Sie wollen, da Sie ja auf demselben Flur wohnen.«

»Aber im Hotel gibt es keine medizinischen Diagnosegeräte.«

»Was denn, zum Beispiel?«

»Alles, was zu einer normalen Krankenstation gehört, ein Labor zum Beispiel oder ein Röntgengerät.«

»Röntgen? Wieso denn röntgen? Erwarten Sie irgendwelche Komplikationen?«

»Nein, absolut nicht, aber ein wenig Vorsicht kann nicht schaden. Denken Sie daran, dass das, was wir morgen vorhaben, ein – anders lässt es sich nicht ausdrücken – experimenteller Eingriff ist.«

Daniel blickte kurz zu Stephanie, um zu sehen, ob sie etwas hinzufügen wollte, aber sie verdrehte nur kurz die Augen.

Ashley, der unter den gegebenen Umständen jede Nuance sofort erfasste, bekam Stephanies Reaktion mit. »Wüssten Sie vielleicht einen angemesseneren Ausdruck, Dr. D'Agostino?«, fragte er sie.

Stephanie zögerte einen Augenblick. »Nein. Ich denke, experimentell ist ziemlich zutreffend«, sagte sie, während sie dachte, dass tollkühn im Grunde genommen passender wäre.

»Ich hoffe, dass ich hier keine unterschweligen negativen Signale wahrnehmen muss«, sagte Ashley und ließ den Blick zwischen Daniel und Stephanie hin- und herwandern. »Es ist mir wichtig, dass ich spüre, dass Sie hinsichtlich dieses

Eingriffs genauso zuversichtlich gestimmt sind wie in meinem Unterausschuss.«

»Auf jeden Fall«, erklärte Daniel. »Die Erfahrungen, die wir im Tierversuch gemacht haben, sind absolut verblüffend. Wir sind aufs Äußerste gespannt und begierig darauf, diesen Segen der Menschheit zu schenken. Wir freuen uns darauf, Sie morgen Früh behandeln zu dürfen.«

»Gut«, sagte Ashley, aber sein starrer Blick blieb auf Stephanie haften. »Und Sie, Dr. D'Agostino? Sind Sie der gleichen Meinung? Sie wirken ein wenig still.«

Ein kurzes Schweigen senkte sich über den Raum, nur unterbrochen von den Freudenschreien der Kinder in den Schwimmbecken und auf den Wasserrutschen zweiunddreißig Stockwerke unter ihnen.

»Ja«, sagte Stephanie schließlich. Dann holte sie noch einmal tief Luft, um etwas Zeit zu gewinnen und ihre Worte sorgsam zu wählen. »Es tut mir Leid, wenn ich etwas schweigsam wirke. Das ist vermutlich die Müdigkeit nach allem, was wir durchgestanden haben, um Ihre Aktivzellen herzustellen. Aber, um auf Ihre Frage zu antworten, ich bin insofern der gleichen Meinung, als ich mit uneingeschränkter Hochspannung der Vollendung dieses Projektes entgegen sehe.«

»Ich bin erleichtert, das zu hören«, meinte Ashley. »Heißt das, Sie sind mit diesen vier Zelllinien, die Sie aus meinen Hautzellen geklont haben, zufrieden?«

»Das bin ich«, sagte Stephanie. »Es handelt sich definitiv um Dopamin produzierende Neuronen, und sie sind...« Sie unterbrach sich, als müsste sie nach dem richtigen Begriff suchen. »... energiegeladen.«

»Energiegeladen?«, wiederholte Ashley fragend. »Hmmm, ich gehe davon aus, dass das von Vorteil ist, aber für mich als Laie klingt es doch eher vage. Aber bitte, verraten Sie mir doch, ob alle diese Zellen Gene aus dem Turiner Grabtuch enthalten.«

»Hundertprozentig!«, schaltete sich Daniel wieder ein. »Allerdings mussten wir beträchtliche Anstrengungen auf uns nehmen, um an die Textilprobe des Grabtuchs zu kommen, die DNA zu extrahieren und die benötigten Gene aus den einzelnen Fragmenten zusammenzusetzen. Doch wir haben es geschafft.«

»Ich möchte in dieser Hinsicht absolut sicher sein«, sagte Ashley. »Ich weiß, dass ich selbst keine Möglichkeit habe, das zu überprüfen, aber ich möchte es wirklich wissen. Es bedeutet mir sehr viel.«

»Die Gene, die wir für das HTSR-Verfahren verwendet haben, stammen aus dem Blut auf dem Turiner Grabtuch«, sagte Daniel. »Darauf schwöre ich einen heiligen Eid.«

»Dann verlasse ich mich auf Ihr Wort als wahrer Gentleman«, sagte Ashley. Plötzlich war sein Akzent wieder da. Unter großer Anstrengung wuchtete er seinen massigen, steifen Körper vom Sofa hoch und richtete sich auf. Er streckte Daniel, der ebenfalls aufgestanden war, seinen Arm entgegen. Noch einmal schüttelten sie sich die Hände.

»Ich werde mich bis an mein Lebensende Ihren Anstrengungen und Ihrer wissenschaftlichen Kreativität verpflichtet fühlen«, sagte Ashley.

»So wie ich mich Ihren Führungsqualitäten und Ihrem politischen Geniestreich, das HTSR-Verfahren nicht zu verbieten, verpflichtet fühlen werde«, entgegnete Daniel.

Ein ironisches Lächeln stahl sich über Ashleys ansonsten ausdrucksloses Gesicht. »Ich mag Menschen mit Humor.« Er ließ Daniels Hand los und streckte sie Stephanie entgegen, die gemeinsam mit Daniel aufgestanden war.

Stephanie schaute die ausgestreckte Hand einen Augenblick lang an, als müsste sie erst überlegen, ob sie sie ergreifen sollte oder nicht. Schließlich tat sie es und fühlte, wie ihre eigene Hand ganz in Ashleys überraschend kräftigem Händedruck verschwand. Nachdem sie sich steif und ausgedehnt die Hände

geschüttelt hatten und sie einen endlosen Augenblick lang in die starren Augen des Senators geblickt hatte, wollte sie ihre Hand zurückziehen – ohne Erfolg. Ashley hielt sie fest. Obwohl Stephanie eigentlich hätte wissen müssen, dass das ein Symptom seiner Parkinson-Erkrankung war, reagierte sie mit einer plötzlichen, irrationalen Angst davor, dass der Senator sie für immer gefangen halten könnte – sinnbildlich für ihre Verwicklung in diese ganze abenteuerliche Affäre.

»Auch Ihnen, Dr. D’Agostino, meinen herzlichen Dank für all Ihre Anstrengungen«, sagte Ashley. »Und es drängt mich, Ihnen als Gentleman noch ein Geständnis zu machen. Vom ersten Moment an, da ich das Vergnügen hatte, Sie zu erblicken, hat mich Ihre bemerkenswerte Schönheit in Bann geschlagen.« Erst jetzt löste sich langsam der beachtliche Griff seiner wurstförmigen Finger um Stephanies Hand.

Sie legte die nunmehr geschlossene Faust auf ihr Brustbein, falls Ashley versuchen sollte, noch einmal danach zu greifen. Sie wusste, dass sie sich immer noch irrational verhielt, aber sie konnte nichts dagegen machen. Zumindest brachte sie als Reaktion auf das Kompliment und den Dank des Senators ein Nicken sowie ein halbes Lächeln zustande.

»Also«, sagte Ashley bestimmt. »Ich verlange, dass Sie beide heute Nacht lange schlafen. Ich will, dass Sie ausgeruht zum morgigen Eingriff erscheinen, der, wie ich aus Ihren Worten erschlossen habe, nicht besonders lange dauern wird. Ist diese Schlussfolgerung zutreffend?«

»Ich würde schätzen, etwa eine Stunde, vielleicht ein bisschen länger«, sagte Daniel.

»Ist denn das die Möglichkeit! Ein wenig mehr als eine Stunde, das ist alles, was die moderne Biotechnologie benötigt, um mich alten Knaben dem Abgrund und dem Karriereende zu entreißen! Ich bin beeindruckt. Ehre sei Gott in der Höhe!«

»Die meiste Zeit werden wir benötigen, um den stereotaktischen Rahmen zu befestigen«, erläuterte Daniel. »Der eigentliche Eingriff wird nur ein paar Minuten dauern.«

»Da wären wir wieder«, beschwerte sich Ashley. »Noch mehr unverständliches Ärztekauderwelsch. Was, um Himmels willen, ist ein stereotaktischer Rahmen?«

»Das ist ein kalibrierter Rahmen, der wie eine Krone über Ihren Kopf gestülpt wird. Mit diesem Hilfsmittel ist Dr. Nawaz in der Lage, die Aktivzellen genau an der Stelle zu injizieren, wo Ihre eigenen Dopamin produzierenden Zellen fehlen.«

»Ich bin mir gar nicht so sicher, ob ich das überhaupt wissen will«, sagte Ashley zögerlich. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie die Aktivzellen direkt in mein Gehirn injizieren wollen und nicht etwa in eine Ader?«

»Das ist richtig.«

Daniel wollte gerade mit einer Erklärung beginnen, da unterbrach ihn Ashley. »Warten Sie! Ich fürchte, je weniger ich von hier an weiß, desto besser. Ich muss zugeben, dass ich ein wehleidiger Patient bin, speziell, wenn ich keine Vollnarkose bekomme. Mit dem Schmerz konnte ich mich noch nie wirklich anfreunden.«

»Sie werden keine Schmerzen haben«, versicherte Daniel dem Senator. »Das Gehirn selbst kann keinen Schmerz empfinden.«

»Aber Sie stechen eine Spritze in mein Gehirn?«, fragte Ashley ungläubig.

»Eine sehr spitze Spritze, damit wir keinen Schaden anrichten.«

»Wie, in Gottes Namen, gelangen Sie mit einer Spritze in ein menschliches Gehirn?«

»Wir bohren ein kleines Loch in den Schädelknochen. In Ihrem Fall haben wir einen präfrontalen Zugang gewählt.«

»Präfrontal? Noch mehr medizinisches Blabla.«

»Das heißt, durch die Stirn«, erläuterte Daniel und zeigte auf eine Stelle seiner eigenen Stirn, direkt über den Augenbrauen. »Aber noch einmal: Sie werden keinen Schmerz empfinden. Eine gewisse Vibration, solange das Loch gebohrt wird. Das Gefühl ist vielleicht dem vergleichbar, das ein altmodischer Zahnbohrer hervorruft. Aber nur, wenn Sie wider Erwarten nicht schon vorher durch die Beruhigungsmittel eingeschlafen sind.«

»Warum werde ich für diese ganze Prozedur nicht richtig eingeschläfert?«

»Der Neurochirurg möchte, dass Sie bei der Implantation wach sind.«

Ashley seufzte. »Das reicht jetzt!«, stellte er fest und hob abwehrend seine zitternde Hand. »Solange ich noch der Illusion erlegen war, dass die Aktivzellen, wie bei einer Knochenmarkinjektion, in die Blutbahn gespritzt werden, habe ich mich deutlich besser gefühlt.«

»Das würde mit Gehirnzellen nicht funktionieren.«

»Das ist sehr schade, aber damit werde ich mich arrangieren. Jetzt sagen Sie mir bitte noch einmal meinen Decknamen!«

»John Smith«, sagte Daniel.

»Natürlich! Wie konnte ich das vergessen? Und Sie, Dr. D'Agostino, werden Sie meine Pocahontas sein?«

Stephanie brachte noch ein weiteres schwaches Lächeln zustande.

»Also dann!«, sagte Ashley. Er bemühte sich, seinen Enthusiasmus wiederzufinden. »Der alte Bursche vom Lande muss jetzt alle Sorgen um seine Gebrechlichkeit hinter sich lassen und sich in Richtung Casino aufmachen. Ich habe eine wichtige Verabredung mit einer Bande einarmiger Banditen.«

Ein paar Minuten später gingen Daniel und Stephanie den Flur hinunter. Stephanie nickte dem Leibwächter zu, als sie an ihm vorbei in ihr Zimmer ging. Anders Daniel: Er war

offensichtlich verärgert, was auch dadurch deutlich wurde, dass er nach dem Eintreten die Tür ins Schloss knallte. Ihre Suite war halb so groß wie Ashleys. Sie bot denselben Blick, allerdings ohne Balkon.

»Energiegeladen! Hör bloß auf!«, schimpfte Daniel. Er war direkt hinter der Tür stehen geblieben, die Hände in die Hüften gestützt. »Eine bessere Beschreibung als energiegeladen ist dir für unsere Aktivzellen nicht eingefallen? Was hast du eigentlich gemacht da drin... wolltest du, dass er jetzt, zu diesem Zeitpunkt noch einen Rückzieher macht? Und als Krönung des Ganzen tust du so, als wolltest du ihm noch nicht einmal die Hand geben.«

»Wollte ich auch nicht«, sagte Stephanie. Sie setzte sich auf das Sofa.

»Und wieso nicht, verdammt nochmal? Mein Gott!«

»Ich empfinde keinen Respekt für ihn, und außerdem habe ich schon tausend Mal gesagt, dass ich ein schlechtes Gefühl bei der ganzen Sache habe.«

»Du hast eine richtiggehende passive Aggressivität ausgestrahlt, vor jeder Antwort auf eine einfache Frage hast du erst einmal eine Pause gemacht.«

»Hör zu! Ich habe mein Bestes gegeben. Ich wollte ihn nicht anlügen. Denk dran, dass ich sowieso nicht mitkommen wollte. Du hast darauf bestanden.«

Daniel atmete heftig aus. Er starrte Stephanie an. »Manchmal kannst du einem wirklich auf die Nerven gehen.«

»Das tut mir Leid«, sagte Stephanie. »Es fällt mir eben schwer, mich zu verstellen. Und das Auf-die-Nerven-Gehen, das kriegst du auch ganz gut hin. Wenn du das nächste Mal in die Versuchung kommst, mich ›braves Mädchen‹ zu nennen, dann reiß dich gefälligst zusammen.«

KAPITEL 24

Sonntag, 24. März 2002, 10.22 Uhr

Wenn Arztbesuche für Ashley Butler im Lauf der Jahre immer schwieriger geworden waren, weil er dadurch, ohne es zu wollen, an seine eigene Sterblichkeit erinnert wurde, so galt das in noch viel größerem Maße für Krankenhausaufenthalte. Da machte auch seine Ankunft in der Wingate Clinic keine Ausnahme. Sosehr er sich mit Carol während der Fahrt auch über seinen simplen Decknamen lustig gemacht hatte, sosehr er während der Aufnahmeprozedur seinen Charme an die Schwestern und Techniker versprüht hatte, im Innersten hatte er schreckliche Angst. Besonders die Begegnung mit dem Neurochirurgen, Dr. Rashid Nawaz, war eine große Herausforderung für seine zerbrechliche Maske der Unbekümmertheit. Er sah anders aus als in Ashleys Vorstellung, obwohl er seinen Namen, der seine Herkunft eindeutig verriet, gekannt hatte. Vorurteile hatten in Ashleys Gedankenwelt schon immer eine Rolle gespielt, und jetzt waren sie aktiviert. In seiner Vorstellung sollten Gehirnochirurgen groß gewachsene, ernsthafte und gebieterische Gestalten bevorzugt nordischer Herkunft sein. Stattdessen stand er einem kleinen, schmalen, dunkelhäutigen Menschen mit noch dunkleren Lippen und Augen gegenüber. Andererseits sprach er mit einem singenden englischen Akzent, der seine in Oxford genossene Ausbildung widerspiegelte. Und ebenfalls positiv war zu vermerken, dass er Vertrauen und Professionalität gepaart mit einem Schuss Mitgefühl ausstrahlte. Der Mann hatte Verständnis für Ashleys schwierige Situation als Patient kurz vor einem ungewöhnlichen Eingriff, fühlte mit und wirkte gleichzeitig

beruhigend, indem er Ashley versicherte, dass die bevorstehende Operation überhaupt nicht schwierig sei.

Dr. Newhouse, der Anästhesist, entsprach schon eher Ashleys Vorstellungen. Als leicht übergewichtiger Engländer mit rötlichen Wangen ähnelte er jenen weißen Ärzten, mit denen Ashley früher schon zu tun gehabt hatte. Er trug OP-Kleidung, komplett mit Mütze und Atemschutz. Die Schutzmaske war hinten im Nacken zusammengeknotet und baumelte ihm auf der Brust. Um den Hals hing ein Stethoskop und aus seiner Brusttasche schaute eine Kugelschreibersammlung hervor. Eine aus braunen Gummischläuchen bestehende Aderpresse hatte er um den Hosenbund geschlungen.

Mit ermüdender Gründlichkeit war Dr. Newhouse Ashleys Krankengeschichte durchgegangen, besonders in Bezug auf Allergien, Überempfindlichkeiten auf Medikamente und frühere Narkosen. Während er im Rahmen einer flüchtigen körperlichen Untersuchung Ashleys Brustkorb abhörte und mit dem Daumen beklopfte, legte er ihm auch noch eine Infusion. Das geschah mit einer solch erfahrenen Leichtigkeit, dass Ashley fast nichts spürte. Sobald die Flüssigkeit zu Dr. Newhouses Zufriedenheit lief, berichtete er Ashley, dass er ihm nun einen starken intravenösen Beruhigungscocktail verabreichte, der ihn ruhig, zufrieden, vielleicht ein wenig euphorisch und mit Sicherheit schläfrig werden lasse.

»Je schneller, je besser«, hatte Ashley innerlich gerufen. Er wollte endlich ruhiger werden. Seine Angst vor dem bevorstehenden Eingriff hatte ihn in der letzten Nacht kaum schlafen lassen. Und außerdem war es ganz abgesehen von dem psychischen Stress auch kein einfacher Morgen gewesen. Er hatte Daniels Rat befolgt und seine Parkinson-Medikamente nicht genommen. Die Folgen waren schwer wiegender gewesen als erwartet. Er hatte nicht gewusst, wie stark die Mittel seine Symptome tatsächlich unterdrückt hatten. Es war

ihm zum Beispiel nicht gelungen, seine Finger ruhig zu halten. Sie hatten sich ständig im Takt bewegt, als wollten sie Gegenstände in seinen Handflächen hin- und herrollen. Noch schlimmer aber war die Steifheit. Es war ein Gefühl, als steckte er bis zum Hals in Gelatine und würde versuchen, sich zu bewegen. Carol hatte einen Rollstuhl besorgen müssen, um ihn nach unten zu der wartenden Limousine zu schaffen, und zwei Portiers hatten sich abgemüht, um ihn vom Rollstuhl ins Auto zu setzen. Die Ankunft in der Wingate Clinic hatte sich ähnlich schwierig gestaltet und war mit denselben Demütigungen verbunden gewesen. Das einzig Gute an der ganzen Qual war, dass ihn dank seiner Touristenverkleidung anscheinend wirklich niemand erkannt hatte.

Dr. Newhouses intravenöser Cocktail hielt alles, was er versprochen hatte, und noch ein bisschen mehr. Im Augenblick fühlte Ashley sich erheblich zufriedener und ruhiger als nach etlichen großen Gläsern seines Lieblingsbourbons, und das, obwohl er in einem gekachelten Operationssaal auf einem Operationstisch saß, die Lehne so hoch geklappt, dass sie ihm eine sitzende Position ermöglichte, die Arme weit ausgebreitet und an Armstützen festgebunden. Selbst sein Zittern hatte nachgelassen, oder zumindest nahm er es nicht mehr wahr. Er trug ein dünnes Operationshemdchen, die stämmigen, teigig weißen Beine nach vorne gestreckt. Seine bloßen, trockenen Füße mit den sich überkreuzenden Zehen und den gebogenen gelben Zehennägeln zeigten hoch zur Decke. In einem Arm steckte die Infusion und um den anderen war ein Blutdruckmesser befestigt. An seiner Brust waren EKG-Kabel angebracht, die zu einem Gerät führten, dessen Piepsen den Raum erfüllte.

Mit Hilfe eines Maßbandes, eines Stiftes und eines Rasiermessers bereitete Dr. Nawaz Ashleys Kopf für die Montage des stereotaktischen Rahmens vor. Ashley hatte ihn bereits neben einer ganzen Anzahl steriler Instrumente auf

einem zugedeckten Tisch an der Seite entdeckt. Obwohl der Rahmen ihn stark an ein Folterinstrument erinnerte, blieb Ashley in seinem benebelten Zustand davon unbeeindruckt. Auch die Anwesenheit von Dr. Lowell und Dr. D'Agostino, die zusammen mit Dr. Spencer Wingate und Dr. Paul Saunders hinter einem Fenster aufgetaucht waren, das den Blick in den Vorraum des Operationssaales ermöglichte, störte ihn nicht. Die Viererbande trug Operationskleidung und er hatte den Eindruck, dass sie die Vorbereitungen für die Operation als eine Art Privatvergnügen betrachteten. Ashley hätte ihnen gerne zugewunken, aber er konnte nicht. Seine Hände waren ja festgebunden. Abgesehen davon war es schon schwer genug, die Augen offen zu halten, vom Heben der Arme ganz zu schweigen.

»Ich beginne jetzt damit, kleine Stellen an der Seite und am Hinterkopf zu rasieren und vorzubereiten«, sagte Dr. Nawaz. Dabei reichte er den Stift und das Maßband an die Schwester Marjorie Hickam weiter, die als Springerin dafür zu sorgen hatte, dass alles Benötigte griffbereit lag. »An diesen Stellen wird der Rahmen an Ihrem Kopf befestigt, so, wie ich es Ihnen vorhin erklärt habe. Haben Sie verstanden, Mr Smith?«

Es dauerte einen Augenblick, bis Ashley sich an seinen Decknamen erinnert hatte und ihm klar wurde, dass er gemeint war. »Ich glaube schon«, antwortete er mit undeutlicher, gleichförmiger Stimme. »Vielleicht könnten Sie mir auch das Gesicht rasieren, wo Sie gerade dabei sind. Ohne die Medikamente habe ich, so fürchte ich, heute Morgen kaum etwas Vernünftiges zustande gebracht.«

Dr. Nawaz lachte angesichts dieses unerwarteten Scherzes, und die anderen Anwesenden taten es ihm nach, darunter auch die Schwester Constance Bartolo, die Dr. Nawaz am OP-Tisch assistieren sollte. Sie trug bereits Kopfschutz und Handschuhe und stand wie eine Wachsoldatin neben dem Tisch mit dem Rahmen und den Instrumenten.

Ein paar Minuten später trat Dr. Nawaz zurück und betrachtete das Ergebnis seiner Bemühungen. »Ich würde sagen, das sieht ganz gut aus. Ich husche kurz raus und wasche mir die Hände. Anschließend decken wir alles ab und dann können wir anfangen.«

Trotz der grauenhaften Aussicht, in Kürze ein Loch in den Schädel gebohrt zu bekommen, fiel Ashley während der Wartezeit in einen friedlichen, traumlosen Schlummer. Schon bald war er wieder ein bisschen wacher, als sterile Tücher über ihn gebreitet wurden, schlief aber schnell wieder ein. Was ihn ein paar Minuten später erneut aufweckte, war ein plötzlicher, schneidender Schmerz an der rechten Schädelseite. Unter großen Mühen gelang es ihm, seine schweren Augenlider teilweise zu öffnen. Er versuchte sogar, trotz der Fesseln den rechten Arm zu heben.

»Ganz ruhig!«, sagte Dr. Newhouse. Er stand seitlich hinter Ashley. »Es ist alles in Ordnung!« Besänftigend legte er seine Hand auf Ashleys Arm.

»Ich injiziere lediglich ein paar Lokalanästhetika«, erläuterte Dr. Nawaz. »Möglicherweise spüren Sie ein leichtes Stechen an insgesamt vier Stellen.«

»Leichtes Stechen!« Ashley staunte stumm und benommen. Das war wieder einmal typisch Arzt, die Symptome einfach herunterzuspielen. Dabei erinnerte der Schmerz eher an ein glühend heißes Messer, das ihm den Skalp vom Schädel trennte. Doch gleichzeitig fühlte sich Ashley merkwürdig distanziert, als beträfe der Schmerz jemand anderen, während er selbst das Ganze nur aus der Ferne beobachtete. Außerdem war es gut, dass der Schmerz sich jedes Mal schnell verflüchtigte und durch eine vollkommene Gefühllosigkeit an der jeweiligen Stelle ersetzt wurde.

Ashley nahm nur verschwommen wahr, wie ihm der stereotaktische Rahmen übergestülpt wurde. Während des nun folgenden, mehr als halbstündigen Vorgangs wurde der

Rahmen mit Hilfe von Stiften fest auf der äußeren Schicht seines Schädels befestigt. Dabei glitt Ashley immer wieder mühelos in die Bewusstlosigkeit und wieder heraus. Er hatte keinerlei Empfinden für die Vergangenheit, die Zukunft oder den Lauf der Zeit.

»Das müsste halten«, sagte Dr. Nawaz. Er griff nach oben an die kalibrierten Halbkreise, die sich über Ashleys Kopf wölbten, und testete vorsichtig die Stabilität des Rahmens, indem er versuchte, ihn in alle Richtungen zu verschieben. Er rührte sich nicht. Die vier Arretierungsschrauben waren fest am Schädel des Senators verankert. Zufrieden trat Dr. Nawaz einen Schritt zurück, legte die in sterilen Handschuhen steckenden Hände an die verhüllte Brust und räusperte sich. »Miss Hickam, sind Sie bitte so nett und lassen die Röntgenabteilung wissen, dass wir so weit sind?«

Die Schwester, die gerade dabei war, Dr. Newhouse eine neue Flasche mit Infusionsflüssigkeit zu bringen, blieb abrupt stehen. Ihre graublauen Augen gingen zunächst zu ihrer Kollegin Constance, um sich von ihr ein wenig Unterstützung zu holen, bevor sie Dr. Nawaz' Blick begegnete. Für einen kurzen Augenblick fehlten Marjorie die Worte. Sie hatte während ihrer Ausbildung ihre Erfahrungen mit Neurochirurgen, mit ihrem Jähzorn und ihren Wutanfällen im Operationssaal gemacht. Deshalb war sie auf das Schlimmste vorbereitet.

»Hallo«, sagte Dr. Nawaz mit etwas schärferer Stimme, »keine Trödeleien. Es ist Zeit für das Röntgengerät.«

»Aber wir haben gar kein Röntgengerät«, sagte Marjorie zögernd. Sie blickte Hilfe suchend zu Dr. Newhouse hinüber, damit sie nicht die ganze Verantwortung für dieses Problem alleine tragen musste.

»Was soll das heißen, Sie haben kein Röntgengerät?«, wollte Dr. Nawaz wissen. »Dann besorgen Sie eins, und zwar möglichst schnell, weil wir nämlich ansonsten einpacken und

nach Hause gehen können! Wie soll ich denn ohne Röntgengerät eine Implantation im Schädelinneren vornehmen?»

»Marjorie möchte damit sagen, dass diese beiden Operationssäle nicht mit einem Röntgengerät ausgestattet sind«, schaltete sich Dr. Newhouse ein. »Sie wurden in erster Linie auf reproduktionsmedizinische Eingriffe ausgelegt, das heißt, sie verfügen über ein hochmodernes Ultraschallsystem. Wäre Ihnen das vielleicht eine Hilfe?»

»Auf gar keinen Fall!«, schimpfte Dr. Nawaz. »Ultraschall nützt überhaupt nichts. Ich brauche ein voll funktionsfähiges Röntgengerät, damit ich die genauen Abmessungen ermitteln kann. Das dreidimensionale Referenzraster des Rahmens muss zum Gehirn des Patienten ins Verhältnis gesetzt werden. Sonst könnten wir ja gleich im Dunkeln operieren. Ich brauche ein paar gottverdammte Röntgenstrahlen. Wollen Sie mir etwa weismachen, Sie hätten nicht einmal ein transportables Gerät?»

»Leider nein!«, sagte Dr. Newhouse. Er winkte Paul Saunders durch das Fenster hindurch zu, er solle hereinkommen.

Paul streckte mit vorgehaltenem Atemschutz den Kopf zur Tür herein. »Gibt es Schwierigkeiten?»

»Das können Sie laut sagen«, beschwerte sich Dr. Nawaz wütend. »Ich habe soeben erfahren, dass es hier kein Röntgengerät gibt.«

»Aber wir haben ein Röntgengerät. Wir haben sogar einen Kernspintomografen.«

»Also gut, dann schaffen Sie das verdammte Ding hier rein!«, befahl Dr. Nawaz ungeduldig.

Paul betrat den Vorraum des Operationssaal, und schaute durch das Fenster zu den anderen hinaus. Er winkte ihnen, hereinzukommen, und das taten sie auch, jeder mit vorgehaltener Schutzmaske, genau wie er.

»Es gibt ein Problem, mit dem niemand gerechnet hat«, sagte Paul. »Rashid braucht ein Röntgengerät, aber der OP ist nicht damit ausgestattet und wir haben kein transportables Gerät.«

»Oh, um Gottes willen! Soll das etwa das Ende sein, nach all diesen Mühen?«, fragte Daniel theatralisch. Dann fuhr er fort, den Blick direkt auf den Neurochirurgen gerichtet: »Wieso haben Sie nichts davon gesagt, dass Sie ein Röntgengerät brauchen?«

»Wieso haben Sie mir nicht gesagt, dass Sie keins haben?«, gab Dr. Nawaz zurück. »Ich hatte bislang noch nie das zweifelhafte Vergnügen, in einem OP ohne Röntgengerät zu arbeiten.«

»Denken wir einen Augenblick darüber nach, ohne uns aufzuregen«, schlug Paul vor. »Es muss doch eine Lösung geben.«

»Da gibt es nichts nachzudenken«, fauchte Dr. Nawaz. »Ohne Röntgenstrahlen kann ich eine Injektion ins Gehirn nicht lokalisieren. So einfach ist das.«

Mit Ausnahme der metronomisch piepsenden Herzüberwachung versank der Saal in gespannter Stille. Keiner schaute dem anderen in die Augen. Niemand rührte sich.

»Warum bringen wir den Patienten nicht ins Röntgenzimmer?«, schlug Spencer plötzlich vor. »Es ist ja nicht weit entfernt.«

Die anderen hatten auch schon daran gedacht, hatten die Idee aber wieder verworfen. Jetzt zogen sie die Vorstellung erneut in Erwägung. Einen Patienten während des Eingriffs aus dem OP ins Röntgenzimmer zu transportieren war sicherlich alles andere als Routine, und doch war es unter den gegebenen Umständen nicht völlig ausgeschlossen. Die Einrichtung war nagelneu und praktisch leer, sodass belastende Keime eine weit geringere Gefährdung darstellten als im Normalfall, zumal der Schädelknochen noch nicht durchstoßen war.

»Ich muss zugeben, das klingt vernünftig«, sagte Daniel optimistisch. »Wir sind genügend Helfer, wir können alle mit anpacken.«

»Wie sehen Sie das, Rashid?«, wollte Paul wissen.

Dr. Nawaz zuckte mit den Schultern. »Das könnte klappen, vorausgesetzt wir lassen den Patienten auf dem OP-Tisch. Da er sitzt und der stereotaktische Rahmen schon befestigt ist, wäre es nicht ratsam, ihn auf eine Bahre und wieder herunter zu heben.«

»Der OP-Tisch hat Räder«, warf Dr. Newhouse zur Erinnerung für alle ein.

»Packen wir's an!«, sagte Paul. »Marjorie, alarmieren Sie die Röntgenassistentin, dass wir auf dem Weg zu ihr sind.«

Es dauerte ein paar Minuten, bis Dr. Newhouse Ashley von der Herzüberwachung getrennt und seine Arme losgebunden hatte. Im gestreckten Zustand hätten sie unmöglich durch die Tür gepasst. Als alles fertig war und Ashleys Hände sicher in seinem Schoß ruhten, löste Dr. Newhouse mit dem Fuß die Feststellbremse. Dann rollten sie den OP-Tisch – Dr. Newhouse schiebend, Marjorie und Paul ziehend – in den Flur hinaus. Mit Ausnahme der Schwester, die im Vorraum blieb, strömten alle anderen hinterher. Ashley schlief weiter, ohne jedes Bewusstsein für das sich anbahnende Drama, obwohl er aufrecht saß und immer wieder durchgerüttelt wurde. Mit dem futuristisch anmutenden stereotaktischen Rahmen, der auf seinen Kopf montiert war, hätte er genauso gut ein schlafender Schauspieler in einem Sciencefictionfilm sein können.

Sobald sie im Korridor waren, wollten alle außer Dr. Nawaz beim Schieben helfen, obwohl das kaum notwendig war. Der OP-Tisch rollte leicht über den harten, betonähnlichen Fußboden. Nur das beträchtliche Gewicht verursachte ein leichtes Rumpeln. Als die Gruppe das Röntgenzimmer erreichte, entspann sich eine Diskussion darüber, ob Ashley vom OP-Tisch auf den Röntgentisch gelegt werden sollte.

Nach Abwägung von Pro und Kontra wurde entschieden, dass es das Beste sei, ihn auf dem OP-Tisch zu lassen.

Dr. Nawaz legte eine schwere Bleischürze an, da er während der Aufnahmen höchstpersönlich Ashleys Kopf ausrichten und stützen wollte. Alle anderen zogen sich nach draußen in den Flur zurück. Ashley bekam von alledem nichts mit.

»Er wird erst dann wieder zurückgeschoben, wenn die Filme entwickelt sind«, sagte Dr. Nawaz zu der Röntgenassistentin, als sie hereinkam, um die belichteten Platten abzuholen. »Ich will absolut sichergehen, dass die Aufnahmen brauchbar geworden sind.«

»Dauert nur ein Minütchen«, sagte die Assistentin munter.

Dr. Newhouse kam zurück ins Röntgenzimmer und überprüfte Ashleys Zustand. Paul und Spencer begleiteten die Röntgenassistentin, um auf die entwickelten Filme zu warten. Daniel und Stephanie waren unverhofft einen Augenblick lang allein.

»Das Ganze kommt mir vor wie eine Komödie, in der alles schief geht, nur, dass es überhaupt nicht witzig ist«, flüsterte Stephanie und schüttelte empört den Kopf.

»Das finde ich nicht fair«, flüsterte Daniel zurück. »Für das Missverständnis mit dem Röntgengerät kann niemand was. Ich kann beide Seiten verstehen, und außerdem ist das jetzt schon wieder Schnee von gestern. Die Röntgenbilder sind gemacht, der Eingriff kann also planmäßig weitergehen.«

»Pfff«, gab Stephanie zurück. »Es spielt keine Rolle, ob jemand etwas dafür kann. Die ganze Sache ist und bleibt verkorkst, und zwar von Anfang an, von diesem schicksalhaften, regnerischen Abend in Washington bis heute. Ich frage mich ständig, was noch alles schiefgehen kann.«

»Lass uns versuchen, ein bisschen mehr Optimismus an den Tag zu legen«, zischte Daniel. »Das Ende ist in Sicht.«

Paul und Spencer kamen aus dem Entwicklerraum, die Röntgenassistentin folgte ein paar Schritte dahinter. Paul hielt

die Aufnahmen fest in der Hand. »Ich finde, sie sehen gut aus«, sagte er im Vorbeigehen zu Daniel und Stephanie und betrat das Röntgenzimmer. Die anderen folgten ihm. Paul hängte die Aufnahmen vor den Bildbetrachter, schaltete das Licht ein und trat zur Seite. Die Bilder zeigten Ashleys Schädel, umgeben von den schattenhaften Umrissen des stereotaktischen Rahmens.

Dr. Nawaz trat näher und untersuchte jede einzelne Aufnahme sorgfältig. Dabei orientierte er sich hauptsächlich an den verschwommenen Schatten, die Ashleys mit Flüssigkeit gefüllte Hirnkammern repräsentierten. Einen Augenblick lang sagte niemand ein Wort. Das einzige Geräusch waren Ashleys tiefe Atemzüge, die nur kurz von den Pumpgeräuschen aus Dr. Newhouses Blutdruckmessgerät überlagert wurden.

»Nun?«, wollte Paul wissen.

Dr. Nawaz nickte zögerlich seine Zustimmung. »Sie sehen gut aus. Damit müsste es gehen.« Er holte einen Filzstift, einen Winkelmesser und ein Präzisionslineal aus Metall hervor. Mit großer Sorgfalt machte er auf jeder Aufnahme einen bestimmten Bereich ausfindig und markierte ihn mit einem kleinen X. »Das hier ist unser Ziel: die Zona compacta der Substantia nigra auf der rechten Seite des Mittelhirns. Jetzt muss ich noch die x-, y- und z-Koordinaten ermitteln.« Er fing an, auf den Röntgenbildern Linien zu ziehen und Winkel zu messen.

»Wollen Sie das hier machen?«, fragte Paul.

»Das ist ein guter Bildbetrachter«, antwortete Dr. Nawaz gedankenverloren.

»Wir sollten den Patienten in den OP zurückbringen«, sagte Dr. Newhouse. »Es wäre mir wohler, wenn er wieder an die Herzüberwachung angeschlossen wird.«

»Gute Idee«, sagte Paul. Unverzüglich trat er an das Fußende des OP-Tisches, um mit anzupacken. Dr. Newhouse lockerte die Feststellbremse an den Rädern.

Daniel und Stephanie blickten Dr. Nawaz über die Schulter und beobachteten mit atemloser Spannung, wie er die Koordinaten für die Implantationsspritze einzeichnete. Die Spritze würde später mit Hilfe einer Führungsschiene so am Rahmen befestigt werden, dass sie nicht verrutschen konnte.

Mit Paul am vorderen und Dr. Newhouse am hinteren Ende manövierten sie den OP-Tisch aus dem Röntgenraum hinaus. Dr. Newhouse hatte eine Hand auf Ashleys Schulter gelegt, damit er durch die Bewegung nicht aus dem Gleichgewicht geriet. Das war zwar wahrscheinlich gar nicht notwendig, da er vorhin schon Ashleys Brustkorb mit Klebeband an der hochgekurbelten Rückenlehne des OP-Tischs befestigt hatte, aber er wollte auf Nummer sicher gehen.

Als sie draußen im Flur waren, drehte Paul sich nach vorne, behielt die Hand aber am Fußende des OP-Tisches in seinem Rücken. Das war einfacher, als zu versuchen, rückwärts zu gehen. Er zog zwar immer noch an dem Tisch, aber sein Hauptaugenmerk war auf das Lenken gerichtet, da der OP-Tisch mit seinen vier Rollen zum Ausbrechen neigte. Marjorie ging daneben her. Sie hielt eine Infusionsflasche in die Höhe, war aber ständig darauf gefasst, Ashley zu stützen, falls das notwendig werden sollte. Spencer bildete die Nachhut und gab gelegentliche Anweisungen, die von allen ignoriert wurden.

»Er sieht nicht besonders gut aus«, bemerkte Dr. Newhouse im Schein der Flurbeleuchtung. »Beeilen wir uns!«

Sie beschleunigten ihre Schritte.

»Er hat schon bleich ausgesehen, als er hier angekommen ist«, sagte Spencer. »Ich finde nicht, dass er sich verändert hat.«

»Ich will ihn wieder an die Überwachung anschließen«, sagte Dr. Newhouse.

»Wir sind da!«, gab Paul bekannt, während er die Tür zum Operationssaal aufstieß. Er ging hindurch, ohne sich nach dem OP-Tisch umzudrehen. In der Eile versäumte er es, den Tisch

gerade auszurichten, sodass er schräg auf die Türöffnung zurollte und mit einer der vorderen Ecken so heftig gegen den metallenen Türrahmen stieß, dass Ashleys Oberkörper mit Wucht an dem Klebeband zertr, das seinen Brustkorb am Tisch festhielt. Durch die Trägheit des stereotaktischen Rahmens kippte Ashleys Kopf mit einer leichten zeitlichen Verzögerung schräg nach vorne. Sowohl Dr. Newhouse als auch Marjorie reagierten sofort und griffen nach Ashleys Armen, die durch den Aufprall ebenfalls hochgerissen worden waren.

»Meine Güte!«, platzte Dr. Newhouse heraus.

»Tut mir Leid«, sagte Paul schuldbewusst. Da er in erster Linie für die Steuerung zuständig war, traf ihn auch am ehesten die Schuld für den Zusammenprall.

»Ist das stereotaktische Gerät gegen den Türpfosten gestoßen?«, wollte Dr. Newhouse wissen, während er Ashleys Hand wieder zurück in seinen Schoß legte.

»Nein, ist es nicht«, sagte Marjorie, die sich auf der Seite befand, wo die Kollision stattgefunden hatte. Sie hätte das Ganze vielleicht verhindern können, hätte sie die Gefahr rechtzeitig bemerkt. Aber es war alles so schnell gegangen. Sie ließ Ashleys Arm los, um die Ecke des OP-Tisches vom Türpfosten wegzuschieben.

»Na, wenigstens das, Gott sei Dank«, sagte Dr. Newhouse. »Zumindest haben wir ihn nicht unsteril gemacht, sonst hätten wir wieder von vorne anfangen können.«

Constance kam von ihrem Standort beim Waschtisch herübergeeilt. Während alle anderen zum Röntgen gegangen waren, hatte sie die OP-Schürze und die Handschuhe anbehalten und konnte den Rahmen nun anfassen und vorsichtig zusammen mit Ashleys Kopf wieder aufrichten und stützen, ohne ihn irgendwelchen Keimen auszusetzen.

»Bin ich schon fertig?«, fragte Ashley. Es klang, als wäre er betrunken. Der Zusammenprall hatte ihn aus seinem

medikamentösen Schlummer gerissen. Er versuchte die Augen aufzuschlagen, jedoch mit mäßigem Erfolg. Seine Lider schafften es nur mit Mühe bis zur Hälfte. Dann spürte er das seltsame Gewicht auf seinem Kopf und wollte schon nach oben greifen und es befühlen. Dr. Newhouse schnappte nach seinem erhobenen Arm, während Marjorie den anderen festhielt.

»Bringen Sie den Tisch in die richtige Position«, ordnete Dr. Newhouse an.

Paul schob den Tisch in die Mitte des Saales. Er half Dr. Newhouse beim Anbringen der Armstützen. Einen Augenblick später waren Ashleys Arme wieder vernünftig festgebunden. Ashley war ihnen behilflich, indem er sofort wieder einschlief. Dr. Newhouse reichte Marjorie die EKG-Kabel und sie verband sie mit dem elektronischen Messgerät. Bald schon wurde die gespannte Stille im Saal vom regelmäßigen und beruhigenden Piepsen der Herzüberwachung durchdrungen. Dr. Newhouse kontrollierte den Blutdruck und nahm dann das Stethoskop ab. »Alles in Ordnung«, sagte er.

»Ich hätte besser aufpassen müssen«, sagte Paul.

»Nichts passiert«, erwiderte Dr. Newhouse. »Der Rahmen ist nicht beschädigt worden. Wir sagen Dr. Nawaz Bescheid, damit er es noch einmal überprüfen kann. Fühlt er sich stabil an, Constance?«

»Bombenfest«, sagte Constance, die den Rahmen noch immer festhielt.

»Gut«, sagte Dr. Newhouse. »Ich glaube, Sie können jetzt loslassen. Danke für Ihre Hilfe.«

Constance ließ vorsichtig los. Der Rahmen blieb, wo er war. Dann kehrte sie wieder an ihren Platz neben dem Waschtisch zurück.

»Ich nehme an, was die Gesichtsfarbe des Patienten betrifft, da hatten Sie Recht«, rief Dr. Newhouse Spencer zu. »Sein Herz-Kreislauf-System ist unverändert stabil. Aber ich glaube,

ich schließe trotzdem ein Puls-Oximeter an. Marjorie, könnten Sie mir aus der Anästhesie eines holen?«

»Kein Problem«, sagte Marjorie und verschwand durch die Tür ins Nebenzimmer.

Hinter dem Fenster zum Flur hin tauchte eine Gestalt auf, die Pauls Aufmerksamkeit erregte. Der Mann trug zwar OP-Kleidung und eine Gesichtsmaske, aber er hatte Kurt Hermann sofort erkannt. Pauls Puls fing sofort wieder an zu rasen, nachdem er sich gerade erst von der Kollision des OP-Tisches mit dem Türrahmen erholt hatte. Paul war nervös. Es war höchst ungewöhnlich, dass Kurt Hermann sich überhaupt außerhalb des Verwaltungsgebäudes, wo sich sein Büro befand, sehen ließ, erst recht nicht im OP-Trakt. Es musste etwas Schwerwiegendes vorgefallen sein, besonders, da der ansonsten so zurückhaltende Kurt Paul zuwinkte, er solle in den Flur hinaus kommen.

Paul ging ohne Umschweife durch die Tür und betrat den Flur. »Was ist los?«, fragte er erwartungsvoll.

»Ich muss mit Ihnen und Dr. Wingate sprechen, unter sechs Augen.«

»Worüber?«

»Die Identität des Patienten. Er hat keine Mafiaverbindungen.«

»Oh, tatsächlich?« Pauls Stimme klang erleichtert. Das Letzte, was er erwartet hatte, waren gute Neuigkeiten. »Wer ist es?«

»Wieso holen Sie nicht Dr. Wingate dazu?«

»Okay! Einen Augenblick!«

Paul ging in den OP zurück und flüsterte Spencer etwas ins Ohr. Spencers Augenbrauen wanderten in die Höhe. Er schaute demonstrativ durch das Fenster zu Kurt hinaus, als könnte er nicht glauben, was Paul ihm gerade erzählt hatte. Ohne zu zögern, folgte er Paul zurück in den Flur. Kurt signalisierte ihnen, sie sollten ihm in den Lagerraum des OP folgen. Dort

angekommen, versicherte er sich, dass die Tür geschlossen war. Dann drehte er sich um und fixierte seine Vorgesetzten. Er hielt von keinem der beiden besonders viel, zumal er nie so genau wusste, wer denn nun eigentlich das Sagen hatte.

»Nun?«, meinte Spencer. Er hatte nicht so viel Geduld mit Kurt wie Paul. »Wollen Sie es uns jetzt sagen oder nicht? Wer ist es?«

»Zunächst ein wenig Hintergrund«, sagte Kurt in seinem knappen, militärischen Stil. »Vom Fahrer der Limousine habe ich erfahren, dass er den Patienten und seine Begleiterin im Atlantis Resort abgeholt hat. Durch meine Kontakte zu Angestellten des Atlantis, die mir die örtliche Polizei vermittelt hat, habe ich herausgefunden, dass sie in der Poseidonsuite wohnen, eingetragen auf den Namen Carol Manning aus Washington, D.C.«

»Carol Manning?«, fragte Spencer. »Nie von ihm gehört? Wer, zum Teufel, ist das?«

»Carol Manning ist eine Frau«, sagte Kurt. »Ich habe einem Freund auf dem Festland Bescheid gesagt, und er hat ihren Namen durch seinen Computer laufen lassen. Sie ist die Stabschefin von Senator Ashley Butler. Dann habe ich mit der bahamaischen Einwanderungsbehörde Kontakt aufgenommen: Senator Butler ist gestern auf der Insel eingetroffen. Ich bin daher überzeugt, dass es sich bei dem Patienten um den Senator handelt.«

»Senator Butler! Natürlich!«, sagte Spencer und schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Wisst ihr, heute Morgen habe ich noch gedacht, dass er mir irgendwie bekannt vorkommt, aber ich habe sein Gesicht einfach nicht mit dem Senator zusammenbekommen, zumindest nicht in dieser lächerlichen Touristenaufmachung.«

»Mist!«, schimpfte Paul. Er stemmte die Hände in die Hüften und ging in dem winzigen Lagerraum auf und ab. »Zuerst unternehmen wir all diese Anstrengungen, um herauszufinden,

wer er ist, und dann stellt sich heraus, dass er ein beknackter Politiker ist. Das war's dann wohl mit dem dicken Geld.«

»Wir sollten jetzt lieber nichts überstürzen«, sagte Spencer.

»Und wieso nicht, verdammt?«, sagte Paul. Er blieb stehen und schaute Spencer an. »Wir haben fest damit gerechnet, dass der geheimnisvolle Fremde reich und berühmt ist, also so was wie ein Filmstar, ein Rockstar, ein Spitzensportler oder zumindest ein prominenter Geschäftsmann. Aber doch bestimmt kein Politiker!«

»Es gibt solche und solche Politiker«, sagte Spencer. »Was für uns interessant sein könnte, ist, dass es Gerüchte gibt, dass Butler sich wie ein Haufen anderer auch um die demokratische Präsidentschaftskandidatur bemühen will.«

»Aber Politiker haben kein Geld«, sagte Paul. »Zumindest kein eigenes.«

»Aber sie haben Kontakte zu Leuten mit sehr viel Geld«, erwiderte Spencer. »Und das zählt, speziell bei ernsthaften Präsidentschaftsbewerbern. Wenn sich die Kandidatenflut bei den Demokraten lichtet – und das wird ja irgendwann der Fall sein –, dann ist plötzlich eine Menge Geld im Umlauf. Und wenn Butler sich bewirbt und sich am Anfang gut schlägt, dann könnten wir immer noch mit einem Geldsegen rechnen.«

»Das sind aber sehr viele Wenns«, sagte Paul mit spöttischem, ungläubigem Lächeln. »Aber ungeachtet dessen bin ich sehr zufrieden mit dem, was wir haben. Geldsegen hin oder her, ich habe einen tiefen Einblick in das HTSR-Verfahren bekommen, wovon wir in großem Umfang profitieren werden, und das zusätzlich zu den fünfundvierzig Riesen, die ja auch nicht zu verachten sind. Also bin ich zufrieden, besonders, weil Dr. Lowell diese Erklärung unterschrieben hat. Er wird nicht abstreiten können, was er hier gemacht hat, und ich werde ihn gehörig unter Druck setzen, damit dieser Artikel im *New England Journal of Medicine* erscheint, komplett, einschließlich des Kniffs mit dem Turiner

Grabtuch. Von der Publicity werden wir langfristig auf jeden Fall profitieren, und dafür ist ein Politiker mindestens so gut wie irgendein anderer Prominenter, vielleicht sogar noch besser.«

»Ich werde mich jetzt wieder meinen eigentlichen sicherheitstechnischen Aufgaben widmen«, sagte Kurt. Er hatte nicht vor, hier noch länger herumzustehen und sich das Gelabere dieser beiden Komiker anzuhören. Er ging zur Tür und zog sie auf.

»Danke, dass Sie uns den Namen besorgt haben«, sagte Paul.

»Ja, genau, danke«, fügte Spencer hinzu. »Wir werden auch versuchen, nicht mehr daran zu denken, dass Sie einen Monat dafür gebraucht haben und im Verlauf der Suche jemanden umbringen mussten.«

Kurt warf Spencer noch einen kurzen, stechenden Blick zu, dann war er verschwunden. Der Schließautomatismus ließ die Tür ins Schloss schnappen.

»Dieser letzte Kommentar war unter der Gürtellinie«, beschwerte sich Paul.

»Ich weiß«, sagte Spencer und winkte ab. »Ich wollte nur witzig sein.«

»Du weißt seine Dienste für uns einfach nicht richtig zu würdigen.«

»Da hast du wahrscheinlich Recht«, pflichtete Spencer ihm bei.

»Das wird sich aber ändern, wenn unsere Kapazitäten erst einmal ausgelastet sind. Dann wird die Sicherheit eine zentrale Rolle spielen, das kannst du mir glauben!«

»Schon möglich, aber jetzt lass uns erst mal wieder zu der Implantation zurückgehen. Hoffentlich läuft es von nun an reibungslos.« Spencer zog die Tür auf und wollte schon hinausgehen.

»Einen Augenblick noch!«, sagte Paul und griff nach Spencers Arm. »Mir ist gerade etwas eingefallen: Senator

Ashley Butler ist der Wortführer derjenigen, die Lowells HTSR-Verfahren verbieten wollen. Also, wenn das keine Ironie ist, angesichts der Tatsache, dass er jetzt von dem Verfahren profitieren wird.«

»Ich würde sagen, das ist eher Heuchelei als Ironie«, erwiderte Spencer. »Er und Lowell müssen da irgendeine geheime Absprache getroffen haben.«

»So muss es sein, und wenn das stimmt, dann ist das ein gutes Omen für unseren Geldsegen, weil sie dann beide großes Interesse haben müssten, ihr tiefes, dunkles Geheimnis zu bewahren.«

»Ich glaube, wir haben die Zügel fest in der Hand«, sagte Spencer und nickte. »Aber jetzt nichts wie zurück in den OP, damit es nicht noch mehr Probleme gibt und die Implantation stattfinden kann. Gut, dass wir bei diesem ganzen Röntgenkuddelmuddel in der Nähe waren.«

»Wir müssen uns ein tragbares Röntgengerät besorgen.«

»Erst mal langsam, bis wieder ein bisschen Geld in der Kasse ist, falls du nichts dagegen hast.«

Vor der Tür zum OP angekommen, zögerte Spencer noch einmal kurz. Er drehte sich zu Paul um. »Ich glaube, es wäre gut, wenn wir die wahre Identität des Senators vorerst für uns behalten.«

»Natürlich«, erwiderte Paul. »Das versteht sich doch von selbst.«

KAPITEL 25

Sonntag, 24. März 2002, 11.45 Uhr

Tony D'Agostino fühlte sich wie gefangen in einem bösen Traum, unfähig daraus zu erwachen, als er wieder einmal vor dem Klempnerbedarfsgeschäft der Castigliano-Brüder vorfuhr. Darüber hinaus war es ein kalter, regnerischer Sonntagvormittag Ende März, und es gab ungefähr tausend Dinge, die er jetzt lieber gemacht hätte, wie zum Beispiel gemütlich im Café Cosenza in der Hanover Street zu sitzen, einen Cappuccino zu schlürfen und Cannoli zu essen.

Nachdem Tony die Wagentür aufgeklappt hatte, spannte er zunächst seinen Schirm auf. Erst dann stieg er aus. Aber er wurde trotz dieser Bemühungen nass. Der Wind wirbelte die Regentropfen herum, sodass sie aus allen Richtungen zugleich kamen. Es war sogar schwierig, den Schirm so festzuhalten, dass er ihm nicht aus der Hand gerissen wurde.

Im Laden schüttelte Tony die Regentropfen ab, wischte sich mit dem Handrücken die Stirn und lehnte den Regenschirm an die Wand. Als er an der Theke vorbeikam, hinter der Gaetano normalerweise seiner Arbeit nachging, stieß er einen unterdrückten Fluch aus. Er hatte nicht den leisesten Zweifel, dass Gaetano es schon wieder versaut hatte, und er hatte gehofft, dem Muskelprotz persönlich zu begegnen, um ihm kräftig die Meinung geigen zu können.

Die Tür zum hinteren Büro war wie üblich unverschlossen, und Tony trat nach flüchtigem Anklopfen ein, ohne eine Reaktion abzuwarten. Beide Castiglianos saßen an ihren Schreibtischen, deren überladene Tischplatten von zwei identischen Schreibtischlampen mit grünen Lampenschirmen beschienen wurden. Die schwere Wolkendecke ließ nur wenig

Licht durch die schmutzigen, kleinen Fensterscheiben dringen, die hinaus auf den Sumpf zeigten.

Die Castiglianos blickten gleichzeitig auf. Sal war gerade dabei gewesen, mit Hilfe eines Stapels zerknitterter Notizzettel Eintragungen in ein altmodisches Kassenbuch vorzunehmen. Lou legte eine Patience. Leider war Gaetano nirgendwo zu sehen.

Entsprechend dem üblichen Ritual begrüßte Tony jeden der Zwillinge mit einem klatschenden Handschlag und setzte sich dann auf das Sofa. Er lehnte sich weder an, noch knöpfte er den Mantel auf. Er hatte nicht vor, lange zu bleiben. Er räusperte sich. Niemand hatte bisher ein Wort gesagt, und das war seltsam, zumal er eigentlich derjenige war, der vorgehabt hatte, sich verärgert zu zeigen.

»Meine Mutter hat gestern Abend mit meiner Schwester telefoniert«, begann Tony. »Und ich muss euch sagen, dass ich ein bisschen durcheinander bin.«

»Ach, tatsächlich?«, fragte Lou mit einer Spur Häme zurück. »Willkommen im Club!«

Tony blickte vom einen Zwilling zum anderen. Plötzlich war ihm klar, dass beide Castiglianos die gleiche miese Laune hatten wie er. Lou besaß sogar die Frechheit, sich sofort wieder seiner Patience zuzuwenden. Dabei knallte er jede einzelne Karte auf die Tischplatte. Tony schaute Sal an, und Sal stierte zurück. Kränklich grünes Licht fiel von unten her auf Sals hageres Gesicht und ließ ihn noch unheimlicher wirken als sonst. Er hätte genauso gut eine Leiche sein können.

»Warum erzählst du uns nicht einfach, warum du ein bisschen durcheinander bist?«, schlug Sal herablassend vor.

»Ja, genau, das würde uns nämlich echt interessieren«, fügte Lou hinzu, ohne sein Kartenspiel zu unterbrechen. »Besonders, weil du uns praktisch gezwungen hast, hundert Riesen für die Gaunereien deiner Schwester auszuspuken.«

Tony, durch diesen kühlen Empfang leicht verschreckt, lehnte sich zurück. Plötzlich war ihm warm geworden, und er machte den Mantel auf. »Ich habe niemanden gezwungen«, sagte er indigniert, aber noch während er diese Worte aussprach, stellte sich ein unangenehmes Gefühl der Verwundbarkeit ein. Zu spät stellte er sich die Frage, ob es klug gewesen war, das abgelegene Büro der Zwillinge ohne Schutz oder sonstige Absicherung aufzusuchen. Er hatte keine Waffe dabei, und das war nicht ungewöhnlich. Er trug fast nie eine, die Zwillinge wussten das. Aber natürlich verfügte er im Rahmen seiner Organisation über ein paar schlagkräftige Männer, genau wie die Castiglianos, und so jemanden hätte er mitbringen sollen.

»Du hast uns immer noch nicht erzählt, wieso du ein bisschen durcheinander bist«, sagte Sal, ohne auf Tonys Widerspruch einzugehen.

Tony räusperte sich erneut. Angesichts seines wachsenden Unbehagens hielt er es für besser, seinen Zorn zu dämpfen. »Ich bin ein bisschen durcheinander, weil ich mich frage, was Gaetano auf seinem letzten Trip nach Nassau wohl gemacht hat. Vor einer Woche hat meine Mutter mir erzählt, dass sie meine Schwester nur mit Mühe ans Telefon bekommen hat. Und als es dann so weit war, da hat sich meine Schwester merkwürdig verhalten, als ob irgendwas Schlimmes passiert sei. Sie wollte aber erst darüber sprechen, wenn sie wieder zu Hause ist, und das sei schon bald der Fall. Da habe ich natürlich gedacht, Gaetano hätte seinen Auftrag erledigt und der Professor war einmal. Tja, aber gestern Abend hat meine Mutter wieder mal bei meiner Schwester angerufen, nachdem sie zu Hause nicht aufgetaucht war, und dieses Mal war sie, wie meine Mutter sich ausgedrückt hat, ›ganz die Alte‹. Sie und der Professor seien immer noch in Nassau, aber in ein paar Tagen würden sie nach Hause kommen. Ich meine, was soll das denn heißen?«

Ein paar spannungsgeladene Minuten lang sagte niemand ein Wort. Das einzige Geräusch waren Lous Karten, die in regelmäßigen Abständen auf den Tisch knallten, und die Schreie der Möwen draußen im Sumpf.

Tony blickte sich betont auffällig im Zimmer um, das trotz der Mittagszeit weitgehend im Schatten lag. »Da wir gerade von Gaetano sprechen... wo ist er eigentlich?« Das Letzte, was Tony erleben wollte, war ein Überraschungsbesuch des Handlangers der Zwillinge.

»Das fragen wir uns auch schon die ganze Zeit«, sagte Sal.

»Was, zum Teufel, soll das denn heißen?«

»Gaetano ist noch nicht aus Nassau zurück«, sagte Sal. »Er ist desertiert. Wir haben keinen Pieps von ihm gehört, seitdem du das letzte Mal hier warst, genauso wenig wie sein Bruder und seine Schwägerin, denen er sehr nahe steht. Niemand hat auch nur einen gottverdammten Furz von ihm gehört.«

Wenn Tony vorher schon gedacht hatte, er sei durcheinander, dann war er jetzt vollkommen ratlos. Er hatte in letzter Zeit zwar manches an Gaetano auszusetzen gehabt, aber er respektierte ihn als einen erfahrenen Profi, und angesichts seiner Einbindung in eine Mafiafamilie war Tony davon ausgegangen, dass Gaetanos Loyalität über jeden Zweifel erhaben war. Sein spurloses Verschwinden ergab überhaupt keinen Sinn.

»Ich muss nicht extra betonen, dass auch wir ein winziges bisschen verdutzt sind.«

»Habt ihr irgendwelche Nachforschungen angestellt?«, wollte Tony wissen.

»Nachforschungen?«, fragte Lou sarkastisch zurück und blickte schließlich doch von seiner Patience auf. »Wieso sollten wir so was Bescheuertes machen? Verdammt nochmal, nein! Wir haben Tag für Tag nur hier gehockt, uns die Fingernägel wund gekaut und darauf gewartet, dass das Telefon klingelt.«

»Wir haben die Sprianos in New York angerufen«, sagte Sal, ohne auf den sarkastischen Tonfall seines Bruders einzugehen. »Das sind entfernte Verwandte von uns, falls du's noch nicht weißt. Die überprüfen das für uns. Und außerdem schicken sie uns einen neuen Assistenten, der morgen oder so hier eintreffen müsste. Von ihnen haben wir auch schon Gaetano bekommen.«

Ein Angstschauer kroch langsam Tonys Wirbelsäule empor. Er wusste, dass die Sprianos eine der mächtigsten und skrupellosesten Familien der gesamten Ostküste waren. Er hatte keine Ahnung gehabt, dass die Castiglianos mit ihnen in Verbindung standen, aber dadurch erschien ihm alles plötzlich in einem unheilvolleren und beängstigenderen Licht. »Was ist mit den Kolumbianern in Miami, die die Kanone besorgen sollten?«, fragte er, um das Thema zu wechseln.

»Die haben wir auch angerufen«, sagte Sal. »Du weißt ja, dass sie nie besonders kooperativ sind, aber sie haben gesagt, sie würden sich darum kümmern. Wir haben also unsere Fühler ausgestreckt. Wir wollen natürlich wissen, wo der Idiot sich verkrochen hat und wieso.«

»Fehlt etwas von dem Geld?«, fragte Tony.

»Nichts, was Gaetano hätte mitgehen lassen können«, lautete Sals rätselhafte Antwort.

»Seltsam«, bemerkte Tony, weil ihm nichts anderes einfiel. Er wusste nicht, was Sal meinte, aber er hatte auch nicht vor zu fragen. »Tut mir Leid, dass ihr solche Schwierigkeiten habt.« Er rutschte auf die Sofakante, als wollte er gleich aufstehen.

»Das ist mehr als seltsam«, meinte Sal spöttisch. »Und ›tut mir Leid‹ reicht uns nicht. Wir haben in den letzten Tagen alles durchgesprochen und ich finde, wir sollten dich wissen lassen, wie es uns geht. Letztendlich machen wir dich für diesen ganzen Schlamassel mit Gaetano verantwortlich, egal, wie es schließlich ausgeht. Das Gleiche gilt für unsere einhundert Riesen, die wir einschließlich Zinsen zurückhaben wollen. Die Zinsen berechnen sich nach unserem üblichen Satz beginnend

mit dem Tag der Übergabe und sind nicht verhandelbar. Und noch ein Letztes: Von jetzt ab betrachten wir den Kredit als überfällig.«

Tony stand ruckartig auf. Seine wachsende Besorgnis hatte nach Lous Bemerkungen und seiner kaum verhüllten Drohung einen kritischen Punkt erreicht. »Lasst es mich wissen, wenn ihr etwas hört«, sagte er und setzte sich Richtung Tür in Bewegung. »In der Zwischenzeit werde ich selbst ein paar Erkundigungen einziehen.«

»Du ziehst besser ein paar Erkundigungen darüber ein, wie du die hundert Scheine auftreiben willst«, sagte Sal. »Besonders viel Geduld werden wir nicht mit dir haben.«

Tony stürmte aus dem Laden, ohne den Regen zu beachten. Trotz der Kälte schwitzte er. Erst nachdem er in sein Auto gesprungen war, fiel ihm der Schirm wieder ein. »Scheiß drauf!«, sagte er laut. Er startete den Caddy, legte den Arm auf die Lehne des Beifahrersitzes, blickte zum Heckfenster hinaus und gab Vollgas. Der Wagen machte einen Satz auf die Straße, einen Augenblick später jagte er mit beinahe achtzig Sachen in die Stadt zurück.

Tony entspannte sich ein wenig und wischte sich die Hände an seinen Hosenbeinen trocken, abwechselnd erst die eine und dann die andere. Die unmittelbare Bedrohung war vorüber, aber er wusste intuitiv, dass am Horizont eine sehr viel größere, langfristige Bedrohung lauerte, besonders falls die Sprianos sich einmischen sollten, und sei es nur am Rande. Das alles war außerordentlich entmutigend, wenn nicht sogar beängstigend. Gerade jetzt, wo er alle seine Reserven mobilisierte, um gegen dieses Strafverfahren vorzugehen, stand er möglicherweise vor einem Revierkampf.

»John! Hören Sie mich?«, rief Dr. Nawaz. Er hatte sich nach vorne gebeugt und gleichzeitig die Ecken des sterilen Tuches, das über Ashleys Gesicht gebreitet war, in die Höhe gehoben.

Der größte Teil des in Ashleys Schädel verankerten stereotaktischen Rahmens lag genau wie Ashley selbst unter solchen Tüchern. Nur ein kleiner Teil der rechten Stirnseite des Senators lag offen da. Dort hatte Dr. Nawaz einen kleinen Schnitt in die Haut gemacht, der nun mit Hilfe von Klammern aufgehalten wurde.

Nachdem Dr. Nawaz bis zum Knochen vorgestoßen war, hatte er mit Hilfe eines kräftigen Spezialbohrers ein Loch von 1,77 Zentimeter Durchmesser in die Schädeldecke gebohrt und die gräulich weiße so genannte harte Gehirnhaut freigelegt. Die Implantationsspritze war fest an einen der Bögen des stereotaktischen Rahmens montiert und bildete eine direkte Linie mit der Schädelöffnung. Mit Hilfe der Röntgenbilder waren die exakten Winkel festgelegt worden und die Nadel war bereits durch die Gehirnhäute in den äußeren Teil des Gehirns vorgedrungen. Jetzt musste sie nur noch auf die genau vorherberechnete Tiefe eingestochen werden, um die angepeilte Substantia nigra zu erreichen.

»Dr. Newhouse, vielleicht könnten Sie den Patienten ein bisschen anstoßen«, sagte Dr. Nawaz in seinem melodiosen pakistanisch-englischen Akzent. »Es wäre mir recht, wenn er von jetzt an wach wäre.«

»Natürlich«, sagte Dr. Newhouse. Er stand auf und legte die Zeitschrift, in der er gelesen hatte, beiseite. Dann fasste er unter die Tücher und schüttelte Ashley an der Schulter.

Ashleys schwere Augenlider öffneten sich mühevoll.

»Können Sie mich jetzt hören, John?«, fragte Dr. Nawaz noch einmal. »Wir brauchen Ihre Unterstützung.«

»Natürlich kann ich Sie hören«, sagte Ashley mit schlaftrunkener Stimme.

»Ich möchte, dass Sie mir Bescheid sagen, wenn Sie in den nächsten Minuten irgendwelche Sinneseindrücke wahrnehmen. Schaffen Sie das?«

»Was meinen Sie mit ›Sinneseindrücken‹?«

»So etwas wie Bilder, Gedanken, Geräusche, Gerüche oder Bewegung: einfach alles, was Sie wahrnehmen.«

»Ich bin sehr müde.«

»Das ist mir klar, aber bitte, versuchen Sie, wach zu bleiben, nur für ein paar Minuten. Wie gesagt, wir brauchen Ihre Unterstützung.«

»Ich werd's versuchen.«

»Mehr können wir nicht verlangen«, sagte Dr. Nawaz. Er ließ das Tuch erneut über Ashleys Gesicht sinken. Dann drehte er sich um und zeigte dem Grüppchen, das vor dem Fenster im Flur stand, die nach oben gereckten Daumen. Anschließend dehnte er seine mit Latex behandschuhten Finger und legte sie an das Rad des Mikromanipulators, der an der Führungsschiene mit der Implantationsspritze befestigt war. Langsam, Millimeter um Millimeter, schob er damit die spitze Nadel tiefer in Ashleys Gehirn. Auf halbem Weg hob er erneut eine Ecke des Tuches hoch. Er war erfreut darüber, dass Ashleys Augen immer noch offen waren, wenn auch nur knapp. »Geht es Ihnen gut?«, fragte er den Senator.

»Wunderbar«, erwiderte dieser mit einem leichten Südstaatenakzent. »Wie ein Schwein in der Suhle.«

»Sie machen das sehr gut«, sagte Dr. Nawaz. »Es dauert nicht mehr lang.«

»Lassen Sie sich Zeit. Es kommt drauf an, dass es richtig gemacht wird.«

»Das steht sowieso außer Frage«, entgegnete Dr. Nawaz. Unter seinem Mundschutz zeigte sich ein Lächeln, während er das Tuch sinken und die Nadel tiefer eindringen ließ. Ashleys Mut und seine gute Laune machten großen Eindruck auf ihn. Ein paar Minuten später nach einer letzten Drehung des Mikromanipulators hatte er genau die gemessene Tiefe erreicht. Er überprüfte noch ein letztes Mal Ashleys Zustand und bat dann Marjorie, Dr. Lowell hereinzubitten. In der

Zwischenzeit bereitete er die Spritze vor, mit der die Aktivzellen eingespritzt werden sollten.

»Läuft alles?«, fragte Daniel. Er hatte beim Eintreten eine Schutzmaske übergezogen. Mit hinter dem Rücken verschränkten Händen beugte er sich vornüber, um einen Blick in das Bohrloch mit der darin eingebetteten Nadel zu werfen.

»Alles bestens«, sagte Dr. Nawaz. »Allerdings gibt es ein Problem, das ich zugegebenermaßen bei all der Aufregung vorhin nicht bedacht habe. In diesem Stadium wird normalerweise noch eine Röntgenaufnahme gemacht, um wirklich hundertprozentig sicher sein zu können, dass die Nadelspitze an der richtigen Stelle sitzt. Da wir jedoch hier im OP kein Röntgengerät haben, geht das nicht. Mit geöffnetem Schädel und der darin steckenden Nadel kann der Patient nicht ohne Gefährdung bewegt werden.«

»Und jetzt wollen Sie von mir hören, ob Sie weitermachen sollen?«

»Exakt. Letztendlich ist er ja Ihr Patient. Ich selbst bin in dieser doch eher außergewöhnlichen Situation ja nichts weiter als eine Art Leiharbeiter.«

»Wie sicher sind Sie sich hinsichtlich der Position der Nadel?«

»Sehr sicher. Während meiner gesamten Arbeit mit dem stereotaktischen Rahmen ist es noch kein einziges Mal vorgekommen, dass ich die angepeilte Stelle nicht genau getroffen habe. Außerdem gibt es in diesem Fall noch einen beruhigenden Faktor. Wir fügen ja Zellen hinzu und ziehen keine ab, was sonst bei diesem Eingriff die Regel ist. Wenn die Nadel dann nur ein kleines Stückchen außerhalb des vorgesehenen Kanals verläuft, sind sehr viel mehr Probleme zu erwarten als in diesem Fall hier.«

»Gegen eine hundertprozentige Erfolgsbilanz lässt sich kaum etwas sagen. Ich bin mir sicher, dass wir uns in guten Händen befinden. Wir machen es!«

»Richtig so!«, sagte Dr. Nawaz. Er griff nach der Kanüle, die jetzt mit der vorbereiteten Menge an Aktivzellen gefüllt war. Nachdem er den Trokar vom Anschluss der nunmehr im Schädel steckenden Implantationsnadel genommen hatte, brachte er die Kanüle an. »Dr. Newhouse, ich bin so weit. Wir können mit der Implantation beginnen.«

»Danke«, sagte Dr. Newhouse. Er wurde gerne an den entscheidenden Punkten eines Eingriffs informiert und überprüfte schnell noch einmal die wichtigsten Werte. Als er damit fertig war und das Stethoskop von den Ohren genommen hatte, signalisierte er Dr. Nawaz, er könne fortfahren.

Nachdem Dr. Nawaz das Tuch angehoben und Dr. Newhouse erneut veranlasst hatte, Ashley einen Schubs zu geben, damit dieser aufwachte, wiederholte er dieselben Instruktionen, die er Ashley schon vor dem Einstechen der Nadel gegeben hatte. Erst dann begann er mit der Implantation. Dabei benutzte er ein weiteres mechanisches Hilfsmittel, um den Druck auf den Spritzenkolben möglichst langsam und gleichmäßig ausüben zu können.

Daniel schauderte vor Aufregung, als er die voranschreitende Implantation beobachtete. Während die geklonten, Dopamin produzierenden Neuronen, die mit Hilfe der Gene aus dem Blut des Turiner Grabtuches vermehrt worden waren, langsam in Ashley Butlers Gehirn geleitet wurden, war er sich sicher, dass hier gerade Medizingeschichte geschrieben wurde. Auf einen Schlag wurden jetzt die durch Stammzellen, therapeutisches Klonen und das HTSR-Verfahren geweckten Hoffnungen erfüllt, indem zum allerersten Mal eine der großen degenerativen Krankheiten der Menschheit geheilt wurde. Mit steigender Erregung drehte er sich um und schickte Stephanie mit dem gestreckten Zeige- und Mittelfinger ein Victoryzeichen. Verkrampft erwiderte Stephanie die Geste, allerdings nicht annähernd so enthusiastisch. Daniel nahm an,

dass sie sich unwohl fühlte, weil sie neben Paul Saunders und Spencer Wingate stehen und Smalltalk machen musste.

Etwa bei der Hälfte der Implantation unterbrach Dr. Nawaz den Eingriff, genauso wie beim Einsetzen der Nadel. Als er die Ecke des Tuches anhob, erkannte er, dass Ashley schon wieder eingeschlafen war.

»Möchten Sie, dass ich ihn aufwecke?«, fragte Dr. Newhouse.

»Bitte«, erwiderte Dr. Nawaz. »Und vielleicht könnten Sie versuchen, ihn ein paar Minuten lang wachzuhalten.«

Mühsam öffneten sich Ashleys Augen als Reaktion auf das Rütteln. Dr. Newhouse hatte ihn an der Schulter gepackt.

»Ist alles in Ordnung, Mr Smith?«, fragte Dr. Nawaz.

»Wunderbar«, murmelte Ashley. »Sind wir fertig?«

»Fast! Nur noch einen kleinen Augenblick!«, sagte Dr. Nawaz. Dann ließ er das Tuch los und blickte Dr. Newhouse an. »Ist alles stabil?«

»Absolut.«

Nun wandte sich Dr. Nawaz wieder dem Spritzenkolben zu und drückte ihn auf dieselbe langsame und gleichmäßige Weise wie vorhin weiter hinein. Als er seiner mechanischen Injektionshilfe gerade die letzte Drehung verpassen wollte, um den letzten Rest der Aktivzellen durch die Nadel zu schicken, da murmelte Ashley unter den Tüchern etwas Unverständliches vor sich hin. Dr. Nawaz hielt inne, schaute zu Dr. Newhouse und fragte, ob er Ashleys Worte verstanden hatte.

»Nein«, gestand Dr. Newhouse.

»Sind alle Werte stabil?«

»Keine Veränderung«, erwiderte Dr. Newhouse. Er setzte das Stethoskop noch einmal auf und kontrollierte den Blutdruck. In der Zwischenzeit hob Dr. Nawaz die Ecke des Tuches hoch und linste zu Ashley hinein. Der Ausdruck auf seinem Gesicht, das wegen des Rahmens nur bis zu den Augenbrauen sichtbar war, hatte sich dramatisch verändert. Die

Mundwinkel waren merkwürdig nach oben gezogen und die Nase war stark gerümpft, sodass es so aussah, als ekele er sich vor etwas. Das war auch deshalb erstaunlich, weil sein Gesicht zuvor als Folge seiner Erkrankung vollkommen ausdruckslos gewesen war.

»Beunruhigt Sie etwas?«, fragte Dr. Nawaz.

»Was ist denn das für ein furchtbarer Gestank?«, fragte Ashley. Er klang immer noch betrunken, zog die einzelnen Wörter zusammen.

»Bitte, sagen Sie's uns!«, entgegnete Dr. Nawaz mit allen Anzeichen der Besorgnis. »Wonach riecht es denn?«

»Schweinescheiße, würde ich sagen. Was, zum Teufel, macht ihr da?«

Wie ein schwacher, unangenehmer, elektrischer Strom kroch die Vorahnung einer möglichen Katastrophe in Dr. Nawaz' Eingeweide und hinterließ ein flaues Gefühl in seiner Magengegend, ein Gefühl, das nur erfahrene Chirurgen kannten. Er blickte auf der Suche nach Trost zu Daniel hinüber, aber der zuckte nur mit den Schultern. Er hatte nur wenig persönliche Erfahrungen als Chirurg und war lediglich verwirrt. »Schweinekot? Was soll das denn?«, fragte er.

»Da es hier drin keine Schweine gibt, fürchte ich, er hat eine olfaktorische Halluzination«, sagte Dr. Nawaz wütend.

»Heißt das, es stimmt etwas nicht?«

»Lassen Sie es mich so sagen«, wetterte Dr. Nawaz. »Es beunruhigt mich. Wir können zwar hoffen, dass es nichts weiter ist, aber ich würde sagen, wir verzichten auf den letzten Rest der Implantationszellen. Sind Sie einverstanden? Wir haben schon deutlich über neunzig Prozent injiziert.«

»Falls es irgendwelche Probleme gibt, ja, auf jeden Fall«, sagte Daniel. Die letzten paar Aktivzellen waren ihm egal. Die Menge, die er für die Injektion vorgesehen hatte, war sowieso nur eine qualifizierte Schätzung auf der Basis der Tierversuche gewesen. Was ihm jedoch Sorgen machte, das war Dr. Nawaz'

Reaktion. Er merkte, dass der Neurochirurg erschrocken war, hatte aber keine Ahnung, was an einem schlechten Geruch so Besorgnis erregend sein konnte. Komplikationen waren das Letzte, was Daniel gebrauchen konnte, besonders jetzt, wo sie so dicht vor dem Erfolg standen.

»Ich ziehe jetzt die Nadel heraus«, sagte Dr. Nawaz an die Adresse von Dr. Newhouse, obwohl dazu keine weitere Narkose notwendig war. Mit derselben geduldigen Sorgfalt, die er beim Einführen der Nadel an den Tag gelegt hatte, zog er sie auch wieder heraus. Sobald die Spitze wieder zu sehen war, suchte Dr. Nawaz nach Anzeichen für eine Blutung. Gott sei Dank waren keine zu sehen.

»Nadel draußen!«, gab Dr. Nawaz bekannt und reichte sie an Constance weiter. Er holte tief Luft und hob dann die Ecke des Tuches hoch, um nach Ashley zu sehen. Er konnte spüren, dass Daniel ihm über die Schulter schaute. Der Abscheu auf Ashleys Gesicht hatte sich in Verärgerung verwandelt. Seine Lippen waren nur mehr ein schmaler Strich, die Augen waren weit geöffnet und die Nüstern gebläht.

»Geht es Ihnen gut, Mr Smith?«, fragte Dr. Nawaz.

»Ich will hier raus, verdammt nochmal«, schimpfte Ashley.

»Riechen Sie diesen Gestank immer noch?«

»Welchen Gestank?«

»Sie haben sich doch gerade eben über einen Gestank beschwert.«

»Ich habe keine Ahnung, was Sie da reden. Ich weiß nur, dass ich hier raus will!« Plötzlich wollte Ashley aufstehen. Er stemmte sich gegen das Klebeband, das seinen Oberkörper an den hochgekurbelten Teil des OP-Tischs und seine Handgelenke an die Armstützen fesselte. Zugleich zog er die Beine bis zur Brust an.

»Haltet ihn fest!«, rief Dr. Nawaz. Er legte sich auf Ashleys Schoß und versuchte, durch sein eigenes Körpergewicht Ashleys Beine wieder nach unten zu drücken. Dabei hielt er

immer noch die Ecke des Tuches hoch und sah, wie Ashleys Gesicht sich vor Anstrengung rot färbte.

Daniel stürzte zum Fußende des OP-Tischs und griff unter den Tüchern nach Ashleys Knöcheln. Er versuchte sie nach unten zu ziehen und war verblüfft darüber, wie viel Widerstand Ashley ihm entgegensetzte. Dr. Newhouse hatte Ashleys Schulter losgelassen und sich des Handgelenks bemächtigt, das Ashley aus der Fessel des Klebebandes hatte befreien können. Marjorie hechtete um den Tisch herum, um Ashleys anderen Arm zu schnappen, den er ebenfalls loszureißen drohte.

»Mr Smith, beruhigen Sie sich!«, rief Dr. Nawaz. »Es ist alles in Ordnung!«

»Runter von mir, Ihr geisteskranken Tiere«, rief Ashley zurück. Er klang wie der Prototyp des streitsüchtigen Betrunkenen, der sich gegen alle Versuche, ihn zur Besinnung zu bringen, zur Wehr setzt.

Stephanie, Paul und Spencer kamen in den Operationssaal gerannt, noch während sie mit ihren Schutzmasken kämpften. Sie halfen mit, Ashley niederzuhalten, sodass Marjorie seine Handgelenke festbinden und Daniel seine Beine wieder gerade drücken konnte. Dr. Newhouse hatte die Hände frei und überprüfte Ashleys Blutdruck. Das Piepsen der Herzüberwachung war deutlich schneller geworden. Marjorie ging kurz hinaus, um ein paar Ledermanschetten für die Fußgelenke zu holen.

»Es ist alles in Ordnung«, wiederholte Dr. Nawaz, nachdem sie Ashley unter Kontrolle gebracht hatten. Er blickte unverwandt in das trotziges, wütende Gesicht des Mannes, das vor Anstrengung knallrot angelaufen war. »Sie müssen sich beruhigen! Wir müssen noch den kleinen Schnitt verschließen, dann sind wir fertig. Dann können Sie auch aufstehen. Haben Sie mich verstanden?«

»Ihr seid doch alle ein Haufen Perverser. Runter von mir, verflucht nochmal!«

Dass Ashley im Operationssaal solch unangemessene und anstößige Worte ausstieß, verblüffte die anderen fast so sehr wie sein plötzliches körperliches Aufbäumen. Einen Herzschlag lang war keine Bewegung und kein Laut wahrzunehmen.

Dr. Nawaz hatte sich als Erster wieder gefangen. Jetzt, wo er sich sicher sein konnte, dass Ashley gefesselt war, konnte er auch Ashleys Schoß freigeben. Dabei konnten alle sehen, dass Ashley eine Erektion hatte, die das darüber gebreitete Tuch zum Zelt werden ließ.

»Bitte, binden Sie meine Hände und meine Füße los«, sagte Ashley mit tränenerstickter Stimme und begann zu weinen. »Sie bluten.«

Sofort starrten alle auf Ashleys Hände und Füße, besonders Daniel, der immer noch Ashleys Knöchel festhielt, während Marjorie mit dem Anlegen der Fußmanschetten beschäftigt war.

»Es ist kein Blut zu sehen«, sagte Paul stellvertretend für alle im Raum. »Was redet er da?«

»John, hören Sie mir zu!«, sagte Dr. Nawaz. Er hielt noch immer das Tuch in der Hand, sodass Ashleys Gesicht bis zu den Augenbrauen zu sehen war. »Ihre Hände und Füße bluten nicht. Es geht Ihnen gut. Sie müssen sich nur noch ein paar Minuten lang entspannen, damit ich alles fertig machen kann.«

»Ich heiße nicht John«, sagte Ashley mit weicher Stimme. Die Tränen waren so schnell verschwunden, wie sie gekommen waren. Er klang zwar immer noch betrunken, wirkte aber plötzlich sehr friedlich.

»Wie heißen Sie dann, wenn nicht John?«, fragte Dr. Nawaz.

Daniel blickte besorgt zu Stephanie hinüber, die einen Schritt vom OP-Tisch zurückgetreten war, nachdem sie geholfen hatte, Ashleys eine Hand festzubinden. Daniel war jetzt nicht nur aufgewühlt, sondern hatte auch noch Angst, dass Ashley in seinem medikamentösen Rausch seine wahre Identität

preisgeben könnte. Er hatte zwar keine Ahnung, was das letztendlich für das ganze Projekt bedeuten würde, aber gut war es garantiert nicht, nach all der Geheimniskrämerei, die bisher erforderlich gewesen war.

»Ich heiße Jesus«, sagte Ashley sanft und schloss selig die Augen.

Die meisten im Saal waren erneut sprachlos und tauschten fassungslose Blicke aus. Nicht so Dr. Nawaz. Als Reaktion auf Ashleys Äußerung erkundigte er sich bei Dr. Newhouse, welche Beruhigungsmittel er dem Patienten vor dem Eingriff gegeben hatte.

»Diazepam und Fentanyl, intravenös«, lautete Dr. Newhouses Antwort.

»Wäre es möglich, ihm jetzt sofort noch eine Dosis zu verabreichen?«

»Natürlich«, sagte Dr. Newhouse. »Soll ich?«

»Bitte«, sagte Dr. Nawaz.

Dr. Newhouse zog die Schublade seines fahrbaren Narkoseschränkens auf, nahm eine neue Spritze heraus und riss die Verpackung auf. Mit geübten Handgriffen zog er das Mittel auf und injizierte es über die bereits gelegte Infusionsnadel.

»Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun«, sagte Ashley, ohne die Augen aufzuschlagen.

»Was ist denn hier los?«, fragte Paul in gezwungenem Flüsterton. »Hält der Kerl sich jetzt für Jesus Christus? Denkt er, dass er gekreuzigt wird?«

»Ist das vielleicht irgendeine abstruse Nebenwirkung der Medikamente?«, fragte Spencer.

»Das bezweifle ich«, sagte Dr. Nawaz. »Aber was immer die Ursache sein mag, es ist auf jeden Fall ein Anfall!«

»Anfall?«, fragte Paul ungläubig. »So einen Anfall habe ich noch nie gesehen!«

»Man nennt das einen Parietallappen-Anfall«, sagte Dr. Nawaz, »besser bekannt unter dem Begriff Schläfenlappen-Anfall.«

»Was könnte denn die Ursache sein, wenn nicht die Medikamente?«, wollte Paul wissen. »Die Nadel, die in seinem Gehirn gesteckt hat?«

»Wenn die Nadel der Auslöser gewesen wäre, dann wäre es, glaube ich, schon früher passiert«, meinte Dr. Nawaz. »Da der Anfall aber erst gegen Ende der Implantation aufgetreten ist, denke ich, müssen wir davon ausgehen, dass es da einen direkten Zusammenhang gibt.« Er blickte Dr. Newhouse an. »Könnten Sie mal nachsehen, ob er schon schläft?«

Dr. Newhouse griff unter das Tuch und rüttelte sanft an Ashleys Schulter. »Irgendeine Reaktion?«, fragte er Dr. Nawaz.

Dieser schüttelte den Kopf und ließ das Tuch über Ashleys Gesicht sinken. Dann stieß er hinter seiner Gesichtsmaske einen Seufzer aus und wandte sich Daniel zu. Er verschränkte die Arme mit den immer noch in sterile Handschuhe verpackten Händen vor der Brust.

Als Daniel in die dunklen, starren Augen des Neurochirurgen blickte, spürte er seine Knie zu Gummi werden. Er wusste, dass Dr. Nawaz sich ernsthafte Sorgen machte, und diese Tatsache brachte seine bis jetzt mühsam aufrechterhaltene Beherrschung ins Wanken. Die Angst vor einer Komplikation, die sich, seitdem Ashley sich über den Gestank beschwert hatte, in seinem Hinterkopf festgesetzt hatte, brach nun mit der Macht eines Dammsbruchs über ihn herein.

»Ich glaube, Sie können die Knöchel des Patienten jetzt loslassen«, sagte Dr. Nawaz.

Daniel löste seinen Griff, den er, auch nachdem Marjorie die Fußfesseln angebracht hatte, gedankenverloren beibehalten hatte.

»Dieser Anfall bereitet mir Sorge«, sagte Dr. Nawaz. »Erstens glaube ich nicht, dass er von den Medikamenten ausgelöst worden ist. Und darüber hinaus deutet die Tatsache, dass es trotz der Medikamente dazu gekommen ist, darauf hin, dass es sich um eine besonders heftige, brennpunktartige Störung im Gehirn gehandelt hat.«

»Was spricht gegen einen Zusammenhang mit den Medikamenten?«, fragte Daniel, eher aus Gründen der Hoffnung als der Vernunft. »Könnte es sich nicht um eine Art Traum im Drogenrausch gehandelt haben? Ich meine, Diazepam und Fentanyl, das ist ein starkes Gemisch. Ein solches Gebräu intravenös verabreicht muss doch eigentlich in Zusammenhang mit der enormen suggestiven Wirkung des Turiner Grabtuchs die wildesten Phantasien hervorrufen.«

»Was hat denn das Turiner Grabtuch damit zu tun?«, wollte Dr. Nawaz wissen.

»Das bezieht sich auf die Aktivzellen«, sagte Daniel. »Es ist eine lange Geschichte, aber vor dem Prozess des Klonens wurden einige Gene des Patienten durch Gene ersetzt, die aus dem Blut des Turiner Grabtuchs stammen. Das ist auf besonderen Wunsch des Patienten hin geschehen, der von der Authentizität des Grabtuchs überzeugt ist. Er hat sogar gesagt, dass er auf eine göttliche Intervention hofft.«

»Ich denke schon, dass eine solche Vorstellung zur Verwirrung des Patienten beigetragen haben kann«, sagte Dr. Nawaz. »Aber wir können uns der Tatsache nicht verschließen, dass dieser Anfall während der Implantation aufgetreten ist.«

»Aber wie können Sie sich da so sicher sein?«, fragte Daniel.

»Wegen des Zeitpunktes und wegen der olfaktorischen Halluzination«, erwiderte Dr. Nawaz. »Der Gestank, den er wahrgenommen hat, war eine Aura, und ein Charakteristikum eines Schläfenlappen-Anfalls besteht darin, dass er mit einer Aura beginnt. Als weitere Charakteristika wären zu nennen: Hyperreligiosität, heftige Stimmungsschwankungen, eine

intensive Libido und aggressives Verhalten. All diese Symptome hat der Patient in der kurzen Zeit seines Wachens gezeigt und damit ein klassisches Beispiel gegeben.«

»Was sollen wir jetzt machen?«, fragte Daniel, obwohl er Angst vor der Antwort hatte.

»Beten, dass es sich um ein einmaliges Phänomen handelt«, sagte Dr. Nawaz. »Wobei... angesichts der Intensität, die der Kern dieses Anfalls zweifellos hatte, würde es mich überraschen, wenn er nicht eine voll ausgebildete Schläfenlappen-Epilepsie entwickeln würde.«

»Können wir denn prophylaktisch gar nichts dagegen unternehmen?«, wollte Stephanie wissen.

»Schade, dass wir nicht sehen können, wo genau die Aktivzellen hingewandert sind«, sagte Dr. Nawaz. »Vielleicht könnten wir dann etwas unternehmen.«

»Was soll das denn heißen, wo sie hingewandert sind?«, meldete sich Daniel zu Wort. »Sie haben mir doch gesagt, dass Sie bis jetzt immer, wenn Sie mit dem stereotaktischen Rahmen gearbeitet haben, an der richtigen Stelle angekommen sind.«

»Das stimmt, aber ich habe es auch noch nie erlebt, dass ein Patient bei einem solchen Eingriff einen Anfall bekommen hat«, sagte Dr. Nawaz. »Irgendetwas stimmt hier nicht.«

»Wollen Sie damit etwa sagen, dass die Zellen gar nicht in der Substantia nigra sind?«, protestierte Daniel. »Falls ja, dann will ich nichts davon hören.«

»Hören Sie zu!«, gab Dr. Nawaz empört zurück. »Sie haben mich doch schließlich ermutigt, den Eingriff ohne die notwendige Röntgenkontrolle fortzusetzen.«

»Wir sollten uns jetzt nicht streiten«, schaltete sich Stephanie ein. »Wir können die Aktivzellen ja sichtbar machen.«

Alle Blicke waren auf sie gerichtet.

»Wir haben den Aktivzellen ein Gen für den Oberflächenrezeptor einer Insektenzelle eingepflanzt«,

erläuterte Stephanie. »Das haben wir auch bei unseren Tierversuchen gemacht, eben um die Zellen sichtbar machen zu können. Das geschieht mit Hilfe von monoklonalen Antikörpern, die ein röntgendichtes Schwermetall enthalten. Ein radiologisches Labor hat diese Antikörper speziell in unserem Auftrag entwickelt, und wir haben sie mitgebracht. Sie sind steril und einsatzbereit. Sie müssen lediglich unterhalb der Gehirnhäute in die Gehirnflüssigkeit injiziert werden. Bei den Mäusen hat es einwandfrei funktioniert.«

»Wo sind diese Antikörper?«, fragte Dr. Nawaz.

»Im Labor drüben, im Gebäude eins«, sagte Stephanie. »Sie stehen auf dem Schreibtisch in dem kleinen Büro, das man uns gegeben hat.«

»Marjorie«, sagte Paul. »Rufen Sie Megan Finnigan im Labor an! Sie soll sich die Antikörper schnappen und im Laufschrift hierher bringen.«

KAPITEL 26

Sonntag, 24. März 2002, 14.15 Uhr

Dr. Jeffrey Marcus war ein ortsansässiger Radiologe und gehörte zur Belegschaft des Doctors Hospital in der Shirley Street im Zentrum von Nassau. Spencer hatte mit ihm vereinbart, dass er der Wingate Clinic bei Bedarf jederzeit zur Verfügung stand, bis ein fest angestellter Radiologe sinnvoll wurde. Sobald es klar war, dass man eine Computertomografie von Ashley benötigte, hatte Spencer eine Schwester gebeten, Jeffrey anzurufen. Es war Sonntagnachmittag und er hatte sofort Zeit – sehr zur Freude von Dr. Nawaz. Er kannte Jeffrey von Oxford her und wusste, dass er über einige neuro-radiologische Erfahrung verfügte.

»Das hier sind die transversalen Sektoren des Gehirns, die am hinteren Ende der Brücke ansetzen«, sagte Jeffrey und deutete mit dem Radiergummiende eines altmodischen, gelben Dixon-Bleistifts in Stärke zwei auf den Computermonitor. Jeffrey Marcus war ein Engländer, der vor dem heimatlichen Wetter auf die Bahamas geflüchtet war, genau wie Dr. Newhouse. »Wir schieben uns in Ein-Zentimeter-Abständen schädelwärts weiter und müssten eigentlich nach einer, maximal zwei Schichten auf Höhe der Substantia nigra sein.«

Jeffrey saß vor dem Computer. Von rechts beugte sich Dr. Nawaz zu ihm, um eine bessere Sicht auf den Bildschirm zu haben. Daniel stand unmittelbar links neben Jeffrey. Vor dem Fenster mit Blick in das Zimmer mit dem Computertomografen standen Paul, Spencer und Dr. Newhouse. Dieser hielt eine weitere mit Betäubungsmitteln gefüllte Spritze in der Hand, die aber nicht notwendig gewesen war. Ashley war seit der zweiten Dosis nicht wieder aufgewacht, weder beim Zunähen der mit

einer Metallplatte versiegelten Schädelöffnung noch beim Abmontieren des stereotaktischen Rahmens oder bei seinem Transport auf den Tisch des Computertomografen. Im Augenblick lag Ashley auf dem Rücken, den Kopf in der Öffnung des riesigen, brötchenförmigen Apparates. Seine Hände ruhten gekreuzt auf der Brust, die Handfesseln waren zwar angelegt, aber nicht festgezurr. Er hing immer noch am Tropf. Allem Anschein nach schlief er ruhig und friedlich.

Stephanie hatte sich etwas zurückgezogen und lehnte im Hintergrund mit verschränkten Armen an einer Arbeitsplatte. Niemand bemerkte, dass sie mit den aufsteigenden Tränen kämpfte. Sie hoffte inständig, dass sie nicht angesprochen wurde, denn falls doch, würde sie die Beherrschung verlieren. Sie überlegte, ob sie den Raum verlassen sollte, hatte aber Angst, dass das zu viel Aufmerksamkeit erregen könnte. Also blieb sie stehen und litt stumm weiter. Auch ohne die bevorstehende Computertomografie sagte ihr ihre Intuition, dass bei der Implantation der Aktivzellen etwas Entscheidendes schief gelaufen war. Damit ließen sich ihre Gefühle nicht mehr länger im Zaum halten, was bei allem, was im letzten Monat geschehen war, sowieso jedes Mal schwieriger geworden war. Sie verfluchte sich, weil sie nicht schon zu Beginn dieser absurden und nun möglicherweise auch tragischen Affäre auf ihre innere Stimme gehört hatte.

»Okay, da wären wir!«, sagte Jeffrey und deutete wieder auf den Monitor. »Das da ist das Mittelhirn, und das ist der Bereich der Substantia nigra, aber ich fürchte, ich kann keine Strahlung feststellen, wie man sie eigentlich von einem monoklonalen Antikörper mit Schwermetallmarkierung erwarten müsste.«

»Vielleicht dauert es noch ein Weilchen, bis die Antikörper sich im Gehirn verteilt haben«, meinte Dr. Nawaz. »Oder vielleicht ist das Oberflächen-Antigen auf den Aktivzellen doch nicht so eindeutig unterscheidbar. Sind Sie sicher, dass Ihr Mitarbeiter Ihnen die richtige Substanz zugeschickt hat?«

»Absolut sicher«, sagte Daniel. »Dr. D'Agostino hat das überprüft.«

»Vielleicht sollten wir die Untersuchung in ein paar Stunden noch einmal wiederholen«, sagte Dr. Nawaz.

»Bei unseren Mäusen haben wir sie nach dreißig, spätestens nach fünfundvierzig Minuten gesehen«, sagte Daniel. Er schaute auf seine Armbanduhr. »Das menschliche Gehirn ist größer, aber wir haben auch mehr Antikörper verwendet, und das vor einer Stunde. Wir müssten sie sehen. Sie müssen einfach da sein.«

»Moment mal!«, sagte Jeffrey. »Da an der Seite sehe ich eine leichte, diffuse Radioaktivität.« Er ließ die Spitze des Radiergummis etwa einen Zentimeter nach rechts gleiten. Die leuchtenden Pünktchen waren nur schwer zu erkennen, wie winzige Schneeflocken vor mattem Glas.

»Oh, mein Gott!«, platzte Dr. Nawaz hervor. »Das ist ja im Inneren des Schläfenlappens. Kein Wunder, dass er einen Anfall hatte.«

»Sehen wir uns einmal die nächste Schicht an«, sagte Jeffrey, als das nächste Bild sich von oben nach unten über das vorherige schob.

»Jetzt wird es noch deutlicher«, sagte Jeffrey. Er tippte mit dem Radiergummi auf den Bildschirm. »Ich würde sagen, sie befinden sich im Bereich des Hippocampus, aber um sie genau lokalisieren zu können, müssten wir ein bisschen Luft in das Ammonshorn des lateralen Ventrikels pusten. Willst du das machen?«

»Nein!«, sagte Dr. Nawaz erregt. Er richtete sich auf und schlug die Hände vor den Kopf. »Wie kann die Spritze bloß so weit daneben liegen, verflucht nochmal? Ich kann es einfach nicht glauben. Ich bin sogar nochmal zurückgegangen und habe mir die Röntgenbilder angeschaut, neu gemessen und mit den Einstellungen an der Führungsschiene verglichen. Die Werte waren absolut korrekt.« Er nahm die Hände vom Kopf

und breitete sie aus, als erbäte er flehentlich eine Erklärung für das, was geschehen war.

»Vielleicht ist der Rahmen ein bisschen verrutscht, als wir mit dem OP-Tisch gegen den Türpfosten geprallt sind?«, sagte Dr. Newhouse.

»Was sagen Sie da?« Dr. Nawaz klang fordernd. »Sie haben gesagt, der Tisch habe den Türpfosten gestreift. Was genau meinen Sie mit ›geprallt‹?«

»Wann ist der OP-Tisch gegen den Türpfosten gestoßen?«, fragte Daniel. Davon hörte er jetzt gerade zum ersten Mal. »Und um welchen Türpfosten geht es überhaupt?«

»Dr. Saunders hat ›gestreift‹ gesagt«, sagte Dr. Newhouse, ohne Daniel zu beachten. »Ich nicht.«

Dr. Nawaz blickte Paul fragend an. Paul nickte zögernd. »Vielleicht war es doch eher ein Aufprall als ein Streifen, aber das ist auch nicht so wichtig. Constance hat am Rahmen gezogen und hat festgestellt, dass er ganz fest sitzt.«

»Gezogen?«, schrie Dr. Nawaz. »Wie kommt sie denn dazu, am Rahmen zu ziehen?«

In der nun folgenden unangenehmen Stille wechselten Paul und Dr. Newhouse einen Blick.

»Was soll das denn sein, eine Verschwörung?«, sagte Dr. Nawaz. »Los, ich will eine Antwort!«

»Der Kopf des Patienten ist nach vorne geschleudert worden«, erklärte Dr. Newhouse. »Ich wollte den Patienten so schnell wie möglich wieder an die Herzüberwachung anschließen, also haben wir den Tisch ziemlich schnell geschoben. Leider sind wir dann in einem schrägen Winkel auf die OP-Tür zugefahren. Nach dem Aufprall ist Constance herübergekommen und hat den Rahmen abgestützt. Sie hatte OP-Schürze und Handschuhe an. Wir wollten auf keinen Fall eine mögliche Infektion riskieren, da der Patient aufgewacht war und wir seine Hände noch nicht wieder festgebunden hatten. Aber die Sterilität war zu keinem Zeitpunkt gefährdet.«

»Warum haben Sie mir das nicht gleich erzählt?«, tobte Dr. Nawaz.

»Haben wir doch gemacht«, sagte Paul.

»Sie haben gesagt, der Tisch hätte den Türrahmen gestreift. Das ist etwas ganz anderes als ein Aufprall, der zur Folge hat, dass der Kopf nach vorne geschleudert wird.«

»Na ja, ›geschleudert‹ ist ein bisschen übertrieben«, warf Dr. Newhouse ein und korrigierte sich damit selbst. »Der Kopf des Patienten ist nach vorne gesackt. Aber ist anschließend nicht wieder zurückgeknallt oder so was in der Art.«

»Großer Gott!«, murmelte Dr. Nawaz entmutigt. Er ließ sich auf einen Schreibtischstuhl fallen. Dann zog er mit der einen Hand seine Kopfbedeckung ab und griff sich mit der anderen an den Kopf, den er frustriert schüttelte. Er konnte es nicht glauben, dass er tatsächlich zugelassen hatte, in solch ein albernes Possenspiel verwickelt zu werden. Jetzt war ihm klar, dass der stereotaktische Rahmen sowohl leicht verdreht als auch nach unten gekippt worden sein musste, entweder beim Aufprall selbst oder als die Schwester danach gegriffen hatte.

»Wir müssen etwas unternehmen«, sagte Daniel. Es hatte einen Augenblick gedauert, bis er sich von der Enthüllung der Kollision des OP-Tischs mit dem Türpfosten und deren möglicherweise tragischen Konsequenzen erholt hatte.

»Und was schlagen Sie vor?«, fragte Dr. Nawaz höhnisch. »Wir haben versehentlich eine Masse eigenständiger, Dopamin produzierender Zellen im Schläfenlappen dieses Mannes implantiert. Wir können jetzt nicht einfach wieder reingehen und sie raussaugen.«

»Nein, aber wir können sie zerstören, bevor sie sich dort verwurzeln«, sagte Daniel, während in seiner Vorstellung ein Hoffnungsschimmer aufflackerte. »Wir haben ja noch den monoklonalen Antikörper für das eindeutig unterscheidbare Oberflächenantigen. Anstatt nun diesen Antikörper mit einem Schwermetall zu markieren, so wie wir es zur

Sichtbarmachung unter Röntgenstrahlung gemacht haben, markieren wir ihn mit einem zytotoxischen Element. Dann injizieren wir diese Kombination in die Rückenmarksflüssigkeit, und bumm! Die verirrten Neuronen werden vernichtet. Dann nehmen wir einfach noch eine Injektion vor, auf der linken Kopfseite des Patienten, und können alle zufrieden nach Hause gehen.«

Dr. Nawaz strich sich die glänzenden schwarzen Haare zurück und dachte einen Augenblick lang über Daniels Vorschlag nach. Der Gedanke, eine Katastrophe, an der er ein gehöriges Maß an Mitschuld trug, wieder korrigieren zu können, war verführerisch, auch wenn die Methode unorthodox war. Aber andererseits sagte ihm seine Intuition, dass er sich nicht schon wieder zu einem dermaßen experimentellen Eingriff verleiten lassen sollte.

»Haben Sie diese zytotoxische Antikörper-Kombination denn hier?«, fragte Dr. Nawaz. Fragen schadete ja nichts.

»Nein«, gestand Daniel. »Aber ich bin sicher, das Labor, von dem wir auch die Antikörper-Schwermetall-Kombination bezogen haben, könnte sie innerhalb kürzester Zeit herstellen und uns per Kurier zustellen.«

»Also gut, dann lassen Sie mich wissen, ob und wann Sie es bekommen«, sagte Dr. Nawaz und erhob sich. »Gerade eben habe ich gesagt, wir können nicht wieder hineingehen und die verirrten Aktivzellen herausholen. Die traurige Ironie besteht jedoch darin, dass der Patient, falls wir nichts unternehmen und er von der zu erwartenden Schädellappen-Epilepsie befallen wird, irgendwann in nächster Zukunft genau so etwas wird durchmachen müssen. Aber das wäre dann eine schwer wiegende, neurochirurgische Operation, bei der unter hohem Risiko eine erhebliche Menge Gehirnmasse entfernt werden müsste.«

»Das unterstreicht noch einmal, wie sinnvoll mein Vorschlag ist«, sagte Daniel, der immer mehr Gefallen an seiner Idee fand.

Stephanie stieß sich abrupt von der Arbeitsplatte ab und stürzte auf die Tür zu. Ungeachtet ihres emotional labilen Zustandes und ihrer Angst vor der Aufmerksamkeit der anderen war sie nicht mehr in der Lage, auch nur ein weiteres Wort dieses Gespräches mit anzuhören. Es kam ihr vor, als drehte sich die Konversation um ein lebloses Objekt und nicht um einen Mitmenschen, der durch das Wirken der Ärzte in eine grausame Lage gebracht worden war. Besonders angewidert war sie von Daniel, weil sie merkte, dass er sich trotz der schrecklichen Komplikationen immer noch wie ein moderner Machiavelli der Medizin aufführte, der, blind für die moralischen Konsequenzen seines Handelns, nur seine eigenen unternehmerischen Interessen verfolgte.

»Stephanie!«, rief Daniel, als er sie auf die Tür zueilen sah. »Stephanie, ruf doch mal Peter in Cambridge an, damit er...«

Die Tür fiel hinter Stephanie ins Schloss und schnitt Daniel das Wort ab. Sie begann den Flur entlangzulaufen. Sie wusste, wo es eine Damentoilette gab, wo sie hoffentlich in Ruhe weinen konnte. Sie war vollkommen außer sich, was viele Ursachen hatte, aber der Hauptgrund war, dass sie genau wusste, dass sie für das, was geschehen war, genauso verantwortlich war wie alle anderen.

KAPITEL 27

Sonntag, 24. März 2002, 19.42 Uhr

»Nun, ihr hochbegabten Menschen, ich möchte Ihnen allen in keiner Weise zur Last fallen«, sagte Ashley mit seinem charakteristischen Akzent. »Und ich möchte ganz bestimmt nicht undankbar erscheinen angesichts all Ihrer Bemühungen. Ich entschuldige mich wirklich aus tiefstem Herzen für jeden Verdruss, den ich möglicherweise verursache, aber ich kann heute Nacht auf gar keinen Fall hier bleiben.«

Ashley saß aufrecht in einem Krankenhausbett, dessen Rückenteil so weit wie möglich hochgekurbelt war. An Stelle des Operationshemdes war sein durchgeknalltes Touristenoutfit getreten. Der einzige Hinweis auf die hinter ihm liegende Operation war ein breiter Stirnverband.

Sie befanden sich in einem der Krankenzimmer der Wingate Clinic, auch wenn es eher an ein Hotelzimmer erinnerte. Überall waren helle, tropische Farbtöne verwendet worden, besonders an den Wänden, die pfirsichfarben gestrichen waren, und den Vorhängen, die meerschaumgrün und kräftig rosa leuchteten. Daniel stand unmittelbar rechts neben Ashley und versuchte, den Senator davon abzubringen, die Klinik zu verlassen. Stephanie stand am Fußende des Bettes. Carol Manning hatte sich mit angezogenen Beinen in einem violetten Clubsessel beim Fenster niedergelassen. Die Schuhe hatte sie auf den Boden gestellt.

Man hatte Ashley nach der Computertomografie in das Zimmer gebracht und ins Bett gelegt, damit er schlafen konnte, bis die Wirkung der Beruhigungsmittel nachließ. Dr. Nawaz und Dr. Newhouse waren gegangen, nachdem sie sich versichert hatten, dass Ashleys Zustand stabil war. Beide hatten

sie Daniel eine Handynummer hinterlassen, unter der sie im Notfall erreichbar waren, besonders falls es erneut zu einem Anfall kommen sollte. Dr. Newhouse hatte darüber hinaus noch ein Röhrchen mit dem Fentanyl-Diazepam-Gemisch hinterlassen, das so effektiv gewirkt hatte, zusammen mit der Anweisung, dass im Anwendungsfall zwei Kubikzentimeter verabreicht werden sollten, entweder intramuskulär oder intravenös.

Im Prinzip befand sich Ashley in der Obhut von Schwester Myron Hanna, einer sorgfältig zurechtgemachten Krankenschwester, die schon in Massachusetts in der Krankenstation der Wingate Clinic gearbeitet hatte. Aber Daniel und Stephanie waren ebenso wie Carol Manning während der gesamten vier Stunden, die Ashley zum Aufwachen gebraucht hatte, an seiner Seite geblieben. Paul Saunders und Spencer Wingate hatten sich aber nach einer Stunde verabschiedet, nicht ohne zu versichern, dass auch sie erreichbar seien, falls sie gebraucht wurden.

»Herr Senator, Sie vergessen, was ich Ihnen gesagt habe«, sagte Daniel so geduldig, wie er irgend konnte. Wenn er mit dem Senator redete, dann kam es ihm manchmal so vor, als hätte er es mit einem Dreijährigen zu tun.

»Nein, mir ist klar, dass während des Eingriffs ein kleines Problem aufgetreten ist«, sagte Ashley und brachte Daniel zum Schweigen, indem er ihm die Hand auf die verschränkten Arme legte. »Aber jetzt fühle ich mich gut. Um ehrlich zu sein, ich fühle mich sogar wie ein frisch geschlüpftes Küken, obwohl ich weiß, dass ich das nicht bin, und das habe ich Ihren äskulapischen Kräften zu verdanken. Sie haben mir vor der Implantation gesagt, dass ich während der ersten Tage zunächst möglicherweise keine großen Veränderungen feststellen werde und wenn, dann auch nur graduell, aber das ist ganz eindeutig nicht der Fall. Im Vergleich zum heutigen Vormittag fühle ich

mich jetzt schon geheilt. Das Zittern ist fast verschwunden und ich kann mich schon viel besser bewegen.«

»Darüber bin ich wirklich froh«, sagte Daniel kopfschüttelnd. »Aber wahrscheinlich sind dafür in erster Linie Ihre positive Einstellung oder die starken Beruhigungsmittel verantwortlich. Herr Senator, wir glauben wie gesagt, dass Sie weiterer Behandlung bedürfen und dass es sicherer ist, wenn Sie hier in der Klinik bleiben, wo uns alle medizinischen Möglichkeiten sofort zur Verfügung stehen. Denken Sie daran, dass Sie während des Eingriffs einen Anfall hatten und dass Sie sich im Verlauf dieses Anfalls wie ein völlig anderer Mensch verhalten haben.«

»Aber wie soll ich mich denn wie ein anderer Mensch verhalten? Ich habe doch schon Schwierigkeiten damit, ich selbst zu sein.« Ashley lachte, aber er war der Einzige. Er blickte die anderen an. »Was ist denn los mit euch? Benehmt euch alle, als wäre das keine Freudenfeier, sondern eine Beerdigung. Ist es denn so schwer zu begreifen, dass ich mich gut fühle?«

Daniel hatte Carol erzählt, dass die Aktivzellen versehentlich eine Spur neben dem eigentlich angepeilten Bereich injiziert worden waren. Er hatte zwar die ernste Bedeutung dieser Komplikation heruntergespielt, hatte ihr aber von dem Anfall erzählt und von seiner Sorge, dass so etwas vielleicht noch einmal vorkommen könnte. Außerdem hatte er eingestanden, dass weitere Behandlungen notwendig waren. Angesichts der deutlich sichtbaren Fesseln an Ashleys Handgelenken und Knöcheln hatte er sogar zugegeben, dass sie sich Gedanken darüber machten, was geschehen würde, wenn Ashley wieder aufwachte. Zum Glück hatten sich diese Sorgen als unbegründet erwiesen, da Ashley beim Aufwachen sein normales, theatralisches Ich gezeigt hatte, als ob nicht das Geringste geschehen sei. Als Erstes hatte er darauf bestanden, dass die Fesseln gelöst wurden und er aufstehen konnte. Als

das geschafft und das leichte Schwindelgefühl vorüber war, hatte er nach seiner Straßenkleidung verlangt. Seither war er fest entschlossen, ins Hotel zurück zu gehen.

Daniel spürte, dass er den Kürzeren ziehen würde. Er warf Stephanie und Carol einen Blick zu, aber keine der beiden konnte sich entschließen, ihm zu Hilfe zu kommen. Daniel blickte zurück zu Ashley. »Lassen Sie uns verhandeln«, sagte er. »Sie bleiben noch vierundzwanzig Stunden hier in der Klinik, danach sehen wir weiter.«

»Sie haben offensichtlich nur spärliche Erfahrungen in Sachen Verhandlungen«, sagte Ashley und lachte erneut. »Aber ich will das nicht gegen Sie verwenden. Letztendlich bleibt aber die Tatsache, dass Sie mich nicht gegen meinen Willen hier festhalten können. Es ist mein Wunsch, ins Hotel zurückzukehren, das habe ich Ihnen gestern bereits gesagt. Bringen Sie sämtliche Medikamente mit, die Sie für erforderlich halten. Außerdem können wir ja immer wieder hierher zurückkommen, falls es nötig sein sollte. Wissen Sie noch? Sie und die atemberaubende Dr. D'Agostino wohnen ja gleich nebeneinander auf demselben Flur.«

Daniel blickte hoch zur Decke. »Ich hab's versucht«, sagte er seufzend und achselzuckend.

»Das haben Sie wirklich, Herr Doktor«, sagte Ashley. »Carol, meine Liebe, ich gehe davon aus, dass unser Fahrer immer noch draußen wartet?«

»Soweit ich weiß, ja«, erwiderte Carol. »Vor einer Stunde war er jedenfalls noch da und ich habe ihm gesagt, er soll warten, bis er wieder von mir hört.«

»Hervorragend«, sagte Ashley. Er schwang die Beine mit so viel Schwung über den Bettrand, dass alle im Zimmer einschließlich ihm selbst überrascht waren. »Großer Gott! Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich das heute Morgen schon geschafft hätte.« Er stand auf. »Wohlan, der Bursche vom

Lande ist bereit, zurückzukehren und in die Freuden des Atlantis und die Pracht der Poseidonsuite einzutauchen.«

Eine halbe Stunde später entspann sich auf dem Parkplatz vor der Wingate Clinic eine Diskussion darüber, wer mit wem fahren sollte. Schließlich wurde entschieden, dass Daniel bei Ashley und Carol in der Limousine mitfahren sollte, während Stephanie den Mietwagen nahm. Carol hatte zwar angeboten, bei Stephanie mitzufahren, aber Stephanie hatte ihr versichert, dass das Fahren für sie kein Problem sei und sie eigentlich ganz gerne alleine wäre. Daniel hatte das Röhrchen mit dem Beruhigungsmittel, etliche Spritzen, eine Hand voll versiegelter, alkoholgetränkter Kompressen sowie die Aderpresse in einen kleinen, schwarzen, mit einem Reißverschluss versehenen Beutel gesteckt, den Myron ihm gegeben hatte. Mit den Medikamenten unter dem Arm hatte Daniel das Gefühl, auf jeden Fall in der Nähe des Senators bleiben zu müssen, falls es irgendwelche Schwierigkeiten gab, zumindest so lange, bis Ashley sicher in seiner Suite angelangt war. Daniel saß mit dem Rücken zur Fahrtrichtung direkt hinter der Glasscheibe, die den Fahrer von seinen Fahrgästen trennte. Ashley und Carol saßen auf der Rückbank. Immer wieder wurden ihre Gesichter durch die Scheinwerfer entgegenkommender Fahrzeuge beleuchtet. Da der Eingriff hinter ihm lag, zeigte sich Ashley ausgesprochen euphorisch und führte ein angeregtes Gespräch mit Carol über seine politischen Vorhaben nach den Kongressferien. Eigentlich war es eher eine Art Monolog, da Carol nichts weiter tat, als in unregelmäßigen Abständen zu nicken oder ja zu sagen.

Während Ashley ununterbrochen weiterredete, fiel die Anspannung, die durch die Sorge verursacht gewesen war, Ashley könnte vielleicht einen Anfall haben und er müsste ihm dann das Beruhigungsmittel geben, langsam von Daniel ab. Falls der Anfall auch nur ansatzweise dem ähnelte, was sich im

Operationssaal abgespielt hatte, dann, so viel war Daniel klar, war eine intravenöse Verabreichung des Medikamenten-Cocktails praktisch ausgeschlossen. Ihm bliebe nur noch die Möglichkeit einer intramuskulären Spritze, was bedeutete, dass es länger dauerte, bis die Mittel wirkten. Und falls es zu Aggressionen kam – eine Möglichkeit, auf die Dr. Nawaz ihn noch einmal ausdrücklich hingewiesen hatte –, barg jede Verzögerung erhebliche Risiken. Angesichts von Ashleys Größe und seiner überraschenden Körperkraft war Daniel klar, dass ein Ringkampf in der engen Limousine ein Alptraum werden würde.

Je mehr sich Daniel entspannte, desto eher war er in der Lage, über den Horizont eines möglicherweise bevorstehenden Anfalls hinauszublicken. Er war zusehends verblüfft von der Beweglichkeit, die aus Ashleys Gesten, aber auch aus seinem Mienenspiel und seinem normaler gewordenen Tonfall sprach. Er hatte nur noch sehr entfernt etwas mit dem halb gelähmten Mann zu tun, dem Daniel heute Morgen gegenübergestanden hatte. Daniel war ratlos, da die Aktivzellen sich gar nicht an der richtigen Stelle befanden. Das hatte die Computertomografie eindeutig gezeigt. Aber die Wirkung, die er mit eigenen Augen beobachten konnte, ließ sich auch nicht auf die Beruhigungsmittel oder einen Placebo-Effekt zurückführen, wie er zuvor so munter angedeutet hatte. Es musste eine andere Erklärung geben.

Wie alle Wissenschaftler war sich auch Daniel darüber im Klaren, dass die Forschung nicht immer nur durch harte Arbeit, sondern gelegentlich auch mehr durch Glück als durch Verstand Fortschritte erzielte. Er begann sich zu fragen, ob der Bereich, in dem die Aktivzellen irrtümlich abgesetzt worden waren, für Dopamin produzierende Zellen vielleicht besonders geeignet war. Aber das ergab keinen Sinn. Daniel wusste, dass das Limbische System, wo sich die Zellen jetzt befanden, nicht für die Steuerung von Bewegungen zuständig war, sondern

eher für den Geruchssinn, das Sexualverhalten und andere emotionale Reaktionen. Andererseits: große Teile des menschlichen Gehirns und seiner Funktionsweise waren nach wie vor noch nicht schlüssig erklärt, und so freute sich Daniel zunächst einmal darüber, dass er solch positive Resultate erzielt hatte.

Nach ihrer Ankunft vor dem Atlantis verzichtete Ashley beim Aussteigen aus dem Wagen demonstrativ auf jede Hilfe von den Portiers. Als er auf den Beinen stand, wurde ihm zwar kurz schwindelig, sodass er sich einen Augenblick lang an Carol festhalten musste, aber das ging schnell vorbei, und er konnte halbwegs normalen Schrittes durch die Lobby bis zu den Fahrstühlen gehen.

»Wo ist denn die wunderschöne Dr. D'Agostino geblieben?«, fragte Ashley, während sie warteten.

Daniel zuckte mit den Schultern. »Entweder ist sie schon vor uns angekommen oder sie kommt gleich nach. Da mache ich mir keine Sorgen. Sie ist ein großes Mädchen!«

»Das ist sie«, pflichtete ihm Ashley bei. »Und mächtig klug obendrein.«

Im zweiunddreißigsten Stockwerk angekommen, ging Ashley voraus den Flur entlang, als wollte er mit seinen neu gewonnenen Fähigkeiten angeben. Trotz seiner immer noch leicht gebückten Haltung bewegte er sich sehr viel normaler als heute Morgen. Das galt auch für den Armschwung, der heute Früh fast gar nicht vorhanden gewesen war.

Carol öffnete mit Hilfe der Schlüsselkarte die Meerjungfrauentür und trat zur Seite, um Ashley eintreten zu lassen. Er knipste das Licht an. »Jedes Mal, wenn sie das Zimmer machen, ziehen sie alles zu, damit es hier aussieht wie in einem Rübenkeller«, beschwerte er sich. Er trat hinüber zu den Wandschaltern und ließ Vorhänge und Glaspaneele gleichzeitig auseinander gleiten.

Nachts war der Blick aus dem Inneren der Suite nicht annähernd so spektakulär wie tagsüber, da die Weiten des Meeres die Farbe von Rohöl hatten. Vom Balkon, den Ashley unverzüglich betrat, sah die Sache jedoch schon ganz anders aus. Er legte die Hände auf die kühle, steinerne Balustrade, beugte sich nach vorne und ließ den Blick über den gigantischen, halbkreisförmigen Wasserpark gleiten, der sich vor seinen Augen ausbreitete. Mit seiner verschwenderischen Fülle an Schwimmbecken, Wasserfällen, Fußwegen und Aquarien, die allesamt unkonventionell beleuchtet waren, war er nach den Anstrengungen des Tages ein Fest für die Augen.

Carol verschwand in ihrem Zimmer, während Daniel an die Schwelle zum Balkon trat. Einen Augenblick lang betrachtete er Ashley, wie er die Augen schloss und seinen Kopf in die kühle, tropische Brise reckte, die vom Meer herüberwehte. Der Wind fuhr ihm durch die Haare und das Bahamas-Hemd, aber davon abgesehen stand er regungslos da. Daniel überlegte, ob Ashley vielleicht betete oder sonst irgendwie im persönlichen Gespräch mit seinem Gott war, da er jetzt annahm, dass er in seinem Gehirn die Gene Jesu Christi trug.

Auf Daniels Gesicht zeigte sich ein leichtes Lächeln. Mit einem Mal war er, was den Behandlungserfolg anging, wieder zuversichtlicher, als er es seit dem Anfall im Operationssaal gewesen war, und er verspürte mehr Optimismus, als er nach dem Betrachten der Aufnahmen aus dem Computertomografen für möglich gehalten hatte. Allmählich glaubte er, dass ein Wunder geschehen sein musste.

»Herr Senator!«, rief Daniel, nachdem fünf Minuten verstrichen waren, ohne dass Ashley auch nur einen Muskel gerührt hätte. »Ich möchte Sie nicht belästigen, aber ich glaube, ich gehe jetzt auf mein Zimmer.«

Ashley drehte sich um. Anscheinend war er überrascht, Daniel dort stehen zu sehen. »Ach, Dr. Lowell!«, rief er. »Wie schön, Sie zu sehen!« Er stieß sich von der Brüstung ab und

kam direkt auf Daniel zu. Noch bevor Daniel wusste, wie ihm geschah, fand er sich in einer Umarmung wieder, die Arme seitlich an den Körper geklemmt.

Ein wenig peinlich berührt ließ Daniel die Umarmung zu, obwohl er sich fragte, ob er überhaupt eine Wahl hatte. Der stämmige Ashley war um so vieles größer und schwerer als Daniel mit seinem schlanken und vergleichsweise knochigen Körperbau. Die Umarmung dauerte länger, als es Daniel angebracht erschien, aber gerade, als er etwas sagen wollte, ließ Ashley ihn los und trat einen Schritt zurück, wobei er eine Hand auf Daniels Schulter ruhen ließ.

»Mein lieber, lieber Freund«, sprudelte Ashley hervor. »Ich möchte Ihnen aus tiefstem Herzen danken für alles, was Sie getan haben. Sie sind ein Prachtexemplar Ihres Berufsstandes.«

»Nun, danke, dass Sie das sagen«, murmelte Daniel. Er spürte, dass er rot wurde, und es war ihm peinlich.

Da kam Carol aus ihrem Zimmer und rettete Daniel. »Ich wollte gerade gehen«, rief Daniel ihr zu.

»Schlafen Sie sich ordentlich aus!«, ordnete Ashley an, ganz so, als wäre er der Arzt. Er versetzte Daniel einen Klaps auf den Rücken, der so heftig war, dass Daniel einen Ausfallschritt machen musste, um das Gleichgewicht zu halten. Dann drehte Ashley sich um und kehrte zu seinem Platz an der Balustrade zurück, wo er dieselbe meditative Haltung einnahm wie vorhin.

Carol begleitete Daniel zur Tür. »Muss ich noch etwas Bestimmtes beachten oder machen?«, fragte sie.

»Nichts, was ich Ihnen nicht schon gesagt habe«, meinte Daniel. »Er macht ja einen sehr guten Eindruck. Es geht ihm auf jeden Fall besser, als ich erwartet habe.«

»Sie können sehr stolz auf sich sein.«

»Tja, nun ja, kann sein«, stammelte Daniel. Er wusste nicht genau, ob sie sich damit auf Ashleys momentanen Zustand bezog oder ob es eine sarkastische Bemerkung angesichts der

Komplikationen war. Ihrem Tonfall war das ebenso wenig zu entnehmen wie ihrem breiten, ausdruckslosen Gesicht.

»Worauf genau soll ich denn achten?«, wollte Carol wissen.

»Auf jede Veränderung in seinem Gesundheitszustand oder seinem Verhalten. Ich weiß, dass Sie keine medizinische Ausbildung haben, also bemühen Sie sich eben, so gut Sie können. Es wäre mir lieber gewesen, wenn er die heutige Nacht in der Klinik verbracht hätte, da wir dort seine lebenswichtigen Funktionen besser überwachen können, aber es sollte nicht sein. Er hat einen sehr starken Willen.«

»Und das ist noch untertrieben«, erwiderte Carol. »Ich passe auf ihn auf, wie gewöhnlich. Soll ich ihn nachts irgendwann wecken oder etwas in der Richtung?«

»Nein, ich glaube nicht, dass das nötig sein wird, so, wie es ihm jetzt geht. Aber falls es irgendwelche Schwierigkeiten geben sollte oder Sie eine Frage haben, dann rufen Sie mich bitte an, egal, wie spät es ist.«

Carol machte Daniel die Tür auf und hinter ihm wieder zu, ohne noch ein Wort zu sagen. Einen Augenblick lang hielt Daniel den Blick starr auf die geschnitzten Meerjungfrauen gerichtet. Er war Naturwissenschaftler durch und durch und wusste, dass Psychologie alles andere als seine Stärke war. Menschen wie Carol Manning waren der Beweis dafür. Sie brachte ihn irgendwie durcheinander. Im einen Augenblick schien sie die perfekte, treu ergebene Assistentin zu sein, während sie schon kurze Zeit später den Eindruck machte, als hinge ihr ihre untergeordnete Rolle zum Hals heraus. Daniel seufzte. Zumindest das war nicht sein Problem, vorausgesetzt, sie kümmerte sich in der Nacht um den Senator.

Auf dem kurzen Weg zu der Suite, die er gemeinsam mit Stephanie bewohnte, wandten sich Daniels Gedanken wieder der schlagartigen Besserung von Ashleys Parkinson-Erkrankung zu. Er war in vielerlei Hinsicht ratlos, aber gleichzeitig hochofren, und er konnte es kaum abwarten, die

Neuigkeiten mit Stephanie zu teilen. Er machte die Tür auf und wunderte sich, dass sie nicht da war, auch nicht im Schlafzimmer. Dann hörte er die Dusche.

Als Daniel das Badezimmer betrat, wurde er in dichten Nebel gehüllt, als ob Stephanie schon eine halbe Stunde lang unter der Dusche stand. Er klappte den Toilettendeckel herunter und setzte sich darauf. Jetzt konnte er Stephanies Umrisse hinter der beschlagenen Milchglasscheibe der Duschkabine erkennen. Es sah so aus, als stünde sie völlig regungslos unter dem voll aufgedrehten Duschstrahl.

»Geht es dir gut?«, rief Daniel.

»Besser«, rief Stephanie zurück.

»Besser?«, fragte sich Daniel im Stillen. Er hatte keine Ahnung, was sie damit meinte, obwohl... jetzt fiel ihm wieder ein, dass sie den ganzen Nachmittag über eher schweigsam gewesen war. Auch ihre scheinbar unsensible Reaktion auf Carols Angebot, mit ihr mitzufahren, kam ihm wieder in den Sinn. Andererseits, das musste er zugeben, hätte er in der umgekehrten Situation ähnlich reagiert. Der Unterschied lag darin, dass Stephanie im Gegensatz zu ihm in der Regel auf die Bedürfnisse anderer Leute Rücksicht nahm. Daniel hielt sich selbst nicht gerade für rücksichtslos oder unfreundlich, aber es war ihm eben egal. Die Leute mussten begreifen, dass er sich mit so vielen wichtigeren Dingen beschäftigen musste, dass er nicht auch noch auf gesellschaftliche Konventionen achten konnte.

Daniel überlegte, ob er sich an der Minibar etwas zu trinken holen sollte oder nicht. In vielerlei Hinsicht war das einer der stressigsten Tage seines Lebens gewesen. Schließlich beschloss er, sitzen zu bleiben. Er wollte Stephanie unbedingt von Ashley berichten, der Drink konnte noch warten. Aber Stephanie rührte sich nicht.

»He, du da drin!«, brüllte Daniel schließlich. »Kommst du jetzt raus oder was?«

Stephanie machte die Tür einen Spaltbreit auf. Dampf quoll heraus. »Tut mir Leid. Willst du auch noch duschen?«

Daniel wischte sich die Wassertropfen vom Gesicht. Das Badezimmer hatte sich in ein Dampfbad verwandelt. »Nein, ich warte auf dich. Ich möchte mit dir reden.«

»Na ja, vielleicht solltest du lieber nicht warten. Ich weiß nicht so recht, ob ich in der Stimmung bin zu reden.«

Daniel spürte, wie die Wut in ihm kochte. Stephanies Reaktion passte ihm ganz und gar nicht. Nach all dem, was am heutigen Tag geschehen war, brauchte er ein bisschen Beistand, den er sich auch redlich verdient hatte. Das war doch wirklich nicht zu viel verlangt. Abrupt stand er auf, verließ das Badezimmer und knallte die Tür ins Schloss. Finster vor sich hin brütend, holte er sich ein kaltes Bier. Noch mehr Ärger konnte er jetzt wirklich nicht gebrauchen. Er ließ sich auf das Sofa fallen und nippte an seinem Bier. Als Stephanie dann in ein Handtuch gehüllt aus dem Badezimmer trat, hatte er sich wieder beruhigt.

»Mir ist schon klar, dass du wütend bist, so, wie du die Tür zugeknallt hast«, sagte Stephanie in ruhigem Ton. Sie stand in der Schlafzimmertür. »Ich möchte nur, dass du weißt, dass ich emotional und körperlich absolut ausgelaugt bin. Ich muss unbedingt schlafen. Wir sind heute Morgen um fünf aufgestanden, um den Eingriff vorzubereiten.«

»Ich bin auch müde«, sagte Daniel. »Ich wollte dir nur sagen, dass Ashley unglaubliche Fortschritte gemacht hat. Seine Parkinson-Symptome haben sich auf mysteriöse Weise schon jetzt stark gebessert.«

»Das ist schön«, sagte Stephanie. »Leider ändert das nichts an der Tatsache, dass die Implantation schief gelaufen ist.«

»Vielleicht ist sie ja doch nicht schiefgelaufen!«, entgegnete Daniel. »Ich sag's dir, du wirst absolut verblüfft sein. Er hat sich vollkommen verändert.«

»Das hat er mit Sicherheit. Wir haben aus Versehen eine Horde anomaler Dopamin produzierender Zellen irgendwo in seinen Schläfenlappen gespritzt. Ein erfahrener Neurochirurg ist fest überzeugt davon, dass er eine schwere Schläfenlappen-Epilepsie davontragen wird. Für Ashley wird das noch schlimmer werden als Parkinson.«

»Aber seit diesem Anfall im OP hat er keinen mehr gehabt. Ich sage dir, es geht ihm ganz hervorragend.«

»Er hat *noch* keinen Anfall gehabt.«

»Falls es Schwierigkeiten gibt, dann können wir immer noch so verfahren, wie ich es Dr. Nawaz vorgeschlagen habe.«

»Du meinst mit dem zytotoxischen Mittel in Verbindung mit dem monoklonalen Antikörper?«

»Genau.«

»Das kannst du gerne machen, wenn du unbedingt willst und wenn es dir gelingt, Ashley zu einem solch tollkühnen Experiment zu überreden, aber ein ›wir‹ wird es dabei nicht geben. Ich werde mich nicht daran beteiligen. Wir haben dieses Verfahren noch nicht einmal an Zellkulturen ausprobiert, von Tierversuchen ganz zu schweigen. Insofern wäre das ein Quantensprung, der ethisch noch weniger zu vertreten ist als alles, was wir bisher schon gemacht haben.«

Daniel starrte Stephanie an. Er spürte, wie die Wut erneut in ihm aufwallte. »Auf welcher Seite stehst du eigentlich?«, fragte er heftig. »Wir haben uns zum Ziel gesetzt, Ashley zu heilen und dadurch das HTSR-Verfahren und CURE vor dem Untergang zu retten, und bei Gott, genau das werden wir auch schaffen.«

»Ich glaube, ich schlage mich auf die Seite derjenigen, die sich weniger stark von ihren eigenen Interessen leiten lassen«, sagte Stephanie. »Als wir heute gemerkt haben, dass der OP nicht mit dem notwendigen Röntgengerät ausgestattet ist, da hätten wir den Eingriff stoppen müssen. Wir haben zu unserem eigenen Vorteil mit dem Leben eines Menschen gespielt.«

Dann, als Daniel rot wurde und den Mund zu einer Erwiderung öffnete, hob sie die Hände. »Lass uns hier abbrechen, wenn es recht ist«, fügte sie noch hinzu. »Es tut mir Leid, aber jetzt ist es genau die Diskussion geworden, zu der ich mich heute einfach nicht mehr in der Lage fühle. Wie gesagt, ich bin völlig erschöpft. Vielleicht kann ich das Ganze morgen Früh schon wieder anders sehen. Wer weiß?«

»Prima!«, sagte Daniel sarkastisch und winkte ab. »Geh ins Bett!«

»Kommst du auch?«

»Ja, vielleicht«, sagte Daniel verärgert. Er stand auf und ging zur Minibar. Er brauchte noch ein Bier.

Daniel wusste nicht genau, wie oft das Telefon schon geläutet hatte, da sein erschöpfter Geist das Klingeln in seinen Alptraum integriert hatte. Er träumte, er sei wieder ein Medizinstudent und das Telefon war etwas Furchteinflößendes. Damals war er oft zu Notfällen gerufen worden, für die er gar nicht ausgebildet gewesen war.

Als Daniel dann endlich die Augen aufschlug, war das Läuten verstummt. Er setzte sich auf, blickte zu dem jetzt schweigenden Telefon auf dem seitlich stehenden Tischchen hinüber und fragte sich, ob es wirklich geläutet hatte oder ob er das nur geträumt hatte. Dann schossen seine Blicke durch den Raum und er versuchte sich zu orientieren. Er befand sich im Wohnzimmer, war immer noch angezogen und alle Lichter brannten. Nach den zwei Bieren war er tief und fest eingeschlafen.

Die Schlafzimmertür ging auf. Stephanie, bekleidet mit einem kurzen Seidenpyjama, stand mit zusammengekniffenen Augen da und blinzelte ins Licht. »Carol Manning ist am Telefon«, sagte sie mit schlaftrunkener Stimme. »Sie ist ziemlich aufgeregt und möchte mit dir sprechen.«

»Oh, nein!«, sagte Daniel beunruhigt. Er nahm die Füße vom Couchtisch. Er hatte sogar noch seine Schuhe an. Im Sitzen beugte er sich der Länge nach über das Sofa und hob den Telefonhörer ab. Stephanie blieb in der Tür stehen und hörte zu.

»Ashley benimmt sich merkwürdig«, platzte Carol ins Telefon, nachdem Daniel sich gemeldet hatte.

»Was macht er denn?«, fragte Daniel. Die alte aus der Ausbildung vertraute Angst vor der eigenen Unfähigkeit im Angesicht eines Notfalls überfiel ihn wieder. Daniel hatte sich schon so viele Jahre nicht mehr mit der klinischen Medizin befasst, dass er das meiste verlernt hatte.

»Es ist weniger das, was er macht, als vielmehr das, worüber er sich beschwert. Verzeihen Sie bitte die Ausdrucksweise, aber er sagt, er riecht Schweinescheiße. Sie haben gesagt, dass es wichtig sein könnte, wenn er ein seltsames Geruchsempfinden hat.«

Daniel spürte, dass ihm das Herz stehen blieb, und sein vorhin gezeigter Optimismus schwand dahin. Jetzt hatte er nicht die Spur eines Zweifels mehr, dass Ashley eine Aura hatte, die einen weiteren Schläfenlappen-Anfall ankündigte.

Im selben Augenblick schwand auch der letzte Rest von Daniels Vertrauen in seine eigene medizinische Kompetenz, da ihm klar wurde, dass er einen Anfall bekämpfen musste, der nach den Vorhersagen Dr. Nawaz' schlimmer werden würde als der erste. »Hat er sich aggressiv oder sonst irgendwie streitsüchtig verhalten?«, fragte Daniel nervös. Fieberhaft blickte er sich nach dem schwarzen Täschchen mit dem Beruhigungsmittel und den Spritzen um. Gott sei Dank, es lag auf dem Tisch im Foyer.

»Streitsüchtig wäre zu viel gesagt, aber er ist gereizt. Andererseits benimmt er sich schon seit einem Jahr ziemlich gereizt.«

»Okay, bleiben Sie ganz ruhig«, sagte Daniel, und seine Worte waren genauso an Carol wie an ihn selbst gerichtet. »Ich komme sofort zu Ihnen aufs Zimmer.« Er schaute auf seine Armbanduhr. Es war halb drei Uhr morgens.

»Wir sind nicht auf unserem Zimmer«, sagte Carol.

»Wo sind Sie denn dann, verdammt nochmal?«

»Wir sind im Casino«, ließ sich Carol kleinlaut vernehmen.

»Ashley hat darauf bestanden. Ich konnte nichts dagegen machen, obwohl ich es versucht habe. Ich habe Sie nicht angerufen, weil mir klar war, dass Sie auch nichts dagegen machen können. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, dann gibt es keine Diskussionen. Ich meine, immerhin ist er Senator.«

»Großer Gott!«, stöhnte Daniel. Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Haben Sie versucht, ihn zurück auf sein Zimmer zu bekommen, nachdem er den Schweinefurz gerochen hat?«

»Das habe ich vorgeschlagen, aber er hat gesagt, ich soll rausgehen und in das Haifischbecken springen.«

»Okay! Wo im Casino sind Sie jetzt genau?«

»Wir sitzen vor einer Reihe Spielautomaten an der Meeresfront, hinter den Roulettetischen.«

»Ich komme sofort runter. Wir müssen ihn zurück auf sein Zimmer schaffen!«

Daniel sprang auf die Füße und schaute zu Stephanie hinüber, aber sie war schon wieder im Schlafzimmer verschwunden. Hastig stürzte er zur Tür und schaute hinein. Stephanie zog ihren Pyjama aus und die Kleider an.

»Warte!«, rief sie. »Ich komme mit. Wenn Ashley so einen ähnlichen Anfall bekommt wie im Operationssaal, dann brauchst du so viel Unterstützung wie möglich.«

»Okay«, sagte Daniel. »Wo ist das Handy?«

Stephanie nickte in Richtung Kommode, während sie hastig ihre Bluse zuknöpfte.

»Steck es ein! Wo sind die Telefonnummern von Newhouse und Nawaz?«

»Hab ich hier«, sagte Stephanie und zog die Hose an. »In meiner Tasche.«

Daniel lief zu dem Medizintäschchen. Er zog zur Sicherheit noch einmal den Reißverschluss auf. Der Anblick des Röhrchens und der Spritzen hatte etwas Beruhigendes. Jetzt kam es darauf an, Ashley die Medikamente zu verpassen, bevor das Unglück seinen Lauf nehmen konnte.

Stephanie tauchte in der Schlafzimmertür auf. Sie kämpfte immer noch mit ihren Schuhen und stopfte dabei die Bluse in die Hose. Als sie bei Daniel angekommen war, hatte er schon die Tür zum Flur geöffnet. Gemeinsam rannten sie zum Fahrstuhl.

Nachdem er die Abwärtstaste gedrückt hatte, nahm Daniel Stephanie das Handy ab, gab ihr das Medikamententäschchen und wählte Dr. Nawaz' Nummer.

»Komm schon«, sagte Daniel, während das Telefon läutete und läutete. Gerade als der Fahrstuhl ankam, meldete sich Dr. Nawaz mit schläfriger Stimme.

»Hier spricht Dr. Lowell«, sagte Daniel. »Es kann sein, dass wir gleich keine Verbindung mehr haben, weil ich jetzt in einem Fahrstuhl bin.« Stephanie hatte die Erdgeschossstaste gedrückt und die Türen schlossen sich. »Können Sie mich verstehen?«

»Schlecht«, sagte Dr. Nawaz. »Was ist los?«

»Ashley hat eine olfaktorische Aura«, sagte Daniel. Er beobachtete die Stockwerksanzeige. Angeblich war das ein Hochgeschwindigkeitsfahrstuhl, aber die Zahlen schienen nur quälend langsam kleiner zu werden.

»Wer ist Ashley?«, wollte Dr. Nawaz wissen.

»Ich meine Mr Smith«, sagte Daniel. Er schaute zu Stephanie hinüber, die mit den Augen rollte. Für sie war das nur eine

weitere kleine Episode in dieser sich permanent fortsetzenden und unkomischen Komödie.

»Ich bin in etwa zwanzig Minuten in der Klinik. Ich rate Ihnen, Dr. Newhouse anzurufen. Wie gesagt, ich vermute, dass dieser Anfall schlimmer wird als der erste, besonders, wenn man bedenkt, wo diese Zellen sich aufhalten. Am besten wäre es, wir hätten dasselbe Team wieder zusammen.«

»Ich rufe Dr. Newhouse an, aber wir sind nicht in der Klinik.«

»Wo sind Sie dann?«

»Wir sind im Atlantis Resort auf Paradise Island. Der Patient befindet sich im Augenblick im Casino, aber wir werden versuchen, ihn auf sein Zimmer zurückzuschaffen, das auf den Namen Carol Manning registriert ist. Es ist die Poseidonsuite.«

Die sich anschließende Stille dauerte mehrere Stockwerke lang.

»Sind Sie noch dran?«, sagte Daniel.

»Ich weiß nicht, ob ich das wirklich glauben soll, was ich da gerade gehört habe. Vor ungefähr zwölf Stunden hatte dieser Mann einen operativen Eingriff mit Schädelöffnung. Was, zum Teufel, macht er im Casino?«

»Es würde zu lange dauern, Ihnen das zu erklären.«

»Wie viel Uhr ist es jetzt?«

»Zwei Uhr fünfunddreißig. Ich weiß, es klingt nicht besonders originell, aber als wir Mr Smith hierher gebracht haben, da hatten wir keine Ahnung, dass er ins Casino gehen wollte. Er hat seinen eigenen Kopf und einen extrem starken Willen.«

»Hat er neben der Aura schon andere Symptome gezeigt?«

»Ich habe ihn selbst noch nicht gesehen, aber ich glaube nicht.«

»Holen Sie ihn lieber aus diesem Casino raus. Sonst kann es sein, dass es eine schreckliche Szene gibt.«

»Wir sind gerade auf dem Weg dahin.«

»Ich komme, so schnell ich kann. Dann schaue ich zuerst im Casino nach. Wenn Sie da nicht sein sollten, gehe ich davon aus, dass Sie auf dem Zimmer sind.«

Daniel beendete das Gespräch und wählte Dr. Newhouses Nummer. Wie bei Dr. Nawaz musste das Telefon auch hier sehr oft klingeln. Doch als Dr. Newhouse endlich abgenommen hatte, klang er, im Gegensatz zu Dr. Nawaz, frisch und munter, als wäre er schon wach gewesen.

»Tut mir Leid, dass ich Sie belästigen muss«, sagte Daniel, während die Fahrstuhltüren im Erdgeschoss aufgingen.

»Kein Problem. Ich bin Anästhesist und habe regelmäßig Bereitschaftsdienst. Da bin ich an Anrufe mitten in der Nacht gewöhnt. Was ist los?«

Während Daniel durch die Eingangshalle in Richtung Casino lief, das sich im Zentrum des gewaltigen Komplexes befand, erläuterte er Dr. Newhouse die Situation. Dieser reagierte genau wie Dr. Nawaz, und auch er sagte, dass er sofort kommen wolle. Nach Beendigung des Gesprächs tauschte Daniel das Handy gegen das schwarze Medikamententäschchen.

Als sie das Casino erreicht hatten, wechselten Daniel und Stephanie vom Laufschrift in ein schnelles Gehen. Trotz der späten Stunde war das Leben hier in vollem Gang, es war deutlich voller, als sie erwartet hatten. Die dicken, rotschwarzen Teppiche, die mächtigen Kristallleuchten und die elegant gekleideten Croupiers boten einen farbenprächtigen Anblick. Daniel und Stephanie bahnten sich einen Weg durch das Gewimmel, vorbei an den Roulettetischen, die in der Mitte des geräumigen Saales aufgebaut waren. Es dauerte nicht lange, bis sie die von Carol beschriebene Reihe mit den Spielautomaten gefunden hatten. Kaum hatten sie sie erreicht, da entdeckten sie auch Ashley. Carol stand direkt hinter ihm und war sichtlich erleichtert, als sie sah, dass sie Hilfe bekam.

Ashley saß vor einem der Spielautomaten und hatte einen ansehnlichen Stapel mit Münzen vor sich auf dem Tresen stehen. Er trug noch immer sein lächerliches Touristenkostüm. Auch der Stirnverband war noch an seinem Platz. Der rötliche Widerschein des Teppichs milderte seine Blässe ein wenig. Die Automaten in seiner unmittelbaren Umgebung waren nicht besetzt.

Ashley warf eine Münze nach der anderen in den Automaten. Dazu wäre er am gestrigen Tag noch nicht in der Lage gewesen. Sobald die inneren Räder aufhörten sich zu drehen, fiel schon die nächste Münze in den Schlitz und der Hebel wurde heruntergedrückt. Ashley machte den Eindruck, als sei er von den nur verschwommen erkennbaren Obstbildern wie hypnotisiert.

Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, ging Daniel direkt auf Ashley zu, packte ihn an der linken Schulter und drehte ihn um. »Herr Senator! Wie schön, Sie zu sehen!«

Ashley blickte Daniel mit zusammengekniffenen Augen an. Sein Blick war unbewegt, die Pupillen groß. Die normalerweise sorgfältig gekämmten Haare waren zerzaust, als hätte jemand absichtlich darin herumgewühlt, was ihm ein wildes Aussehen verlieh.

»Nimm deine Hand da weg, du kleiner Scheißer«, grollte Ashley ohne jede Spur eines Akzents.

Daniel gehorchte sofort. Die für Ashley untypische Gossensprache erinnerte ihn an den Ausbruch im Operationssaal und versetzte ihn in Angst und Schrecken. Das Letzte, was er wollte, war, den Senator zu provozieren und so den Ausbruch des Anfalls noch zu beschleunigen. Er blickte Ashley direkt in die Augen, ohne dass er irgendeine Verbindung zu ihm herstellen konnte. Nichts an Ashley verriet, dass er Daniel erkannte. Einen Herzschlag lang verharren sie beide regungslos, während Daniel in Windeseile überlegte, ob er ihm die Medikamente jetzt auf der Stelle geben sollte. Er

entschied sich dagegen, weil er befürchtete, es könnte nicht klappen und würde alles nur noch schlimmer machen.

»Carol hat mir erzählt, Sie hätten einen unangenehmen Geruch wahrgenommen«, setzte Daniel an. Er war sich unsicher, was er sagen oder wie er weiter vorgehen sollte.

Ashley winkte geringschätzig ab und nickte dann. »Ich glaube, das war die Nutte da drüben in dem sexy roten Kleid. Deshalb bin ich ja an diesen Automaten hier gegangen.«

Daniel blickte an der Reihe der Spielautomaten entlang. Dort stand eine junge Frau in einem roten Kleid, das, vor allem wenn sie den Hebel des Spielautomaten bediente, ein bemerkenswertes Dekolleté offenbarte. Daniel richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Ashley, der seine Beschäftigung an dem Spielautomaten wieder aufgenommen hatte und unentwegt Geldstücke hineinwarf.

»Dann riechen Sie es jetzt also nicht mehr?«

»Bloß noch ein bisschen, seitdem ich mich von dieser Schlampe weggewetzt habe.«

»Nun ja, das ist gut«, sagte Daniel und gestattete sich einen Funken Hoffnung, dass die Aura sich vielleicht verflüchtigte, ohne dass der Anfall weiter voranschritt. Aber trotzdem wollte er, dass Ashley wieder zurück in die Poseidonsuite ging. Falls es im Casino zu einer Szene kam, dann würde die ganze Affäre zweifellos in allen Einzelheiten in den Medien ausgebreitet werden.

»Herr Senator, ich möchte Ihnen auf Ihrem Zimmer etwas zeigen.«

»Verpiss dich, ich hab zu tun.«

Daniel schluckte nervös. Sein gerade erst aufkeimendes Hoffnungspflänzchen verkümmerte sofort wieder, als er erkannte, dass Ashleys Stimmung und sein Verhalten schon jetzt alles andere als normal waren, auch wenn es noch nicht völlig aus dem Rahmen fiel. Verzweifelt suchte er nach einer

Möglichkeit, wie er Ashley in seine Suite locken konnte, aber es fiel ihm nichts ein.

Da plötzlich zog Carol Daniel am Ärmel und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Daniel zuckte mit den Schultern. Er war bereit, alles zu versuchen, und sei es noch so lächerlich. »Herr Senator. Auf Ihrem Zimmer steht eine volle Kiste mit Bourbon.«

Mit einer Schnelligkeit, die zuversichtlich stimmte, ließ Ashley den Hebel des Spielautomaten los, drehte sich um und schaute zu Daniel hinauf. »Ach, Herr Doktor, das ist aber eine Überraschung, Sie hier zu sehen«, sagte er. Sein Akzent war jetzt wieder zurückgekehrt.

»Die Freude ist ganz meinerseits, Sir. Ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, dass in Ihrem Zimmer eine Kiste Bourbon für Sie abgegeben wurde. Sie müssen nach oben kommen und den Empfang quittieren.«

Zu Daniels Erleichterung ließ sich Ashley sofort von dem Hocker gleiten, der vor dem Spielautomaten im Boden verankert war, und stand auf. Es musste ihm kurz schwindelig geworden sein, da er schwankte, bevor er sich an der Ecke des Tresens festhalten konnte. Daniel griff nach seinem Oberarm, um ihn zusätzlich zu stützen. Ashley blinzelte, schaute Daniel an und lächelte zum ersten Mal seit dessen Ankunft.

»Lassen Sie uns gehen, junger Mann«, sagte Ashley. »Den Empfang einer Kiste Bourbon zu quittieren, das ist es einem Burschen vom Lande wert, ein Spiel zu unterbrechen. Carol, meine Liebe, wenn Sie sich bitte um meinen Zaster kümmern wollen!«

Die Hand weiterhin um Ashleys Oberarm gelegt, führte Daniel den Senator von den Spielautomaten weg. Er war Carol dankbar für ihren Vorschlag, auf den er selber nie gekommen wäre, und zwinkerte ihr zu, als ihre Blicke sich kurz begegneten. Während Carol hastig Ashleys Münzen

einsammelte, begleiteten Daniel und Stephanie den Senator durch die Massen der Spielwütigen.

Es lief alles glatt, bis sie vor den Fahrstühlen angelangt waren und kurz warten mussten. Als hätte sich eine Wolke vor die Sonne geschoben, so plötzlich verschwand Ashleys Lächeln aus seinem Gesicht. An seine Stelle trat ein finsterer Blick. Daniel hatte das Mienenspiel des Senators beobachtet und die Verwandlung bemerkt. Er wollte ihn gerade fragen, woran er dachte, ließ es aber sein aus Angst, den Status quo zu gefährden. Sein Gefühl sagte ihm, dass Ashleys Verbindung zur Realität und damit auch seine Selbstkontrolle nur noch an einem seidenen Faden hing.

Unglückseligerweise betraten außer ihnen noch zwei Paare den Fahrstuhl. Ashley hatte sie über Daniels Schulter hinweg bereits gesehen. Jemand drückte auf die Taste für den dreißigsten Stock. Daniel unterdrückte einen Fluch. Er hatte gehofft, dass sie den Fahrstuhl für sich alleine hatten. Die Angst, dass Ashleys Verhalten in der Gegenwart von Fremden vollkommen aus der Bahn geraten könnte, verursachte ihm Herzrasen. Auf seiner Stirn bildeten sich Schweißtropfen. Für den Bruchteil einer Sekunde blickte er zu Stephanie hinüber. Sie wirkte genauso entsetzt wie er.

Als er sich wieder auf Ashley konzentrierte, da musterte der Senator die beiden beschwipsten Paare, die sich ausgelassen und aufreizend benahmen, bereits mit wütenden Blicken.

Daniel öffnete den Reißverschluss des Medikamententäschchens. Er betrachtete das Glasröhrchen und die Spritzen und überlegte, ob er schon eine Kanüle aufziehen sollte. Das Problem war, dass die anderen ihn dabei beobachten konnten und möglicherweise erschrecken.

»Na, was gibt's denn, Opa?«, fragte eine der Frauen neckisch, nachdem sie Ashleys feindseligen, starren Blick bemerkt hatte. »Bist du neidisch, Alterchen? Möchtest wohl auch gerne was erleben?«

»Fick dich, du Schlampe!«, keifte Ashley.

»He, so redet man aber nicht mit einer Dame«, platzte der Begleiter der Frau heraus. Er schob sie zur Seite und baute sich vor Ashley auf.

Ohne die Folgen zu bedenken, quetschte sich Daniel zwischen die beiden. Er konnte die Knoblauch-Alkohol-Fahne des Mannes genauso riechen, wie er Ashleys Blicke auf seinem Hinterkopf spürte.

»Ich entschuldige mich für meinen Patienten«, sagte Daniel.
»Ich bin Arzt, und der Herr hier ist krank.«

»Wenn er sich nicht bei meiner Frau entschuldigt, dann ist er gleich noch sehr viel kränker«, drohte der Mann. »Was fehlt ihm denn, vielleicht ein paar Tassen aus seinem Schrank?« Der Mann lachte spöttisch, während er versuchte, an Daniel vorbei einen besseren Blick auf Ashley zu bekommen.

»So etwas Ähnliches«, sagte Daniel.

»Nutte!«, rief Ashley, während er eine obszöne Geste in Richtung der Frau machte.

»So, das reicht jetzt!«, schimpfte der Mann. Er versuchte mit der einen Hand, Daniel zur Seite zu schieben, während er die andere zur Faust geballt hatte.

Stephanie fiel ihm in den Arm. »Der Doktor hat Recht«, versicherte sie ihm. »Der Herr ist nicht bei Sinnen. Wir bringen ihn auf sein Zimmer, um ihm seine Medikamente zu geben.«

Der Fahrstuhl hatte den dreißigsten Stock erreicht und die Türen glitten zur Seite.

»Vielleicht sollten Sie ihm lieber ein neues Gehirn verpassen«, sagte der Mann, während seine lachenden Begleiter ihn aus dem Fahrstuhl zerren. Er riss sich los und blieb starren Blickes so lange stehen, bis die Türen sich wieder geschlossen hatten.

Daniel und Stephanie tauschten einen nervösen Blick. Die Katastrophe hatte sich gerade noch einmal verhindern lassen. Daniel schaute Ashley an, der mit den Lippen schmatzte, als

hätte er einen unangenehmen Geschmack im Mund. Die Fahrstuhltüren glitten im zweiunddreißigsten Stockwerk zur Seite.

Mit Carol an Ashleys einem und Daniel an seinem anderen Arm schafften sie es, ihn aus dem Fahrstuhl heraus und den Flur hinunter zu bugsieren. Er wehrte sich zwar nicht, aber er bewegte sich wie ein Roboter. Vor der Meerjungfrauentür ließ Carol Ashley so lange los, bis sie die Schlüsselkarte hervorgeholt und Stephanie gegeben hatte, die dann die Tür öffnete. Als Daniel und Carol Ashley vorwärts schieben wollten, schüttelte er sie ab und ging ohne Hilfe hinein.

»Dem Himmel sei Dank«, sagte Stephanie, während sie die Tür ins Schloss drückte.

Außer dem Kronleuchter im Foyer brannte nur noch eine Schreibtischlampe in dem großen Zimmer. Der Rest der Suite lag im Schatten. Die Vorhänge waren offen, ebenso die Glaspaneele. Jenseits des Balkons wölbte sich ein sternenübersäter Himmel über dem dunklen Meer. Auf dem Couchtisch wiegten sich frische Schnittblumen sanft in der nächtlichen Brise.

Ashley ging weiter. Wenige Schritte vom Couchtisch entfernt blieb er regungslos stehen und schaute auf den Balkon hinaus. Carol schaltete noch weitere Lichter ein, damit es richtig hell wurde, und ging dann zu Ashley. Vielleicht konnte sie ihn ja dazu bewegen, sich zu setzen.

Daniel schüttete den Inhalt des Medikamententäschchens auf einen der kleinen, farblich aufeinander abgestimmten Konsoltische im Foyer. Mit unsicheren Fingern versuchte er, eine Spritzenpackung aufzureißen, während Stephanie die Schutzkappe entfernte, die über den Gummipfropfen des Röhrchens mit dem Medikament gestülpt war.

»Was willst du machen, wenn er sich wehrt?«, flüsterte Stephanie.

»Ich habe keinen blassen Schimmer«, gestand Daniel. »Hoffentlich sind Dr. Nawaz und Dr. Newhouse bald da und können uns helfen.« Er musste die Zellophanverpackung mit den Zähnen aufreißen.

»Der Senator macht ein Gesicht wie vorhin, als er die Schweineexkrementen gerochen hat«, rief Carol aus dem anderen Zimmer herüber.

»Versuchen Sie ihn hinzusetzen«, rief Daniel zurück. Endlich hatte er die Spritze aus der Plastikhülle gezerzt und warf die Verpackung weg.

»Das habe ich schon versucht«, sagte Carol. »Aber er weigert sich.«

Ein lautes Krachen im anderen Zimmer ließ Daniels und Stephanies Köpfe herumfahren. Carol rappelte sich gerade wieder vom Boden auf, nachdem sie gegen einen der Tische gestoßen worden war. Dabei war die darauf stehende Keramiklampe heruntergefallen und in tausend Stücke zerborsten. Ashley riss sich die Kleider vom Leib und warf sie kreuz und quer durch das Zimmer.

»O Gott!«, heulte Daniel. »Der Senator dreht durch.« Er schnappte sich eine der alkoholgetränkten Kompressen und riss die Verpackung auf, ließ die Komresse aber fallen, kaum dass er sie herausgeholt hatte. Er griff nach der nächsten.

»Kann ich dir helfen?«, fragte Stephanie.

»Ich hab zwei linke Hände«, gab Daniel zu. Er holte die Komresse heraus und wischte damit über den Gummiverschluss des Medikamentenröhrchens. Doch noch bevor er die Spritze einstecken konnte, gab Ashley ein lautes Quieken von sich. In höchster Panik drückte Daniel die Ampulle und die Spritze Stephanie in die Hand und stürzte ins benachbarte Zimmer, um nachzusehen. Carol stand hinter einem der Sofas und hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Ashley stand immer noch an derselben Stelle, allerdings war er jetzt abgesehen von den schwarzen Kniestrümpfen nackt. Er

stand leicht nach vorne gebückt da und starrte auf seine hohlen Hände, die er sich dicht vors Gesicht hielt.

»Was ist denn los?«, rief Daniel, als er Ashley erblickt hatte.

»Meine Hände bluten«, sagte Ashley voller Entsetzen. Er zitterte. Langsam senkte er die zitternden Hände, die Handflächen nach oben gerichtet, die Finger weit gespreizt.

Daniel schaute auf Ashleys Hände und richtete den Blick anschließend wieder auf sein Gesicht. »Ihre Hände sind völlig unverletzt, Herr Senator. Beruhigen Sie sich. Es kommt alles wieder in Ordnung. Warum setzen Sie sich nicht? Wir haben ein bisschen Medizin dabei, die wird Ihnen gut tun.«

»Wenn Sie die Wunden an meinen Händen nicht sehen können, dann tun Sie mir Leid«, bellte Ashley. »Vielleicht können Sie ja die an meinen Füßen sehen?«

Daniel blickte nach unten und wieder hinauf. »Sie tragen zwar Strümpfe, aber Ihre Füße machen einen intakten Eindruck. Setzen wir uns doch ein wenig auf das Sofa.« Daniel wollte gerade nach Ashleys Arm greifen, da stieß Ashley ihm beide Hände vor die Brust und rempelte ihn mit Gewalt zur Seite. Daniel war vollkommen überrascht, stolperte rückwärts, fiel auf den Couchtisch und zerbrach dabei die Blumenvase. Wasser und Schnittblumen verteilten sich in hohem Bogen auf dem dicken Teppich. Daniel kullerte zu Boden und fand sich, mit dem Gesicht voraus, zwischen Sofa und Tisch wieder. Carol kreischte.

Ohne die Verwüstung, die er angerichtet hatte, überhaupt wahrzunehmen, umrundete Ashley den Couchtisch auf der anderen Seite und rannte in Richtung Balkon. Auf der Schwelle blieb er abrupt stehen und hob die Arme in die Höhe, die Handflächen nach vorne gerichtet. Seine zerzausten Haare flatterten in der nächtlichen Brise, die vom Meer herüberwehte.

»Meine Güte! Er ist draußen auf dem Balkon!«, schrie Stephanie. Sie hielt die Spritze, die alkoholgetränkte Kompresse und das Röhrchen an die Brust gepresst.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht rappelte sich Daniel auf. Er rannte an Ashley vorbei auf den Balkon hinaus und baute sich zwischen dem Senator und der Brüstung auf.

»Herr Senator!«, rief Daniel und hob die Arme. »Gehen Sie ins Zimmer zurück!«

Ashley rührte sich nicht. Er hatte die Augen geschlossen, und an Stelle des Entsetzens war nunmehr ein feierlicher Ausdruck auf seinem Gesicht zu sehen.

Daniel schnippte mit den Fingern, um Stephanie auf sich aufmerksam zu machen. Mit fassungsloser Miene war sie kurz vor der Balkontür stehen geblieben. »Ist die Spritze voll?«, fragte er, ohne die Augen von Ashley zu nehmen.

»Nein!«

»Dann mach schnell!«

»Wie viel?«

»Zwei Kubik. Schnell.«

Stephanie zog die Flüssigkeit auf, steckte das Röhrchen wieder ein und schnippte mit dem Zeigefinger gegen die Spritze, damit eventuelle Luftbläschen sich verflüchtigten. Hastig trat sie auf den Balkon hinaus und reichte Daniel die Spritze. Dann betrachtete sie Ashleys friedliches Gesicht. Er wirkte wie eine Statue. Regungslos stand er da, ja, er schien nicht einmal zu atmen.

»Als wäre er zu Stein erstarrt«, sagte Stephanie.

»Ich weiß einfach nicht, ob ich ihm das intravenös oder doch lieber intramuskulär geben soll«, sagte Daniel unschlüssig. Er machte einen Schritt auf Ashley zu, noch ohne zu wissen, wie er sich entscheiden würde. Da schlug Ashley die Augen auf. Ohne jede Vorwarnung schnellte er nach vorne. Daniel warf seine Arme um Ashleys Brustkorb und stemmte sich gegen den Boden. Aber es war, als versuchte man, einen wütenden Bullen aufzuhalten. Daniels Schuhe fanden keinen Halt auf den Keramikfliesen, und als die beiden Männer gegen das Geländer

prallten, wurden sie von Ashleys Schwung über den Rand und in die Nacht hinaus geschleudert.

»Nein!« Stephanie schrie auf, stürzte zur Brüstung und schaute nach unten. Zu ihrem unbändigen Entsetzen sah sie Ashley und Daniel, vereint in einer zeitlupenhaften, taumelnden Umarmung, wie zwei Liebende in den Abgrund stürzen. Schon im nächsten Augenblick hatte sie den Blick abgewandt und sackte zu Boden, den Rücken an die kalte Steinbalustrade gelehnt.

EPILOG

Montag, 25. März 2002, 6.15 Uhr

Das leichte Morgengrauen, das vor einer halben Stunde noch kaum wahrnehmbar gewesen war, war nun deutlich erkennbar. Die Sterne waren verblasst und an ihre Stelle war ein sanftes, rosiges Glühen getreten, das den unmittelbar bevorstehenden Sonnenaufgang ankündigte. Die nächtliche Brise hatte sich gelegt. Selbst zweiunddreißig Stockwerke vom Erdboden entfernt war der unaufhörliche Gesang der Vögel zu hören.

Stephanie und Carol saßen einander auf den beiden Sofas im Wohnzimmer einer Suite gegenüber, die zwar ähnlich groß war wie die Poseidonsuite, aber nicht ganz so luxuriös ausgestattet. Schon seit Stunden saßen sie so, regungslos, sprachlos, fast schon katatonisch nach dem Schock, den Ashleys und Daniels Sturz über das Balkongeländer verursacht hatte. Carol hatte als Erste reagiert. Sie war zum Telefon gestürzt und hatte der Vermittlung in äußerster Erregung mitgeteilt, dass zwei Menschen vom Balkon der Poseidonsuite gefallen waren.

Carols entsetzte Stimme hatte Stephanie zumindest so weit mobilisiert, dass sie aufstehen konnte. Sie vermied es jedoch, über die Brüstung zu schauen, sondern rannte zur Tür und Hals über Kopf den Flur hinunter. Als sie atemlos auf den Fahrstuhl wartete, kam Carol ebenfalls an. Auf der Fahrt nach unten sprachen sie kein Wort. Sie starrten einander angesichts dessen, was sie gerade miterlebt hatten, nur ungläubig an. Beide hegten noch einen winzig kleinen Funken Hoffnung auf ein Wunder. Es war alles so schnell gegangen, dass sie es noch nicht glauben konnten.

Die beiden Frauen fuhren bis zur so genannten Ausgrabungsstätte hinunter, wo sie an riesigen beleuchteten

Aquarien vorbeilaufen mussten, in denen alle Arten von Meerestieren sowie die fantasievoll gestalteten Ruinen der geheimnisvollen Stadt Atlantis zu sehen waren. Vielleicht hätte es auch einen kürzeren Weg zum Hotelvorplatz gegeben, aber das war der einzige, den Carol kannte, und sie hatten keine Zeit zu verlieren.

Als sie in die Nacht hinaus kamen, wandten sie sich nach links, vorbei am Royal Baths Pool mit den Unterwasserscheinwerfern. Dann wurde der Weg schmaler und schlechter beleuchtet und sie mussten ihre Schritte etwas verlangsamen. Sie überquerten die Brücke über die Stachelrochenlagune und erreichten schließlich den dunklen, sorgfältig gepflegten Bereich am Fuß des Westflügels der Royal Towers. Beide Frauen waren außer Atem.

Eine Abordnung des hoteleigenen Sicherheitsdienstes hatte auf den durch Carols Anruf ausgelösten Alarm sofort reagiert und war schon da. Ein paar Männer riegelten den Bereich mit gelbem Absperrband ab, das sie von Palme zu Palme spannten. Ein breitschultriger, schwarzer Bahamaer im dunklen Anzug trat aus dem Schatten und versperrte den beiden Frauen den Weg und die Sicht.

»Tut mir Leid«, sagte er. »Es hat einen Unfall gegeben.«

»Wir wollen zu den Opfern«, platzte Stephanie heraus. Sie versuchte, einen Blick um den beleibten Mann herum zu werfen.

»Tut mir Leid, aber es ist das Beste, wenn Sie hier bleiben«, sagte der Mann. »Der Notarzt ist bereits unterwegs.«

»Notarzt?«, hakte Stephanie nach. Verzweifelt hielt sie ihren Hoffnungsfunken am Leben.

»Und die Polizei«, fügte der Mann hinzu.

»Wie geht es ihnen?«, fragte Stephanie zögernd. »Sind sie noch am Leben? Wir müssen sie sehen!«

»Madam«, sagte der Mann milde. »Sie sind aus dem zweiunddreißigsten Stockwerk gefallen. Es ist wirklich kein schöner Anblick.«

Inzwischen waren die Notarztwagen angekommen und hatten die leblosen Körper eingeladen, ebenso die Polizei, die erste Ermittlungen einleitete. Sie entdeckten die Spritze, was zunächst einmal für Aufregung sorgte, bis Stephanie erklärte, es handele sich um ein Medikament, das ein ortsansässiger Arzt verschrieben habe. Das wurde von Dr. Nawaz und Dr. Newhouse bestätigt, die kurz nach der Tragödie ebenfalls eintrafen. Die Polizei hatte die Frauen und die Ärzte hinauf in die Poseidonsuite begleitet und den Balkon und die Balustrade untersucht. Der Chefinspektor konfiszierte daraufhin die Reisepässe der Frauen und sagte, sie müssten bis zur offiziellen Feststellung der Todesursache auf den Bahamas bleiben. Außerdem ließ er die Poseidonsuite und Stephanies Suite wegen der anstehenden Ermittlungen versiegeln.

Der Dienst habende Geschäftsführer hatte vorbildliche Beherrschung, Effizienz und Mitgefühl gezeigt. Er hatte die beiden Frauen sofort und ohne weitere Fragen zu stellen in eine Suite im Ostflügel der Royal Towers verlegt, und dort saßen sie nun. Außerdem hatte er sie mit allerhand Hygiene- und Pflegeprodukten versorgt, da sie ihre eigenen ja vorübergehend nicht benutzen konnten. Dr. Nawaz und Dr. Newhouse waren noch eine Zeit lang geblieben. Dr. Newhouse hatte ihnen ein Beruhigungsmittel dagelassen, das sie bei Bedarf einnehmen konnten. Sie ließen es beide sein. Der kleine Plastikbehälter stand unberührt auf dem Couchtisch zwischen ihnen.

Stephanie hatte in Gedanken ununterbrochen die ganze Geschichte von jenem regnerischen Abend in Washington bis zu der Tragödie an diesem Morgen hin und hergewälzt. Rückblickend konnte sie kaum glauben, dass sie und Daniel sich tatsächlich auf solch ein waghalsiges Unterfangen eingelassen hatten. Noch befremdlicher aber war es, dass sie

ihren eigenen Wahnsinn nicht erkannt hatten, trotz der zahlreichen Rückschläge, die eigentlich Hinweis genug hätten sein müssen, dass ihre Entscheidung ein schrecklicher Fehler gewesen war. Sie hatten den Zweck und die Mittel gründlich verwechselt. Auch die Tatsache, dass sie ihr Tun wenigstens gelegentlich in Frage gestellt hatte, war nur ein schwacher Trost, da sie nie auf ihre Intuition gehört hatte.

Schließlich nahm Stephanie die Füße vom Couchtisch und setzte sich auf. Im Grunde wusste sie schon lange nicht mehr, wo sie stand und wer sie eigentlich war. Mit verschränkten Fingern streckte sie die Arme durch. Die Regungslosigkeit hatte ihre Glieder steif werden lassen. Nachdem sie sich mit den Fingern durch die Haare gefahren war und einmal tief ein- und wieder ausgeatmet hatte, schaute sie Carol an.

»Sie müssen erschöpft sein«, sagte Stephanie. »Ich habe ja zumindest ein paar Stunden Schlaf bekommen.«

»Es klingt vielleicht seltsam, aber ich bin nicht müde«, sagte Carol. Stephanies Vorbild folgend, streckte sie sich auch. »Ich fühle mich, als hätte ich zehn Tassen Kaffee getrunken. Ich muss ununterbrochen daran denken, wie lächerlich die ganze Geschichte von Anfang an gewesen ist, von diesem schicksalhaften Treffen in meinem Auto bis zu dieser Katastrophe jetzt.«

»Sie waren dagegen?«, fragte Stephanie.

»Natürlich! Ich habe von Anfang an versucht, es Ashley auszureden.«

»Das überrascht mich aber.«

»Wieso?«

Stephanie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß auch nicht so recht, wahrscheinlich, weil das heißt, dass wir beide ähnlich empfunden haben. Ich war auch dagegen. Ich habe versucht, es Daniel auszureden, aber leider nicht eindringlich genug.«

»Anscheinend haben wir beide eine Art Kassandrarolle eingenommen«, sagte Carol. »Vom metaphysischen

Standpunkt aus betrachtet ist das sogar absolut passend, schließlich hat sich das Ganze zu einer griechischen Tragödie ausgewachsen.«

»Wie das?«

Carol ließ ein kurzes, erschöpftes Lachen hören. »Ach, beachten Sie mich nicht weiter. Ich habe Literatur im Hauptfach studiert, und manchmal gehen meine Metaphern mit mir durch.«

»Es interessiert mich aber«, sagte Stephanie. »Wieso war das eine griechische Tragödie?«

Carol blieb einen Augenblick lang stumm und ordnete ihre Gedanken. »Wegen der Charaktere der Protagonisten«, sagte sie. »Da hätten wir also zwei Titanen, die in ihrer jeweiligen Arena kämpfen und doch von ähnlicher Hybris sind, die Großes erreicht, aber doch beide ein tragisches Laster haben. Bei Senator Butler war das die Liebe zur Macht, die von einem Mittel zum Zweck letztendlich zum Selbstzweck geworden ist. Bei Dr. Lowell war es, so nehme ich an, das Verlangen nach finanzieller und gesellschaftlicher Anerkennung, die er angesichts seines Intellekts und seiner Leistungen verdient zu haben glaubte. Als die Wege dieser beiden Männer sich gekreuzt und sie sich verschworen haben, den jeweils anderen für ihre eigenen Zwecke zu gebrauchen, da wurden sie buchstäblich von ihren tragischen Lasten zerschmettert.«

Stephanie starrte Carol an. Sie hatte die distanziert wirkende Frau immer als farblos und langweilig empfunden, als Prototyp der Befehlsempfängerin. Doch plötzlich änderte sich ihr Bild, und sie fühlte sich im Vergleich deutlich weniger intelligent und gebildet als zuvor. »Was heißt das denn, eine Cassandra zu sein?«

»In der griechischen Mythologie hatte Cassandra die Gabe der Prophetie erhalten, allerdings verknüpft mit dem Schicksal, dass niemand ihren Prophezeiungen geglaubt hat.«

»Interessant«, sagte Stephanie wenig überzeugend. »Einmal habe ich Daniel damit aufgezogen, dass er Ähnlichkeit mit Ashley hätte.«

»In gewisser Hinsicht waren sie sich wirklich ähnlich. Aber mich würde interessieren, wie Dr. Lowell auf Ihren Spott reagiert hat.«

»Wütend.«

»Das überrascht mich nicht. Senator Butler hätte auch so reagiert, wenn ich den Mut gehabt hätte, etwas Ähnliches zu äußern. Im Grunde genommen denke ich, dass die beiden gleichzeitig Bewunderung, Verachtung und Neid füreinander empfunden haben müssen. Irgendwie waren sie auf verdrehte Art und Weise Konkurrenten, typisch männlich.«

»Kann schon sein«, sagte Stephanie, während sie sich das Gesagte durch den Kopf gehen ließ. Sie war nicht hundertprozentig davon überzeugt, dass Daniel viel Bewunderung für Ashley Butler gehegt hatte, aber ihr wurde auch klar, dass sie im Augenblick nicht in der Verfassung war, um wirklich darüber nachzudenken. »Haben Sie Hunger?«, fragte sie, um das Thema zu wechseln.

Carol schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte Stephanie. Sie war erschöpft, aber schlafen konnte sie jetzt auch nicht, so viel war klar. Sie sehnte sich nach menschlicher Nähe und einem Gespräch, um sich nicht pausenlos mit dem Geschehenen zu beschäftigen. »Was haben Sie vor, wenn die Untersuchungen abgeschlossen sind und wir die Bahamas verlassen dürfen?«

»Ich weiß gar nicht, ob es überhaupt Untersuchungen geben wird, und wenn, dann höchstens oberflächlich und pro forma, hinter verschlossenen Türen.«

»Ach? Wie kommen Sie darauf?«

»Ashley Butler war ein altgedienter US-Senator und seine Partei hat im Kongress im Augenblick nur eine knappe Mehrheit. Das heißt, dass sich unverzüglich hochrangige

Regierungsvertreter der Vereinigten Staaten um die Sache kümmern werden. Ich schätze, dass das alles sehr, sehr schnell zu Ende gebracht wird, weil das im Interesse aller liegt. Ich glaube sogar, dass es starke Bestrebungen geben wird, die Affäre vor den Medien geheim zu halten, falls das irgendwie möglich ist.«

»Unglaublich!«, murmelte Stephanie, während sie sich das von Carol geschilderte Szenario vorstellte. Darauf war sie selbst nicht gekommen. Vor ihrem geistigen Auge hatte sie bereits die Schlagzeilen des *Boston Globe* gesehen, die für CURE den endgültigen Todesstoß bedeutet hätten. An die politischen Auswirkungen aufgrund von Ashleys Bekanntheitsgrad hatte sie noch gar nicht gedacht.

»Was mich betrifft«, sagte Carol, »ich fahre nach Hause und mache einen Termin mit dem Gouverneur. Er muss einen Nachfolger für Butler ernennen und ich werde ihm deutlich machen, dass ich die Qualifizierteste und deshalb auch die Geeignetste bin. Egal, ob ich dann ernannt werde oder nicht, in jedem Fall bereite ich anschließend eine Wahlkampagne vor, um bei der nächsten Wahl zur Senatorin gewählt zu werden.«

»Und was wird Ihrer Meinung nach mit der Senatsvorlage 1103 geschehen?«

»Ohne Senator Butler wird sie wahrscheinlich einfach in der Schublade verschwinden«, sagte Carol. »Sie können sich von jetzt an eher auf die republikanischen Rechtsaußen konzentrieren, die sich unter Umständen der Sache annehmen.«

»Das war von Anfang an unsere Befürchtung«, gestand Stephanie. »Die Attacke Ihres Chefs hat uns unvorbereitet getroffen.«

»So überraschend war das nicht. Mit solchen populistischen Themen hat er sich schon immer profiliert. So hat er sich seine Machtbasis gesichert. Ich nehme an, Sie haben die Heuchelei in seiner Einstellung gegenüber Dr. Lowells Verfahren bemerkt.«

»Natürlich.«

»Und was ist mit Ihnen?«, wollte Carol wissen. »Was haben Sie vor, wenn Sie Nassau verlassen haben?«

Stephanie dachte einen Augenblick lang nach. »Zunächst muss ich ein Problem mit meinem Bruder regeln. Das ist eine lange Geschichte, aber die Beziehung zwischen ihm und mir ist ebenfalls ein Opfer dieser ganzen bedauernswerten Affäre. Anschließend kümmere ich mich wahrscheinlich um das, was von CURE noch übrig geblieben ist. Bis gerade eben konnte ich mir gar nicht vorstellen, dass die Medien keinen Wind von dieser bedauerlichen Affäre bekommen und dass die Senatsvorlage 1103 möglicherweise im Ausschuss hängen bleibt. Ich bin sicherlich keine besonders gute Geschäftsfrau, aber ich denke, ich werde es versuchen. Ich glaube, das wäre auch in Daniels Sinn, besonders, wenn der Menschheit dadurch das HTSR-Verfahren geschenkt wird.«

»Nun, ich muss zugeben, dass ich mittlerweile von der Wirksamkeit von Dr. Lowells Verfahren überzeugt bin, ebenso vom Wert des therapeutischen Klonens. Ich weiß, dass es bei Senator Butlers Implantation technische Schwierigkeiten gegeben hat, aber seine Parkinson-Symptome haben sich auf jeden Fall wie durch ein Wunder gebessert.«

»Dieser unmittelbare Effekt hat uns überrascht«, gestand Stephanie. »Bei unseren Mäusen hat es nie so schnell gewirkt. Wieso es bei Ashley funktioniert hat, kann ich allerdings nicht sagen, aber ich bin fest davon überzeugt, dass der Senator gesund oder zumindest fast gesund geworden wäre, wenn die Implantation in einem vernünftig ausgestatteten Krankenhaus durchgeführt worden wäre.«

»Ich war beeindruckt.«

»Selbst angesichts einer solchen Tragödie zeigt es, wie viel versprechend diese Technologie ist. Ich bin überzeugt davon, dass sie die Zukunft der Medizin bedeutet und dass sich damit eine ganze Reihe von Krankheiten heilen lässt, immer

vorausgesetzt, dass nicht eine Hand voll Politiker das Verfahren nur aus persönlichem Interesse dem amerikanischen Volk vorenthält.«

»Nun, ich hoffe, ich bekomme die Chance, das zu verhindern«, sagte Carol. »Sollte ich an Ashley Butlers Stelle rücken, dann mache ich das zu meinem ganz persönlichen Anliegen.«

BEMERKUNGEN DES AUTORS

Ich betrachte meine Romane als »Faction«. Dieser künstlich geprägte Begriff besagt, dass Fakten und Fiktion so sehr miteinander vermischt werden, dass sie sich oft genug kaum noch unterscheiden lassen. Was bedeutet das für *Die Operation*? Die Charaktere sind, ebenso wie die Geschichte, natürlich erfunden. Auch das HTSR-Verfahren ist leider noch nicht Teil des biomedizinischen Arsenal. Aber fast alle anderen Angaben dieses Buches entsprechen den Tatsachen, einschließlich der Abschnitte über das Turiner Grabtuch, von dessen Blutflecken bereits bestimmte Gene isoliert werden konnten. Ich muss zugeben, dass das Grabtuch mich, genau wie Daniel und Stephanie, in seinen Bann geschlagen hat. Auch das von Stephanie zitierte Fachbuch existiert tatsächlich, und ich empfehle es allen, die an dem Thema interessiert sind, als Einstiegslektüre.

Es entspricht weiterhin den Tatsachen, dass sich eine ganze Anzahl von US-Politikern in die Debatte um die Biotechnologie eingeschaltet haben. Die Zahl der Entdeckungen auf diesem Gebiet ist rasant nach oben geschnellt. Es sieht in der Tat so aus, als würde das einundzwanzigste Jahrhundert der Biologie gehören, so wie das zwanzigste Jahrhundert der Physik und das neunzehnte der Chemie gehört hat. Leider haben sich meines Erachtens etliche Politiker – wie mein frei erfundener Senator Ashley Butler – eher aus Gründen der Demagogie in diese Debatte eingeschaltet, anstatt sich, wie es die Aufgabe echter Führungspersonlichkeiten wäre, für das Gemeinwohl einzusetzen. Selbst diejenigen Politiker, die diese Heilungsmethode des einundzwanzigsten Jahrhunderts aus subjektiv legitimen, ethisch-moralischen Gründen ablehnen,

würden – davon gehe ich aus – nicht zögern, sich in ein Flugzeug zu setzen und in ein Land zu reisen, in dem diese Methoden erlaubt sind, falls sie selbst oder ein Mitglied ihrer Familie an einer damit heilbaren Krankheit erkrankt wären.

Während der Anhörung im Kongress im Kapitel 2 von *Die Operation* offenbart Senator Ashley Butler seine wahren Beweggründe, indem er auf die weit verbreiteten Ängste vor Embryofarmen und atavistische Frankensteinmythologien anspielt. Der Senator weigert sich außerdem, den Unterschied zwischen reproduktivem Klonen (also dem Klonen eines bestimmten Menschen, das fast durchgängig abgelehnt wird) und therapeutischem Klonen (also dem Klonen bestimmter Zellen eines Menschen mit dem Ziel, diesen Menschen zu behandeln) anzuerkennen. Senator Butler unterstellt stattdessen, wie andere Gegner der Stammzellen- und der therapeutischen Genforschung auch, dass dazu die Zerstückelung von Embryonen notwendig sei. Daniel weist, wenn auch mit wenig Erfolg, darauf hin, dass diese Unterstellung falsch ist. Die geklonten Stammzellen werden beim therapeutischen Klonen schon im Blastozysten-Stadium gewonnen, also lange bevor sich ein Embryo herausgebildet hat. Tatsache ist, dass beim therapeutischen Klonen zu keinem Zeitpunkt ein Embryo gebildet wird und dass auch niemals etwas in einen Uterus implantiert wird.

Die meisten meiner Leser sind sich darüber im Klaren, dass meine medizinischen Thriller letztendlich ein gesellschaftliches Anliegen haben. *Die Operation* ist diesbezüglich keine Ausnahme. Hauptthema ist offensichtlich das bedauerliche Aufeinanderprallen von Politik und sich rapide entwickelnder Biotechnologie. Natürlich ist es ein Unterschied, ob man mit Hilfe einer Geschichte und ihrer Moral ein Problem skizziert oder einen konkreten Lösungsvorschlag macht. Allerdings spielt Daniel auf eine mögliche Lösung an, die ich gerne auch in unserem Land verwirklicht sehen würde. In Kapitel 6 sagt

er: »Wir [das heißt die USA] haben viele unserer Vorstellungen bezüglich der Menschenrechte, der Regierungsform und auf jeden Fall unsere Rechtsgrundlagen von den Engländern übernommen. Warum nicht auch den Umgang mit der Reproduktions- und Bioethik?«

Die Human- und Molekulargenetik wirft zahlreiche und oftmals schwierige und beängstigende ethisch-moralische Fragen auf, die 1978 durch die Geburt des ersten im Reagenzglas (»in vitro«) gezeugten Babys noch drängender geworden sind. Als Reaktion darauf hat das britische Parlament in weiser Voraussicht die Human Fertilisation and Embryology Authority (HFEA) ins Leben gerufen, die 1991 ihre Arbeit aufgenommen hat. Diese Organisation hat neben anderen Funktionen die Aufgabe, Lizenzen für reproduktionsmedizinische Kliniken zu vergeben und diese zu überwachen (etwas, was in den USA vollkommen fehlt) sowie Reproduktionstechnologien und Forschungsarbeiten zu diskutieren und dem Parlament diesbezüglich Vorschläge zu unterbreiten. Es ist bemerkenswert, dass das Gremium laut Satzung mindestens zur Hälfte aus Wissenschaftlern und Ärzten bestehen muss, die beruflich nichts mit Reproduktionstechnologien zu tun haben. Das gilt auch für den Vorsitzenden sowie seinen Stellvertreter. Der entscheidende Punkt ist, dass es den Briten gelungen ist, ein wirklich repräsentatives Gremium zu bilden, dessen Mitglieder ein breites gesellschaftliches Spektrum abdecken und die sich in einer nicht politisierten Atmosphäre mit den jeweiligen Sachthemen befassen können. 1998 hat die HFEA einen viel beachteten Bericht veröffentlicht, der eindeutig zwischen reproduktivem Klonen und therapeutischem Klonen unterscheidet. Für Ersteres wurde ein Verbot empfohlen, Zweiteres wurde als viel versprechende Möglichkeit im Kampf gegen schwere Krankheiten bezeichnet.

Die Tatsache, dass sich die Biotechnologie ganz allgemein und die reproduktive Biotechnologie im Speziellen so rasant weiterentwickeln, legt die Notwendigkeit einer Aufsicht nahe. Eine unkontrollierte Biotechnologie kann zweifellos zu einer Bedrohung für die Würde des Menschen, ja sogar für unsere Identität werden, wie es Dr. Leon Kass, der Vorsitzende des Bioethik-Beraterstabes des US-Präsidenten, ausgedrückt hat. Aber dieses Problem lässt sich nicht auf dem Wege der Parteipolitik aus der Welt schaffen. Unter diesen Voraussetzungen würde jedes Komitee unweigerlich mit Anhängern einer bestimmten politischen Richtung besetzt.

Es ist meine feste Überzeugung, dass der US-Kongress mit der Einrichtung einer überparteilichen ständigen Kommission, die, wie die britische HFEA, politische Empfehlungen ausspricht, der US-amerikanischen Öffentlichkeit einen großen Dienst erweisen würde. So könnte nicht nur der gegenwärtigen Debatte um das therapeutische Klonen auf intelligente und demokratische Weise ein Ende bereitet werden (zum Thema reproduktives Klonen gibt es ja bereits einen Konsens), man könnte auch reproduktionsmedizinische Kliniken angemessen überwachen. Es wäre sogar denkbar, dass durch einen solchen Schritt das damit in Zusammenhang stehende Thema der Abtreibung aus der politischen Debatte herausgelöst werden könnte – zu unser aller Vorteil.

Robin Cook, M.D. 12. März 2003 Naples, Florida

Blinder Ehrgeiz eint zwei Männer in einem teuflischen Pakt

Senator Ashley Butler hat nur ein Ziel:
Er will Präsident der Vereinigten Staaten werden.

Mit allen Mitteln bemüht er sich um die Gunst
der Wähler. Da kommt ihm eine Debatte um die
umstrittene Stammzellentherapie gerade recht.

Vehement kämpft er gegen jegliche Forschung
moderner Biotechnologie. Niemand ahnt,

welche Alpträume ihn plagen und dass er in

Wahrheit einen heimtückischen Plan

verfolgt, der aus Angst geboren ist.

Und diese Angst heißt Parkinson ...

Der brillante Wissenschaftler Dr. Daniel Lowell
will um jeden Preis zu Ruhm und Reichtum
gelangen. Moralische Bedenken gegen sein
Verfahren der Gentherapie kennt er nicht.

Der Gegenwind der konservativen Politik
scheint allerdings unüberwindlich.

Da eröffnet ihm ausgerechnet sein
größter Gegner einen Weg seinen

Lebenstraum zu verwirklichen.

Doch das Risiko, das er eingeht,
hat tödliche Nebenwirkungen ...

»Schockierend und provozierend.«

Associated Press